



## Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

## Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

## Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.

UC-NRLF



B 3 914 654













# Deutsche Rundschau

UNIV. OF  
CALIFORNIA

## Band CCIV

(Juli—August—September 1925)

Berlin

Deutsche Rundschau G. m. b. H.

AP30  
I45  
v.204

1877

70 1000  
40000000

**Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt  
Übersetzungsrecht vorbehalten**

# Inhaltsverzeichnis

zum

Zweihundertundvierten Bande (Juli—August—September 1925)

	Seite
Max Fischer. An der Ostküste der Adria . . . . .	1
Werner Schendell. Die taube Blume. Novelle . . . . .	17
Hermann von Rosen. Der französische Pazifismus . . . . .	27
Josef Friedrich Verkonig. Veronika Laubrecht. Novelle (Schluß) . . . . .	33
Rudolf Brandsch. Politische Ernüchterung in Rumänien . . . . .	46
Albrecht Haushofer. The Revolt against Civilization. . . . .	51
Julius Eichenwald. Dostojewski im Familienleben . . . . .	55
Robert Petsch. Dichtungswertung (Schluß) . . . . .	61
Edouard Dujardin. Die französische Literatur der Gegenwart: Die Verherrlichung von Mallarmé . . . . .	69
Vom Grenz- und Auslandsdeutschum: Feste und Arbeit . . . . .	74
Aus dem Berliner Kunstleben. . . . .	78
Aus dem Berliner Musikleben . . . . .	83
Literarische Rundschau . . . . .	88
Wirtschaftliche Rundschau . . . . .	89
Politische Rundschau . . . . .	93
Literarische Notizen . . . . .	97
Literarische Neuigkeiten . . . . .	101
F. Freiherr von der Goltz. Generalfeldmarschall Freiherr von der Goltz als Generalgouverneur in Belgien . . . . .	103
Leopold Ziegler. Metaphysik und Geisteswissenschaft . . . . .	120
Georg Britting. Monika. Erzählung . . . . .	127
Max Fischer. An der Ostküste der Adria II . . . . .	131
Otto Koellreutter. Aus der Franzosenzeit am Rhein vor 125 Jahren . . . . .	140
Werner Schendell. Die taube Blume. Novelle (Schluß) . . . . .	147
Karl Hellwig. Papst Julius II. und seine Geißel . . . . .	165
Vom Grenz- und Auslandsdeutschum: (Neue Bücher). . . . .	173
Zehn Jahre. Zum Gedenken des Großen Krieges. . . . .	179
Literarische Rundschau . . . . .	181
Wirtschaftliche Rundschau . . . . .	184
Politische Rundschau . . . . .	190



## Inhaltsverzeichnis

	Seite
Literarische Notizen . . . . .	193
Ein Preisauschreiben . . . . .	197
Literarische Neuigkeiten . . . . .	198
<b>Karl C. v. Loesch.</b> Polen . . . . .	199
<b>El-Hadj Abdallah.</b> Der Krieg in Nordafrika . . . . .	207
<b>Werner Bergengruen.</b> Das Brauthemd . . . . .	212
<b>Fritz Grätz.</b> Vom deutschen Wesen der rheinischen Landschaft . . . . .	220
<b>Wilhelm Rapp.</b> Die Stellung der Deutschen und Franzosen zum Staat . . . . .	228
<b>Hans Jüngst.</b> Der Teufelsstein . . . . .	232
<b>Hans Christoph.</b> Ethik der Technik . . . . .	249
<b>Georg Steinhausen.</b> Der Materialismus als Verfallerscheinung . . . . .	255
<b>Friedr. zur Bonsen.</b> Kabinettsjustiz in Preußen 1805. . . . .	268
<b>Karl Stander.</b> Tolstoj's Lebenstragödie . . . . .	271
<b>Otto Lehmann.</b> Deutsche Luftfahrt . . . . .	278
<b>Sehn Jahre.</b> Zum Gedenten des Großen Krieges . . . . .	281
<b>Aus dem Berliner Kunstleben.</b> . . . . .	283
<b>Politische Rundschau.</b> . . . . .	292
<b>Wirtschaftliche Rundschau.</b> . . . . .	297
<b>Literarische Neuigkeiten.</b> . . . . .	300

876

# Deutsche Rundschau

Herausgegeben von Rudolf Pechel

51. Jahrgang

Juli 1925

---

Deutsche Rundschau G.m.b.H. Berlin.



# Die „Deutsche Rundschau“

begründet 1874 von Julius Robenberg  
erscheint in Monatsheften am 1. eines jeden Monats.

**Preis des Heftes 1,50 Goldmark.**

Jahresbezug M. 18,— und Porto.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen, durch jede Postanstalt  
oder unmittelbar vom Verlag.

## Alle Zusendungen

werden ohne Namensnennung an die Schriftleitung der „Deutschen Rundschau“, Berlin W 50,  
**Seißbergstraße 43**, erbeten. Für unerbittete Manuskripte ohne Rückporto kann  
keine Gewähr übernommen werden. Anfragen ohne Rückporto können nicht beantwortet  
werden. Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung, vorbehalten. Copyright 1924  
by Deutsche Rundschau G. m. b. H., Berlin.

Postcheckkonto: Berlin NW 7, Nr. 59501. — Fernsprecher: Nollendorf 8066

## Inhaltsverzeichnis

Max Fischer. An der Ostküste der Adria . . . . .	1
Werner Schendell. Die taube Blume. Novelle . . . . .	17
Hermann von Rosen. Der französische Pazifismus . . . . .	27
Josef Friedrich Perkonig. Veronika Laubrecht. Novelle (Schluß) . . . . .	33
Rudolf Brandtsch. Politische Ernüchterung in Rumänien . . . . .	46
Albrecht Haushofer. The Revolt Against Civilization . . . . .	51
Julius Eichenwald. Dostojewski im Familienleben . . . . .	55
Robert Petsch. Dichtungswertung (Schluß) . . . . .	61
Edouard Dujardin. Die französische Literatur der Gegenwart: Die Ver- herrlichung von Mallarmé . . . . .	69
Vom Grenz- und Auslandsdeutschum: Feste und Arbeit . . . . .	74
Aus dem Berliner Kunstleben . . . . .	78
Aus dem Berliner Musikleben . . . . .	83
Literarische Rundschau . . . . .	88
Wirtschaftliche Rundschau . . . . .	89
Politische Rundschau . . . . .	93
Literarische Notizen . . . . .	97
Literarische Neuigkeiten . . . . .	101

Ein Prospekt folgender Firma ist diesem Heft beigelegt:

**Dr. med. Robert Hahn & Co., Magdeburg,**

**Anzeigen und Beilagen empfehlen wir  
freundlicher Beachtung!** Deutsche Rundschau G. m. b. H.

# An der Ostküste der Adria

## Politische Reiseindrücke und Reisebetrachtungen

von

Max Fischer

### I. In Dalmatien und Bosnien

Wir sind drei Kajütenpassagiere auf dem musterhaft sauberen italienischen Schiffe der Dampfergesellschaft „Puglia“, das uns von Bari, der Hauptstadt Apuliens, nach Split (Spalato), dem größten Hafen der jugoslawischen Küste bringen soll: ein italienischer Lebensmittelgroßhändler, der kroatische Inhaber eines Manufakturwarengeschäfts und der Passagier aus Berlin, über dessen „Branche“ die Reisegefährten sich den Kopf zerbrechen. Jeder ist nicht nur im glücklichen Besitz einer eigenen Kabine; jeder lebt während dieser 24 Stunden, in denen uns das Schiff von der West- zur Ostküste der Adria herüberführt, auch in einer geistigen Kabine für sich, aus der nur schwache Brücken des Verständnisses in die Welt des Angehörigen der anderen Nation hinüberführen.

„Sie ahnen gar nicht,“ versichert mir erregt der Italiener, „was unsere Landsleute in Dalmatien unter dem Druck der Jugoslawen zu leiden haben. Und wer gab dieser Küste Kultur und Bedeutung? Unser Volk und kein anderes! Rom war es, das Illyrien kultiviert hat; Venedig war es, dem alle Städte der Adria ihre wirtschaftliche und geistige Bedeutung verdanken. Wo steht in Dalmatien ein sehenswertes Gebäude, Stadthaus oder Palast, Kirche oder Theater, das nicht dem Schöpferthum der lateinischen Rasse seine Entstehung verdankt? Carissimo Signore“ — und der Landsmann Mussolinis beginnt vorsichtig zu flüstern — „glauben Sie etwa, daß der Krieg zu Ende ist? Er ist nur scheinbar zu Ende. Unterirdisch wirkt er immer weiter sich aus, eines Tages werden die Waffen wieder reden. Denn wie könnte Frieden sein, ehe unser Dalmatien mit der Mutter Italien wieder vereinigt ist, wie könnte Frieden sein, so lange die indolente Rasse der Serben noch über Ragusa, Spalato und Sebenico gebietet? Die Stunde wird kommen . . .“

Kurze Zeit, nachdem ich diese Deklamationen des Italieners vernommen habe, gerate ich auch mit dem Kroaten in ein politisches Gespräch. Er hat mich mit dem Italiener plaudern sehen und wittert Unheil: „Glauben Sie nur nicht, was diese glatten, oberflächlichen Menschen Ihnen erzählen. Unser Land ist z. B. in einer

schweren Krise, das ist unleugbar. Aber ein starker geistiger Drang, eine lautere Vaterlandsliebe und ein wirtschaftlicher Aufbaumille sind da. Jugoslawien ist ein Land der Zukunft: Heute sind wir noch am Anfang, noch wähnt Italien sich unumschränkte Herrscherin der Adria. Doch die Stunde wird kommen . . . . .“

So ringen die beiden Männer um meine Seele, wie ihre Nationen um den Lebensraum und die politische Macht. Der Deutsche kann in diesem Grenzkampf beider Völker ruhig objektiver Zuschauer bleiben. Mit beiden Völkern verbinden uns kulturelle und wirtschaftliche Interessen; beide Nationen haben zugleich aber auch durch Mißhandlung ihrer deutschen Minoritäten unser Selbstgefühl aufs Schmerzlichste verlest. Wir wollen nicht richten zwischen ihnen beiden, sondern die Dinge erkennen, wie sie sind; wollen Kräfte und Schwächen beider Völker sachlich einschätzen lernen.

Während ich, vom Stampfen unseres Schiffes hin- und hergeschüttelt, schlaflos in meiner Kabine liege, überdenke ich noch einmal den Gesamteindruck, der mir nach den hinter mir liegenden vier Wochen intensiven Wiedersehens mit den Italienern von diesem Volk zurückgeblieben ist. Zunächst ist der aus nördlicheren Zonen Kommende ja immer wieder gebannt von der heiteren Lebhaftigkeit, der mitteilbaren Aufgeschlossenheit des Italieners. Du stehst im Kaffeehause irgendeiner Provinzstadt an der Espresso-Maschine, um die herum ein oder zwei Duzend Menschen teils ihre Getränke schlürfen, teils nur neugierig herumlungern — und schon bist du mitten im Gespräch mit ihnen, erfährst tausend Dinge über die Stadt und ihre Bewohner, bist Mittelpunkt erregter Diskussionen über Frankreich und Deutschland, über Mussolini und seine Gegner. Diese Beweglichkeit des Geistes frappt, aber hörst Du länger zu, so weichst Du ermüdet zurück vor diesem Maß an Oberflächlichkeit, Unwissenheit, kindischer Eitelkeit. Überall in Italien findest Du blendende Fassaden, aber unsolides Bauwerk.

Und so ist es auch mit dem Fascismus. Der Reisende, der Italien nur aus der Zeit vor dem Kriege kennt, ist zunächst verblüfft, über die für ein so wenig zuchtvolles Volk wie die Italiener wirklich erstaunliche Organisation, die von dem neuen Regierungssystem ausgeht. Aber bei näherem Zusehen empfindet man bald das Krampfhaftige und Überspannte des neuen Nationalismus, das Rhetorische und Bestenhafte dieses Neurömertums bei einem Volke zappellig, stimmungshaft bewegter Menschen, die alles eher besitzen als den großen Stoizismus der römischen Ahnen. Italien ist erst durch den Dreibund, dann durch den für die Entente erfolgreichen Ausgang des Weltkrieges rascher zu einer Großmacht emporgeschossen, als es den realen Kräften des Volkes entspricht. Dank dem Diktat der Entente gebietet es heute über ein Million Slaven und eine Viertel Million Deutsche. Solche künstliche Macht läßt sich nur halten auf der Basis eines künstlich übersteigerten nationalen Selbstgefühls. Solange Italiens Erfolge durch die Kraft der Bundesgenossen und die Gunst der politischen Konstellationen entschieden wurden, kann diese Selbsttäuschung anhalten. Wie aber — wenn Italien einmal aus eigener Kraft die Feuerprobe bestehen muß? Besteht dann nicht die Gefahr, daß übermäßiges Selbstbewußtsein bei den ersten Mißerfolgen in übermäßige Verzagtheit umschlägt? Und wenn Mussolini, einer der wenigen genialen Staatsmänner des heutigen Europas sterben wird oder der Fascismus auf andere Weise eine innerpolitische Niederlage erleidet?

Der Gesamteindruck bleibt: Italiens Imperialismus ruht nicht auf der sicheren Basis einer herrscherlichen Volkskraft. Er ist eine Ideologie, die der Eitelkeit der Italiener schmeichelt und in den leicht errungenen Erfolgen der jüngsten italienischen Geschichte seine Rechtfertigung zu finden scheint. Wer leichte Erfolge erringt, wird unerfättlich: Italien begnügt sich nicht mit Fiume und Zara (die ihm vorläufig noch schwer genug auf dem Geldbeutel liegen); es träumt, die gesamte Küste von Susak bis Albanien seinem Herrschaftsbereich einzuverleiben; es träumt nicht nur, es arbeitet bereits energisch an der „friedlichen Durchdringung“ dieser noch nicht zu 1 Prozent von Italienern bewohnten Gebiete. Ob dieser mit rhetorischem Überschwang verkündete Imperialismus auch heroischer Opfer fähig sein wird? In Jugoslawien regt sich ein zu wachsendem Selbstgefühl erwachendes Volk.

In der ersten Frühe des Morgens werfen wir vor Lago di Anter, einer Felseninsel vulkanischen Ursprungs mit ein paar armseligen Fischerhütten; doch die Gipfel gekrönt von neuen italienischen Befestigungsanlagen, bevölkert von Matrosen und Soldaten — vorgeschobenster Posten der italienischen Wehrmacht zum Kampf um die Adria.

Am Mittag in Romiza (Comisa)<sup>1)</sup> auf Vis, wo ungeheure Mengen Sardinen in unsern Dampfer eingeladen werden, befinden wir uns bereits auf jugoslawischem Gebiet. Der etwa 5000 Einwohner zählende Ort ist fast ausschließlich von kroatischen Fischern bewohnt; der andere Ort der Insel, das etwa ebenso große, zwei Stunden entfernte Bis (Lissa, berühmt durch den österreichischen Sieg über die italienische Flotte 1866) soll einen kleinen italienischen Einschlag haben. — Die Bevölkerung von Romiza (wir liegen zwei Stunden am Nolo) macht einen mürrischen und verarmten Eindruck; daß diese Insel einmal ein Hauptstützpunkt der venetianischen Macht und Kultur war, klingt beim Anblick der lieblos gebauten, barbarisch angeordneten Häuser wie eine Legende.

Der Kroat kommt zum Essen, wenn der Italiener aufgestanden ist. Wie zwischen Deutschen und Italienern in Südtirol, so elementar ist auch hier der instinktive Haß zweier Nachbarvölker, von denen das eine seinen Nationalstaat über die wirklichen volklichen Grenzen auszudehnen strebt. Das hindert natürlich nicht, daß unser Italiener nach Jugoslawien reist, um von dort Lebensmittel aller Art zu importieren und daß unser Kroat ganze Ballen Seidenstoffe aus Italien mit heimbringt. Charakteristisch spiegelt schon ihr äußeres Gebaren das Temperament ihrer Völker wieder: der Italiener läuft nervös immerfort auf dem Deck hin und her; der Kroat sitzt in einer Ecke und brüht versonnen vor sich hin . . .

Am Nachmittag treffen wir in Split (Spalato) ein; höchst eindrucksvoll wieder das Panorama der von Bergen umrahmten Stadt. Am Hafen erwarten den Reisenden alle jene Schikanen der Nachkriegszeit, die in anderen Ländern allmählich außer Übung gekommen sind, aber hier noch sämtlich aufrecht erhalten werden: der Paß wird dem Reisenden abgenommen — man muß ihn am folgenden

1) Wir fügen den heute offiziell gültigen kroatischen Städtenamen, die früher unter Österreich üblichen, aus der Venetianerherrschaft in Dalmatien (1409—1797) stammenden italienischen Ortsnamen in Klammern bei.



Tag persönlich bei der Polizei abholen; das mitgebrachte Geld wird sorgfältig kontrolliert und genau aufgeschrieben — denn man darf beim Verlassen des Landes nicht mehr bei sich haben, als man hineingebracht hat; schließlich wird das Gepäck nach allen Regeln der Kunst durchwühlt und jeder Anzug genau auseinander genommen, ob er nicht etwa neu sei. Natürlich nur bei dem wirklich Fremden; der kroatische Kaufmann beherrscht die baltanischen Methoden im Umgang mit Zollbeamten und geht mit seinen mitgeschleppten italienischen Seidenballen unangefochten durch die Gepäckrevision.

Nun sind zehneinhalb Jahre verfloßen, seit ich zuletzt die herrlichen Ufer Dalmatiens betreten habe. Welche Welt heroischer Kämpfe und politischer Umgestaltungen liegt zwischen damals und heute . . . . Den meisten Reichsdeutschen ist es ja leider wohl nie recht bewußt geworden, welcher imposante Komplex diese österreich-ungarische Monarchie war, die von Bregenz bis Kronstadt, von Brody bis Budua eine Menge von Völkern, die nicht fähig waren, sich selbständig im System der europäischen Großstaaten zu behaupten, unter geistiger Vorherrschaft des deutschen Elementes vereinigte. Für das politische Urteil der Menge ist der Mißerfolg ein unfehlbarer Richter, ist die Weltgeschichte das Weltgericht. So urteilt das zeitgenössische Europa, daß dieses Österreich-Ungarn ein unnatürliches Staatengebilde gewesen sei und mit Notwendigkeit habe untergehen „müssen“. Und gewiß erscheint zunächst diese Habsburgerdynastie, die über so viele Nationalitäten und Splitter von Nationalitäten gebot, als ein Rudiment aus dem Zeitalter des Absolutismus, als politischer Anachronismus im Zeitalter der Nationalitätsstaaten. — Wie aber, wenn sich nun zeigen sollte, daß die „befreiten“ Nationalitäten nicht stark genug sind, um sich wirklich unabhängig, ohne Anlehnung an eine größere und mächtigere Nation, politisch im System der „großen Mächte“ behaupten zu können. Wie dann — wenn es sich zeigen sollte, daß diese angebliche „Befreiung“ der Nationen unnatürliche wirtschaftliche Mauern aufrichtet, dem Binnenlande den natürlichen Zugang zum Meere raubt, die natürlichen Verkehrswege durch die Mitte Europas zerschneidet? Was waren Triest, Fiume und Zara in den Zeiten, da Österreich-Ungarn bestand, und was sind sie heute? Diese Fragen sollten zu denken geben. Gewiß — der Staat der Habsburger in seiner alten Form wird nie wiederkehren. Wohl aber kann die wirtschaftliche und politische Entwicklung in den Nachfolgestaaten der alten Monarchie dahin führen, daß diese kleinen Nationen, die zwischen den größeren Völkern der Italiener, Deutschen und Russen eingeteilt sind und mit ihnen an Volkskraft in absehbarer Zeit nicht werden wetteifern können, bei dem Volkstum ihre natürliche Anlehnung wieder finden werden, das Europas Mitte bewohnt und die stärksten Verknüpfungen auch mit den Gebieten dieser kleinen Nationen besitzt. Bis dahin ist freilich noch ein langer, aber keineswegs ein aussichtsloser Weg.

Was heute diese von den wirtschaftlichen und kulturellen Verhältnissen geforderte Entwicklung gleichermaßen hemmt — das ist die Einbeziehung der slawischen Staaten Südeuropas in das neue Einkreisungssystem des französischen Imperialismus.

Seit mit dem Sturze des Zarentums und dem Einsetzen der bolschewistischen Unruhen die Großmachtstellung Rußlands erschüttert war, strebte die französische Politik sofort nach der Schaffung künstlich aufgeschwemmter Randstaaten zwischen

Rußland und Deutschland, um die Bevölkerung dieser Gebiete als jeine Söldlinge zur politischen Einkreisung und späteren militärischen Niederwerfung Deutschlands mißbrauchen zu können. Glänzend für dieses Ziel vorgearbeitet hatte Frankreich schon vor dem Kriege, indem es in einer umfassenden wissenschaftlichen und propagandistischen Literatur sich mit der nationalen Geschichte dieser Völker befaßt und ihr Selbstbewußtsein so gestärkt hat, daß man überall auf Frankreich als den berufenen Verteidiger der Völkerfreiheit blickte.

Heute hat Frankreich das wehrlose Deutschland dank der von ihm finanzierten und gestützten Wehrmacht seiner Vasallen mit Seeresmächten eingekreist, die im Kriegsfall mit 5 bis 6 Millionen Bewaffneten, mit erstklassigem Kriegsmaterial und aus guten strategischen Positionen auf uns eindringen würden (Frankreich, Belgien, Polen, Rumänien, Tschechoslowakei, Jugoslawien). Das jugoslawische Heer, das eine planmäßige Friedensstärke von 130 000 Mann hat, dürfte in dieser Kombination etwa eine halbe Million Krieger stellen. Während das Heer des fünfmal so volkreichen Deutschland nur 72 Feldbatterien, keine schweren Batterien und keine Militärflugzeuge besitzt, verfügt das jugoslawische Heer dank Frankreichs Wohlwollen über 162 Feldbatterien, 74 schwere Batterien und 70 Militärflugzeuge. Kein Wunder, daß man heute auf Frankreich dankbaren Auges blickt — denn ihm verdankt man die starke Wehrmacht, mit der man allen Grenznachbarn außer Italien überlegen ist und insbesondere Ungarn und Bulgarien ständig bedroht.

Die Sympathie für Frankreich sucht der Quai d'Orsay durch kulturelle Beeinflussung lebendig zu erhalten, womöglich noch zu stärken. An allen größeren Orten bestehen französische Sprachkurse zu spottbilligen Preisen, unter der Flagge privater Vereine, aber offenkundig mit Unterstützung amtlicher oder halbamtlicher französischer Stellen. Im altserbischen Gebiet ist Französisch wohl schon vor dem Krieg die erste moderne Fremdsprache der höheren Schulen gewesen. Im früheren österreichischen Gebiet hat es teilweise das Deutsche aus den Schulen verdrängt, teilweise besteht für den Schüler die Wahl zwischen Französisch und Deutsch. Die Tatsache, daß es in Frankreich Stipendien für jugoslawische Studenten gibt, beeinflusst vielfach die Wahl des Französischen. Wie überall in der Welt, so hat der französische Polyp auch in Jugoslawien mit Erfolg seine Fangarme ausgestreckt, um dieses gesunde wehrhafte Volk als einen nicht zu unterschätzenden Faktor in Frankreichs Kampf um die europäische Hegemonie einzuspannen zu können. Was praktisch allein diese Wirkung erschwert, das ist der Umstand, daß wirtschaftlich und verkehrspolitisch die natürliche Schwerekraft des jugoslawischen Staates ungleich stärker nach Zentraleuropa gravitiert als nach Frankreich.

Um die Seele Jugoslawiens ringt schließlich auch Rußland. Die panslawistische Strömung war, als ich 1913/14 diese Gebiete bereiste, überall im Vordringen; in Serbien und Montenegro rühmte man sich laut seiner Sympathieen für Rußland, im österreichischen Gebiet verbarg man sie scheu vor den Ohren des Fremden, aber das Gefühl der slawischen Bluts- und Kultur-einheit war auch hier unverkennbar, und keineswegs nur bei den Serben Bosniens. Das Hochgefühl jugoslawischen Selbstgefühls im neuen Staate hat die Empfindungen slawischer Solidarität eher befestigt, als gehemmt. Und auch die Tatsache der Bolschewisierung Rußlands hat dieses panslawistische Gefühl nicht zu fällen vermocht.

Für die kommunistische Propaganda sind diese panslawistischen Strömungen ein Faktor, von dem man sich einmal Nutzen verspricht. Nach Bulgarien soll ja als nächste Etappe Jugoslawien für die Weltrevolution gewonnen werden. Bei der herrschenden Passic-Partei, die kleinbürgerlich und royalistisch ist, prallen allerdings alle bolschewistischen Beeinflussungsmanöver vorläufig wirkungslos ab. Hingegen war es Moskau anscheinend gelungen, den Führer der kroatischen Opposition Stephan Radic zur Mitgliedschaft an der dritten Bauern-Internationale zu gewinnen und mit Hilfe seiner demagogischen Politik den jugoslawischen Staat zu unterwühlen. Inzwischen ist, dank der zugleich brutalen und geschickten Haltung der Passic-Regierung, die Radic-Partei wieder dem Gängelband der Moskauer Politik entronnen und hat sich zur Loyalität gegenüber König und Staat bekannt. Damit ist natürlich die bolschewistische Propaganda in Jugoslawien nicht lahmgelegt, sie wird vielmehr mit der ihr eigenen Beweglichkeit nach neuen Auswirkungsmöglichkeiten streben. Inwieweit die Bedrohung durch den Bolschewismus einmal Jugoslawiens Haltung zu Deutschland, insbesondere einmal zu einem erstarkten Deutschland beeinflussen wird, bleibt abzuwarten.

Der jugoslawische Staat setzt sich — wenn man von den nationalen Minderheiten abzieht (Deutsche, Ungarn, Albanier, Makedonier, Türken, Bulgarien, Italiener) — aus drei Bevölkerungsgruppen zusammen: 5 Millionen Serben, 3 Millionen Kroaten, 1 Million Slowenen. Sind es, wie die österreichische Politik, die diese drei Elemente stets gegeneinander ausspielte, behauptet hat, drei Völker, oder ist es, wie es bereits vor dem Kriege auf den meisten reichsdeutschen Völker- und Sprachenkarten eingezeichnet wurde, ein Volk? Das ist die entscheidende Frage nicht nur für das innere Leben Jugoslawiens, sondern auch für die Zukunft der heute zu Jugoslawien gehörenden Gebiete. Die heutige jugoslawische Regierung ist im Gegensatz zu den „divide et impera“-Tendenzen Österreich-Ungarns aus ihrem Nationalstaatsbewußtsein heraus bestrebt, die noch bestehenden Unterschiede zwischen den drei Bevölkerungsgruppen zu verwischen, das Bewußtsein einer einheitlichen jugoslawischen Nation zu schaffen.

Da die Serben im jugoslawischen Staat die Oberhand haben und die Politik Belgrads aus den dargelegten Gründen bisher durchaus franzosenfreundlich gewesen ist, liegt für den deutschen Beobachter die Versuchung nahe, die Gegensätze zwischen den Serben und den durch die Wiener Politik ja stark von der deutschen Kultur beeinflussten Kroaten zu überschätzen. Meine Reiseindrücke, deren Grundfäßliches ich in diesen allgemeinen Betrachtungen schon vorweg nehmen möchte, damit das Detail sich dem Leser um so sinngemäßer einordnen, gehen aber unbedingt dahin, daß wir aus einem Konflikt zwischen Kroaten und Serben für die deutschen Interessen wenig zu hoffen haben, wohl aber einiges davon, daß durch die positive Zusammenarbeit von Serben und Kroaten der jugoslawische Staat allmählich aus seiner politischen Abhängigkeit von Frankreich herauslaviert wird.

Worin bestehen die angeblichen Gegensätze zwischen Serben und Kroaten? Zunächst der Unterschied der Konfessionen: die Serben sind griechisch-katholisch, die Kroaten römisch-katholisch. Das ist ein Gegensatz, der besonders in Bosnien und der Hercegowina, wo die gemeinsame Front gegen das mohammedanische Element empfunden wird (nicht nur bei den nationalen Minderheiten — Türken,

Albaner, Makedonier — sondern auch bei den Nationalserben findet man Anhänger des Islams), viel schwächer wirkt, als dies in Ländern mit nur zwei religiösen Bekenntnissen der Fall sein würde. Der zweite angebliche Gegensatz ist der Unterschied nicht etwa der Sprachen, sondern nur der Schriften: das Serbische und das Kroatische sind genau dieselbe Sprache — kaum mit jener dialektischen Spannung des typisch preussischen und des typisch bayrischen Sprachgebrauchs — dieselbe Sprache, nur mit verschiedenen Schriftzeichen geschrieben. Das Serbische schreibt man mit cyrillischen Buchstaben, das Kroatische mit lateinischen. Heute werden in sämtlichen Schulen Jugoslawiens beide Schriften erlernt, grade so gut wie in unseren Schulen die gotische und die lateinische Schrift. In zehn bis fünfzehn Jahren wird die Schriftenfrage nichts Trennendes mehr haben, denn wie jeder Deutsche annähernd gleich fließend Fraktur und Antiqua liest, so wird jeder Jugoslawe sowohl cyrillisch wie lateinisch lesen können. Bei den Gebildeten ist das heute — nach 6½ Jahren jugoslawischer Gemeinschaft — bereits der Fall. In den Buchhandlungen rein kroatischer Gebiete sieht man bereits etwa 20 bis 25% der ausgelegten Bücher in cyrillischen Buchstaben.<sup>2)</sup> Der Schriftenfrage kann also eine ernstlich trennende Bedeutung nicht zugesprochen werden. Bleibt also schließlich die bloße Verschiedenheit des Namens für Angehörige eines Blutes und einer Sprache. Es ist, wenn man nicht von der religiösen Zugehörigkeit oder dem sozialen Milieu her Rückschlüsse ziehen will, praktisch meist unmöglich, einen bosnischen Serben von einem bosnischen Kroaten zu unterscheiden. Wo also Gegensätze zwischen Serben und Kroaten bestehen, beruhen sie nicht auf einem Unterschied des Volkstums, sondern auf historischer und lokaler Grundlage.

Der entscheidende Zwiespalt, der sich bisher im politischen Leben Jugoslawiens auswirkte, besteht eben darin, daß der größte Teil der Serben seit langem einen eigenen Staat hat, während der kroatische Bevölkerungsteil in Kroatien unter ungarischer, in Dalmatien unter österreichischer Herrschaft, in Bosnien und der Hercegowina unter gemeinsamer Verwaltung Österreich-Ungarns stand. Das gibt dem Kroaten zwar eine entschiedene Überlegenheit in der kulturellen Durchbildung und der Sprachengewandtheit, dem Serben aber seine unbestreitbare Überlegenheit in allen Problemen der praktischen Politik. Er hat seit Jahrzehnten machtpolitisch denken gelernt, er faßt die Dinge praktisch und handfest an und nußt seine Macht. Die kroatische Bevölkerung Österreich-Ungarns hat sich jahrzehntelang in einer vorwiegend formalen Opposition bewegt, der kroatische Patriotismus hat sich jahrzehntelang nicht in Taten entladen, sondern in Festreden, auf Vereinsführungen und Banketten, und aus jener Zeit haftet auch heute noch dem politischen Leben der Kroaten leicht ein Hauch von Bierbankpolitik an: so berechtigt vielfach ihre Kritik an der serbischen Interessenpolitik der gegenwärtigen Belgrader Machthaber gewesen sein dürfte, so versagten sie, wenn es galt, positive staatsmännische Forderungen aufzustellen und von der Ideologie zur praktischen politischen Tat fortzuschreiten. Nur wenn man diese psychologischen Voraussetzungen erfährt, begreift man, daß die kroatische Politik sich so lange von wirren Demagogen gängeln ließ; nur dann begreift man, daß die serbische Partei es wagen konnte,

2) Gelegentlich kommt auch das Umgekehrte vor: die Studenten der Biologie in Belgrad bedienen sich z. B. eines Lehrbuchs ihres dortigen Professors, das in Ugram in lateinischen Buchstaben gedruckt wurde.

die Annulierung der Mandate einer so großen Oppositionspartei zu beschließen, und daß daraufhin die kroatische Partei nicht einmal Widerstand leistete, sondern innerhalb 8 Tagen umfiel, das politische Programm, auf Grund dessen sie gewählt worden war, unter dem Druck der staatsmännischen Faust ihrer Gegner glattweg verleugnete und durch Paul Radić, den Neffen und Adepten des „glühenden Republikaners“ und Bolschewistenfreundes Stephan Radić ihre Ergebenheit vor der Monarchie und ihren Willen zur positiven Mitarbeit am bestehenden Regime verkünden ließ.

Daß bei der kroatischen Opposition noch nicht einmal die Möglichkeit einer energischen Gegenwehr auftauchte, sondern dieselbe Partei, die noch gestern den Mund nicht laut genug zur erbarmungslosesten Kritik der Regierung aufmachen konnte, so rasch beigab, das bestätigt u. E. sowohl die mangelnde grundsätzliche Fundierung der Radić-Partei als auch das in den wirtschaftlichen Verhältnissen und in der Einsicht der Intelligenz begründete Bedürfnis, die unfruchtbare Opposition aufzugeben und mit einer gemeinsamen jugoslawischen Politik zu beginnen. Dazu wird allerdings auch nötig sein, daß die Radić-Partei, die ja einen nicht unerheblichen Bruchteil ihrer Stimmen auch aus den früher österreichischen Gebieten erhalten hat, endlich mit der engherzigen Politik aufhört, diese Teile ihres Staates gegenüber Altserbien wirtschaftlich und verkehrspolitisch zu benachteiligen. Nur bei ehrlichem guten Willen einer gemeinsamen Staatspolitik seitens der beiden stärksten Parteien des Landes wird sich Jugoslawien konsolidieren und die Bedeutung erreichen können, die ihm gemäß seiner Fruchtbarkeit, seinem Reichtum an Bodenschätzen und Wasserkraften und der Intelligenz seiner Bevölkerung gebührt.

Dalmatien ist vorwiegend von Kroaten bewohnt, nur in einzelnen Orten sind versprengte serbische Elemente, geschlossene serbische Siedlungen gibt es nur im äußersten Süden, an der früheren österreichisch-montenegrinischen Grenze. Aber die Kroaten Dalmatiens unterscheiden sich doch merklich von den Kroaten des ehemaligen Kroatiens oder der Hercegowina; die Lebensbedingungen eines Küstenvolkes und der unverkennbare Einschlag des italienischen Kultur- und vielleicht auch Bluts Elementes haben den Dalmatiner zur beweglichsten, geistig elastischsten Bevölkerungsgruppe der jugoslawischen Nation gemacht. Der italienische Bevölkerungseinschlag ist heute zahlenmäßig keineswegs groß. Vor dem Krieg lebten in Dalmatien etwa 150 000 Italiener; zurzeit gibt es, wenn ich recht schätze, an der ganzen jugoslawischen Küste kaum mehr als 25 000 Italiener, von denen etwa 5000 in Split (Spalato) wohnen. Dennoch bleibt die Tatsache nicht unwirksam, daß Jahrhunderte lang Italiener in dieses Land eingeströmt sind; in fast allen dalmatinischen Küstenstädten war noch bis ins 19. Jahrhundert hinein die soziale Oberschicht italienisch oder italienisiert; auch ins Innere des Landes drangen versprengte italienische Volkssplitter — als Händler, Wirte und Barbieri — jedoch nirgends weiter als bis hart an die dalmatinisch-bosnische Grenze. Bei diesem Zustrom von Italienern mit überlegener Gewandtheit und formaler Kultur, die stets eine bewußte italienische Politik getrieben haben, ist es kein Wunder, daß es ihnen gelang, auch schmale slawische zur Bildung aufstrebende Schichten zu italienisieren; auf der anderen Seite wurde auch ein Teil der italienischen Einwanderer von dem umgebenden slawischen Milieu aufgesogen. So gibt es in Dalmatien heute slawifizierte Italiener und italienisierte Slawen; Leute mit echt slawischen Namen.

sind heute Vorkämpfer des italienischen Nationalismus; Leute mit italienischen Namen teilweise Vertreter eines jugoslawischen Chauvinismus oder panslawistischer Ideen. Selbst die Sprachen haben sich durchdrungen: der Dialekt des dalmatinischen Kroaten ist gespickt mit italienischen Ausdrücken, insbesondere für nautische Dinge; und auch das Italienisch der dalmatinischen Italiener ist von Slawismen nicht frei.

Wohl nirgends sonst empfindet man so stark diese Durchdringung des slawischen und des italienischen Elementes wie in Spalato. Wenn man den Rhythmus seiner Bewohner beobachtet, die mit einer recht unslawischen Hast durch die schmalen Gassen gehen, welche den Riesenbau des Diokletianspalastes durchschneiden, dessen Umfassungsmauern noch wohl erhalten sind, dann hat man leicht die Illusion, man befände sich in einer süditalienischen Stadt. Am stärksten hat man diesen Eindruck, wenn man von erhöhtem Standpunkt vor dem Portal des mittelalterlichen Domes Umschau hält: vor sich die antiken Trümmer dorischer Säulen und den Blick in zwei oder drei winklige Gassen, deren lieblose Häuser ein Geschlecht von Epigonen aus Mauersteinen des gigantischen Kaiserschlosses aufgerichtet hat — Wohnungen für zwei oder dreitausend Menschenlein innerhalb des größten erhaltenen Bauwerks der Römerzeit, das bestimmt war, dem einen Caesar zur Wohnstatt zu dienen. Ist es vielleicht nur die Architektur, die uns umgibt, oder der Kontrast zwischen Einst und Heute, der uns an Italienisches denken läßt? Ich glaube kaum. Denn auch wenn man an einem warmen Sonntag-Nachmittag auf dem Monte Marjan, dem beliebten Aussichtspunkt oberhalb der Stadt verweilt, oder an dem Spätnachmittag eines Wochentages auf dem kleinen Corso vor dem Café Central flaniert, dann hört man nicht nur ab und zu italienische Laute, sondern man sieht sehr viel italienisches Tempo, italienisches Gebärdenpiel auch bei kroatisch redenden Menschen.

Mindestens so stark wie all das, was hier noch an Italien erinnert, sind doch schon die Verschiedenheiten des kulturellen Strebens, die dem Reisenden unmittelbar ins Auge fallen. Der Italiener fühlt sich als den Erben der alten Römer und der großen Renaissancekultur. Was braucht er noch viel Bildung, wenn er nur seinen *Populo d'Italia* und seinen *Corriere de la Sera* hat, sein *Witzblatt* und sein *Sportblatt* — stundenlange Lektüre bei einer Tasse Espresso oder einem Glas *Americano*? Der Jugoslawe fühlt sich als ein aus dumpfem Schlaf zu besonderer Kulturmission erwachendes Volk; er möchte dicke, gelehrte Bücher in sich aufnehmen und wenn nicht lesen, so doch wenigstens besitzen. Sah man in den Buchhandlungen der teilweise Split an Einwohnerzahl übertreffenden apulischen Städte größtenteils nur Romane erotischen Inhalts mit furchtbar kitschigen Titelbildern, so frappieren in dieser jugoslawischen Stadt die Auslagen der gut geführten Buchhandlungen, die angefüllt sind mit ernsthaften Werken geschichtlichen, wirtschaftlichen und politischen Inhalts, sowie mit literarisch wertvoller schöner Literatur, vor allem Übersetzungen der Werke russischer und französischer Autoren (bes. Dostojewskij, Tolstoi, Zola, Maupassant). Fand man in den Städten der apulischen Küste nur Kabaret- und Zirkusdarbietungen minderen Ranges, so überrascht in Split ein seriöses kroatisches Theater (freilich dereinst auf österreichische Kosten erbaut) mit glänzenden Aufführungen Shakespearescher Stücke und ernsthaften nationalen Dramen. Stil und Aufmachung des Theaters erinnern an die russische Bühne; um das Niveau der Darstellung kann manche deutsche Provinzstadt von zehnfacher Bevölkerungszahl die Bewohner von Split beneiden.



An die österreichischen Zeiten erinnert nicht mehr Allzuvielen. Die Kenntnis der deutschen Sprache ist in diesen 11 Jahren erschreckend zurückgegangen; die jüngste Generation erlernt das Deutsche nicht mehr; die anderen, die unsere Sprache einst mehr oder minder beherrschten, sind aus der Übung gekommen und haben sehr viel vergessen; hier, wie überall im früheren österreichischen Gebiet, ist leider nichts geschehen, um das Zurückdämmen des deutschen Sprach- und Kultureinflusses zu hindern. Um so eifriger und erfolgreicher werben die Franzosen für ihre Sprachkurse. — Nur drei deutsche, oder vielmehr österreichische Worte sind Allgemeingut geblieben: der „palatöinke“ (Palatschinken!) und der „trapfen“ auf den Speisefarten des Restaurants, sowie die Bezeichnung „kuppelei“ für die öffentlichen Häuser. Das sind die wahrhaft erschreckenden Überbleibsel Jahrzehnte langer deutscher Kulturarbeit.

Auch die alte provinzielle Sonderkultur ist in rasendem Tempo zurückgegangen. Die volkstümlichen Sitten sind verblasst, die dalmatinischen Trachten mit ihren reinen und satten Farben auch bei der Landbevölkerung fast völlig verschwunden. Hier hat wohl schon der Krieg wie überall plattwalzend auf die lokalen Besonderheiten gewirkt, und die neue Regierung hat offenbar nicht rechtzeitig erkannt, daß die Erhaltung der slawischen Nationaltrachten vielleicht sogar von politischem Wert sein kann. Nur in der sehr gut geleiteten Gewerbeschule zu Split pflegt man noch systematisch die dalmatinische Handarbeit und stellt wieder Nationalkostüme mit herrlichen Farbenwirkungen her — aber freilich nur zum Luxusgebrauch, nicht, worauf es ankäme, für die Bedürfnisse der bäuerlichen Massen.

Südlich von Split wird die Adriaküste zusehends öder. Steile Felsberge bis hart an die Meeresküste. Außer Omic (Ulmiffa) und Matarsta, Orten von etwa je 1500 Einwohnern, keine größere Niederlassung auf der ganzen 130 Seemeilen langen Dampferstrecke nach Metkovic. In der ersten Klasse des sog. Schneldampfers, der uns in zehnstündiger Fahrt nach dieser Eingangspforte der Hercegowina und Bosniens führt, außer mir nur jugoslawische Offiziere, teilweise mit ihren Familien. Hier wie sonst ist der Eindruck, den das jugoslawische Offizierkorps macht, durchaus günstig. Obwohl doch eigentlich unter sich, benehmen sie sich außerordentlich bescheiden, sind überraschend anspruchlos im Essen und Trinken, vorzügliche Schachspieler und legen jene slawische Innigkeit des Familienlebens an den Tag, die wir an den Russen so bewundernswert finden. Diese Armee hat straffe Disziplin nach preussischem Muster. Das altserbische Element wiegt vor, ihm allein sind die höheren Chargen anvertraut. Die früheren Offiziere der 1. und 2. Armee erkennt man meist sofort an ihrer leichteren Lebensart, ihrer noch immer auf Taille gearbeiteten Uniform, ihrem Anflug von literarischer Bildung. Auch auf unserem Schiff ist ein sympathischer junger kroatischer Offizier, dem man die österreichische Schulung an Waffenrock und Fingernägeln ablesen kann. Aber, obwohl ich mich als Deutscher zu erkennen gebe, denkt er gar nicht daran, deutsch mit mir zu sprechen; wahrscheinlich macht man sich dadurch noch immer bei den altserbischen Vorgesetzten unbeliebt und verdächtig. Aber in der folgenden Nacht, als wir allein in einem Eisenbahncoupé von Metkovic nach Mostar sitzen, da löst sich plötzlich seine Zunge in einem sicher einst vortrefflichen, inzwischen nur durch mangelnde Übung eingerosteten Wienerdeutsch.

Wenn der Dampfer das offene Meer verläßt und den Naretrafluß (Narenta)

hinaufführt, dann ist es doch noch eine gute Stunde Fahrt bis nach Metković. Das in fieberreicher Niederung ursprünglich abseits allen Verkehrs gelegene Städtchen war seit der Annexion der Hercegowina durch Österreich zu einem wichtigen Einfuhrplatz aufgeblüht; heute hat es naturgemäß wieder sehr an Bedeutung verloren, weil Kaufkraft und Warenumsatz seines Hinterlandes stocken.

Die von den Österreichern erbaute schmalspurige Bahn von Metković über Mostar nach Sarajewo durchfährt in einem aufreizend langsamen Tempo die felsigen Gebirgstäler eines schwachbevölkerten, für Fremdenverkehr und Touristik noch gar nicht erschlossenen Landes. Auch Mostar, die Hauptstadt der Hercegowina hat ihre Bedeutung eingebüßt. Das einst so farbige Leben ist matt geworden. Die Nationaltrachten sind fast ganz verschwunden. Unverkennbar die allgemeine Verarmung der Bevölkerung. Nur die Tabak-Industrie blüht. Sie ist eine Haupteinnahme der jugoslawischen Regierung, die das Tabakmonopol inne hat.

Am stärksten wohl fühlt man den Unterschied zwischen einst und heute, wenn man wieder Sarajewo erreicht, Bosniens Hauptstadt. Eine große Garnison, eine stattliche Anzahl Zivilbehörden mit gut bezahlten Beamten, der Wohlstand der einheimischen Kaufleute und der zu den Märkten strömenden begüterten mohammedanischen Großgrundbesitzer der Umgebung gab der rasch aufsteigenden Stadt das Gepräge regsten Lebens. Noch erinnere ich mich der überfüllten Kaffeehäuser, des wogenden Gedränges in den mit Waren aller Art überfüllten Bazaren rings um die Husreo-Beg-Moschee. Und selbst als sich die Panik des Bruderkrieges mit Serbien über diese vorwiegend slawische Stadt legte, als die Mehrzahl der Läden in Erwartung von Ausschreitungen und Straßenkämpfen ihre Pforten verrammelten, die Stände der Lebensmittelhändler, Kupferschmiede und Sattler sich leerten — selbst da bot Sarajewo mit den vielen durch die Straßen marschierenden Truppen, den debattierend auf den Plätzen herumschwirrenden Menschen, dem überfüllten Bahnhof das Bild einer Stadt von gewichtiger Bedeutung.<sup>3)</sup>

Wahrlich — ein grundverschiedenes Bild bietet sich dem Reisenden dar, der nun — nach noch nicht 11 Jahren — die Hauptstadt Bosniens wieder sieht. Die einst so gepflegten Straßen sind verwahrlost, die Zahl der Bevölkerung ist zurückgegangen; die Verwahrlosung fast aller Gebäude übertrifft selbst die Berliner Zustände der Inflationszeit; die Verelendung aller Schichten ist offenkundig. Die Garnison ist gegen früher nur noch unansehnlich; die Zivilverwaltung eingeschränkt. Von dem frischen Unternehmungswillen der österreichischen Epoche ist jede Spur dahin. Die Bazare führen infolge der Verarmung der mohammedanischen Grundbesitzer durch die jugoslawische Agrarreform (ihre Entschädigungen für das an serbische Kriegsteilnehmer abgetretene Land sind entwertet) nur noch billige Stapelware; ausländische Händler kaufen in den Häusern der Verarmten für wenig Geld türkische Kunstgegenstände aus altem Familienbesitz.

In keinem Ort Jugoslawiens, den ich auf meiner Reise berührte, äußerte sich bei den verschiedensten Schichten der Bevölkerung die Anzufriedenheit so einmütig und unverblümt wie hier in Sarajewo. Man war gewohnt gewesen, von Wien verhätschelt zu werden (allmählich gibt man das sogar zu) und nun sieht man sich von Belgrad vernachlässigt und mißhandelt. Soweit bei der gegenwärtigen Kredit-

3) Vgl. Mag Fischer, Bei Kriegsausbruch in Sarajewo. Süddeutsche Monatshefte, September 1914.

not man in Jugoslawien überhaupt staatliche Hilfe bekommt, geht sie nach Altserbien, eher noch nach Dalmatien sogar als nach Bosnien. Und doch könnte Bosnien, das Kohle und Eisen besitzt, bei großzügiger Industrialisierung das Ruhrgebiet Jugoslawiens werden. Die herrschende Pasic-Partei interessiert sich ihrer ganzen Zusammensetzung nach mehr für die agrarischen Überschussgebiete des Ostens als für den Westen des Staates, in den erst Kapital hineingesteckt werden muß.

Die gegenwärtige Wirtschaftslage in Jugoslawien ist gekennzeichnet durch ein ständiges Steigen des Dinars, das zurückzuführen ist sowohl auf die planmäßige Währungspolitik der Belgrader Regierung als auch auf die den Export mächtig belebende, außerordentlich günstige Getreideernte des Jahres 1924. Dieses Steigen des Dinars bewirkt zur Zeit ähnliche Symptome wie bei uns im Anfang des Jahres 1924 die einsetzende Deflation. Der Dinar steigt, aber die Preise sinken nicht, sondern steigen vielfach noch weiter. Der Geldmangel ist katastrophal. Die Industrie bekommt kein Geld unter 20 % Bankzinsen, teilweise werden sogar 30 % und mehr gezahlt. Natürlich wirkt sich das aus in einer völligen Stockung des industriellen Lebens. Von ausländischem Kapital, dessen Jugoslawien vorläufig nicht wird entzogen können, dessen Eindringen aber vorläufig im allgemeinen große Schwierigkeiten bereitet werden, kommt zurzeit in erster Linie italienisches Kapital ins Land. Hierbei handelt es sich ohne Zweifel um ein planmäßiges Vorgehen der italienischen Politik, die eine wirtschaftliche Durchdringung Jugoslawiens, insonderheit seiner Adriaküste, aus machtpolitischen Motiven erstrebt. In sehr geschickter Weise werden Firmen unter jugoslawischen Namen und unter Beteiligung jugoslawischer privater oder gar Regierungsstellen gegründet, bei denen die wirtschaftliche Macht doch auf italienischer Seite liegt. Angeblich spielt bei dem Festsetzen der Italiener in der jugoslawischen Wirtschaft die Bestechung serbischer Regierungsstellen eine besonders große Rolle. Italien beherrscht völlig den Textilhandel, liefert Fertigfabrikate verschiedener Art, versucht aber auch im Lande selbst Fabriken anzulegen und exportiert Getreide und Fleisch. Es steht im Austauschhandel mit Jugoslawien an erster Stelle (Deutschland an fünfter). Die Beförderung des Auswandererverkehrs, der recht bedeutend ist, und ein guter Teil des Frachtverkehrs nach dem Ausland liegt in italienischen Händen (hier sind offenbar günstige Gelegenheiten von deutscher Seite veräußert worden). Und so ist es trotz des lauten Nationalismus der jugoslawischen Regierung geschehen, daß sich der politisch gefährlichste Gegner des Staates immer mehr in sein wirtschaftliches Leben eingefügt hat, mit der ganzen Rührigkeit und Beweglichkeit, die dem vielgewandten Volke der Italiener nun einmal eigen sind.

Über diese und ähnliche Probleme unterhalte ich mich auf der endlosen Eisenbahnfahrt von Sarajewo nach Gruz (Gravosa) mit meinem Reisegefährten, dem sympathischen Verlagssdirektor aus Ugram, der Kroat ist, aber glühender jugoslawischer Nationalist — mit dem ganzen lauterem Patriotismus eines eben erst zum Selbstbewußtsein seiner Kräfte erwachenden Volkes, das hofft, sich in der Geschichte der Zukunft verwirklichen zu können. Dieser von geistigen Problemen bewegte Kaufmann erscheint mir als lebendiger Ausdruck der besten Sehnsucht seines Volkes. Scharf in Kritik und Dialektik, von weichstem Einfühlen in sprachliche und musikalische Feinheiten, besessen von einem schwärmerischen Enthusiasmus, aber noch ganz ohne die altkluge Zielstrebigkeit der politisch gereiften Nationen.

„Wir haben die Kultur — das sind Balkanesen“ rufen triumphierend die italienischen Patrioten. Ja — aber gleicht nicht Italien einem von Epigonen bevölkerten grandiosen Trümmerfeld ehemaliger Kultur und dieser verurteilte Balkan einem ungepflügten Acker, der erst in Zukunft reiche Früchte tragen wird?

Nach einer in dem relativ sauberen Coupé zweiter Klasse leidlich durchlittenen Nacht grüßt uns beim ersten Morgengrauen der herrliche Blick auf das Omblatal, dann auf das offene Wasser, wir erreichen endlich den Bahnhof von Gruž. Dreihundert Kilometer haben wir in „nur“ 15 Stunden zurückgelegt.

Und nun lacht uns der Frühling, Sonne, Blüten und blaues Meer. Gruž ist der recht gute Naturhafen für das benachbarte, an brandungsreicher Steilküste gelegene Dubrovnik (Ragusa), mit dem es durch eine vielbenutzte Elektrische verbunden ist. Zwischen Gruž und Dubrovnik schiebt sich die Halbinsel Lapad ins Meer — wunderbar ist es, zwischen den duftenden Sträuchern an den Ufern dieses Meeres zu wandern, dessen Wasser in allen Tönen zwischen dem reinsten Azur und dem tiefsten Grün schillert — je nach Himmel und Sonne. Und dann steigt an den Abhängen des Monte Sergio das mauernungürtete Ragusa auf — so hieß es in seiner ruhmreichen Geschichte und so wollen wir es auch ruhig weiter nennen, obwohl es die Jugoslawen in Dubrovnik umtaufte. Hier lebt, eingedrängt von zugewanderten Kroaten, noch das blaublütige Erbe uralter Kultur. Denn als das alte Epidaurum im Jahre 639 von den Avaren zerstört wurde, bauten seine Bewohner sich hier — 60 km nordwärts — geschütztere Wohnstätten. Als eigene Republik erst unter dem Schutze von Byzanz, später von Venedig führte diese hellenistische Kolonie mit stark aristokratischer Verfassung, führte Ragusa das ganze Mittelalter hindurch ein isoliertes Leben in blutsmäßiger und geistiger Inzucht. Erst die unfreieren Schicksale seit dem Ausgang der mittelalterlichen Epoche, die Ragusa nacheinander unter ein Tributverhältnis zu Ungarn (1358) und der Türkei (1453), schließlich unter französische (1809), österreichische (1814), und jugoslawische (1919) Staatsoberrhobeit brachten, haben fremden Bluts- und Kultur-elementen die Tore geöffnet. Aber noch heute sieht man unter den Ragusäern die überfeinen, schmalen Köpfe einer müden, alten Rasse zwischen den breiten, lebensfrischen Köpfen des wohl meist erst während des letzten Jahrhunderts vom Lande zugewanderten kroatischen Elements.

In Ragusas Bauten mischt sich Occident mit Orient, doch nicht in seiner Architektur nur, auch in der reichen Flora, auch im Rhythmus der Menschen. Ragusas Schönheit gab dieser Stadt schon vor dem Kriege internationalen Ruf. Heute ist sie die einzige Stadt der jugoslawischen Küste, die noch einen nennenswerten Fremdenverkehr hat; die Hotels genügen mittleren Ansprüchen und ein rühriger Fremdenverkehrsverein, an deren Spitze ein Deutscher, der Baron Lettis, steht, sorgt für geschickte Propaganda. Das Hauptkontingent der Besucher stellen Tschechen, Ungarn und Österreicher — daneben gelegentlich auch Reichsdeutsche und Engländer. Es ist sehr interessant und beachtenswert, daß hier wie anderwärts Tschechen, Ungarn und andere frühere Staatsbürger der 1. und 2. Monarchie sich im Verkehr mit der kroatischen Bevölkerung des Deutschen als Vermittlungssprache bedienen. Umso bedauerlicher ist es, daß dort, wo nicht der Fremdenverkehr den Gebrauch unserer Sprache noch aufrechterhält, der Kultureinfluß des Deutschen von Jahr zu Jahr zurückgeht und die Verknüpfung mit der Vergangenheit immer mehr abreißt.

Die frühere Dampfergesellschaft „Ragusea“ — jetzt heißt sie „Dubrovačka Parodrodska Plovidba“ — hat einen ehemals russischen Dampfer neu renovieren lassen und unter dem nationalen Namen „Rumanovo“ in Betrieb genommen (bei der altserbischen Stadt Rumanovo errangen im Oktober 1912 die Serben einen großen Sieg gegen die Türken). Dieser Dampfer ist das einzige modern eingerichtete Schiff, das heute auf jugoslawischen Linien in Betrieb ist; es hat überall, wo wir anlegten (ich nahm an einer seiner ersten Fahrten teil) Aufsehen bei der Bevölkerung erregt und wurde geradezu mit nationaler Begeisterung aufgenommen. „Einst werden wir Jugoslawen doch ein seefahrendes Volk sein . . .“ jubeln die Dalmatiner und vergolden mit diesem Hoffnungsschimmer alle die wirtschaftlichen Nachteile, die der politische Wandel ihnen gebracht hat. Denn ein großer Teil der auf den österreichischen Schiffahrtsgesellschaften tätigen kroatischen Seeleute ist brotlos geworden, weil die Mehrzahl der Linien in italienischen Besitz übergegangen ist und nur Italiener anstellt.

Der „Rumanovo“ vermittelt den Verkehr zwischen Triest, Ragusa und der Bocche di Cattaro. Die Hälfte der Passagiere sind deutsch sprechende Fremde, fast das gesamte Personal versteht deutsch; trotzdem sind die zweisprachlichen Billette kroatisch und — englisch ausgestellt. Das ist noch ein Nachwirken anti-österreichischen Ressentiments, denn Englisch hat hier für den Reiseverkehr nicht ein Zehntel der Bedeutung wie deutsch. Der deutsche Reisende wird nach dieser Entdeckung im Falle der Wahl die italienischen Dampfer vorziehen, wo er nicht durch solchen Chauvinismus verletzt wird und wo auch das Essen besser und preiswerter ist.

Die Küste südlich von Ragusa hat heute trotz ihrer landschaftlichen und zum Teil auch architektonischen Schönheiten noch fast gar keinen Fremdenverkehr. In einem herrlichen Ort wie Risanò gibt es noch nicht einmal ein richtiges Gasthaus, in anderen Orten sind sie primitiv und teuer.

Die Bocche di Cattaro, der größte unter den herrlichen Naturhäfen der jugoslawischen Küste, ist heute der Stützpunkt der jugoslawischen Marine, die sich anscheinend ausschließlich aus ehemaligen deutschen und österreichischen Beständen zusammensetzt. Südlich von Zelenita befindet sich der neue Luftschiffhafen. Noch ist in Belgrad das Interesse für das Meer nicht erwacht, aber die vorwiegend aus Dalmatinern bestehende Marine, die einen kleinen Staat im Staate bildet, träumt von einer großen jugoslawischen Zukunft auf dem Meere. In Italien lächelt man: man wird wissen, ihnen zuvor zu kommen.

Der Hauptstadt der Bocche, Cattaro oder, wie es nun offiziell heißt, Rotor, ein alter Piratenort mit ungewöhnlich wertvollen Reliquien im Domschatz, hatte auch in der österreichischen Zeit wohl kaum mehr als sechstausend Einwohner. Aber die Nähe der montenegrinischen Grenze gab dem Städtchen einen bemerkenswerten Handels- und Fremdenverkehr. Kaum ein Dalmatienreisender versagte sich die 40 Kilometer Autofahrt nach dem fünftausendköpfigen Dorf Cetinje, das inmitten der unwirklichen „Schwarzen Berge“ prozige Gesandtschaftsgebäude und den originellsten König Europas beherbergte. Heute ist Cetinje ein Dorf wie andere auch, gerade Montenegro wird sich dank seiner geographischen Lage und dem durchaus serbischen Charakter seiner Bevölkerung verhältnismäßig rasch in der jugoslawischen Einheit auflösen. Der „montenegrinische Föderalismus“ hat kaum eine Zukunft.

Auch an der jugoslawischen Küste nördlich von Split begegnet man, an den Zeiten vor dem Krieg gemessen, Symptomen der Verödung. Vier- oder fünfmal die Woche legten die großen Dampfer des Österreichischen Lloyd in Traù, dem heutigen Trogir, an und brachten stets eine Schar von Fremden aller Nationen in dieses herrliche venetianische Städtchen. Heute ist der Ort gänzlich verödet; eine der wenigen Städte ohne Wohnungsnot. Nach Ausweis des Fremdenbuchs des einzigen dort noch bestehenden Gasthofes war ich seit August 1924 der erste Nichtjugoslawe, der hier übernachtet hatte. Das ist wohl in erster Linie darauf zurückzuführen, daß fast nur noch Lokaldampfer anlegen; dann auch wohl auf den Umstand, daß neuerdings die Malaria sich in dieser Gegend ausgebreitet hat. Das sehr rührige Belgrader Hygieneministerium sucht gegen die Ausbreitung des Fiebers anzukämpfen. Aber wer den — nur im Stile von Dantes Hölle zu beschreibenden — Zustand gesehen hat, in dem sich der öffentliche Abort des Städtchens befindet, dann kann man der jugoslawischen Regierung nur empfehlen, hier mit ihren hygienischen Maßnahmen einzusetzen, nicht die Symptome der Krankheit, sondern die Herde der Infektion zu bekämpfen.

Abseits vom großen Verkehr, weil etwas landeinwärts an den Buchten der Krka gelegen, dreißig Seemeilen nördlich von Trogir, die interessanteste und vielleicht neben Split zukunftsreichste Stadt Dalmatiens: Sibenik (Sebenico). Trotz der ungünstigen Verkehrsverhältnisse ist Sibenik einer der wenigen Orte Dalmatiens, dessen Bevölkerungszahl sich seit dem Kriege vermehrt hat; die ganze nach der Annexion von Zara abgewanderte kroatische Intelligenz (Ärzte, Advokaten, Oberlehrer) und ihre Krankenhäuser, Behörden, Gymnasium haben den Charakter des früher vorwiegend ländlichen Ortes sehr erheblich verändert; Sibenik beginnt in wachsendem Maße mit Split zu rivalisieren. Was ihm dazu ein Recht gibt ist die Tatsache, daß es über einen noch besseren Naturhafen verfügt als Split, dank seiner großen Buchten, in denen im Kriege die gesamte österreichische Handelsflotte verborgen war und der großen Tiefe am Molo, die es selbst den größten modernen Dampfern ermöglichen würde, hier anzulegen. Als im Jahre 1900 der deutsche Ingenieur Otto Steinbeiß für seine bosnische Waldverwertungsgesellschaft einen Hafen an der österreichischen Küste suchte, da entschied er sich für Sibenik als den nach seiner Meinung nach zukunftsreichsten Hafen der Küste.

In Belgrad hat man offenbar die Zukunftsbedeutung Sibenihs noch nicht zu würdigen gelernt und nichts dafür getan, ihre Entwicklungsmöglichkeiten sich entfalten zu lassen. Um so mehr weiß man in Rom, was Sibenik zur wirtschaftlichen Entschließung des Hinterlandes und als militärischer Stützpunkt wert ist. Auch nachdem der Versuch gescheitert ist, diesen Ort nach dem Muster von Zara und Fiume dem neuromischen Reiche Mussolinis einzufügen, verkünden die faschistischen Zeitungen von Woche zu Woche mit neuem Pathos „die Sehnsucht der italienischen Nation“, die gute alte Stadt Sebenico „mit der Mutter Italien zu vereinigen“. Dieser romantisch verbrämte Eroberungswille des faschistischen Italiens kann sich freilich mit Fug weder auf historische Gründe noch gar auf die gegenwärtigen Verhältnisse stützen. Im Gegensatz zu Split und Ragusa war und ist Sibenik eine rein slawische Stadt. Kroatische Fürsten gründeten im 9. oder 10. Jahrhundert diese Stadt, hielten hier Landtag ab, schützten die von Venetianern vertriebenen Flüchtlinge anderer Städte. Im 13. und 14. Jahrhundert wechselte die Stadt oft den Herrn, kam nacheinander unter die Herrschaft der Byzantiner, des Tempel-



ordens, kroatischer, bosnischer und neapolitanischer Könige. Erst 1412 wurde auch sie von Venedig erobert, unter dessen Herrschaft sie verblieb, bis sie 1797 an Österreich fiel, dem sie — mit einem kurzen Intermezzo in der napoleonischen Zeit (1805 bis 1813) — bis zum Ausgang des Weltkrieges verblieb. In den hochinteressanten und eigenartigen Bauten der Stadt, denen die gebührende kunstgeschichtliche Würdigung noch nicht zuteil geworden ist, vermengen sich Abendland und Morgenland auf die reizvollste Weise; aber im Gegensatz zu Ragusa überwiegt hier nicht das graeco-romanische Element, sondern das slawisch-byzantinische.

Steht also schon in geschichtlichem Betracht, der sonst die Stärke ihrer Position darstellt, die italienische Forderung auf schwachen Füßen, so gibt die Tatsache, daß Sibenik eine der am reinsten slawischen Städte Dalmatiens ist, dem italienischen Anneziionswunsche einen geradezu lächerlichen Anstrich. Im Gegensatz zu Split hat Sibenik nur ein minimales italienisches Element und so gut wie gar keine italienische Intelligenz; zu gleicher Zeit wie die slawische Intelligenz von Zara hierher strömte, wanderten auch die paar italienischen Intellektuellen von Sibenik ihrerseits nach Zara, Pola und Triest aus. Wenn irgendeine Stadt der dalmatinischen Küste so darf das von einer Mehrheit von Kroaten und einer kleiner Minderheit von Serben bewohnte Sibenik in jeder Beziehung den Charakter einer jugoslawischen Stadt für sich in Anspruch nehmen.

„Wenn wir erst hier die Krisis überwunden haben . . .“ versichern die guten Patrioten von Sibenik und träumen von der Bedeutung ihrer Stadt für Fremdenverkehr, Industrie und Handel. Ich glaube: mit Recht. Denn Sibenik ist nicht nur um seiner Altertümer und romantischen Winkel willen eine hochinteressante Stadt, es ist auch umgeben von einzigartigen Naturschönheiten. Heute sind freilich die Hotels von Sibenik in einem Zustand, der jeden Fremden veranlaßt, seinen Aufenthalt möglichst abzukürzen. Aber wenn einmal auf dem Subićevac ein modernes Hotel errichtet wird — weit, unendlich weit schweift hier der Blick über die terrassenförmig aufsteigende halborientalische Stadt und die weiten Buchten über das Meer mit seinen in den verschiedensten Farbentönen sich abhebenden Fels- und Waldinseln — dann dürfte Bertolinis Palasthotel in Neapel überboten sein. Und einige Kilometer landeinwärts befinden sich in grandioser Bergwildnis die Wasserfälle der Krka — „die Niagara-Fälle Jugoslawiens“, wie man sie wohl mit übertreibendem Nationalstolz nennt, die im Winter mit etwa 60 000, im Sommer mit etwa 30 000 Pferdekraften in raschem Sturz herabschäumen. Eine italienische Gesellschaft, die Sufid, benützt etwa 7000 Pferdekraft für Stromerzeugung, Spinnereien und Webereien; der Rest der Wasserkraft treibt ein paar uralte türkische Mühlen oder verströmt ungenutzt. Hier liegen natürlich starke industrielle Möglichkeiten der Zukunft z. B. für chemische Fabriken.

Sibeniks Zukunft aber wird mit dem Tag sich entscheiden, an dem der jugoslawische Staat zu einer aktiven Adriapolitik übergehen wird. Zwischen Altserbien und Sibenik (resp. Split) besteht erst seit kurzem überhaupt eine Bahnverbindung, die aber schmalspurig ist und für großen Güterverkehr nicht ausreicht, und auch nach Agram besteht nur eine dreizehnstündige Schmalspurbahnverbindung. So war Susak, der Nachbarort Fiumes, an der vollspurigen Bahn Belgrad-Agram-Fiume gelegen, zunächst der gegebene Ort für die jugoslawische Ausfuhr. Heute schon reicht der Hafen nicht aus, so daß sich die Ausfuhr nicht nur unter der ständigen Kontrolle der italienischen Rivalen vollzieht, sondern

auch in wachsendem Maße dem Nachbarhafen Fiume zugute kommen wird. Wenn die geplanten vollspurigen Bahnen nach Sibenik und Split einmal gebaut sein werden (es soll für dieses Projekt französisches(!) Kapital gewonnen worden sein), so wird ohne Zweifel das Zentrum der jugoslawischen Schifffahrt sich nach Sibenik und Split verschieben müssen. Um so weniger darf sich der deutsche Handel an diesen beiden wichtigsten Städten der jugoslawischen Küste desinteressieren.

Gegenwärtige Krise, aber große Zukunft — das ist das Gefühl, mit dem ich das italienische Schiff besteige, das mich nach Zara führen soll: einst die Hauptstadt des österreichischen Dalmatiens, heute der südlichste Vorposten Italiens an der dalmatinischen Küste.

(Ein zweiter Teil über Zara, Fiume und Istrien folgt im nächsten Heft.)

## Die taube Blume

### Novelle

von

Werner Schendell

Für den, der mit dem Zuge von Ofen kam, hoben sich um die alte Stadt mit dem romanischen Dom die ersten Weinäcker an steiler Bergwand. Milde, sanfte Höhen, bewaldet und eben nur wie ein paar anmutige Versuche des Schöpfers daliegend — bildeten das Gelände, das sich von den beiden Ufern der Saale bescheiden zurückzog und dem Flusse eine mächtige grüne Niederung überließ, auf der er durch Wiesen und hohe Haine seine mutwilligen Schlangenlinien lief und die kleinen Flüsschen unversehens mitnahm. Man baute Wein in der Stadt. Ihre Bewohner atmeten bei ihrer Arbeit so ruhig, als säßen sie in ihren Gärten, und ihr Humor war ein frisches Vorgebirge der Heiterkeit. Die harte, norddeutsche Erde lockerte hier schon ein wenig ihren strengen Sinn. In den Straßen der kleinen Stadt reckten sich hier und da über Höfe und Mauern hinweg einzelne uralte Platanen und auch Alhorne, königlich steigend, als wollten sie gegen Ofen sagen: Hier beginnt das Reich, das alte deutsche Reich, in dem wir wachsen durften und uns strecken, so hoch wir wollten. Diese Bäume griffen über die Häuser hinaus nach den beiden Kirchen, dem Dome mit den vier Türmen und der hochschiffigen Stadtkirche, zu deren Füßen das Städtchen als ein niedriger Ziegelhaufen zusammensank.

Bernt Eifelt schaute von der Promenade zum Dome hinüber und wendete sich an seine Frau. „Euer Meister hat eine gute Kullisse gewählt für die Zukunft. Diese Stadt wird weitersprechen, wenn er schließt.“

Charlotte blieb soeben zurück und fragte eine Vorübergehende nach der Straße der Verwandten. Jetzt holte sie den Vorsprung ein und hängte sich in

feinen Arm. Es ging nun über eine breite Promenade. Die Linden streuten ihren bedeutsamen, süßen Wohlgeruch aus. Charlotte atmete den Duft ein, tief — ruhig und ernst, als habe sie einen Strauß erhalten und müsse sich gleich bedanken. Ihr Weg führte sie in eine Villenstraße. Der Schwarm der Reisenden, der gleich ihnen von der Bahn über die stille Wallpromenade gewandert war, brandete auf dem Hauptwege weiter. Leicht und neckisch, zwischen Hügelchen, zog sich die Villenstraße empor, fern winkte ein Hain auf der Höhe vorn am Straßenrande, dort, wo das Feld begann.

Frau Mohn wohnte in einem der letzten Häuser. Bernt Eifelt fand den Namen zuerst und drückte auf die Klingel, die durch den Vorgarten zu ihnen hinunterschrillte.

„Mir ist dies alles: Die goldene Aue des Flusses — der Dom — der Lindenduft mit seiner süßen Frage, eben so farbig und erschütternd — auch wenn ich für das Dasein keine Erklärung habe, liebe Charlotte.“ —

Charlotte schwang nur den Kopf über den Schultern. Sie kannte diese Redensarten des Mannes und blickte endlich verklärt und die Augen unnatürlich öffnend ins Blaue hinauf, und dann über die Stadt hinweg. Da sah sie das hohe Saalgebäude, in dem vierzehn Tage lang gelehrt werden sollte. Ihre Hand faßte nach dem goldenen Kreuze am Halse und ließ sich dann an dem violetten Gewande herabfallen. Eigentlich wollte sie sagen, er möchte doch abwarten, erst hören und schauen und dann urteilen, aber sie unterdrückte das, sie fühlte, während sich im Hause eine Tür öffnete und das Mädchen die Treppe zur Pforte hinunter stieg, nach ihrem schwarzen Scheitel und setzte dann der Tante wegen die Reisekappe auf, die sie bis dahin im Arme trug.

Sie schwieg lieber, sie wußte genau, was er geantwortet hätte, und sah das angriffslustige Lächeln, das seinen Mund kräuselte.

Die beiden Menschen, groß und kräftig, warteten stehend an der Tür des Salons auf die Tante. Das Zimmer war vollgestellt mit dem Hausrat der siebziger Jahre, Nippes und Staffeleien brüsteten sich und auch griechische Gipsbüsten auf schweren Sockeln fehlten nicht. Tausenderlei beengte Auge und Körper. Man fürchtete, überall anzustoßen und begriff die geringe Bewegungsfreiheit jener Generation.

Frau Mohn bewillkommnete die Gäste und führte sie nach einigen verwandtschaftlichen Fragen hinauf in ihr Zimmer. Ehe sie die jungen Leute sich selbst überließ, zeigte sie ihnen ihr Wohnzimmer im gleichen Stock, einen dunklen, vornehmen Bibliotheksraum. „Da Ihr, lieben Leute, zu uns gehört, dürft Ihr meine Bibliothek benutzen.“ Frau Mohn gab so mit leichter Gebärde ihr schönstes Geschenk. Niemanden gestattete sie den Eintritt in diesen Raum, der sich ihr nicht als Religiöser und Frommer gezeigt hatte, als einer, der die „Musik der Dinge“ hörte, wie sie das ausdrückte, oder einer, der auch — hin — heimgefunden hatte zu dem Meister, der morgen in diese Stadt kam.

„Lieber Bernt, Du hast Deine Skepsis besiegt?“ wendete sich die schmale Frau an ihn und hob ihren grauen, schwermütig-fleischigen Kopf zu ihm auf.

Nun, Bernt hatte sein Widerstreben besänftigt und war mitgekommen, das war alles. Charlotte schaute die Tante, ohne den Kopf zu drehen, mit einem langen Seitenblick an, das bedeutete: „Sei still. Verdirb mir nichts. Es war schwer genug, ihn hierher zu bugfieren!“

Frau Mohn verstand ihre Nichte und fragte nicht mehr. Vielmehr ließ sie, als das Paar sich wieder bei ihr einfand, ihre Beredtsamkeit in anderer Richtung spielen und versicherte besonders und wiederholt, die neue Lehre lasse keinen Unterschied zwischen den Geschlechtern gelten. Ja die Frauen waren sogar ganz besonders zur Aufnahme der unmittelbaren Erkenntnis befähigt, weil ihr Geist nicht wie der der Männer durch die spanischen Stiefel der Begriffe verkrüppelt würde. Am allerschlimmsten waren in dieser Beziehung nach ihrer Meinung nun gerade die Juristen daran. Mit einem Seufzer gedachte sie ihres verstorbenen Mannes, der als trüber Materialist und Landgerichtspräsident gestorben war. Dann tat sie einen erschreckten Ausruf, als erinnerte sie sich eben erst daran, daß der liebe Bernt Eifelt ebenfalls der verkrüppelten Spezies angehörte und deshalb kaum des Höchsten teilhaftig werden konnte.

Bernt lächelte. Überall war ihm ein Geist des Dünkels entgegengetreten, wenn er sich Mühe gab, mit gefunden Sinnen und Begriffen in die Lehre zu dringen. Aber was half es, er wurde abgestoßen. Der Prophet seiner Frau schrieb schlechtes Deutsch. Es war Rede, gewiß, gesprochenes Wort, aber von einer Zerflossenheit, einem Ungefähr und einer Allgemeinheit, als sei eine Spirale die kürzeste Verbindung zwischen zwei Punkten. Konnte er den Damen das deutlich machen? Er grübelte darüber nach, während sie an den Bücherschränken entlang gingen und vor den Büchern des Meisters auf der anderen Seite des Zimmers Halt machten. —

Wenn ein moderner Prosaist etwas schrieb, etwas ausdrückte, etwas Neues sagen konnte, singen — umreißen oder herauschauen wollte, so war das für ihn, als risse jemand ein Streichholz an: Eine Bewegung, ein Zug und es flammte das rote Feuer auf! Man begriff, man ergriff, man dachte weiter, man eilte logisch von Satz zu Satz. — Aber hier — es war, als rieb der große Lehrer ein hartes und ein weiches Holz aneinander und machte Feuer nach Art der Wilden. Lange mußte er reiben, schweißstriefend weiterdrehen, langsam wurde es lau, warm, heiß, hisig und endlich, endlich schwelte es. — Vielleicht war diese primitive Art des Vortragens genußreicher für die Mehrzahl, für alle die, die langsam dachten? Oder war das Ganze nicht vielmehr eine direkte Übertragung durch das Gefühl, eine Suggestion, wie man es nennen mußte?

Die beiden Frauen saßen und hielten sich umschlungen. Ein sanftes Leuchten entglomm ihren Augen, und sie redeten zart und behutsam von den Dingen ihrer Hoffnung. Dann sprach Frau Mohn von ihrem Tode. Er konnte jeden Tag eintreten, sagte der Arzt. „Aber ich bin ganz sicher“, meinte sie, „es hört nicht auf, die Vorhandenheit meiner Seele bleibt, wenn ich den diesmaligen Leib verlassen werde.“ Charlotte sollte das Haus haben, mit allem, was darinnen war. Das wollte sie eigentlich noch sagen, aber sie schwieg. Charlotte sah, wie Bernt von innen ins Weite starrte; er hörte jetzt nichts. So, den Kopf in den Nacken gelegt, die dünnen Lippen zugetruffen und das herausfordernd freie Profil trotzig erhoben, verharrte er oft lange, lange Minuten und verachtete, was sich um ihn rührte.

Charlotte fand ihren besonderen Trost in der Gewißheit, sich doch schließlich einmal nach langem Läuterungsprozeß aufzulösen, in Nichts aufzulösen. Darüber vergingen Jahrtausende. Mit jeder Existenz läuterte sich die Seele, die sich verkörperte. — Immer reiner, immer klingender wurde sie. Immer neue Gefahren

und Sünden mußten überwunden werden. Leichter wurde es dem bewußterwerdenden Geiste zu unterscheiden, zu wählen, zu wollen und den richtigen Pfad einzuschlagen. In der dunklen Verdammnis der Welt sah man plötzlich Licht aufleuchten; selten noch — kurz, unterbrochen und verschwunden, ehe man es recht geschaut. Doch es war da! Doch es war schon da! Man stand in der Welt, wie man eben war, einmalig — notwendig, verpflichtet und wie mit einer Kette an eine bestimmte Stütze gelegt — immer mit einem anderen zusammen. Der Kamerad riß meistens noch an der Kette, heulte auch wohl gegen Mond und Sterne — trostete, biß um sich, riß sich wund und glaubte, man vermöchte etwas, weil man leide. —

Draußen im Garten rauschten die Bäume plötzlich unter dem Druck einer kurzen Bö auf. Es war, als falle Wasser rauschend einen Ramin herab und schlege auf in einem tiefen Felsbecken. Die Kronen teilten sich, große Äste wurden sichtbar, spreizten sich, schlossen sich wieder und verdrehten sich schmerzlich unter dem Stoße des Windes. Das Laub strudelte farbig auf, und es war, als erklimmte es leise in dem mächtigen Rauschen. Dann ward es wieder still, als sei nichts gesehen.

„Wenn man erst die Geduld hat und den rechten Willen, liebe Charlotte, dann verändert man seine Umgebung mühelos.“ —

Bernt Eifelt rührte sich nicht.

„Liebe Tante, es ist zu schwer! Man möchte selbst tiefer eindringen in die heilige Welt; man kann es nicht und“ — sie blickte hinüber zu ihrem Mann, mit demselben schrägen Blick wie vorher — „man bekommt als Lebensaufgabe einen tüchtigen Stein um den Hals. Es heißt doppelt kräftig schwimmen; ich lerne, ich übe noch immer vergeblich daran.“

Bernt erhob sich soeben und trat hinüber zu den Frauen. Frau Mohn wagte nicht mehr, von der Herzenssache anzufangen, es suchte irgend eine Abwehr gegen die weibliche Beredtsamkeit in dem Gesichte des Mannes gefährlich auf. So sprachen sie über die Verwandtschaft und von gemeinsamen Bekannten.

Nach dem Abendbrot schlug er einen Spaziergang vor — den er allein unternahm, als die Frauen zu Hause blieben.

Die Tante hatte gesehen, Bernt und Charlotte lebten nicht gut miteinander. Sie sagte es und fand Widerspruch bei ihrer Nichte. Es war nur schwer, sich in einander zu fügen, meinte Charlotte. Man brachte gern Opfer, man mußte es nur wissen, daß es Opfer waren. — Wenn aber glücklich leben bedeutete, dafür die Eigenheit, das Eigensein, die Eigenart, kurz das Allerbeste und Persönlichste, das, was eben die Zeit pflegte, verherrlichte und anbetete, aufzugeben — dann ging es eben nicht, dann verfiel man in die entgegengesetzte Moral, man verteidigte noch seine Unarten mit dem Fanatismus der Kreuzritter.

Auf die Möglichkeit einer Trennung, auf die Frau Mohn vorsichtig deutete, hatte Charlotte nur eine Antwort. Ehe, sagte sie, Ehe war eine mystische Vereinigung zweier Menschen, die nur einmal vollzogen werden konnte. — „Weil nur Jugendliche, unerschlossene Seelen die Reimkraft für eben diese Frucht haben, deshalb ist eine Ehe untrennbar. Wenn aber zwei auseinanderlaufen und neue Bündnisse eingehen, so ist das nur Konkubinats.“ Ja, das war es. Deshalb wollte sie ihre Ehe bewahren. Auch Bernt wünschte das. Deshalb war es falsch zu sagen, sie lebten schlecht. Es ging nicht leicht, es tat auch weh, aber man war guten

Willens, man hatte Achtung voreinander und half auch gern ziehen, wenn man einmal eine heile Stelle an den Händen hatte.

Nur in einem gab es Gegnerschaft, und eben hier hatte er nachgegeben; er wollte diese Tage hier miterleben und dann aus eigener Anschauung urteilen.

„Wenn er gewonnen wird, so werden wir glücklich sein“ sagte Charlotte.

„Wir wollen uns Mühe geben“, antwortete Frau Mohn, „wir wünschen ihm das Beste, was unserer Seele widerfahren ist.“ —

„Meine Kindheit verlebte ich in einem großen Garten“, sagte Charlotte, „Du weißt es, Tante. Dann kam ich in die Großstadt und lebte jahrelang wie die Soldaten es müssen, die in der Wache auf der Pritsche liegen: Jeden Augenblick klingelt es heraus“, nein, ein besseres Bild fiel ihr ein. Sie war sich vorgekommen wie ein Fußball, der angestoßen wird. Er fliegt, fällt auf und rollt auf dem Pflaster. Jetzt will er aufhören und sein stillliegen. Allein umsonst — schon wird er wieder angestoßen und muß rollen, fliegen und rollen unaufhörlich.

Aber dann hatte sie heimwärts gefunden, in sich hinein; in der Gemeinde lernte man, wie man sich einrichtet, wie man sicher hausen konnte und ein ruhiges Herz erhielt. Seit der Zeit lebte sie wieder wie einst im Garten ihres Vaters und wußte, daß ihr nichts zustieß, was nicht vorher bestimmt war und sich angekündigt hatte. Es stieß auch niemandem etwas zu, was nicht zu ihm paßte. Zudem gab es keine Überraschungen: Man mußte in sich horchen und vor sich schauen: Nichts kam ohne Signale. Die Fahrt über die Erde barg keine Gefahren mehr, nur noch Entbehrungen. Aber die nahm man eben auf sich. Im Bewußtsein einer Seelenentwicklung, von der Hand eines sicheren Führers geleitet, saßen die beiden Frauen, ihre Erlebnisse austauschend, und berichteten einander Empfindung und Gefühl, das ihnen aus ihrem Studium erwachsen war. — —

Das Hotel, das Berni nach seinem Spaziergang aufsuchte, stand im Zeichen des Kongresses. Sein Garten lag gegenüber auf der anderen Seite der Straße und verlor sich in die Promenade der Stadt. Berni ging hinein, er suchte vergeblich nach einem Platz und schaute sich um. Tisch an Tisch war dort Jugend versammelt, Jugend, Bünde aller Richtungen, kleine Zirkel befreundeter Jünglinge, Wandervögel, akademische Sonderbündler, vaterländische Kreise ebenso wie demokratische und kommunistische hatten die Küchlein um ihren Tisch geschart. Sie diskutierten. Sie tranken Milch, Bier oder Kaffee, sangen oder starrten verschwärmt in den Blatthimmel, dicht über ihnen, über dem aus dem schwarzen Gewölke ein wenig Mond herabtropfte. Die Gruppen, Trüpplein und Kliken übersahen einander hier mit einer gewissen Duldung und Freundschaftlichkeit. Man befand sich auf neutralem Boden und konnte den anderen Meinung und Panier ungescholten lassen, weil man insgesamt gekommen war, um vom Werte eines Großen zu hören. Eines, wie ein angesehener Führer der Jugend ausgesprochen hatte, der die Lehre von der möglichen Willensfreiheit und die Steigerung des Ich durch die bewußt geleitete Seelenentwicklung brachte und, wie Erfolge an seiner Schule zeigten, der Einzige in seinem Vaterlande zu sein schien, der das ganze Sein sah, fühlte und dachte und nicht, wie die anderen war, die irgendeinen vereinzelt, abgetrennten Bezirk des Lebens unfruchtbar verwalteten.

So war man hierher gekommen, um in der ungestalteten, normenlosen Zeit den letzten Versuch zu machen: Entschlossen, einen König zu salben, und darauf gefaßt, einen Charlatan zu finden. Es sollten diese Pfingstwochen, mit ihm verlebt,

ihm geweiht und ihm hingegeben, Klarheit bringen über ihren künftigen Weg. Und mehr als einer der jungen Männer und Frauen, die da dürftig, phantastisch und abenteuerlich aus dem Rucksack zur Nacht speisten, während vielfach Bildung und Intelligenz, hier und da auch vererbte oder erworbene Klasse aus ihrer Erscheinung sprachen, war entschlossen, die Tür zu durchschreiten, hinter sich abzuschließen und den neuen Tag zu beginnen.

Bernt verließ den Garten und ging hinüber in das Hotel. Auch hier wimmelte es von Ankömmlingen. In der Halle saßen die alten Anhänger, Freunde und Mitläufer der Sache. Nach kurzem Kampfe hatten ihre würdigen Vorstellungen den Wirt zur Entfernung der Unterhaltungsmusik bewogen. Es herrschte eine feierliche Stille. Man war ganz unter sich. Luxuriöse Frauenerscheinungen, durch eine gewisse kultische Herbeheit der Gewänder streng und bedeutend betont, saßen mit langmähnigen, blonden und schwarzen Männern, die etwas Seherisches, Glänzendes im Auge hatten und einen typischen etwas gebrochen-überlegenden Glanz im Antlitz trugen; Züge, ebenso geistig wie wirr im Ausdruck, fast so, als ob ein übermüdet Eingeschlafener gewaltsam aufgerüttelt werde und, ohne seine Umgebung zu fassen, vor sich hinstarrt.

Draußen entstand eine Bewegung. Das Horn eines Autos, ein tiefer, hallender Klang, wie das Nebelhorn, das über die Brandung tönt und die Schiffe von der verhangenen Küste zurück in sichere, tiefe Fahrwasser geleitet. Bernt sah einen gigantischen Reisewagen mit blendenden Scheinwerfern langsam vorbeigleiten. Gleich darauf ward ein Hebel angezogen, der Wagen arbeitete auf der Stelle und dann schwieg die Maschine. Er hielt.

„Da ist er. Das ist sein Wagen. Er steigt ab bei den Freunden, die hier wohnen“, hörte er sagen. Viele eilten hinaus und gingen zu dem Nachbarhause, in dem breite Torflügel aufgestoßen wurden. Gleichzeitig öffnete sich die Haustür, unter einem Rundbogen, auf dem im Strahl des Lichtes etwas von alten Privilegien in gotischer Schrift zu lesen stand. Die Insassen des Wagens schritten durch ein Spalier die vier Stufen hinauf in das alte Patrizierhaus, an dessen Mauer der abfahrende Wagen eine Steinplatte beleuchtete, auf der um einen weißen Elefanten die lateinische Inschrift „Dies ist Gottes Haus“ verkündete.

Bernt lag neben einem Manne, der gleich ihm überrascht und erregt aufgeschreckt war, in einem Fenster des Hotels und sah eine hohe Gestalt undeutlich, ohne rechten Eindruck, im alten Hause verschwinden. Das Spalier löste sich auf. Mönchische Gestalten kamen an den Fenstern vorüber und warfen fremde Blicke auf den geräuschvollen Lichtwall des Hotels. Nach ihnen kamen schreitende Frauen und Mädchen, Tänzerinnen frommer Gedanken, in hochgeschlossene Gewänder gekleidet. Man bemerkte, es waren rhythmisch-lebendige Körper, die eine merkwürdige Kunst betrieben, die Kunst, den Geist, den Gedanken, den Laut und den Sinn in leibliche Bewegung und Geste zu verwandeln nach einem strengen Systeme des Meisters, der sie unermüdlich schulte. Diese Vorübergehenden traten nicht in die Gaststätte, sondern suchten ihre Quartiere auf bei Freunden und Anhängern in der Stadt. Man sah, sie waren wie eine geheime Loge, ein gegen Fremde gepanzertes Carrée, eine stille, jäh Gefolgschaft ohne eigenen Willen, die ihre Kräfte von einem Herrn empfing; die nur

die Gedanken hatte, die ihr von einer Stelle ins Hirn gegeben wurden, und nur eines Gefühles sicher war, der Liebe zu ihrem Meister.

Bernt kannte diese Erscheinungen aus den Schilderungen seiner Frau. Er antwortete dem neben ihm im Fenster liegenden Manne, so gut er konnte, und fühlte bei ihm eine gewisse achtungsvolle Skepsis, eine vorsichtige Gerechtigkeit und eine ernsthafte Absicht, die Vorgänge ohne Vorurteil ruhig und leidenschaftslos aufzunehmen.

Bernt fragte ihn, ob er allein da wäre, und erstaunte, einen Mann zu finden, der freiwillig, selbstverständlich gekommen war, um zu sehen, was an der Sache Gutes wäre. Er war aus Argentinien deshalb beregereist. — Woher? Aus Argentinien? —

Ja, er besaß bei Mendoza am Fuße der Anden eine Hacienda und erlaubte sich, im Winter ein wenig in die Heimat zu fahren. Nach Krieg und Revolution war er von Deutschland schleunigst hinübergegangen. Erst war er in Patagonien gewesen und dann hinauf nach Kanada gezogen, unter fremder Nationalität hatte er sich durch die Vereinigten Staaten hindurchgepirscht und in einem Zeitraum von fünf Jahren — er sagte, im Zeitraum eines Lusttrums — er wollte sich damit wohl als Angehöriger der Bildungskaste ausweisen — hatte es ihn ständig umhergedreht und weitergetrieben, er hatte genug erschaut von dem bunten Kaleidoskope der Länder. Endlich war er an der Grenze der Pampas, in den Vorbergen der Anden sesshaft geworden, war Verwalter und Pächter auf einem schnell aufblühenden Besitz, hatte Eigentum erworben und war jetzt zurück gekommen, zu sehen, ob sich nicht gehären wollte, was der ganzen Welt Hilfe brächte in der Not, der alten und der neuen. Bernt sah Santos Duro lange an, ehe er ihn fragte, wie er zu dem fremden Namen komme.

„Sie begreifen, ich habe Grund, den meinigen im Vaterlande vergessen zu lassen; ich habe nicht zugeschaut in den ersten Monaten nach dem 9. November. Ich handelte nach meinem Verstande und sackelte nicht lange: Also nennen Sie mich ruhig Santos Duro.“

„Sie richten Ihr Leben ein, wie Sie es für fruchtbar halten. Welch ein Luxus. Wir im Vaterlande sind zusammengespart. Wie Tiere in der Schlächterhürde. Ein kurzer Ausflug in irgend etwas, das nicht Notdurft, Zweck, Verdienst, Vorteil, Pflicht, Schicklichkeit oder Zwang ist, eine Sache wie diese Pfingstwoche hier, ist so selten — unglaublich, ja phantastisch, sonderbar betäubend! —

Das können Sie nicht begreifen, Landsmann von Jenseits. Es ist nicht sagbar — es ist schon Paradies! Welch ein Wunder für uns Arbeitstiere, noch einmal zu hören, daß es Gedanken gibt, Künste, Wissenschaften, Glauben, Religiosität, göttliche Kräfte, die sich nicht ganz, nie ganz und völlig ersticken lassen, sondern aufblühen und immer wieder eine kleine Schar versammeln und erfüllen.“

„Warum folgen Sie Ihrer Stimme nicht und machen sich frei?“

„Ich bin Beamter und habe eine Frau“, sagte Bernt Eiselt recht leise und dachte damit eine ausreichende Entschuldigung vorgebracht zu haben. „Außerdem war man durch die Valuta blockiert, man mußte abwarten, wie man die Kriegesjahre abwartete, zwischen Verzweiflung, Fassung, Tröstlichkeit abwechselnd; niemals ganz verlassen von dem Glauben an die Daseinskraft des eigenen Volkes.“

Nun, auch Duro hatte diese Jahre erlebt und den Ausgang geahnt. Er hatte die Welt vor der Katastrophe gesehen und die Maschinerie richtig eingeschätzt,



die man gegen die Deutschen von allen Seiten losließ. Er war jedoch bald gefangen worden und hatte in Sibirien fern — an der Grenze der Mongolei, unfern der Wiege der Religionen, Zeit gehabt, den wesentlichen Dingen des Menschen nachzudenken. Nach einem vergeblichen Fluchtversuch, den er zu Fuß über Schneegebirge nach Tibet unternahm, brachte man ihn nach Krasnojarsk und dort, wo er im Museum Hilfsdienste leistete, war er auf einige Bücher des Mannes gestoßen, der soeben mit dem schweren Wagen angekommen war. — Später gelang ihm die Flucht mit Hilfe des Schwedischen Roten Kreuzes. Die Zeitereignisse verbrauchten viele Monate seine Kraft. Später, nach der Flucht aus Deutschland, als er die Banalität des neuen Erdballs kennen lernte, den babyhaften Optimismus törichter Beschäftigung und die Ode amerikanischen Geistes, und, als er, den Norden fliehend, im Süden Amerikas endlich nahe der Majestät der Anden seinen Besitz errichtete, da fielen ihm die Leitfäden jener Bücher von Krasnojarsk wieder ein. Er hatte nichts anderes in seiner Seele, worum es sich lohnte, zu leben. Sein Weib hatte übrigens während seiner Abwesenheit an einem anderen Gefallen gefunden, wie das eben so geht, wenn Frauen allein sind. So war er auf sich selbst gestellt, im Kampf um die Existenz siegreich, und ging der Spur, die er gefunden hatte, nach. Eine Spur über die Erde hin, hinauf in unerschlossene Regionen, eine Spur in menschenwürdige Zukunft und in Erkenntnisse, die das Leben umkehren, die hungrigen Laien zu frommen Brüdern verwandeln und ehrgeizige Eroberer auf ihre inneren Länder verweisen mußten.

Da drüben, das selbsttollte, das zusammengelaufene Volk der Union, das erst ein Volk werden sollte, hatte ihn schnell belehrt, wo Freiheit, Frömmigkeit, Duldung und Religiosität nicht zu finden waren. Er erfuhr, was so viele erfahren hatten: der alte Kontinent Europa war nicht gestorben. Auf ihm webte die Luft von Jahrtausenden, er hing zusammen mit Asien und Afrika und schirmte immer noch das Palladium der Menschenwürde, während der Kontinent des Kolumbus, seine bezimierten Urbewohner rächend, zu Indianern verwandelte, zu Indianern — rastlos auf dem Kriegspfade um den Dollar begriffen und ohne die Friedenspfeife der Einteilung und Besinnung.

Bernt widersprach dem Manne nicht, der neben ihm über die stille Promenade rings um die Stadt schritt. Auch er hätte in der Fremde die Atmosphäre vermisst, die über dem Vaterlande schwebte. Die Luft, in der die Stillen des Landes atmeten, jene Gemeinde weniger tausend Menschen, die die grenzenlose, immer werdende, unvollendbare Seele der Deutschen in sich trugen und denen nicht wohl war in der zunehmenden Niederung des Geistes der Welt.

Nach einer Weile stummen Ganges stellte der Fremde ihm eine glatte, einfache Frage, die Bernt erst beantwortete, als sie wiederholt wurde. Duro fragte harmlos und dringlich, direkt und rücksichtslos, wie eben ein Mensch ist, der sich in der Welt der Tränken und Freßtröge durchgesetzt hat.

„Wie sind Sie hierher gelangt? Ekelte Sie auch — der verdrehte Stern Erde?“

Bernt überlegte. Er konnte ein Buch hersagen — es wäre nicht ausreichend gewesen. Eben gingen sie zwischen der Stadtmauer und einem bescheidenen Hause hindurch, das einen großen Philosophen geboren und gehegt hatte. Von dieser Stätte ging Weisheit, Würde aus. Es galt, zusammenzufassen und schnell hinüberzurufen zu dem anderen Menschen, der ihm bekannt und verwandt war.

„Meine arme Jugend,“ sagte Bernt. „Ich verlor die Lehrer, dann Gott,

dann die Eltern, das Vaterland auch und schließlich die Liebe. Die Liebe auch, denn die Frauen zerbrachen das Haus, das sie schlugte, weil sie meinten, es knechte sie, etwas Hegendes um sich zu haben. Und nun ward mir die Welt sinnlos. — Ich lebe noch: Aber ich lebe eigentlich nicht mehr, denn mich erschüttert nichts mehr, und ich glaube nichts mehr. Ich habe eine Frau, die ich noch lieb habe. Sie glaubt noch, und sie brachte mich hierher, weil sie mir zeigen will, daß es noch welche gibt, die einen Sinn zu finden meinen. — Ich erwartete, hier nur Frauen zu sehen, aber nun finde ich Sie hier und muß gestehen, daß ich jetzt hier einen Glauben stärken möchte, daß ich eine Hoffnung noch nicht aufgegeben habe, die Hoffnung auf den — göttlichen Menschen. Ich möchte es noch erleben, daß Menschen ihre inneren Kräfte: Seele, Geist und Willen, erkennen, ordnen und aufbauen. Kurz, ich möchte noch dabei sein, wenn man den Grundriß zeichnet, wenn man den ersten Stein legt zum Tempel, in dem der Mensch endgültig das Tier überwindet.“

Santos Duro wollte mehr. Er suchte den Zugang zum engsten Kreise des Meisters. Ihm genügte das Wissen um höhere Menschenkräfte nicht, er wollte sie üben und weiterbilden. Er mußte übrigens nicht, daß ganz in der Nähe der Stadt am Bergrande der Flussebene das Grab eines großen Bildhauers lag, und wunderte sich über Bernt Eifelt, der diese Stätte auffuchen wollte. Ja, Bernt wollte es. Nichts war geeigneter, eine dumpfe Suggestion zu zerstören, als eben die Stätte eines großen Menschen, der in Körpern und Bildern die Fülle des Überschwanges dagelassen habe und nahe seinem Hause auf eigenem Grund unter Steinen liege, die er selbst geformt.

Santos Duro lächelte. Eifelt sah es nicht. Das war der von sich selbst erfüllte unentschiedene, unselbständige Deutsche, der den Eindruck eines Großen mit dem eines anderen aufhob und nicht klar war, wie faul und feige, wie auf sich selbst bedacht, unredlich und verantwortungslos das war. Mißverstand er etwa Bernts Absicht? Sah er die Rückseite seines Vorsatzes — vielleicht nur die Maske seiner Absicht? Wollte er nur Andacht halten und liebte den Künstler, sprach an seinem Grabe am leichtesten mit sich selbst, weil ein Genius den Ort weihte, bewachte und erhöhte? War es eigene künstlerische Begabung, durch Brotsorge verschüttet; ein ersticktes Talent, das er zu beleben hoffte, wenn er hinaufflieg zu dem Grabe? Eine Zusucht für ihn, weltliche Behauptung gegen fatalistische Frauenfrömmigkeit, die den Gatten in das Netz des Glaubens treiben wollte, während er nach den Türmen suchte, von denen die Feuer aufflogen und den Himmel stürmten?

Eifelt unterbrach seine Gedanken. „Schauen Sie“, sagte er leise, „ich habe alles probiert; mein Leben ist eine Ausweichen vor mir selbst, und die Arbeit, an die ich mich halte, ist ebenfalls ein Selbstbetrug. Das Schwerste ist: Zu leben. Arbeit erniedrigt, wenn man einem unfreien Volke angehört, aber Leben: in den eigenen Händen sein Herz, seinen Mut und seine Entscheidungen halten, das ist wahres Leben, das ist Heldentum und Heiligkeit. Sie — begegnen mir, dem Ärmsten, und besitzen alles, alles! So oft betrog ich meine Phantasie, als gäbe es nicht, was sie verlangt. Aber kaum tue ich ein paar Schritte aus meinem Hause, da finde ich Sie, einen, der den Mut hat, den Glauben, den Willen, den Charakter, die Persönlichkeit — einen, der lebt, was wir eingekerkerte, großstädtische Sklaven kaum noch zu denken vermögen.“

Santos Duro erinnerte sich, als er die Klage des Mannes hörte, der voll Scham das Geständnis der Knechtschaft aus seiner Brust herausriß, seiner eigenen Ausbrüche, aller Verzweiflung, ehe er damals den Entschluß gefaßt hatte. Ja, das war es. Ehe er abrechnete und einen einzigen Gedanken heraufholte, anpackte und zu Ende dachte. Und dann nach diesem Ergebnis handelte. Das nannte man Konsequenzen ziehen. Aber daran dachte man selten, im Vaterlande der Wallungen, da, wo man keine Grenzen zog und im Gefühl ertrank. Er trat mit versuchendem Lächeln auf Eifelt zu, der ihm mit einer Handbewegung müde sein Quartier zeigte, vor dessen Portal sie eben ankamen.

„Da oben sitzen sie noch und reden. Dennoch sind sie beide nicht überzeugt. Sie haben sich neben dem Gemüsegarten ein Stückchen Blumenbeet angepflanzt — es hat so vieles Platz nebeneinander“ — so dachte er und war doch nicht ganz überzeugt von seinen Worten.

Duro reichte ihm die Hand. „Wenn ich Sie auffordern würde, mit hinüber zu kommen? — Wohl verstanden, ich sage es nicht, aber es könnte eines Tags jemand kommen, dem Sie gefallen, der einfach einen Deutschen retten möchte aus dem Zerfall? Was würden Sie sagen?“

Eifelt fühlte, man spaltete ihm die Stirn. Blut floß heraus. Warmes Naß — es lief und strudelte über Augen und Wangen. Er griff nach der Klinke und stützte sich. Er sah nicht mehr, wie Duro sich umwandte und ohne ein Wort ging.

Nun stieg er die Stufen hinauf in den Garten und ließ sich auf dem Wege an der niedrigen Hecke Buchsbaum nieder. Blaue Lilien, libellenartige, lilafarbene waren da, mit weicher bastfarbener Zeichnung und dünnen Haaren. Sie standen auf geradem Stiel, duftig, voll und grazios, frauenhaft und tänzerinnenschlank, Sopranenstimme und träumender Landsee zugleich. Als Braut hatte Charlotte ihm einmal einen solchen Strauß dagelassen. „Ich nehme ihn nicht mit, ich lasse ihn hier, denke, sie sind ich.“ — Damit war sie gegangen.

Er vergaß es. Als er sie dann fand, packte ihn das rührende märchenhafte Wesen der Blumengestalt unfählich. Er entdeckte eine unvergleichliche Ähnlichkeit zwischen ihr, sich und der Pflanze, und es war, als schiebe sich ein schweres Tor langsam in ihm auf. Er war beglückt, seine Augen weinten noch weiter. Er merkte es nicht mehr.

(Schluß folgt.)

# Der französische Pazifismus

Von

Hermann von Rosen

Es ist für den nüchteren Beobachter unverkennbar, und auch leicht verständlich, daß nach den furchtbaren Kriegsnöten der letzten zehn Jahre, von denen kaum ein Land in Europa völlig verschont geblieben ist, die große Masse des Volkes in allen diesen Ländern gegenwärtig von einer mehr oder weniger leidenschaftlichen Abneigung gegen den Krieg und alles Kriegerische erfüllt ist. Selbst auf der Balkanhalbinsel, wo die seit Jahrtausenden ständig glimmende Brandfackel des Krieges niemals völlig erlischt, läßt sich zurzeit eine solche pazifistische Stimmung beobachten, wenn auch in diesen halbkultivierten, von den zerstörenden Einflüssen der Zivilisation noch fast unberührten Agrarländern eigentliche „Nie wieder Krieg“-Phantasien, bei dem gesunden Sinn ihrer Bewohner, natürlich ganz ausgeschlossen sind.

In Frankreich, das zur Erreichung seiner imperialistischen Ziele, nächst Serbien, die schwersten Blutopfer hat bringen müssen, tritt diese selbstverständliche Reaktionserscheinung überall so scharf hervor, daß darüber weiter keine Worte zu verlieren sind. Denn, abgesehen von den furchtbaren Blutopfern, befindet sich Frankreich heute in einer Lage, die den „bon sens“ des Franzosen auf den mit fremder Hilfe so schwer erkämpften Sieg nur mit recht gemischten Gefühlen blicken läßt. Und in dem lauten Jubel, mit dem Herriot nach seiner Rückkehr von der Londoner Konferenz begrüßt wurde, bildeten nicht allein die Stimmen seiner politischen Gesinnungsgenossen, sondern die Stimmung breiterer Volksschichten den Grundakkord. Die Entstehung des Weltkrieges hat freilich wieder gezeigt, daß der Masse und ihren Stimmungen nicht die geringste Bedeutung zukommt. Von größerer Wichtigkeit ist aber die Frage, welche Entwicklungsmöglichkeiten des grundsätzlichen, theoretischen Pazifismus in den intelligenten, politisch denkenden und an der Politik ihres Landes beteiligten Kreisen heute ins Auge zu fassen sind. Vor allem muß in dieser Beziehung, namentlich seit dem Mai 1924, Frankreich unser Interesse beanspruchen.

Wenn wir von den religiösen Friedensideen, für die schon die Kirchenväter Origenes, Tertullian und Cyprian eintraten, absehen, so kann die pazifistische Bewegung bekanntlich auf eine Geschichte von mehr als sechs Jahrhunderten zurückgehen. Und Franzosen waren ihre ersten Vertreter, der Jurist Pierre Dubois

(1305) und der Abt Honoré Bonnor (1380). Spätere Weltfriedensprojekte, so namentlich der berühmte, wahrscheinlich vom Herzoge von Sully verfaßte „Grand dessin de Henri IV.“ beruhten auf imperialistischen Tendenzen und waren im Grunde genommen weiter nichts als Kriegszielprogramme. Größere Bedeutung hatten die Bestrebungen Fénelons und das aufsehenerregende Werk „Projet de la paix perpetuelle“ des Abbé Castet de St. Pierre. Die Ideen der französischen Pazifisten des 18. Jahrhunderts, Montesquieus, Rousseaus und der Saint-Simonisten Enfantin, Bazard u. a., konnten, in Anlehnung an das 1716 beendete Werk St. Pierres, gerade in dem Frankreich des „Roi soleil“, der kriegerischen „Grande Revolution“, am allerwenigsten festen Boden gewinnen und mußten in der glanzvollen Aera der Gloire unter Napoleon I. sich vollends verflüchtigen. Allerdings lassen sich in Frankreich nach längeren Epochen der Gloire immer wieder Anzeichen eines Collapses, einer zeitweiligen Erschlaffung, beobachten. Auch seit 1812 war diese pazifistische Reaktion so stark, daß in den zwanziger Jahren ein alter napoleonischer Veteran, der gern wieder „Kanonengebrüll und wiehernder Rosse Getrabe“ vernommen hätte, sich in seinem Unmut zu dem drastischen Ausruf hinreißen ließ: „Dans ce maudit temps les putains ont p... sur la poudre!“

Abgesehen von diesen kurzen Perioden der Erschlaffung des militaristischen Geistes, sind aber die Franzosen stets, welchen staatsrechtlichen Theorien sie auch folgen mochten, in der Praxis das kriegerischste und kriegerregendste von allen Völkern Europas gewesen, und in keinem anderen Lande sind der Krieg und der militaristische Ruhm in ähnlicher Weise verherrlicht worden. Sie wurden auch schon früh die Begründer des Militarismus, denn schon im 15. Jahrhundert schufen sie unter Karl VII. die erste stehende Armee, die unter Ludwig XIV. schon so groß wurde, wie die Heere aller übrigen Mächte zusammen. Wenn Tocqueville in seiner Schilderung der französischen Nation meint, die Franzosen seien „geeignet zu allem, aber nur im Kriege sich auszeichnend“, so muß dieses Urteil im Hinblick auf das Gesamtbild der französischen Kultur wohl als zu scharf bezeichnet werden. Aber sicherlich war die bewegende Kraft in der ganzen französischen Geschichte der Geist eines sehr zielbewußten Imperialismus, der Frankreich zum eigentlichen dynamischen Element in der Entwicklung Europas gemacht hat, das Streben nach der „Préponderance légitime“, der „Esprit perturbateur de l'ancien monde“, wie der Historiker Sorel diesen Imperialismus genannt hat.

Als dann die kriegerische Epoche des zweiten Kaiserreichs in der Katastrophe von 1870 zusammengebrochen war, als natürliche Folge der jahrhundertalten fixen Idee der Rheinpolitik, da sah man bis zum Beginn unseres Jahrhunderts den kriegerischen Geist immer mehr schwinden — wenigstens in der großen Masse der Bevölkerung, den Kleinbürgern, Bauern und Arbeitern. Für die Doktrin eines grundsätzlichen, absoluten Pazifismus, der ja in einem besiegten Lande am wenigsten Existenzberechtigung hat, war hier freilich noch kein Platz. Aber nur die älteren Leute hielten sich an die Worte Gambettas: „Immer daran denken, aber nicht davon sprechen“, während die junge Generation, die den Krieg nicht selbst erlebt hatte, von Jahrzehnt zu Jahrzehnt immer friedfertiger gestimmt wurde. Im Gegensatz dazu mußte die Regierung der demokratischen Republik, um sich gegen den Ansturm der monarchistisch-kerikalen Opposition halten zu können, notgedrungen in das chauvinistische Fahrwasser einlenken. Welche großen Anstrengungen sie machen mußte, um im letzten Jahrhundert vor dem Kriege in der

Schule, der Presse und einer blutrünstigen Form des Klerikalismus, der an Stelle des Kreuzes einen kreuzförmigen Dolch zu einem Symbol machte, den einschläfernden Geist der Revanche wieder zu erwecken, das ist in der periodischen Presse Deutschlands, namentlich auch in der „Deutschen Rundschau“, seinerzeit eingehend erörtert worden. Dieser sogenannte „Esprit nouveau“, der so alt ist wie die französische Nation, wurde freilich bis zuletzt von vielen einsichtigen und geistig hochstehenden Franzosen energisch bekämpft, von Caillaux, Hanotaux, Jaurès, Sembat, Gustave Hervé, Ernest Judet, dem hervorragenden Historiker Frederic Masson u. a., aber gegenüber der lärmenden Propaganda der Nationalisten verhallten ihre Stimmen ungehört.

Im Juli 1914 verkündete der Eroberer Marokkos, der General Liautey feierlich: „Le pacifisme est mort!“ Aber wenn, nachdem Caillaux, der hochbegabte Führer der Radikalen, entfernt war, die französisch-russischen Drahtzieher des Krieges es doch noch für notwendig hielten, den weichherzigen, aber willensstarken Friedensfreund Jean Jaurès durch Meuchelmord zu beseitigen, so zeigt schon dieser Umstand, daß die Friedensstimmung doch noch eine recht breite Basis hatte. Während des Krieges mußten dann freilich die Pazifisten und Defaitisten jeder Art vorläufig ganz verstummen, und einer der bedeutendsten, der Dichter Romain Rolland, mußte seinen Wohnsitz in die Schweiz verlegen. Erst im Jahre 1917, als Amerika um Hilfe angefleht wurde, als die Gefahr des Weißblutens für Frankreich immer näher heranzurücken schien, begann der Pazifismus, der, abgesehen von den sozialistischen Politikern, hauptsächlich von dem jungen literarischen und künstlerischen Frankreich vertreten wurde, wieder mehr in Erscheinung zu treten. Damals tauchte, unter dem Einfluß des fanatischen Pazifisten H. Follin, zuerst das Projekt auf, eine „Ligue pour l'Ordre Naturel“ zu begründen. Da die sogenannten Menschenrechte von ihren Verfechtern als etwas natürliches angesehen werden, stimmte diese Liga mit der französischen „Liga für Menschenrechte“, die grundsätzlich den Imperialismus bekämpft, begrifflich zwar überein, während ihre sehr radikalen Ziele weit über die Forderungen der letzteren hinausgehen sollten.

In der Nachkriegszeit konnte der „Pacifisme d'après-guerre“, der sich in seinen Voraussetzungen von dem „Pacifisme d'avant-guerre“ natürlich wesentlich unterschied, unter dem alles beherrschenden Druck des Poincarismus zunächst natürlich nur wenig hervortreten. Immerhin führten die damals oppositionellen sozialistischen Zeitungen, namentlich die „Ere Nouvelle“ und der „Deuvre“, die jetzt zu Regierungsblättern geworden sind, mitunter eine recht offene Sprache, ebenso wie die Romanschriftsteller Paul Reboux in seinem Roman „Les drapeaux“, und Victor Margueritte, dem der Orden der Ehrenlegion entzogen wurde. Auch die beiden Volkswirtschaftler Charles Gide und René Dapin, sind in ihrem Gutachten über die Reparation, gleich dem Engländer Keynes, freimütig für Wahrheit und Recht eingetreten, während Charles Gides Bruder André auch in der deutschen Presse für Völkerverbrüderung eintrat. Aber es ist doch sehr bezeichnend, daß der Präsident der „Liga für Menschenrechte“ in Paris, Ferdinand Buisson, es ablehnte, sich an einer sachlichen Untersuchung der Kriegsschuldfrage zu beteiligen. Nur der Präsident dieser Liga in Lyon, Louis Guétant, ist 1922, unmittelbar nach der Konferenz von Genua, in seinem offenen Schreiben an Barthou mit rücksichtsloser Offenheit und Schärfe gegen den Imperialismus aufgetreten.

Die hier bisher angeführten Tatsachen haben für uns nur ein historisches Interesse, müssen aber berücksichtigt werden, um den gegenwärtig, seit der einschneidenden politischen Umstellung im Mai 1924, sich freier regenden Pazifismus und seine zukünftige Rolle in Frankreich richtig einzuschätzen zu können. Gegenwärtig erscheinen in Paris zwei Pazifistische Zeitschriften, die von Grillot de Givry herausgegebene Monatschrift „Le Pacifiste“ und der vom obengenannten S. L. Follin begründete „L'Ordre Naturel“ mit dem stolzen Untertitel „Journal des Peuples.“ Follin hatte schon im Jahre 1919 das Projekt einer 'Confédération Supranationale de la Pensée et du Coeur' angeregt. Schon dieser Name zeigt, daß es sich bei diesem ideologischen Unternehmen um ein sehr abstraktes Destillat handelt, dessen Urheber nicht gesonnen sind, auf die gegebenen konkreten und materiellen Bedingungen allzuviel Rücksicht zu nehmen. Aus diesem Projekt ist dann die 'Republique Supranationale' hervorgegangen, welche Bezeichnung von den französischen Gründern selbst mit 'Supranational Commonwealth' und „Übernationales Gemeinwesen“ überfetzt wird. Sie meinen, daß dieser deutsche und englische Begriff besser, als es im Französischen möglich ist, das von ihnen Angestrebte ausdrücken. Nicht ein die Welt umfassender Staatenbund oder Bundesstaat, nach dem Muster der Vereinigten Staaten von Nordamerika, ist ihr Ideal, sondern 'le Monde-Uni' über allen Staaten. Nicht die Nationen wollen sie vereinigen, sondern die Individuen. Sie bezeichnen sich daher in ihrem jetzt monatlich erscheinenden Bulletin als „Weltgenossenschaft („Société Mondiale“) der Individuen gegen jede aus der Fiktion der nationalen Interessen entstandene Tyrannei.“

Schon dieser sehr stark ausgeprägte individualistische Zug der neuen Bewegung erklärt es, daß unter den Gründern der R. S. die sozialistischen und kommunistischen Politiker, auch „Edelkommunisten“ wie Henri Barbusse, völlig fehlen. Die 21 Mitglieder des „Conseil Initial“ für Propaganda und Organisation sind zum größten Teil jüngere Leute aus den Kreisen der Intellektuellen, von denen hier u. a. der Schriftsteller Vanville d'Hosiel und Edmond Rostands Sohn Jean zu nennen sind. Das älteste Mitglied des Conseil ist der 77 jährige General Percin, der kürzlich bekanntlich eine historische Studie über die Auswüchse des Militarismus und französische Kriegsgreuel veröffentlichte und sich jetzt mit viel Temperament und Begeisterung der R. S. angeschlossen hat. Außer ihm ist von höheren Offizieren im Conseil noch der Oberst Conversey vertreten. Der Oberst Demartial, der 1919 sein Buch „Wie unser Haß organisiert wurde“ erscheinen ließ, gehört zwar nicht zum Gründungskomite, ist aber wohl auch der R. S. beigetreten, ebenso wie es der Dichter Romain Rolland getan hat. Von Offizieren, die hier sonst noch in Frage kommen, ist auch der bekannte fanatische Pazifist Gouttenoire de Courcy zu nennen, sowie der hochbetagte General Verraux, der auf der im Oktober in Berlin so sang- und klanglos verlaufenen „Weltfriedenskonferenz“ ohne sonderlichen Effekt auftrat. Das einzige weibliche Mitglied, Frau Madeleine Vernet, die bisher der religiösen Propaganda unter der studierenden Jugend sich gewidmet hatte, ist jetzt in der Propagandaabteilung der R. S. tätig. Bei der militaristischen Einstellung der Klerikalen, der „Action Française“ folgenden Kreise ist es natürlich kein Zufall, daß die streng kirchlich gesinnte Mad. Vernet Protestantin ist.

Follin und seine Gesinnungsgenossen wollen, da alle Zivilisationen der Welt durch den Krieg Bankrott erlitten haben, eine völlig neue Zivilisation schaffen,

vermitteltst eines Pazifismus, der weder politisch noch moralisch, sondern, entsprechend dem nationalistischen Geist der Franzosen, vor allem philosophisch sein soll. Die prinzipielle und — wie gleich hier bemerkt werden mag — anfechtbare Grundlage für ihre Doktrin ist vor allem das Axiom, daß es nationale Interessen überhaupt nicht gibt. Ein ungenannter deutscher Freund der Sache, der nach Follins Ausdruck mit dem „Geist der Genauigkeit“ ('esprit de précision'), der für den deutschen Geist bezeichnend ist, sich über verschiedene Punkte noch genauer informieren will, hat demgegenüber erklärt, daß eine jede Nation ihre besonderen vitalen und geistigen Interessen habe. Follin bestreitet diese Ansicht sehr energisch, aber seine Argumentation ist nicht sehr überzeugend.

Aus dem kürzlich in einem Sammelbände herausgegebenen Publicationen<sup>1)</sup> der R. S., vor allem aus ihrer 'Charte Constitutive', ist des weiteren zu ersehen, daß die neue Bewegung ganz apolitisch sein will, indem sie keine materiellen und machtpolitischen Interessen verfolgt und keinerlei absolute Souveränität anerkennt, auch nicht die der Majorität. In dieser undemokratischen Verachtung der Majorität stimmt sie mit dem indischen Nationalisten Mahatma Gandhi überein, dessen Ausdruck: „Alle großen Taten sind aus der Wüste der Minderheit gekommen. Ich habe Furcht vor der Majorität“, von Follin hier zitiert wird. Er fügt noch einige spöttische, sehr gerechtfertigte Bemerkungen über die „Fetischisten des Wahlprinzips“ und die „Anbeter der Göttin der Gleichheit“ hinzu. Die R. S. will aber auch antipolitisch sein, indem sie die materiellen und machtpolitischen Faktoren bekämpft und sie mit der Zeit durch eine „moralische und geistige Autorität“ ersetzt. Dabei kommt die antisozialistische Einstellung besonders deutlich zum Ausdruck in einer Polemik mit dem bekannten englischen Sozialisten Wells, der die supranationalen Gedankengänge nicht versteht und die nordamerikanische Union als realpolitisches Ideal ansieht.

Alle nationalen, und damit auch alle internationalen Bestrebungen werden abgelehnt, alle staatlichen Grenzen sollen fallen, alle Zollschranken und Pafschwierigkeiten schwinden und nur noch absolute Freizügigkeit und freie Konkurrenz der Individuen herrschen. Dieser anarchistische Einschlag wird an einer Stelle besonders deutlich, in der Bemerkung, nicht allein die Offiziere, sondern alle Staatsbeamte seien Parasiten (1). Das Christuswort, man solle dem Kaiser geben, was des Kaisers, und Gott, was Gottes ist, wird hier dahin geändert, daß an die Stelle Gottes der Mensch tritt, mit seinem natürlichen Unrecht auf Lebensgenuß und ungehinderte, absolute Freiheit. In den sublimen Theorien dieser Friedensfreunde zeigt sich der Pferdefuß eines Eudämonismus, der keine Pflichten und Opfer für das Gemeinwohl auf sich nehmen will. Auch keine Opfer für seine Überzeugung, denn für den Fall eines Krieges wird den Mitgliedern der R. S. Gewissensfreiheit zugestanden und es dem einzelnen anheimgestellt, „unter Protest“ den Kriegsdienst zu leisten. Man vergleiche damit die Haltung der Menoniten, Duchoboren, Tolstoianer und britischen Quäker. In England wurden während des Weltkrieges 6312 Kriegsverweigerer verhaftet, 5970 vor ein Kriegsgericht gestellt und 816 jahrelang in Haft behalten, während in Sowjetrußland aus demselben Grunde mehr als 50 Tolstoianer erschossen wurden.

Es erübrigt sich, auf alle Gedankengänge und organisatorischen Einzelheiten

1) „Les Documents de la République Supranationale“, Paris, Mai 1924.



des wunderbarlich doktrinären Aufbaus der R. S. hier näher einzugehen. Von praktischer Bedeutung ist für uns nur die Frage, welche Verbreitung dieser Pazifismus in Frankreich gewinnen könnte, und welche positiven Einwirkungen auf die französische und europäische Politik denkbar erscheinen. Zur Entscheidung dieser Frage sind die tatsächlichen Zustände im heutigen Frankreich einerseits, die französische Mentalität andererseits, zu berücksichtigen. Was die ersteren betrifft, so sind die realen Unterlagen für eine allgemeine Friedensstimmung, wie sie heute in Frankreich sich wirklich beobachten läßt, allerdings schwerwiegend genug. Die Abnahme der Bevölkerung war vor dem Kriege bereits so weit fortgeschritten, daß 1911 schon die Todesfälle die Geburten um 35 000 übertrafen, während nach den Feststellungen französischer Ärzte jährlich mehr als 900 000 Kinder vor der Geburt getötet wurden. Und in bezug auf die Finanzen genügt es, darauf hinzuweisen, daß die französische Staatsschuld 1914 auf den Kopf der Bevölkerung 788 Fr. ausmachte, im Jahre 1924 aber 11 200 Fr.

Die neue pazifistische Doktrin ist aber, wie aus Vorstehendem ersichtlich, eine utopistische Ideologie. Wie Grünberg in seiner „Geschichte der Utopien“ angibt, entfielen vom 16. bis zum 18. Jahrhundert von 20 Utopien allein 14 auf Frankreich. Der an sich durchaus rationalistische Geist der Franzosen ist doch im hohen Grade geneigt, architektonisch sehr schöne Luftschlösser von logisch symmetrischen Linien aufzubauen, denen dabei jede feste, reale Basis fehlt. „Der Franzose liebt das Kühne in seinen Ausprüchen; allein, um zur Wahrheit zu gelangen, muß man nicht kühn, sondern behutsam sein“, hat Kant gesagt. Und auch Tocqueville wirft seinen Landsleuten in der großen Revolution „Nichtbeachtung der bestehenden Tatsachen“ vor. Das Expansive und Impulsive in der affektiven Beschaffenheit, die „Pensée primesantière“ die blitzartig auftauchende neue Idee, die nach der Meinung neuerer französischer Psychologen ein wesentliches Kennzeichen des Geistes ihrer Nation bilden soll, einerseits, die starke Suggestibilität andererseits, können trotzdem eine ziemlich weite Verbreitung solcher Ideen bedingen. Bei der geographischen und politischen Lage Frankreichs ist es natürlich, daß für die französischen Pazifisten in bezug auf die Propaganda Deutschland an erster, England an zweiter Stelle kommt. So erscheinen die monatlichen Bulletins der R. S. auch in deutscher und englischer Sprache, und demnächst soll in Paris auch eine zweisprachige „Revue franco-allemande“ von ihr herausgegeben werden.

Immerhin wird diese neue Utopie auf die französische Außenpolitik wohl kaum einen merklichen Einfluß ausüben. Und die Staaten Europas werden — ungeachtet aller schönen Völkerbundsphrasen — ihr Pulver trocken halten müssen. Wir können deshalb nur wünschen, daß jetzt weniger vom ewigen Frieden geredet, dafür aber tatsächlich der Friede gehalten wird, indem man alle Ungerechtigkeiten und Vergewaltigungen vermeidet.

Das Gegenteil ist bisher geschehen.

# Veronika Laubrecht

## Novelle

von

Josef Friedrich Berkonig

(Schluß)

Veronika Laubrecht bekam Heimweh nach dem wieder auferstandenen Grünling. Eines Tages stand sie in dem Flur und Thomas Moser glaubte einen Geist zu sehen. Er berührte sie, ehe er sagte: „Es ist wirklich die Veronika.“

„Willst du mich beim Hofe haben?“ fragte sie.

„Bleib“, antwortete er. Mehr vermochte er nicht zu sagen; das Blut schoß ihm in den Kopf hinauf und es schien ihm, als drücke es die Augen heraus. Er hatte auf diesen Augenblick gewartet und in den letzten Tagen gewußt, daß er kommen werde. Die heimliche Freude darüber, daß er stärker als die widrigen Zufälle und die hochigen Menschen war, riß ihn beinahe um.

Nach einer Weile erst begann er: „Es ist ein gutes Zeichen, Veronika, daß wir uns in dem Flur begegnen.“

„Warum?“

„Hausleute sollen sich zuerst hier oder auf der Stiege treffen.“

„Es ist recht, wenn es ein gutes Zeichen ist.“

„Wir werden uns gut verstehen.“

„Gott gebe es.“

„Nicht Gott allein, wir selber auch.“

„Ich will eine brave Magd sein.“

„Und ich ein Bauer, mit dem du zufrieden bist.“

Sie betrachteten sich gegenseitig mit anderen Augen, als früher, weil sie nun gemeinsam an einem Orte wohnen und schaffen sollten.

Thomas Moser sah das Mädchen mit dem gar nicht bäuerischen Gesicht und der werdenden Gestalt, kleiner als er, aber doch nicht klein, prüfend an und es kostete ihm Mühe, mit Veronika Laubrecht nicht so zu tun, wie er mit jungen Weibsleuten bei Kirchweih Tänzen oder an anderen Orten, wo er sie allein antraf, verfuhr. Eine unbändige Lust, ihr irgend einen Schmerz zu bereiten, erfüllte ihn. Er war beinahe schon zum Sprunge bereit, aber er bedachte sich doch, daß ein Jäger sein Wild nicht vergrämen dürfe.

Veronika Laubrecht aber sah den starken, jungen Menschen mit einem Gemisch von Neugier und Angst an, und durch ihre Knie rieselte ein seltsames Zittern. Das Gesicht des Bauers glühte, seine Stimme klang heiser, als er sagte:

„Geh hinauf zu deinem Vater. Die Tür gradaus.“

Er riet es ihr, um ihr nachsehen zu können, wie sie die Stufen anstieg. Dann gab er seinen Kopf dem Winde zum Kühlen.

Es war ihm geglückt. Die Veronika Laubrecht lebte auf dem Hofe.

\*

Der Föhn hatte Regen gebracht. Heftige Ströme stürzten vom Himmel und die Menschen lebten enge beisammen. Wenn jemand den Hof überqueren mußte, um den Weg aus dem Hause in den Stall zu nehmen, dann schlug er den Rock über den Kopf, wenn es Veronika oder die Len war; die zwei Männer nahmen Fesen aus braunen Jutesäcken, die in einem Flurwinkel lagen, denn es kam auch vor, daß sie lange im Regen stehen mußten. Der Schneider verließ seine Stube nie. Aus Mitleid waren einige Leute zu ihm gekommen, die ihm Arbeit gaben; es kamen auch solche, die mit ihm haderten, weil irgendein Kleidungsstück von ihnen im Feuer geblieben war.

Veronika ging mit offenen Augen durch das Haus. Ihr heller Sinn erkannte bald, wo und woran es fehlte. Sie lenkte Bauer und Knecht, an die Len rührte sie nicht, denn die bewegte sich wie eine Maschine. Die Verwahrlosungen, die entstehen, wenn Frauenhände, und seien es die größten, fehlen, verschwanden.

Es schien, als wäre eine von den Saligen Frauen aus den Bergen gekommen. Es sind schöne Geschöpfe, die manchmal zu den Irdischen niedersteigen und ihnen liebevoll helfen. Allen aber, die an dem Hofe vorbeiwandern, geben sie sich durch ihren Gesang zu erkennen.

Thomas Moser hörte das Singen, bald lauter, bald schwächer, je nachdem, woher es klang. Eine starke Versuchung drängte ihn schon in den ersten Tagen, dem Tone nachzugehen, aber Veronika Laubrecht sollte sich erst eingewöhnen.

In diesen Tagen verließ er am frühen Abend den Hof und kam erst lange nach Mitternacht zurück. Veronika hörte seine Schritte auf der Stiege. Sie war wach gelegen, denn die Len, die in derselben Stube schlief, stöhnte im Schlafe und rang nach Atem.

\*

An einem der ersten Aprilabende ging Moser die Stiege herunter. Als er auf den letzten Stufen stand, bog aus der Küche eben Veronika heraus und trat durch das Haustor ins dunkelnde Freie hinaus. Sie trug auf dem Kopfe ein Schaff und eine der Hände hielt es oben am Rande. So war ihre Gestalt durch diese Bewegung des Armes eigenartig in die Höhe gereckt, sie schien größer und schlanker. Langsam ging das Mädchen und auf einige Schritte hin folgte ihr das Licht aus dem Flur. Aber dann wurde ihre Erscheinung immer ungewisser und verschwand als Schatten in der Dämmerung.

Moser starrte ihr nach. Aber auf einmal wurde es ihm irgendwie bewußt, daß er sie ja erreichen könne. Und er ging ihr in den Stall nach.

Er öffnete das Tor behutsam, nur so viel, daß er hineinschlüpfen konnte, denn er erinnerte sich, daß die Angeln zu laut kreischten, wenn man es hastig und weit aufriß. An dem Tore blieb er stehen. Warmer Dunst füllte den Raum, unter den

Wölbungen standen die malmenden Kühe und an einer der Säulen, die die Decke trugen, hing eine kleine Petroleumlampe. In dem Stalldampf schien ihr Licht rot und dessen Bereich war gering. Die Schweine schrien in den Koben. Einige Kiesel knarrten nacheinander, Holz stieß auf Holz, und dann waren der Tierstimmen auf einmal weniger. Veronika hatte das Futter in die Tröge geschüttet.

Thomas Moser beeilte sich, über das Kugelpflaster zu kommen, ohne daß ihn das Mädchen hörte. Er mußte schneller sein als Veronika, die nun gleich wieder zur Küche ging, um das Schaff neuerlich zu füllen. Er trat von rückwärts auf sie zu und spannte seine Arme um ihren Körper.

„Veronika“, keuchte er.

Sie versuchte sich zu befreien, ohne aber eine wilde Gewalt anzuwenden.

„Warum erschreckst du mich so?“ fragte sie einfach.

Er rief sie noch einmal mit heiserer Stimme an: „Veronika“.

Zugleich wurde der Druck seiner Arme stärker. Sie hatte die Hände nicht frei, denn die hielten noch das Schaff; so entstand denn nur eine belläufige Wendung ihres Körpers, eine leichte Drehung, die nichts von Angst oder irgendeiner Ahnung an sich hatte. Veronika sah dem Manne mitten in das Gesicht und er konnte ihre großen, staunenden Augen erkennen, denn gerade über den beiden Menschen brannte die ruhende Lampe an der Säule. Und wenn ihr Licht auch trüb war, es war doch ein Licht, hell genug für ein Gesicht, das etwas zu verbergen hatte. Als nun Moser seine Arme auch nach ihrem verwunderten Blick noch immer nicht lockern wollte, sagte das Mädchen trocken: „Ich bin zur Arbeit auf deinem Hof.“

Das Wort Arbeit traf ihn vor die Stirne, denn es ist das heilige Wort der Bauern. In seinem Klange strömen zusammen Tage und Nächte des Jahres, in ihm stehen alle die tausende Sorgen, die hunderte Gewohnheiten aus den Ahnenreihen herauf. Es ist mächtig und groß und fordert irgendwie Gehorsam.

Thomas Moser gab sich unbeholfen wieder eine Haltung, er trat einige Schritte von dem Mädchen zurück und wußte in seiner Verlegenheit einige Sekunden lang nicht, was er nun beginnen oder sagen wollte. Er fühlte die Stärke des jungen Weibes; er ahnte aber nicht, daß es das reine Herz war, das seiner Lebenskraft zu trotzen vermochte.

So standen sie sich stumm gegenüber, nicht durch den eigenen Willen gehannt, Gestalten auf zwei ewig feindlichen Polen der Welt. Hinter jedem von ihnen riß sich durch den warmen Stalldunst hindurch ungemessener Raum auf, getrennte Gegensätzlichkeit der Geschlechter. Veronika Laubrecht und Thomas Moser standen an den äußersten Punkten der zwei Lebenslinien, einander so nahe, daß sie das ausgleichende Strömen hinüber und herüber dumpf in ihrem Blute fühlten. Sie waren die zwei Menschen, zwischen denen noch der für das Schicksal aller Paare überflüssige Dritte stand.

Und zu diesem Dritten ging nun Thomas Moser.

Er sah den Schneider Laubrecht selten, der trat kaum mehr aus seinem Zimmer. Einige Menschen kamen zu ihm, aber sie schüttelten den Kopf, wenn sie ihn wieder verließen. Er brachte die Stücke, an denen er nähte, nicht von der Hand. Der Faden riß ihm in jeder dritten Minute, weil der Zug der Finger, die die Nadel führten, zu ungestüm und unberechnet war, die Schere glitt nicht den Weg, den die grüne Schneiderkreide vorzeichnete, und das Bügeleisen blieb zu lange auf einer Stelle stehen, so daß der Stoff anbrannte. Es schien, als habe der Schneider den

Sinn für die Ordnung, die Einteilung und den Brauch verloren. Er war aus einem vertrauten Erdreich, in dem seine Wurzeln sich allmählich gewöhnen konnten, gerissen worden; er fand sich jetzt nicht mehr zurecht. Da er nun den wenigen Menschen, die ihm Arbeit geben wollten, die Kleider oder das Tuch verdarb, feierte sein Werkzeug bald völlig und er war gezwungen, die langen Stunden des Tages irgendwie auszufüllen. Er besaß noch den kleinen Vogel von all den Dingen, mit denen er sich früher beschäftigen konnte, wenn ihn einmal nach anderem gelüstete, als sein Handwerk zu üben. Da war ein Haus, das, wenn es auch winzig war, dennoch tausend enge Winkel hatte und in jedem entdeckten zwei Augen, wenn sie sehen wollten, irgendetwas, das nach den Händen rief; da lief ein Zaun um den Garten und es gibt keinen Zaun, an dem nicht Wind und Wetter immerwährend zausten; da war der Garten selbst, und ein Garten allein, so eng er auch wäre, könnte schon ein Leben ganz erfüllen; und da wartete dann noch das Lebendigste auf den Menschen, das Tier, die Ziege; bei ihr nun gab es schon gar keine Längeweile und kein Feiern. Wenn aber der Regen wehrte, sich bei diesen Besitzthümern aufzuhalten, dann blieben immer noch die Vögel, die vielen merkwürdigen Geschöpfe, von denen der Schneider wußte, daß jedes seine eigene Lebensgeschichte hatte. Es konnten sich drei zum Verwechseln gleichsehen, er kannte sie auseinander, er unterschied sie auch nach ihrem Liedschlag; es waren unsagbar feine Merkmale und man hatte alt werden müssen, um dieses scharfe Gehör dafür zu bekommen. Man mußte auch ein Mensch sein, der in seinem Handwerk ein so feines, geräuschloses Instrument benützte, wie die Nadel. Einem Schuster verdarb das Lederklopfen das Ohr, einem Tischler das Hobeltreischen und ein Schmied, der war natürlich dieser Wissenschaft von Anbeginn her verloren.

Aber selbst dann, wenn die lieben Vögel, mit denen Vater und Tochter wie in einer großen Familie hausten, nächtlich schwiegen, oder aber auch zum Schweigen gebracht wurden, war der Schneider noch immer nicht einsam. Dann bauten sich die bunten Reiche der sichtbaren und geahnten Welt aus den Büchern empor.

Alles war dem Schneider verbrannt und nur der Grünling flatterte noch sorglos, als wäre nicht auch er schon einmal seinem Ende nahe gewesen. Veronika kam oft zu ihrem Vater herauf, aber es blieben noch unendlich viele Stunden, da er sich zu dem Vogel drängen mußte, wenn er sich nicht von der Angst, in einer leblosen Stille zu sein, würgen lassen wollte.

Zu dem Gebrochenen nun ging Thomas Moser. Als er sich von Veronika überrungen fühlte, als er in einem einzigen Augenblick bis in die tiefste Zukunft hinein wußte, daß sie immer über ihn triumphieren werde, weil ihr irgendetwas Kraft verliehen war, der er nicht gewachsen zu sein vermochte, da stürzte auf ihn ein Gedanke ein, der nun plötzlich klar und faßbar geworden war. Veronika Laubrecht sollte ihm ausgeliefert sein.

Thomas Moser klopfte an die Thür, aber niemand antwortete ihm. Die Klinge gab nach, er trat in den düsteren Abend einer Stube. Die dämmerige Traurigkeit in einem Raume, in dem ein schweigender Mensch leidend sitzt, ist noch größer, als ein völlig leeres, verwaistes Zimmer, auch wenn eben ein Leichnam hinausgetragen worden wäre. Der Eintretende hörte das leise tönende Atmen des Schneiders. Das Viereck des Fensters reichte eine matte Helligkeit herein, aber der Bauer wollte nicht warten, bis sich seine Augen gewöhnt hatten, um die Gegenstände auch im Nächtlichen zu erkennen. Er rieb ein Schwefelholz an der

Hose an und hielt die gelbe Flamme gegen die Tiefe des Zimmers. Da sah er, wie der Schneider Laubrecht vor dem Fenster kniete, auf dessen Brett der kleine Vogelbauer stand. Seinen Kopf hatte er an das dünne, enge Gitter der Drähte gelehnt, als höre er dem Vogel zu. Aber der saß in sich gekauert und nur im plötzlichen Lichte reckte er sich leise erschauernd. Heimlich knisterten seine Federn. Moser rührte an den Schneider; der wendete sich gegen den jungen Mann und seine Augen hingen starr im grellen Schwefelscheine des Zündholzes. Das war nicht mehr das kluge Gesicht des nachdenklichen Schneiders, das war das Auge eines Abwesenden, die Verfallenheit eines Kranken, der zerzauste Bart eines Verworrenen. Aber er erkannte den späten Besuch und während das Zimmer nach dem abgestorbenen Holzlicht wieder dunkel wurde, erhob er sich mühsam. Er dachte nicht nach, was es zu bedeuten habe, wenn der Moser selber zu ihm komme, es widerstrebte in ihm jetzt nichts gegen den Menschen, in dem er sonst etwas witterte, was für ihn dumpf blieb und für die Wissenden Schicksal, Leben oder Teufel hieß. So standen sie sich in der Nacht gegenüber, die anderen zwei großen Dinge dieser Welt: Tat und Erleiden. Und wieder riß sich hinter jedem von ihnen die Stube ungemessen auf.

„Ich hab zu reden mit dir, Schneider,“ sagte Moser.

Der andere blieb stumm. Was kommen mußte, kam. Gegen Gottes Strom war kein Wehr zu bauen; so hatte es einmal in einem Kalender gestanden. Am Abend manchmal vermochte er sich früherer Zeiten und Dinge zu besinnen; die Nacht ließ ihn am klarsten sein; da floß die wenige Kraft, die ihm noch geblieben war, in den Gedanken und in der Erinnerung zusammen, denn im Dunkel hatten die Augen nichts zu sehen und die Ohren in dem abscheidenden Arbeitstage kaum noch etwas zu hören. Also: gegen Gottes Strom war kein Wehr zu bauen.

Thomas Moser, der seine Stärke und Überlegenheit fühlte, machte keinen Umweg. Ihm war der schwache Mensch da in die Hand gegeben; das fordernde Leben, das sich jede Stunde zinspflichtig macht und nicht wartet, sondern rast, ist robust und grausam.

„Ich werde die Veronika heiraten“, sagte Moser kurz.

Keine Gegenrede, kein Laut ließ sich vernehmen. Das konnte Überraschung, Gleichgültigkeit, Trauer oder Angst sein.

„Der Hof braucht eine Bäurin“, fügte der Bauer noch hinzu.

„Sie ist zu jung“, zitterte eine leise, aufschluchzende Stimme.

„Sie wird älter werden.“

„Sie ist schwach wie ihre Mutter.“

„Es gibt auch schwache Bäuerinnen.“

„Laß sie bei dir dienen, Moser. Heirat sie nicht.“

„Ein Weib schaut besser wie eine Magd auf den Hof.“

„Sie ist ehrlich und treu.“

„Es hat schon eine Veronika Moser gegeben.“

„Ihre Mutter ist daran gestorben.“

„Dann wird es die Tochter überstehen.“

Moser hörte ein knackendes Geräusch, als ob der andere in die Knie sank. Er steckte das Zündholz, das er eben anreiben wollte, wieder ein. Der Vogel gurgelte leise im Schlafe.

„Du wirfst mit uns zum Pfarrer gehen.“

Der Schneider hatte nicht mehr die Kraft, ihm entgegen zu reden.

„Ich werde morgen den Hochzeitlader rufen.“

Noch einmal bäumte sich in dem zerbrochenen Manne die Angst um sein Kind auf.

„Moser, tu es nicht . . . Du wirst kein Glück haben . . . Was ist dir eine kranke Bäurin?“

Der Bauer hörte nicht auf den Einwand; mit eigenfinniger Hartnäckigkeit prahlte er: „Ich werde eine große Hochzeit richten. Die Moser haben immer lustig geheiratet.“

Ein letzter Laut, in dem ein Rest von Zorn, Furcht, Widerstand zusammenfloß, soweit der abgezehrte Leib ihrer noch fähig war, schrie auf: „Ich laß es nicht.“

„Ist recht, Laubrecht, du mußt es überdacht haben. Du wirst ewig leben und kannst die Veronika bei dir halten. Sie kann wohl immer unter deinen Augen dienen. Sie braucht nicht allein zu sein. Und Magd bleiben ist auch besser als Bäurin sein.“

Der Schneider war immer müde und seine Gedanken schliefen oft auch dann, wenn die Augen gläsern wachten. Aber so jenseitig war er doch nicht, daß er die einfache, grausame Reihe nicht durchdenken konnte: Er würde sterben, dann blieb die Veronika allein zurück. Sie hatte zwei Hände und das war ihr einziges Gut; sie mußte dienen und war immer nur der Diensthof, versorgt oder elend, wie es die Laune eines Herrn gerade wollte. Und niemand war da, der mit seinen beiden Augen auf die Finger sah, die an ihrem Leben webten. Er aber würde sterben . . . sterben . . . sterben.

„Ich werde den Hochzeitlader rufen,“ wiederholte Moser.

Aus der Stille widersprach nun keine Stimme mehr.

„Du wirst mit uns zum Pfarrer gehen.“

Er sagte es so laut, daß sich der Vogel neuerlich federknisternd zu regen begann.

\*

Die Hochzeit war im Mai; der Sonntag fiel auf den Tag der Eisfrau Sophie. Im April hatten sich warme Tage aneinandergereiht und über den Bergen dunsteten die gelblichen Wolken, wie sie sonst nur der höchste Sommer an dem Himmelsrande bildet. Aber dann war auf einmal das Wetter gebrochen und die Eismänner hatten einen kalten Regen in den Frühling ergossen, der sich schon so freudig verhiel. Am Tage des Pantradius stäubte es sprühend nieder. Servatius band das Himmelswasser zu dichteren Schnüren, Bonifazius aber brachte schwere, trüchtige Wolken und löste sie zu rauschenden Wasserstürzen. Wind fiel ein und die fröstelnden Leute wußten, daß es im Gebirge schneie.

Auch über der Hochzeit lag Frost. Die Gäste, die in die Kirche fuhren, redeten wenig auf ihren knarrenden Kaleschen; sie drückten sich in die Ecken und zogen die Decken höher. Nach dem warmen April quälte sie die ungewohnte nasse Kälte des Mai doppelt. Auch in der Kirche sah man den Hauch vor dem Munde und die Kerzen am Altare bogen sich unruhig zur Seite, weil durch die immer wieder geöffnete Kirchentür, die verspätete Neugierige aufklinkten, der Wind des unfreundlichen Sonntags wehte.

Veronika Laubrecht, nun nahe daran, Veronika Moser zu werden, stand

blaß, mit blutleeren Lippen und niedergeschlagenen Augen vor dem Altare. Es war ein Opfer, aber nun konnte der Moser den Vater nimmer vom Hofe fort-schicken. Sie wußte, daß ihn sein Handwerk nicht mehr zu nähren vermochte. Wo sollte er seinen verworrenen Kopf hinlegen, wenn sie einmal den Dienst wechselte und der neue Herr verwehrte dem Vater das Gnadenbrot? Sie kannte den Geiz der Bauern, die nur den Menschen anerkannten, der noch zu schaffen verstand. Aber als Moserin hatte sie Gewalt auch für den alten, siechen Mann und sie be-dang es sich feierlich von dem ungestümen, ungeduldigen Werber aus.

So trug sie denn nun wirklich den Myrrthenkranz auf dem glatt zurückgestri-chenen Haare. In dem langen, blaugrauen Kleide, das über den starr gesteiften Unterrocke in weitem Kreise abstand, sah sie viel älter aus. Thomas Moser, das Gesicht rot vor starkem, gesundem Leben und aufbrodelndem Blut, das zugleich sich gegen die Kälte wehrte und den Triumph des Mannes zu nähren hatte, hielt das junge Weib, das ihn nicht anzublicken wagte, bei der Hand, als fürchtete er noch im letzten Augenblicke, es könnte der überhasteten Hochzeit entlaufen, über der sich alle Lästerung der weiten Gegend zu einem einzigen, auf viele Tage hin nicht zu beruhigenden Wund gesammelt hatte. Es war in dem jungen Manne, der aus Gewohnheit, nicht aus Drang, dem predigenden Pfarrer zuhörte, dieselbe unnachgiebige Zähigkeit, die ihn zwang, bei einem Viehhandel von einem Tier, das ihm gefiel und wert dünkte, nicht abzulassen.

Der Schneider stand dicht hinter seiner Tochter, als brauchte sie noch seinen Schutz. Sein Gesicht hatte die armselige, durchscheinende Bläue, wie sie absterbende Greise tragen. Die Arme des geschenkten Rockes, denn er hatte aus dem Feuer nur den Vogel gerettet, waren ihm viel zu lang und die Hände verschwanden darin völlig; so sah er noch kleiner und zerfallener aus. Weniges ist so trübselig, als wenn es irgendwie offenkundig wird, daß ein Mensch, obwohl zu der betreffenden Art von Hilfe berufen, sich nicht zu helfen weiß; also wenn ein Schneider in unmöglichen Kleidern oder ein Schuster in zerrissenen Schuhen geht, ein Tischler aus Kisten sich Möbel vortauschen würde und der Arzt an einem unheilbaren Übel hinsieht. Der blutleere Leib zitterte in der Kälte und der Atemlaut war manchmal zwischen den zuckenden Lippen zu hören.

Der Pfarrer band mit rot gefrorenen Händen die Stola um die des Paares; er dehnte trotz des Schauerns, das ihn durchlief, die Zeremonie nach Möglichkeit, denn die kirchlichen Handlungen galten nach dem Gewichte der angewandten Zeit und wurden von den Bauern auch so gelohnt.

Als sie von der Kirche fuhren, peitschte der stärker gewordene Wind den Regen unter die ledernen Wagenhauben.

„Regen bei der Hochzeit ist Glück,“ lachte der Moser und drückte Veronikas Arm.

Sie sah ihn scheu von der Seite her an. Der Schneider hörte es nicht, er saß neben dem Knecht auf dem Rutscherbock und hatte die Schultern hochgezogen, als wollte er in sich selbst zurückziehen. Er schaute sich nicht ein einziges Mal um, er hatte sein Kind verloren; und die Tränen fielen ihm nach innen hinein. Der Knecht hatte ihn einmal angestoßen und mit dem Kopfe nach rückwärts ge-deutet, aber der alte Mann neben ihm beachtete es nicht. Er sah starr vor sich in den traurigen Tag hinein, in dem sich nun mit dem Regen große, schwere Schneeflocken mengten.



Der Hochzeitszug, der sich unter den Lederdächern duckte, fuhr bis zu einem Gasthause, wo die Tafel gerichtet war.

Die Leute aßen und tranken, weil aufgetragen wurde und weil sie das Geld, das sie dem Brauche gemäß für das Mahl hingeben mußten, auf andere Weise wieder hereinbringen wollten. Aber aus den Wänden des frisch getünchten Zimmers rann die üble Kälte und auf dem Tanzboden, dessen Fenster schlecht schlossen, blies die Zugluft. Die junge Braut, die mit allen tanzen mußte, konnte sich kaum drehen, denn zum ersten Male mußte sie für sie eine Geige, quiekte ein Klarinett, schnaufte eine Ziehharmonika und rumorte ein Bass. Es war eine billige Musik. Thomas Moser hätte Bläser aus einem anderen Dorf bestellen müssen. Zum Tanzen aber waren Trompeten, Trommel und Eschellen nicht notwendig. Die Kranzjungfrau verschluckte sich am Wein, wurde blau und rot und wurde mühsam wieder ins Leben gerufen. Dem Geigenspieler rissen in dem feuchten Wetter nacheinander die Saiten. Und keine Bettler waren gekommen.

Die Hochzeitsgäste redeten insgeheim zueinander: Das seien Zeichen.

Der Bräutigam aß, trank und tanzte. Das war nicht der Tag zum Nachdenken; Hochzeit machte man im Leben nicht oft, vielleicht nur ein einziges Mal. Veronika fürchtete sich immer wieder, wenn er vom Tanzboden zurückkam und sich pustend neben sie setzte. Es ging von ihm ein starker Geruch von Schweiß und Wein aus; sie wenigstens glaubte, es sei von Schweiß und Wein. In Wirklichkeit war es das Leben, das aus ihm drängte.

Der Schneider saß vor den Tellern und Gläsern und nahm kaum davon. Er rührte sich nicht von seinem Platz, nur die Augen, die in dem klein und schmal gewordenen Gesichte unmaßig groß schienen, wanderten unruhig. So oft Veronika, aus dem Hause irgendwo oder vom Tanzboden kommend, über die Schwelle trat, fing er sie mit seinen Blicken ein und geleitete sie zu ihrem Stuhl.

Als es längst Abend geworden war, wollte sie einmal nicht kommen. Er schaute um sich; auf dem Tische waren Gläser umgeworfen, der rote Wein hatte die Leinentücher getränkt. Ein Gast schlief, den Kopf auf die Tischkante gelegt. Tabakrauch zog in grauen Wolken, die der Luftzug immer wieder bewegte. Lachen und Kreischen drang über die Musik empor.

Der Wirt trat zu dem Schneider und beugte sich mitleidig nieder: „Heute wirst du bei mir schlafen.“

Laubrecht schüttelte den Kopf: „Ich werde mit dem Moser heimfahren.“

„Der ist schon fort.“

Ein Schreck würgte ihn plötzlich: „Die Veronika . . .“

„Sie ist mit ihm,“ nickte der Wirt und lachte. „Wenn du schlafen willst, sag es; das Bett ist gemacht.“

Und er ging, um weiter dem Durste und der Völlerei zu dienen.

Der Schneider aber schlich in die Nacht hinaus. Er spürte auf seinem Gesichte die großen, nassen Flocken, die ihn wie frierende Finger berührten. Als er sein Gesicht gegen den ungnädigen Himmel erhob, aus einer uralten Gewohnheit aller Menschen, die, in die Nacht tretend, nach dem Geheimnis der Sterne sehen, da fügte es sich, daß ihm zwei Flocken gerade in die Augen hinein fielen, als sei ihm damit eine Mahnung gegeben, sie zu schließen, stille zu sein und schlafen zu gehen.

Er aber wollte nicht in dem Wirtshause bleiben, er wollte an diesem Abend seiner Tochter nahe sein. Er ging nicht mehr in den Qualm zurück, der Wirt,

von Thomas Moser und der ängstlichen, mehr eingeschüchterten als beruhigten Veronika auf den zurückgelassenen Schneider verwiesen, wartete umsonst auf ihn, suchte eine kurze Zeit rundum im Hause und suchte schließlich die Achseln.

Der alte Laubrecht aber wanderte durch die nasse, stürmende Nacht. Ein Windstoß vertrug ihm den Hut, da stapfte er barhaupt weiter; die scharfe Luft stach durch die dünnen, abgeschabten Kleider nach seinem Körper, er achtete dessen nicht. Manchmal, wenn die wenigen Haare allzusehr vom Wasser troffen, dann wischte er sich mit dem Armel über den Kopf, aber so wurde er nur noch nasser, denn längst hatte sich das Tuch mit Regen vollgesogen.

Es war nicht mehr weit von Mitternacht, als er unter den Fenstern stand, hinter denen er die Veronika wußte. Er wartete immer weiter, als müßte er einen Ruf hören, als müßte ihn sein Kind brauchen. Er strengte seine Ohren an, irgendeinen Laut zu hören. Aber da war nur das endlose Rauschen des Schnees, das Wehen und Anprallen des Windes, der sich in den Mauern fing, ein Geräusch, das aus den Ställen kam. Niemand brauchte ihn, das Kind rief nicht nach ihm, er war nutzlos und allein.

Das Licht erlosch oben. Da wurde er mit einem Male unendlich müde und sank in Nacht, Schnee und Kälte hin.

Am Morgen nach der Hochzeit fand ihn die wehklagende Veronika tot unter den Fenstern.

\*

Im November, als Veronika schon sechs Monate das Kind trug, da war ihr längst alles Blut aus dem Gesichte zum Herzen geströmt. Es schien, als schauten die kindhaften Augen mit dauerndem Erschrecken in das Leben. In den Schläfen lagen die kaum sichtbaren Schalen jener, denen die Nacht nicht Schlaf bringt. Um die Augen bogen sich die blauen Ringe derer, die mehr weinen als lachen. Und der Mund wurde von zwei tiefen Falten getragen, die von viel zuckenden Lippen zurückbleiben.

Trotz ihrer heiligen Fülle war sie am Morgen mit den Hühnern wach und am Abend brauchte sie nun Licht. Früher waren mit dem Dämmern die Hände des Hofes langsam erstorben. Thomas Moser sah den Segen und dachte nicht selten: wenn das Weib sich regt, kann der Mann feiern.

Für Bauern, die brave Hausfrauen haben, ist das Wirtshaus erschaffen. Die Novembertage liegen trüb; die Kürbisse und Rüben sind eingefahren und die Winterarbeit ist noch nicht bereitet. Beinabe täglich ging der Moser am späten Nachmittag fort.

Als es aber so weit war, daß die Kuh mit dem verbogenen Horn das Kalb wohl stündlich werfen konnte, sagte die Veronika zu dem Manne:

„Heute bleib.“

Er machte eine unwirsche Gebärde.

„Vielleicht wird es heute sein,“ sprach sie sanft.

„Dann hol mich.“

„Es ist vielleicht zu spät.“

„So schnell geht es nicht.“

Sie sah ihm traurig nach, wie er langsam und fest dahinschritt. Er stellte seinen Fuß so schwer auf die Erde, als müsse darunter Stein und Halm zerbrechen.

Wie sie nun seiner Gestalt nachblickte, wurde es ihr fast in Freude bewußt, daß dieser Mensch nichts schonen konnte und nur seinem Sinn leben mußte. Sie wandte sich jäh ab, als habe sie auch in den wenigen Augenblicken schon zu lange verweilt.

Raum eine Stunde später klagte die Ruh.

Veronika lief in den Stall und vor dem Tore rief sie noch einige Male grell nach den Hausleuten. Den Knecht schickte sie nach dem Moser. Aber der kam nicht. Es war Montag und einige Burschen, die, einem Sonntag voll Fraß und Tanz zu Ehren, auch den nächsten Tag noch in Freuden begeben wollten und mit einem buntgeputzten Wagen von Gasthaus zu Gasthaus fuhren, hatten den nur wenig widerstrebenden Moser auf ihr Gefährte geladen.

Die Ruh hatte ein totes Kalb geworfen und lag blutend auf dem Stroh. Sie leckte den leblosen Klumpen, dem sie das Leben nicht zu geben vermocht hatte, immer wieder ab. Nur widerwillig ließ sie sich von der Len die heilsame Brühe eingießen, die für diese Stunde, stets gewärmt, bereitet stand. Das Blut aber war nicht zu stillen, so sehr sich die Magd mit den uralten Mitteln auch mühte. Veronika sah traurig und ohnmächtig auf die leidende und hilflose Eiermutter nieder, die vielleicht glaubte, daß sie mit der warmen, liebkosenden Zunge das tote Kalb zum Leben erwecken werde. Sie ließ nicht ab, es immer wieder mit sanften, geduldigen Bewegungen zu berühren.

Der Knecht hob mit einer Mistgabel den blutigen Knäuel, um ihn zu verscharren. Da klagte die Ruh jammernnd und versuchte, sich aufzurichten, aber die schwachen Beine versagten und sie brach in das gerötete Stroh hin.

Veronika sagte: „Laß es da.“

Er warf das Kalb mit Abscheu wieder hin.

Die Len schüttelte den Kopf: „Die Ruh hat arg verworfen.“

Der Knecht ging geärgert aus dem Stall. Dort blieb nur noch Weiberarbeit zurück.

Nach dem Betläuten holte die Magd abermals den Knecht; er kam mit einer Axt. Als ihn Veronika so sah, fragte sie: „Was willst du mit der Hacke?“

„Wir müssen die Ruh notschlachten. Sie steht sonst in der Nacht um“, belehrte die erfahrene Magd die Bäurin.

Da war es dem jungen Weibe, das auch Mutter werden sollte, als griffe ihr jemand gewaltsam nach dem Herzen.

Die arme Ruh wollten sie töten, weil sie Unglück gehabt hatte, als sie gebar? Notschlachten nannten sie es. Sie hatte früher oft davon gehört, wie man das Fleisch eines sterbenden Tieres noch zu retten versuchte. Wenn es einen Nagel geschluckt hatte oder sich bis zu einer tödlichen Blähung überfraß, wenn es einen Fuß brach oder von einer Seuche gezeichnet war, gut, dann sollte es geschlagen werden. Aber hier, diese arme Ruh schlachten, die kraftlos nach einer entsetzlichen Geburt auf dem Stroh lag.

Veronika stellte sich mit ausgebreiteten Armen vor das Tier hin.

„Die Ruh wird nicht geschlagen,“ sagte sie mit heiserer Stimme und kämpfte mit den Tränen.

Magd und Knecht sahen sich in dem trüben Stalllicht gegenseitig stumm in das Gesicht. Die Wendung des Kopfes zeigte ihre Verwunderung.

Der Knecht warf die Hacke zur Mauer; das Eisen schlug aus den Steinen des Pflasters einige Funken. Die Len brummte unverständlich in sich hinein.

Veronika aber glitt zu der schwer atmenden Ruh nieder und streichelte an ihrem zitternden Körper entlang. Manchmal griff sie in einen klebrigen, warmen Fleck; das war Blut, aber es ekelte sie nicht davor. Sie spürte, wie mit der rinnen- den Zeit die Atemzüge des Tieres leiser wurden. Aber immer noch drehte es den Kopf mühsam zum Leichnam. Veronika blieb so lange, bis der letzte Schauer unter ihren Händen verrann. Dann ging sie mit schwerem Kopf und angstvollem Herzen in das Haus.

Thomas Moser kam in später Nacht betrunken heim. Veronika berichtete ihm, daß die Ruh umgekommen sei und daß sie selbst die Not schlachtung verhindert habe. Er schlug in seinem Rausch nach ihr und warf ihr vor: „Du bist keine Bäurin.“

Veronika aber dachte in ihrem stillen Weinen, daß sie überhaupt für diese Erde nicht taugte.

\*

Es roch nach Fasching; die Luft war getränkt von ihm. Seit Tagen wanderte der Föhn über das Land und er nahm aus jedem Hause, an dem er vorüberwehte, den Duft dieser Zeit mit: den Dampf der Tanzböden, auf denen nach der langen, strengen Adventszeit das lustige Leben wieder musizierte, den Rauch der Wirtshausküchen, in denen gebraten und gesotten, für Hochzeiten, Tanzereien Sättigung und Laune gerichtet wurde, den Duft des brodelnden Schmalzes, in dem die goldenen, hellrandigen Krapfen schwammen. Denn so ein rechter Faschingswind, der zu den Fenstern der auf einmal locker gewordenen Menschen hineinschauen kann, streicht nicht achtlos an ihnen vorbei, sondern kümmert sich neugierig und leutselig um jede Wandlung, schon gar von Menschen, die sonst das Jahr über ganz starr erscheinen und nun, nur weil es der Kalender so will, kaum zu erkennen sind.

Er sieht in hundert Kammern und Häusern, die irgendwie voll Fasching sind. Er sieht Männer rechnen und Frauen nähen, er hört Paare zanken und kann von jungen Gesichtern Unausgesprochenes lesen. Er vernimmt auch an den Arbeitstagen, die nicht in der Nähe von Sonntag und Sonnabend liegen, nimmermüde Instrumente, wenn sie auch nur in der Enge einer Gesindestube die Tanzbodenmusik nachahmen. Es ist, als träte jeder Tag selber immer wieder fröhlich von einem Bein auf das andere Bein.

Aber dann erschrickt auch der Wind einmal und hält seinen bald singenden, bald fauchenden Atem an. Denn nicht alle Menschen tanzen, oder warten darauf, daß irgendwo eine Musik neuerlich losjubelt, nicht alle Menschen sehen hungrig nach dem Herd und durstig zum Mostfaß.

Da liegt hinter einem Fenster in einer kahlen Stube die blasse Veronika Moser und ihre Hände streicheln unruhig auf der bunten Tuchent hin und her. Der Kopf versinkt in einem dunkelrot gestreiften Polster und das macht, daß das Gesicht noch weißer ist als die kalkige Wand. Ein Muttergottesbild hängt über den Betten und zwischen Glas und Rahmen steckt ein Zweig mit trockenem Buchenlaub von den letzten Pfingsten her.

Das ist nun seit fünf Tagen, daß Veronika die Augen öffnen möchte, aber sie war immer zu müde und zu schwach. Endlich einmal kann sie die schweren Lider heben und sie sieht sich verwundert in der Stube um. Sie greift mit zitternder Hand neben sich, aber da ist nur das zugedeckte Bett des Mannes. Kein neues

Leben, kein kleiner Atem. Niemand ist in dem Zimmer. Zum Glück kann sie auf dem Boden nicht mehr die Blutflecken sehen; die Hebamme hatte sie neben dem Doktor her aufgewaschen, als er sich kopfschüttelnd die Hemdärmel wieder hinunterstreifte.

Aber Veronika erwachte langsam zum Bewußtsein. Sie fühlte ihren Körper nicht, sie nahm nur die Dinge um sich wahr. Man hatte sie allein gelassen, denn es war gegen die Dämmerung und die Arbeit fragte nicht nach einem kranken Menschen. Die Len war im Stall, der Knecht schnitt das Pferdefutter und der Moser saß im Gasthaus. Was sollte er daheim tun, ein Mensch konnte dem Weibe nicht helfen, man mußte warten und dem Herrgott, der Hebamme und dem Doktor vertrauen.

Durch die Türrißen drang ein Duft vom Krapsenbacken. Es war Fasching und die Hebamme hatte Bäuerinnenrecht. Das Fett aus den fremden Schmalztöpfen ist billiger als das eigene.

Der Wind, der da glaubte, es sei jeder Mensch mit Faschingslärm zu trösten, brachte den letzten Hall der Bléhmusik aus dem Wirtshaus.

Vielleicht war Faschingssonntag oder gar Faschingdienstag. Dann kam morgen der graue, strenge Aschermittwoch.

Aber wo war das Kind? Plötzlich wußte Veronika alles, denn sie hatte sich leise aufzurichten versucht und dabei einen unsäglichen Schmerz gespürt. Da fing sie an, bitterlich zu weinen.

Die Hebamme sah noch einmal nach ihr, ehe sie in ein anderes Haus gehen wollte. Sie hatte sich ihren Korb hoch angefüllt.

„Es wird alles wieder gut werden“, sagte sie geschäftsmäßig.

Die Stube stand voll Krapsengeruch.

„In der Nacht komm ich wieder.“

Der Polster erstickte das Schluchzen der Veronika.

„Du bist noch jung. Ich werde noch oft bei dir sein“, tröstete die Helferin der Mütter. Sie dachte daran, daß die Schwachen beim Weinen einschliefen, wie die Kinder, hob den Korb auf und ging fort.

Veronika sah mit angstvoll aufgerissenen Augen in das Zimmer, dessen Wände grauer und grauer wurden. Sie spürte, wie das Herz immer rascher schlug und wie ihr eine Hitze gegen die Augen stieg, daß sie brannten. Dann war ihr auf einmal, als stürze alles Blut über einen hohen Berg hinab und sie mußte sich an den Seitenbrettern des Bettes anhalten.

Das Gefühl einer unendlichen Verlassenheit kam über sie und sie dachte an die arme, gebärende Ruh.

Dämmerung und Abend waren sich geschwisterlich nahe. Veronika lag bald in völligem Dunkel und die Tränen rannen ihr über die Wangen. Sie dachte mit verworrenem Kopfe an den toten Vater und versuchte zu beten, aber eine große Angst schnürte ihr den Hals ab. Sie wollte sich erheben und sank, in Schmerz und Furcht klagend, zurück. Ach, ihre schwache Stimme reichte kaum bis zur Türe.

Aber es hatte doch jemand eine Antwort gesagt: „Fürchte dich nicht, Veronika.“

Niemand war im Zimmer, jedoch die liebe, zärtliche Stimme klang deutlich und nahe. Sie kam vom Fenster her; dort bewegte sich der kleine Vogel lebendig an den Drahtstäben hin.

„Fürchte dich nicht“, begütigte noch einmal die liebevolle, sanfte Stimme.

„Ist jemand da?“ fragte Veronika verwundert.

„Ich.“

„Wer?“

„Kennst du mich nicht?“

„Nein.“

„Du kennst den kleinen Grünling nicht?“

„Ja, kannst du denn reden?“

„Nun ist es eben so weit, daß du mich verstehst, Veronika.“

Sie lächelte staunend in ihren Tränen, wenn es auch niemand sehen konnte.

„Der Vater hat euch auch verstanden.“

„Nicht ganz. Erst in der letzten Nacht den Totenvogel.“

Veronika schauerte zusammen; sie hatte sich immer vor seinem Ruf geängstigt und den Moser oft gebeten, er möge das Tier aufspüren und totschießen.

„Fürchte dich nicht, Veronika.“

So hatte es nun dreimal geklungen und es wurde ihr eine Stärkung.

„Bist du verzaubert?“ fragte sie.

„Nein, ich bin nur ein kleiner Vogel.“

„Was wird nun sein?“

„Du wirst schlafen und ruhen.“

Veronika dehnte sich wohligh in ihren jetzt wach gewordenen Schmerzen.

„Tut das Sterben weh?“ wollte sie wissen.

„Nein.“

„Was wird aber dann sein?“

„Du hast viel gelitten, du wirst in den Himmel kommen.“

„In den Himmel?“ frohlockte sie.

„Ja, du wirst den lieben Gott sehen, die Muttergottes und den Heiland.“

Sie schluchzte vor tiefer Freude in den Polster hinein.

„Und auch den kleinen Schneider, deinen Vater.“

„Meinen Vater.“

„Erzähle ihm von mir.“

„Hörst du die Musik?“

„Ja.“

„Was ist das?“

„Der Himmel ist offen und die Engel empfangen dich.“

Der Wind kam aus der Richtung des Gasthauses und trug den Laut des Faschings mit größerer Kraft daher.

Veronika schloß die Augen in ihrem Glück und, seltsam, mit geschlossenen Augen fand sie den Weg zum lieben Gott.

Eben um diese Zeit tanzte Thomas Moser mit einer der Nachbarstöchter über den knarrenden Tanzboden und als er sich in dem dunstenden Anäuel bis zur Türe hin geschoben und gestoßen hatte, drängte er das junge Weib in die dunkle, söhnlige Nacht hinaus.

# Politische Ernüchterung in Rumänien

Von

Rudolf Brandtsch,

Mitglied des rumänischen Parlaments

Es gibt kaum einen zweiten Staat, der durch den Weltkrieg so viel an Land und Leuten und fast unerschöpflichen Quellen natürlichen Reichtums gewonnen hätte wie Rumänien. Ein einziger Blick auf die Landkarte und schon eine oberflächliche Kenntnis dessen, was die neuen Provinzen an Naturschätzen und an Gütern einer immerhin alten Kulturentwicklung enthalten, beweisen das zur Genüge. Neben diese Tatsache muß man eine andere stellen: Es gibt heute kaum einen zweiten Staat, der mit größerer Sorge in die Zukunft blicken muß als das neue Rumänien.

Rumänien macht augenblicklich eine schwere wirtschaftliche Krise durch, deren Ende man nicht absehen kann. Durchaus Agrarstaat gehören etwa 80 Proz. der Bevölkerung unmittelbar oder mittelbar zum landwirtschaftlichen Wirtschaftskreis. Vor dem Kriege war das kleine Rumänien in hervorragendem Maße landwirtschaftliches Ausfuhrland. Im Jahre 1913 betrug seine Ausfuhr an landwirtschaftlichen Erzeugnissen 2 960 566 Tonnen. Davon entfiel fast die Hälfte (1 276 000 Tonnen) auf Weizen und Weizenmehl. Nach dem Weltkrieg hat Rumänien durch Besarabien und Teile von Südbanat weitere Gebiete erhalten, die als landwirtschaftliche Überschuländer anzusehen sind. Siebenbürgen und die Bukowina sind zwar bei einer mäßigen Getreideernte auf eine geringe Einfuhr angewiesen; doch fällt dieser Umstand kaum ins Gewicht, da z. B. Siebenbürgen bei guten Ernten sogar kleine Überschüsse zur Verfügung hat. Mit einem Wort, der Zuwachs Rumäniens an Land hat sein Wesen als landwirtschaftliches Ausfuhrland nur noch weiter gestärkt. Und trotzdem: Heute ist Rumänien auf dem Wege, aus der Reihe der landwirtschaftlichen Ausfuhrländer gestrichen zu werden. Im Jahre 1923 sind kaum 120 000 Tonnen an Weizen und Weizenmehl ausgeführt worden, wie im Herbst vorigen Jahres auf einer landwirtschaftlichen Versammlung in Bukarest nachgewiesen wurde. Seither haben sich die Verhältnisse noch verschlimmert. Am 15. Januar d. J. sind von der Regierung Höchstpreise für Weizen festgesetzt und die militärische Bewachung der Mühlen sowie Beschlagnahme der Vorräte angeordnet worden, weil die Ernährung des Landes in Gefahr steht. Eine Stadt wie Lemeschburg hat den Freitag zum brotlosen Tag erklärt, und die Städte Galas und Bukarest sind im Begriffe, ägyptisches und amerikanisches Mehl einzuführen. Nicht viel besser steht es mit der Ausfuhr der anderen landwirtschaftlichen Erzeugnisse. Früher wurden besonders aus Siebenbürgen und den angrenzenden Gebieten Vieh, Obst, Wein und gewisse Samenarten nach dem Westen ausgeführt. Diese Ausfuhr ist heute entweder vernichtet oder so sehr zurückgegangen, daß z. B. auf dem Wiener Markte das siebenbürgische Rindvieh und die siebenbürgischen und banater Schweine fast gänzlich von polnischer Ware verdrängt

worden sind. Es soll hier nicht weiter untersucht werden, was die Ursachen dieser Verhältnisse sind. Eörichte Durchführung der Agrarreform, Zoll- und Finanzpolitik der Regierung, das Elend im Güterwagenverkehr und die allgemeine Korruption, die den Handel so sehr verteuert, haben in gleicher Weise Schuld daran. Für unsere Zwecke genügt es, auf die Tatsachen hinzuweisen.

Auch auf andern wirtschaftlichen Gebieten herrscht Stillstand oder Rückgang. 28 Proz. der Bodenfläche Großrumäniens ist Waldbestand; und trotzdem liegt der Holzhandel darnieder. Im Jahre 1913 führte Rumänien über eine Million Tonnen Benzin und Petroleum aus. Heute ist in der Erzeugung der Friedensstand noch immer nicht erreicht und die Ausfuhr stark zurückgegangen. Rumänien kann mit amerikanischer und polnischer Ware nicht konkurrieren, so daß heute leere Reservoirs in der Petroleumindustrie eine Seltenheit sind.

Die übrigen Industriezweige, die zum Teil nicht schlechte Aussichten hätten, leiden auf das schwerste unter der katastrophalen Geld- und Kreditnot. Selbst gutgehende Industrien können einen Darlehnszinsfuß von 24—30 Proz. und darüber auf die Dauer nicht vertragen. Die Deflationspolitik, an welcher der Finanzminister hartnäckig festhält, verschärft noch die Geldkrise. Billige Auslandskredite können weder Staat noch Private erhalten, weil sich das ausländische Kapital Rumänien gegenüber ganz ablehnend verhält.

Innerpolitisch herrscht ebenfalls Krisenstimmung. Seit 1919 haben wir die 6. Regierung, die auch schon auf dem toten Ust sitzt. Der Kampf der Parteien tobt in ungeminderter Heftigkeit. Die Regierung zeigt vielfach diktatorische Neigungen, um ihre Unfähigkeit zu verbergen. Die Unsicherheit von Gesetz und Recht erhöht die allgemeine Unzufriedenheit.

Dazu kommt die ungelärrte außenpolitische Lage. An den Grenzen sitzen Feinde oder unsichere Freunde. Rußland, Bulgarien und Ungarn sind ausgesprochene Feinde. Zwischen Jugoslawien und Rumänien schwebt die ungelöste Banater Frage. Mit Polen hat Rumänien einen Bündnisvertrag, von dem nicht gesagt werden kann, ob er einen Schutz oder eine Belastung bedeutet. Die Kleine Entente, zu der Rumänien gehört, ist fast wertlos, weil sie gerade in der für Rumänien entscheidenden russischen Frage völlig versagt.

So sieht heute die Lage in Rumänien aus. Auf allen Gebieten schwere Sorgen, überall gefährliche Krisenstimmung und ungelöste Fragen. Dabei sind wir „Siegerstaat“ und gehören als solcher zum politischen Lebenskreis der Entente. Doch hat Rumänien seit dem Friedensschluß von dieser Seite weder wirtschaftliche noch politische Hilfe in nennenswerter Weise erhalten. Die wirtschaftlichen Beziehungen mit den ehemaligen Feinden sind heute fast ergiebiger als die mit den hohen Verbündeten. In der Reparationsfrage, aber auch bei anderen Gelegenheiten, man denke an die Königsreise, ist es von den Ententestaaten nicht gut behandelt, ja oft geradezu brüskiert worden. So ist denn der neue Staat politisch in eine Sackgasse geraten und Ratlosigkeit ist heute das Kennzeichen der Regierungstellen. Es erscheint somit ganz natürlich, daß diese Zustände auf der öffentlichen Meinung schwer lasten und ernste Patrioten eine Lösung aller dieser Probleme, so entscheidend für die Zukunft des rumänischen Volkes, zu finden suchen. Diese Stimmung bringt zwar heute noch nicht sehr vernehmlich in die Öffentlichkeit. Man steht wohl unter dem Druck der unhaltbaren Verhältnisse und empfindet das Bedürfnis, aus ihnen herauszukommen; doch sieht man noch nicht klar und macht höchstens vorsichtig tastende Versuche. Nur selten erhebt sich eine Stimme, die den Mut hat, der wahren Stimmung Ausdruck zu geben und neue Wege wenigstens anzudeuten. Allgemein werden die außenpolitischen Fragen, insbesondere die russische Frage, als entscheidend angesehen. Man versucht hier klar zu sehen und nüchtern zu urteilen und den patriotischen Nebel, der nach dem siegreichen Weltkrieg Köpfe und Herzen umspinnen hat, wieder mit verstandesmäßiger Überlegung und realpolitischem Urteil zu durchleuchten.



Eines der beachtenswertesten Zeichen dieser beginnenden politischen Ernüchterung ist das vor kurzem erschienene Buch des angesehenen rumänischen Schriftstellers D. Patrascanu mit dem Titel: „In fața națiunii“ („Angeichts der Nation“), worin er über seine politische Tätigkeit als Abgeordneter, besonders im letzten Kabinett des leider auch verstorbenen Marghiloman, eine Art von Rechenschaft ablegt, in einer besonderen Abhandlung die rumänische Kriegspolitik Ionel Brătianus einer scharfen Kritik unterzieht und schließlich einen Überblick über die gegenwärtige Lage des rumänischen Staates gibt.

Patrascanu stellt die rumänische Kriegspolitik als ein System dar, das sich auf falschen Vorstellungen aufbaute und sich von den Ereignissen im Grunde nur zufällig treiben ließ. Er beweist dies an dem Verhältnis zu Rußland. „Für Brătianu“, schreibt er, „war Rußland ein starker Staat, auf solider Grundlage ruhend, mit einer gesunden Organisation, mit einer glänzenden Zukunft und dazu auch interessiert an der Vergrößerung Rumäniens.“ Zu Beginn des Jahres 1917 wurden dieser Anschauung gemäß nicht nur die Metallreserven der Nationalbank im Werte von 385 Millionen Lei, Effekten im Betrage von mehr als 1½ Milliarden, eine ungeheure Menge von Depositen in Gold und Edelsteinen, Wertpapiere und dazu eine ganze Menge von Urkunden, Staatsarchiven und unzählige historische Unikat nach Moskau geschickt. Brătianu arbeitete an dem Heiratsprojekt des rumänischen Thronfolgers mit einer russischen Prinzessin und besuchte zu diesem Zwecke Anfang 1917 Petersburg; und es fehlte nicht viel, so wäre er von dem Ausbruch der Revolution im März 1917 überrascht worden.

Patrascanu ist der Ansicht, daß Rumänien den ganzen Krieg nicht auf Grund planmäßiger Überlegung und einer weitschauenden Politik begonnen habe. Es hat stets nur an einem Haar geangen, ob die Entscheidung nach der einen oder anderen Seite fiel. Die Meinung König Karls war bekanntlich, daß Rumänien sofort an die Seite der Centralmächte treten sollte, in der Überzeugung, daß dieses durchaus nicht einen Verzicht auf die Erfüllung des rumänischen Ideals, der Vereinigung aller Rumänen in einem Reich, bedeute. Es werden die Worte des Königs zitiert, die er nicht lange vor seinem Tode einem gewissen Minister gesagt hat und die der Verfasser wörtlich so wiedergibt: „In Eurer Vergangenheit habt Ihr einige namhafte Herrscher gehabt, aber nur einen genialen, Stephan den Großen. Der Bestand der Moldau in schweren und stürmischen Zeiten ist zum guten Teil seiner Politik zu verdanken. Dieses Land, gebettet zwischen Ungarn und Polen, wäre gefährdet gewesen, wenn Stephan die einen gegen die andern unterstützt hätte. Ein weniger ruhiger Verstand hätte es wohl so gemacht. Sener aber wandte sich an einen dritten, die Türken, und diese stellten das Gleichgewicht im Norden her, und so war das Leben der Moldau gesichert. Deshalb hat Stephan der Große auf dem Totenbette seinem Sohn hinterlassen, er solle auf dem von ihm gebahnten Weg weiter gehen.“

Ich habe die Politik Stephans des Großen verfolgt. Rumänien befindet sich heute zwischen Ungarn und Rußland. Seiner Sicherheit wegen muß es sich auch jetzt an eine dritte Macht wenden, die keine andere als Deutschland sein kann. Wenn an meiner Stelle auf dem Throne des Landes ein kluger französischer Prinz wäre, so könnte er nicht anders handeln. Das Schicksal hat es gewollt, daß in unserer Zeit sich dieser große europäische Konflikt entwickelt hat, in dem Deutschland seine Angelegenheiten mit dem russischen Reich liquidieren wird. Es ist unmöglich, daß Rußland, ein anachronistischer Staat in Europa, unzertrümmert aus dem Krieg hervorgeht. In diesem Falle werden wir Bessarabien nehmen, das es nicht mehr erwarten kann, und so werden wir in diesem Teil die Erfüllung unseres Ideals beginnen.

Noch Bündnisse dauern nicht ewig. Sie wechseln mit der Zeit, indem das Zentrum des Schwergewichtes von einem Land in das andere sich verlegt. Ein starkes Deutschland wird bald die österreich-ungarische Monarchie liquidieren, da es nicht möglich ist, daß das deutsche Element dort lange Zeit außerhalb der politischen Grenzen des Reiches

bleibt. Dann werden wir mit Leichtigkeit die Bukowina, Siebenbürgen und das Banat nehmen.“

Der Verfasser geht nun weiter und sagt, daß König Karl, wenn er gelebt hätte, an seiner Politik festgehalten und im gegenteiligen Fall eher abgedankt haben würde, als gegen Deutschland zu fechten. Hätte man in Rumänien der Ansicht König Karls nicht beipflichten können, so wäre das Gegebene die Neutralität gewesen. Heute müsse jeder Rumäne anerkennen, daß die Politiker, die gleich Marghiloman, Majorescu, Arion und anderen auf diesem Boden standen, ihre sehr guten Gründe gehabt hätten. „Die Neutralität wäre eine kluge Tat gewesen: Der Krieg war nutzlos.“

Nicht ohne Ironie stellt Patrascanu fest, daß Bratianu selbst, allerdings erst 1918, zu dieser Überzeugung gekommen sei. Er zitiert sein der Zeitung „Secolo“ zur Zeit des Pariser Kongresses gegebenes Interview, worin es heißt: „Wir hätten ruhig in der Neutralität verharren können, ohne damit die nationalen rumänischen Aspirationen zu kompromittieren. Sie müssen wissen, daß im Oktober 1914 Rußland in einer geheimen Abmachung für eine wohlwollende Neutralität unser Recht auf Annexion der von Rumänen bewohnten Gebiete Österreich-Ungarns anerkennt und sich verpflichtet, zu dieser Abmachung auch die übrigen verbündeten Mächte zu bestimmen.“

Daraus und daß auf der anderen Seite die Zentralmächte für die Neutralität Befürwortern, Bukowina und eine weitgehende siebenbürgische Autonomie versprochen, geht nach Patrascanu erst recht die Zwecklosigkeit des Krieges für Rumänien hervor. „Herr Bratianu trat also in den Krieg ein, gedrängt durch die Alliierten, die für ihre innere Politik einen diplomatischen Erfolg brauchten.“

Zur Bekräftigung seiner Ansicht zitiert der Verfasser verschiedene ententistische Quellen. In einer englischen Publikation in der „Saturday Review“ vom 25. August 1917 heißt es: „Wenn der König und die Königin von Rumänien klug gewesen wären, hätten sie das Beispiel Hollands nachgeahmt und sich vom Kriege ferngehalten.“ Das „Journal de Genève“ vom 19. Januar 1918 nennt den Krieg geradezu „une guerre malheureuse et vaine“. Ein französisches Blatt unter der Zeichnung von Auguste Bauvain sagt: „Was Rumänien betrifft, so sind wir jetzt alle darüber einig, daß es hundertmal besser gewesen wäre, wenn es nicht in den Krieg eingetreten wäre.“ Selbst Clemenceau war der Ansicht, daß „sobald es sich bloß um einen Widerstand Rumäniens (statt der erwarteten Offensive gegen Ofenpest!) handelt, so hätte seine Neutralität auch genügt.“

So ist das Schlufsurteil des Verfassers über den Weltkrieg nicht zu verwundern: „Der Weltkrieg hat durch seine Heftigkeit und Dauer Europa ruiniert: die Rheinpolitik beherrscht trotzdem auch heute die Welt.“ Alle Achtung vor solcher objektiven Betrachtungsweise!

Und nun die Hauptsache; nämlich die Antwort auf die Fragen: Welches ist die Lage des neuen Rumänien im neuen Europa? Welche Sicherheiten hat es? Auf wen kann es vertrauen? Welche Zukunft erwartet es?

Patrascanu stellt gleich zu Beginn fest, daß die gegenwärtige äußere Lage Rumäniens um vieles schlechter sei als früher. „Die große Gefahr für uns war damals Rußland — aber dafür hatten wir den mächtigen österreichisch-deutschen Bundesgenossen an der Seite.“ Heute ist gerade von diesem Gesichtspunkt aus die Lage Rumäniens tragisch geworden, weil die russische Gefahr heute noch akuter ist als vor dem Krieg. Rumänien ist eine Insel im slawischen Meer. „Vor dem Krieg — der Panlawismus war auch damals stark — aber er hatte einen unveröhnlichen Feind: den Germanismus, der jetzt zu Boden geworfen ist.“ Der Verfasser findet, daß sich seither die panslawistischen Tendenzen verschärft haben. Es gibt zahlreiche Gesellschaften, die für diesen Gedanken arbeiten. In Prag gibt es einige panslawistische Hochschulen, und die Sympathien der slawischen Völker gegenüber Rußland zeigen sich immer deutlicher; sie warten bloß darauf, daß ihr natürlicher Führer sich konsolidiert.

Dagegen hat Rumänien heute an allen Grenzen Feinde. Russen, Magjaren, Bulgaren und sogar die Serben erwarten nur den Augenblick, um sich gegen Rumänien zu wenden. Und heute gibt es kein Volk in Europa, das ein besonderes Interesse daran hätte, sich auf Rumäniens Seite zu stellen. Gegen ungarische Angriffe soll die kleine Entente schütten. Seitdem jedoch Italien mit Jugoslawien und Frankreich mit der Tschechoslowakei in Verbindung getreten sind, ist die Aufmerksamkeit auf andere Gebiete abgelenkt worden — und gerade im Falle eines russischen Angriffes dürfte die Kleine Entente für Rumänien von ganz geringem Nutzen sein. „Gegen die Russen haben wir ein Bündnis mit Polen, diesem Schatten von Staat, dessen Hauptindustrie die Judenprogrome sind“, wie Keynes einmal gesagt hat.

Das Ergebnis ist also: Rumänien in seiner neuen politischen Gestaltung ist völlig isoliert.

Seine Darlegungen über diesen Punkt schließt Patrascanu mit den folgenden Worten: „An Stelle dessen, daß wir mit der Donau verbunden wären, haben wir uns mit dem Ozean vereinigt. Neue Verbindungen haben sich nicht im entferntesten in dem Maße eingestellt, wie wir sie mit Mitteleuropa hatten. Fragt darüber den Kaufmann, der heute infolge der Valutaunterschiede in der Furcht vor dem Zusammenbruch lebt, den Industriellen, dem Kredit und Maschinen fehlen, den desorientierten Landwirt, fragt den Fabrikarbeiter und den größten Teil der Kopfarbeiter, was ihnen fehlt? Und alle werden einstimmig antworten: Deutschland! Damit hat sich unser Schicksal erfüllt: Ein schwaches Deutschland bedeutet ein ohnmächtiges Rumänien.“

Soweit der rumänische Verfasser. Gewiß darf und soll man solche Dinge nicht überschätzen. Leute wie er, der zwar selbst ein angesehenener Schriftsteller und anerkannt guter Kopf ist, haben heute noch keinen politischen Einfluß. Die Gedanken, die er in seiner Schrift vertritt, sind heute noch weit davon entfernt, in der Politik irgendwie eine ernste oder gar eine entscheidende Rolle zu spielen. Andererseits wäre es sehr verfehlt und töricht, an solchen Zeichen der Zeit — denn um solche handelt es sich — achtlos vorüber zu gehen und sie zu unterschätzen. Es ist zweifellos, daß solche und ähnliche Gedanken heute viele ernste Patrioten in Rumänien bewegen. Vor drei Jahren noch wäre es wahrscheinlich glatt unmöglich gewesen, ein solches Buch in Rumänien erscheinen zu lassen. Heute wird es in den Zeitungen besprochen, und die Stimmen der Sympathie sind gar nicht so selten. Die Anschauungslehre, welche die wirklichen Verhältnisse in wirtschaftlicher und politischer Beziehung tagtäglich vor Augen führen, ist doch zu klar und zu eindringlich.

Auch in der Politik pflegt die Entwicklung nicht anders zu gehen wie sonst in der natürlichen Welt. Naturnotwendigkeiten lassen sich zeitweilig hemmen und künstlich verdunkeln; dann aber setzen sie sich mit um so größerer, geradezu elementarer Kraft durch. Rumänien gehört eben politisch, wirtschaftlich und geographisch zu Mitteleuropa. Die Selbsterhaltungsinстинkte des rumänischen Volkes weisen nach dem Westen, wo als nächstes — nur 6—8 Stunden gemüthlicher Bahnfahrt von der heutigen rumänischen Grenze entfernt — das deutsche Sprachgebiet beginnt. Der leider verstorbene frühere rumänische Gesandte in Berlin, Herr Belbiman, der im Jahre 1882 als junger Sekretär beim Abschluß des Gasteiner Vertrages dabei war und bis zum Jahre 1916 im Dienst der rumänischen Diplomatie stand, also sozusagen ein lebendiges Archiv der neueren rumänischen Geschichte in Person darstellte, erzählte mir einmal, daß Bratianu der Ältere nach Abschluß des Vertrages in Gastein ihm gesagt habe: „Das ist der schönste Tag meines Lebens.“ Er habe damit nicht nur seiner Freude über den persönlichen und sachlichen Erfolg ausdrücken wollen, sondern das Wort habe noch den tieferen Sinn gehabt, daß Rumänien mit diesem Tag erst jene Stellung in Europa erreicht habe, die ihm gebühre und die seine Lage dauernd vorschreibe. Kein Geringerer als Bismarck hat das auch erkannt. Es geht aus der Vorgeschichte des Gasteiner Vertrages hervor. Derselbe Gewährsmann erzählte mir, daß Bismarck derjenige war, der mit größtem Eifer diesen

Vertrag betrieb. Er legte dabei besonders Gewicht darauf, daß sich Bratianu zuerst mit Wien einigte, und er verwandte seinen großen Einfluß dazu, um den widerstrebenden Kaiser Franz Josef der Sache geneigt zu machen. Erst als Bukarest und Wien einig geworden waren, traten Berlin und Rom hinzu. In dieser durch die Natur der Sache diktierten Reihenfolge ist ein Symbol enthalten, das man überall beachten sollte. In den amtlichen Kreisen Rumäniens darf man es und will es auch vielfach noch nicht verstehen; und doch wird es bleiben und dann besonders klar und zwingend erscheinen, sobald einmal das europäische Gleichgewicht wiederhergestellt sein wird.

## „THE REVOLT AGAINST CIVILIZATION“

Von

Albrecht Haushofer

Jede Berührung von Rassenfragen leidet heute in Deutschland unter der unverantwortlichen Art und Weise, wie sie hier in den letzten Jahren weniger ernst und streng betrachtet, als hegend ausgeschlachtet wurden. So hat sich auch in der Literatur eine Spaltung ergeben: auf der einen Seite arbeitet die wissenschaftliche Anthropologie, häuft Messungen über Messungen, Material über Material, und veröffentlicht schließlich höchst wertvolle tausendseitige Werke mit Zahlen über Zahlen — die leider niemand außerhalb des engsten Kreises der Wissenschaft liest. Man sagt sogar, daß es nicht einmal alle Studenten der Anthropologie tun . . . . .

Und auf der anderen Seite spricht eine pseudo-wissenschaftliche Literatur in Fülle aus dem Boden — ein Schrifttum, das behauptet, ohne zu beweisen, ja oft genug, ohne überhaupt Quellen für eigene Nachweise zu zeigen; dem im übrigen, so oder so, die jeweilige Tendenz des Tages abschreckend an der Stirn geschrieben steht.

Es ist Gefahr, daß über diesem Zwiespalt die brennend ernste Frage nach dem Zusammenhang zwischen dem Komplex der Biologie, der Naturwissenschaft überhaupt, und der menschlichen Entwicklung in Kultur und Staat in Mißachtung gerät, daß sie über dem Lärm des anti- oder pro-semitischen Tageskampfes oder der Stille wissenschaftlicher Einzelarbeit übersehen und wieder vergessen wird.

Da ist es gut, und angesichts einer unausrottbaren deutschen National-Eigentümlichkeit doppelt erprießlich, wenn einmal vom Ausland her ein Weckruf kommt, der auf der einen Seite auf Millionen von Zahlen und Messungen zurückgeht, auf der anderen aber frei ist von jedem persönlichen Interesse an mitteleuropäischen Kampffragen des Augenblicks — und doch den Vorzug hat, auch für den, der nicht mit den Waffen eines Professors der Anthropologie und Psychologie gerüstet ist, lesbar zu sein.

Der bekannte amerikanische Forscher Lothrop Stoddard hat ein Werk geschrieben, das sich betitelt: „The Revolt against Civilization“ (Deutsch demnächst bei Lehmann in München erscheinend). Die Benennung ist amerikanisch in ihrem Geist, und mag uns ein wenig nach Theater schmecken — freilich ist es ein schwerer und ernster Theater-Vorhang, hinter den sie weisen will . . . . .

Die Vereinigten Staaten von Nordamerika haben in den Jahren 1917 und 1918, als sie durch ihre Teilnahme an dem europäischen Krieg genötigt waren, ein großes Volksheer aufzustellen, die Gelegenheit benutzt zu einer großen Bestandsaufnahme alles dessen, was ihnen an körperlichen und geistigen Merkmalen ihrer männlichen Bevölkerungsmasse

wesentlich und bedeutsam schien. So wurden an 2 Millionen Angehörige ihres Heeres nach körperlichem und geistigem Typ, nach sozialer Herkunft, Bildungsgang und nationaler Abstammung „aufgenommen“. Die Auswertung dieses Materials mag noch Jahrzehnte dauern; seine Bedeutung nicht nur für die Wissenschaft ist heute schon ungeheuer. Wesentlich neu ist dabei vornehmlich die Verbindung anthropologischer mit psychologischer Untersuchung, und die gleichmäßige Durchführung einer großen Zahl von Intelligenz-Prüfungen, deren Ergebnis die Feststellung eines Intelligenz-Quotienten für jeden einzelnen Menschen ist. Über die Methode dieser Prüfungen soll hier nicht gesprochen werden: wir kennen sie nicht genau genug und müssen das Urteil den berufenen wissenschaftlichen Psychologen überlassen. Sicher kann vorausgesetzt werden, daß manches an ihr verbesserungsfähig sein mag. Wie dem aber auch sei: die Gesamtergebnisse bleiben wertvoll und ernst genug.

Als Maßstab für die einzelnen Prüfungen wird das sogenannte „geistige Alter“ genommen, das feststellt, in welchem geistigen Entwicklungs-Alter der Erwachsene stehen geblieben ist, gemessen am Entwicklungsgang des durchschnittlich begabten Kindes und jungen Menschen (ein Begriff, dessen nähere Begründung hier zu weit führen würde und deshalb der Fach-Literatur überlassen bleiben muß).

Da werden nun folgende Gruppen aufgestellt:

Gruppe A	: Sehr hohe Intelligenz . . . . .	Geistiges Alter: 18—19 Jahre
" B	: Hohe Intelligenz . . . . .	" " : 16—17 "
" B—C	: Hohe Durchschnitts-Intelligenz . . . . .	" " : 15 "
" C	: Durchschnitts-Intelligenz . . . . .	" " : 13—14 "
" C—D	: Niedrige Durchschnitts-Intelligenz . . . . .	" " : 12 "
" D	: Niedrige Intelligenz . . . . .	" " : 11 "
" D—E	: Sehr niedrige Intelligenz . . . . .	" " : 10 "

Darunter gliedert sich noch eine Gruppe der „Unlehrbaren“, der geborenen Analphabeten, die nicht beobachtet werden konnten, da sie wegen mangelnder geistiger Eignung sehr bald wieder aus dem Militärdienst entlassen werden mußten.

Wie verteilt sich nun der Prozentsatz der Menschen auf die gegebenen Intelligenz-Stufen?

Es treffen auf Gruppe

A: Höchste Intelligenz . . . . .	4 1/2 %
B: Hohe Intelligenz . . . . .	9 %
B—C: Gehobener Durchschnitt . . . . .	16 %
C: Durchschnitt . . . . .	25 %
E—D: Niedriger Durchschnitt . . . . .	20 %
D: Minderbegabung . . . . .	15 %
D—E: Starke Minderbegabung . . . . .	10 %
E: Stärkste Minderbegabung . . . . .	? tritt in den Untersuchungen nicht in Erscheinung)

Das alles unter Annahme des Normal-Zustandes (Gruppe C) für den Erwachsenen mit der geistigen Stufe eines normal entwickelten 13—14 jährigen! Auf geistig Hochbegabte, die auf ein „geistiges Alter“ von über 15 Jahren Anspruch machen können, deren Intelligenz also nicht mit der Entwicklung eines normalen Fünfzehnjährigen abschließt (und das ist eine wahrhaftig nicht hochgegriffene Ebene!), treffen ganze 13% aus einer Untersuchungsgruppe, aus der die allerminderwertigsten Elemente schon von vornherein ausgeschieden waren!

Dazu schreibt Stoddard: „Diese Tabelle ist zweifellos niederdrückend. Wohl nie vorher ist die verhältnismäßige Seltenheit hoher Intelligenz so eindrucksvoll dargetan worden.“ Ein Satz, den jeder unterschreiben wird, der auch nur einen Augenblick überdenkt, was diese Tabellen bedeuten!

THE REVOLT AGAINST CIVILIZATION

Wenn die ganzen Untersuchungen der amerikanischen Armee nur dieses eine Ergebnis gehabt hätten — sie wären schon von größtem Wert. Aber sie sind in methodischer Gründlichkeit weitergegangen. Eine andere Tabelle gibt die Ziffern der Intelligenz für Offiziere, für weiße und farbige Mannschaften. Auch sie spricht für sich selbst.

Es wies auf:

	Unter den Offizieren	Mannschaften	
		weiß	farbig
Hohe Intelligenz (Gruppe A und B) . . . . .	84% (1)	6,8%	1,8%
Durchschnitt (Gruppen B—C, C, und C—D . . .	16%	51,7%	22,9%
Mangel an Intelligenz (Gruppen D, D—E und E)	0% (1)	40%	74% (1)

Endlich wurden die Mannschaften nach ihrer nationalen Abstammung hin untersucht; und da ergab sich folgende hochinteressante Reihe:

Unter dem Durchschnitt intelligent waren von	Über dem Durchschnitt		
Einwanderern, oder Abkömmlingen von Einwanderern,	stammend aus:		
England . . . . .	8,7 %	England . . . . .	19,7 %
Holland . . . . .	9,2 %	Schottland . . . . .	13,0 %
Dänemark . . . . .	13,4 %	Holland . . . . .	10,7 %
Schottland . . . . .	13,6 %	Kanada . . . . .	10,5 %
Deutschland . . . . .	15,0 %	Deutschland . . . . .	8,3 %
Schweden . . . . .	19,4 %	(s. Vergl.: Amerika, Weiße	
Kanada . . . . .	19,5 %	Mannschaft) . . . . .	6,8 %
Belgien . . . . .	24,0 %	Dänemark . . . . .	5,4 %
Norwegen . . . . .	25,6 %	Schweden . . . . .	4,3 %
Österreich-Ungarn . . . . .	37,5 %	Norwegen . . . . .	4,1 %
Irland . . . . .	39,4 %	Irland . . . . .	4,1 %
(s. Vergl.: Amerika, Weiße		Türkei . . . . .	3,4 %
Mannschaft) . . . . .	40,0 %	Österreich-Ungarn . . . . .	3,4 %
Türkei . . . . .	42,0 %	Rußland . . . . .	2,7 %
Griechenland . . . . .	43,6 %	Griechenland . . . . .	2,1 %
Rußland . . . . .	60,4 %	Italien . . . . .	0,8 %
Italien . . . . .	63,4 %	Belgien . . . . .	0,8 %
Polen . . . . .	69,9 %	Polen . . . . .	0,5 %

Auch diese Liste spricht so sehr für sich selbst, daß Stoddard es unterlassen hat, näheren Kommentar dazu zu geben. Er schreibt nur, natürlich mit Recht, daß diese Listen für Fremde in Amerika gelten, und daher nur mit Vorsicht auf die Gesamt-Bevölkerungen der betreffenden Länder angewandt werden dürfen. Trotzdem lassen sie tiefe Rückschlüsse zu, und werfen schärfste Streiflichter auf die augenblickliche biologische und kulturelle Lage Europas. Doch das ist erst das Zweite: zunächst geben sie mit einer Deutlichkeit, die erfreulich ist, einen Maßstab für das, was den Amerikanern an Einwanderern erwünscht sein kann, und was nicht. Vergleicht man die Stelle, an der die amerikanischen Durchschnitts-Mannschaften erscheinen — also unter Ausschluß der Offiziere und der Farbigen (diese Zahl ist von mir eingefügt — das unterläßt der vorsichtige Amerikaner!), vergleicht man die Länder, die oberhalb, und die, welche unterhalb dieser Stelle in der Tabelle erscheinen, mit dem neuesten amerikanischen Einwanderungsgesetz — so wird man in diesem einen weisen Staatsakt von größter Tragweite und größter Voraussicht erkennen lernen. Die Einwanderungsquote für England, Deutschland und die nordischen Staaten ist kaum gekürzt worden; für die Staaten des Südens und Ostens, vor allem für Italien, Rußland, Polen und den erweiterten Balkan ist sie bis zur Abschneürung

reduziert worden. Aus dem Süden und Osten aber strömten die Minderwertigkeiten nach den Vereinigten Staaten — während aus Nordeuropa die hohen Begabungen kamen.

So also wird die amerikanische Einwanderungspolitik aufs Schlagendste zahlenmäßig begründet; und kein Protest Mussolinis kommt dagegen auf, daß Italien am Ende der Liste steht, und vom amerikanischen Boden verdrängt bleiben wird.

Wir Deutschen vermissen in der amerikanischen Tabelle neben anderen romanischen Staaten Frankreich; ob es aus Mangel an Material (die französische Auswanderung ist sehr gering) oder aus Höflichkeit für den Verbündeten von damals ausgelassen wurde, bleibe dahingestellt. Eine um so deutlichere Sprache sprechen die Ziffern z. B. für Italien und Polen — um zwei Protagonisten der romanischen und der slawischen Völkergruppe herauszugreifen. Man mache sich nur klar, daß der Prozentfuß von Minderwertigkeit, den Polen den Vereinigten Staaten geliefert hat, hinter dem von Amerikas farbigen Bürgern kaum zurückbleibt (70 gegen 74%!), der Prozentfuß von Hoch-Begabungen, den die Farbigen der Vereinigten Staaten ergeben, aber von den einwandernden Polen bei weitem nicht erreicht wird! (0,5 gegen 1,8%!). . . Armes Polen!

Aber auch die deutschen Zahlen geben zu denken, wenn man sie mit denen anderer Vertreter der nordwesteuropäischen Völkergruppe vergleicht.

All das aber — so wichtig die Tatsache ist, daß sich in der amerikanischen Einwanderungs-Gesetzgebung zum ersten Male wissenschaftlich gegründete Rassen-theorie in der Weltpolitik durchgesetzt hat — haftet noch an der Außenseite des Problems.

„The Iron Law of Inequality“ — das Eisene Gesetz der Ungleichheit — überschreibt Stoddard das Kapitel, das die aufgeführten Tabellen neben anderem Material enthält. Damit aber führt der Weg mitten ins Herz der Soziologie, der Politik und der Philosophie. Freilich, eine Voraussetzung bleibt noch festzustellen, die Stoddard nicht näher begründet, aber wohl mit Zitaten aus dem statistischen und Erfahrungs-Material herer, die die ganzen umfangreichen Armeekorps-Untersuchungen geführt haben, belegt: daß nämlich hohe moralische Qualitäten sich leichter und häufiger mit hoher als mit niedriger Intelligenz verbinden (eine Neben-Erkenntnis, die gerade in einer Zeit, in der es Mode geworden ist, den „Geist“ zugunsten der „Seele“ herabzusetzen, nicht ohne Reiz und Wert ist) . . .

„Das Eisene Gesetz der Ungleichheit“ — damit werden Fragen wieder einmal ehrlich beim Namen genannt, die lange genug in der Luft liegen, ohne daß sich viele Menschen im Zeitalter des Allgemeinen Wahlrechts getrauten, sie ruhig auszusprechen: vor allem die große Frage nach dem Fortschritt der Menschheit in den letzten Jahrhunderten, in denen man betonte: das eiserne Gesetz sei die menschliche Gleichheit . . . . Heute stehen wir vor der Tatsache, daß die breitesten Schichten nicht mehr geistig fähig sind, den Gesamt-Bau der Kultur und Zivilisation zu tragen, aber doch befugt, kraft des Rechtes der Demokratie, über sein Schicksal zu entscheiden.

Die Träger hoher menschlicher Kultur drängen sich, je älter die Kultur wird, desto mehr in den oberen Schichten zusammen; und dort werden sie zahlenmäßig zusammengedrängt und schließlich überwältigt von der Grundmasse des Primitiven, des „Untermenschen“. Ob das nun durch Kugel und Strang geschieht, wie im Rußland des Bolschewismus, oder durch den langsamen Sieg im verborgenen Kampf der Geburten — das ist schließlich im Enderfolg gleichgültig. „Proletarii“ wurden diejenigen im alten Rom genannt, die zu nichts anderem gut waren, als zum Kinder-Erzeugen. Die antiken Kulturträger übersahen dabei, daß sich die menschliche Rasse und die menschliche Kultur fortpflanzt auf den Wegen des Blutes — und daran sind sie zugrunde gegangen. Durch die kindererzeugende proles sind die alten Geschlechter überwunden, sind das Römische Weltreich und die Antike Kultur zerstört worden.

Ähnliches bereitet sich heute vor — „Steuerbolschewismus der Demokratie“, wie Spengler es nennt, ist eine der vielen Ursachen dafür; Bolschewismus ist nur die blutige Form.

So ergibt sich eine vernichtende Kritik unserer ganzen sozialen Struktur, eine noch vernichtendere unserer ganzen sogenannten Humanität. Was nützt es uns, durch soziale Fürsorge, dadurch, daß man den Minderwertigen die Fortpflanzung ermöglicht, unserem „schlechten sozialen Gewissen“ genüge zu tun — mit dem Ergebnis der Untergrabung und Zerstörung unserer Kultur?

Kulturen kommen und vergehen, sagt Spengler. Aber es müssen für jede Kultur, die kommen soll, auch Träger vorhanden sein. Jede müde gewordene Zivilisation hat bisher jungen, unverbrauchten, aber mit hohen geistigen Anlagen versehenen Völkern die Fackel der Idee weitergeben können. Wo sind die Nachfolger, die Unberührten, Aufnahmefähigen, wenn heute die europäisch-amerikanische Kultur und Zivilisation zusammenbricht?

Unverwundet scheint noch die Lebenskraft der alten ostasiatischen Kulturen — aber jung sind sie nicht mehr, und ob sie noch Neues schaffen können, darf bezweifelt werden. Freilich haben sie — heute noch — eine gesündere soziale Struktur, in erster Linie einen gesünderen Familienverband vor Europa und Amerika voraus.

Neue, unverbrauchte Rassen aber sind nicht mehr auf der Erde, die geistig imstande wären, die Erben zu sein. Darum müssen die heutigen Träger die Bürde der Kultur weiter tragen . . . . Aber die Frage ist ernst: Werden sie es können?

## Dostojewski im Familienleben

Von

Julius Eichenwald

Das Interesse an Dostojewski nimmt immer mehr zu — und zwar nicht allein bei den Russen, sondern auch in Westeuropa. Schon hat sich eine ansehnliche Literatur um ihn gebildet, aber sie scheint noch größer werden zu wollen. Und da kein anderer Schriftsteller in dem gleichen Maße, wie der Schöpfer der „Karamasoffs“, der Bruder im Geiste der Brüder Karamasoff, eine solche Analogie, eine so düstere Symmetrie zwischen seinem persönlichen Leben und seinem Schaffen aufzuweisen hat, so sind auch alle sich auf ihn beziehenden biographischen Forschungen von größter Bedeutung — nicht nur als solche, nicht nur als eigentliche Biographien, sondern auch als Schlüssel zu den Hieroglyphen, in denen er das Bekenntnis seiner leidvollen und rätselhaften Seele in seinen Romanen niederschreibt.

Das kürzlich in Rußland erschienene „Tagebuch“ seiner Witwe, das die Zeitspanne vom 14. April bis zum 12. August 1867 umfaßt, liefert uns daher einerseits ein menschliches Dokument von hoher Wichtigkeit, andererseits — einen Kommentar zu Dostojewskis Werken, insbesondere zum „Spieler“. Vor uns liegen mehrere ausführlich und sorgfältig geführte Hefte, in denen Anna Grigorjewna Dostojewskaja tagtäglich ihre intimen Aufzeichnungen machte. Dies Tagebuch lag ursprünglich in Stenographenschrift vor; denn gerade die Stenographie vermittelte ja, wie wir wissen, erst die Bekanntschaft, dann die Ehe des jungen Mädchens mit dem finsternen Romanschriftsteller. Später entzifferte sie ihre für fremde Augen unzugängliche Abracadabra — und es trat nunmehr klar und deutlich die schlichte Erzählung des Zusammenlebens des jungen Paares, seines Sonigmonats im Auslande, daraus hervor. Die Bezeichnung eines jungen Paares dürfte übrigens wohl kaum auf sie beide passen, denn jung war eigentlich nur sie. Und auch



ein Honigmonat konnte diese Zeit nicht genannt werden, denn so mancher Tropfen Wermut und Galle vergiftete ihren ehelichen Kelch. Das Leiden, dieses Element Dostojewskis, wurde durch ihn auch seiner Frau in vollstem Maße zuteil. Gewiß wandte er ihr zuweilen auch seine zärtliche Aufmerksamkeit und die ganze Leidenschaftlichkeit einer späten, herbftlichen Liebe zu; doch das waren nur Episoden, nur Lichtblicke auf dem düsteren Hintergrund des reizbaren, schwierigen Charakters, der den Schöpfer der „Dämonen“ kennzeichnete und der ihn selbst nicht minder bedrückte als seine Umgebung — denn er war Peiniger und Gepeinigter zugleich, ein Johann der Schreckliche in der russischen Literatur ... Hierzu kommen noch die epileptischen Anfälle; hierzu kommt auch noch die krankhafte Passion für die Roulette in Baden-Baden . . .

Aus einer anderen Schrift von Frau Dostojewski, aus ihren „Erinnerungen“<sup>1)</sup> nämlich, wissen wir schon, wie es zu ihrer Ehe mit dem Verfasser von „Sünde und Sühne“ kam.

Wir wissen, daß der Name Dostojewski ihr schon von Kindheit an bekannt war, und die Seiten der „Erinnerungen aus einem toten Hause“ mit den Tränen des zarten kleinen Mädchens benetzt wurden. Es begeisterten sie seine Werke, und plötzlich schenkt ihr das Schicksal die Möglichkeit, mit ihm persönlich bekannt zu werden und als Kopistin-Stenotypistin ihm bei seiner hohen Arbeit behilflich zu sein. Dostojewski wohnte in einem Lokal, das natürlich (für ihn ist es so symbolisch) die Nummer 13 trug . . . Und als das Fräulein die unansehnliche Treppe der Wohnung hinaufgекommen war und an dieser, sozusagen, abergläubischen Wohnung schellte, begegnete ihr an der Schwelle eine Frau in einem Oradepadamtuch — ob nicht etwa in demselben Familiendradepadamtuche, in welches Sonja Marmeladoffa einst ihren entehrten Leib einhüllte? Sonderbar erschien dem bescheidenen Besuche der berühmte Wirt. Eine abgequälte, krankhafte Erscheinung; kastanienbraunes, fast rötliches Haar, reichlich pomadiert; völlig verschiedene Augen, das eine einfach braun, das andere durch Atropin ausgedehnt. Vom ersten Augenblick an gefiel der Stenotypistin ihr Arbeitgeber nicht, aber auch gar nicht. Über seine schreckliche Krankheit nahm er sogleich die Rede auf, und unterdessen trank er ungewöhnlich starken, fast schwarzen Tee, und immerwährend rauchte er: der Tee und der Tabak waren immer, auch in der Finsternis der Nächte, die Begleiter seiner schöpferischen Stunden. Zerschlagen, erschöpft, reizbar, öfters seinen Besuch nach ihrem Namen fragend und ihn wieder vergessend, wie er auch sogar ihre Anwesenheit im Zimmer vergaß, scharf der schüchternen Kopistin jeden wegzulassenen Punkt vorwerfend, war er unzugänglich, und trübe Schatten fielen von ihm auf ihre junge Seele.

Aber mehr und mehr bezähmt und besänftigt den Dostojewski das lichte russische Mädchen. Und er spricht schon aus, es sei für ihn eine Freude, daß man ihm eine Stenotypistin, nicht einen Stenotypisten empfohlen hat, weil . . . eine Mannsperson ohne Zweifel sich dem Trunk ergeben könnte, „und Sie, ich hoffe, Sie trinken doch nicht?“ „Der Gedanke“, erzählt Frau Dostojewski, „daß ich mich dem Trunk ergeben könnte, erschien mir so komisch, daß ich unwillkürlich in Lachen ausbrach und ihn beruhigte: nein, freilich trinke ich nicht, mögen Sie dessen versichert sein.“ Lachen — das hat die Wohnung Dostojewskis nicht oft gehört.

Nach und nach entwickelte sich die Bekanntschaft. Ein Dichter, der sich in das Leben hineinfrisst, der sich raubtierartig ans Leben klammert, einem Tiger des Wortes ähnlich, bringt Dostojewski auch in die Seele der Anna Grigoriewna bestig ein, fragt sie fieberhaft nach allen Details ihres Lebens aus, äußert ein nervöses Interesse für ihr ganzes Wesen. Und sie antwortet ihrem großen Gesellschafter ernst und einfach, fast streng. Doch mehr und mehr, wie es scheint, dringen in sein Ohr und in sein Herz die reinen Wellen ihrer Stimme, ihrer jungfräulichen Reden, und ein poetischer, ein idyllischer Odem fängt an

1) Die Lebenserinnerungen der Gattin Dostojewskis. Herausgegeben von Renó Falßp-Müller und Friedrich Eckstein, München 1925, R. Piper & Co., geb. 5,—, geb. 6,—.

in diesem düsteren Zimmer zu wehen. Aber auch von Tragödie erzählt er dem Mädchen, er schildert ihr die tragische Pantomime, die auf einem der Petersburger Plätze stattgefunden hat: Das Warten auf die Hinrichtung, welches er erlebt hatte, das Leichengewand, das man ihm schon angezogen hat, die ersten drei Mitschuldigen, schon an die Dieiler gebunden, die Drohung, von Minute zu Minute erschossen zu werden, und erst in der letzten Minute das Signal zum Rückzug, die Aufhebung des Urteils, das neue Urteil — 4 Jahre Zwangsarbeit in Sibirien. Von allem, von allem erzählt seiner jungen Zuhörerinnen der an Leiden reiche Dichter, der unlängst so verschlossen und mürrisch war. Und diese zwei Gestalten, Dostojewski und das Mädchen, schauen den Leser an, voll von anregendem Sinne und Bedeutung, zwei Schatten auf dem Schirm des russischen Lebens, zwei Schatten, die einander widersprechen, die einander anziehen.

Nur dank ihrer Hilfe ist es Dostojewski gelungen, seinen „Spieler“ rechtzeitig zu Ende zu bringen und sich von dem Strafgehalt zu retten, mit welchem ihm sein grausamer und habgieriger Verleger drohte. Überhaupt wie einen Rettungsanker streckte sie ihm die zärtlichen Mädchenhände hin. Bei jedem ihrer Besuche wird er sanfter und milder. Und schon bemerkt er ihr schönes dichtes Haar; und schon gefällt ihm ihr Name „Anna“; und es rührte ihn sehr, als sie an seinem Geburtstag ihr schwarzes Kleid (sie trug Trauer um den Vater) mit einem lilafarbigem Kleid vertauschte, und der große Dichter sagte ihr, daß es ihr sehr gut stehe und sie in diesem Gewand besonders schlanke aussähe.

In den „Erinnerungen“ lesen wir: „Ich war stolz darauf, daß ich nicht nur meinem Lieblingsdichter bei seiner schöpferischen Arbeit behilflich sein, sondern auch auf seine Gemütsstimmung erquickend einwirken konnte. Wir beide, er und ich, haben uns in die Gestalten seines neuen Romans hineingelebt. Wir stritten über sie, und oft wunderte mich selber, daß ich den Mut hatte, vor ihm meine bescheidenen Meinungen auszusprechen. Auch erstaunlich war für mich die außerordentliche Nachsicht, mit welcher der talentvolle Dichter meine zuweilen kindischen Bemerkungen und Beurteilungen anhörte.“

Ja, der talentvolle Dichter war zu ihr „nachsichtig“; und als die Arbeit schon zu Ende war, wollte er die Bekanntschaft nicht abbrechen. Er fragt sie, ob er sie und ihre Familie besuchen darf. Sie willigte es ein.

Einmal begleitete er sie in einer Droschke zu ihrer Patin. „Unterwegs bei einer Wendung — erzählt Frau Dostojewski — wollte er mich um die Taille fassen. Ich aber, als Mädchen aus den sechziger Jahren, war eingenommen gegen jedes Zeichen der Aufmerksamkeit und Courtoisie — gegen Händeküssen, Taille-Umfassen usw., deshalb sagte ich ihm: bitte, beunruhigen Sie sich nicht, ich falle nicht um. Mein abweisendes Wesen kränkte ihn, und er sagte zu mir: wie würde ich mich freuen, wenn Sie jetzt aus dem Schlitten herausfielen. Ich lachte, und der Frieden war wieder hergestellt.“

Ja, Frieden wurde es zwischen ihnen, und in kurzer Zeit vermählten sie sich, der Dichter und seine Stenotypistin.

Aus dem Tagebuch der jungen Gattin sehen wir, wie schon gesagt, daß Szymen auch dieses Mal in seine Rosen viel, allzuviel Dornen hineingeflochten hat.

Es liegt jedoch durchaus nicht in Anna Grigorjewnas Absicht, für das Opfer eines Haus tyrannen gehalten zu werden, und weder sich selbst, noch der Nachkommenschaft gegenüber beklagt sie sich über ihren Gatten; von den Blättern ihrer Hefte blickt uns, wider ihr Wissen und Wollen, ihr sanftes und mildes, ihr nachsichtiges und geduldiges, ihr frauenhaftes Bild an; und durch die Chronik der das Tagebuch anfüllenden alltäglichen Geschehnisse hindurch ertlingt bald schwächer, bald stärker aus dem Munde der Frau die Versicherung, daß ihr „Fedja“ lieb und gut sei und daß er sie heiß liebe. Gleichwohl behält sich der Leser, vor dessen Auge nun einmal der Vorhang dieses fremden Familienlebens gelüftet wurde, das Recht der eigenen Meinung und des eigenen Urteils vor. Und so kommt es denn, daß er, der Leser, bisweilen die Geduld verliert, deren die Heldin selbst ein so vollgerüttelt Maß besitzt; und der abseits Stehende empfindet das

Peinliche des Schauspiels einer Gemeinschaft, in der die Frau keinen Augenblick lang vor den ungefügigen Ausbrüchen eines wenn auch genialen, so doch von krankhaften Ideen besessenen Mannes sicher ist. Wie Dostojewski, diese Verkörperung des Puschkinschen Antschar, dieses Giftbaumes, unwillkürlich durch seinen verderbenbringenden Hauch die von ihm selber erschaffenen Idyllen in seinen Romanen zunichte machte, so zerriß er auch in dem lebendigen Roman seiner Ehe oft das Idyll, wo nicht durch unmittelbare Tragödie, so doch sicherlich durch rasende Präludien dazu. Wie in seinen Werken selten Landschaften, heiteres Laub, Naturschönheiten vorkommen, wie alles Grün vor dem starren Blick seiner unwirschigen Augen dahinwelkt und zusammenschrumpft, so verdorren auch im Familienleben die Blüten der Unbefangenheit, des Friedens und der Eintracht. Unter dem gelben Vergrößerungsglase seiner Unverträglichkeit wuchs jede kleine Einzelheit des Tages ins Ungeheuerliche, gewann jede einzelne der Geringfügigkeiten, deren Mosaik unsere Alltäglichkeit ausmacht, eine unverdiente Bedeutung, und irgendeine Bagatelle brach über das stille Ehegemach herein, wie ein Orkan, der Verheerung im Herzen jurückläßt. Das Tagebuch der Frau Dostojewskaja ist eine treffende und bittere Illustration dessen, daß es im Leben nichts Wichtigeres gibt als Nichtigkeiten, diese Zwerge, die sich so rasch zu Riesen auswachsen. Natürlich trug sie das Leben an der Seite ihres berühmten Mannes vierzehn Jahre lang bis zu seinem Tode weiter, und sie war ihm so recht ein Schutzengel, und er war ihr von Herzen zugetan dafür, daß sie alle Lasten und Sorgen des Daseins mutig auf ihre zarten Schultern lud; aber seine entblößten daliegenden Nerven litten so stark unter der Alltäglichkeit, zuckten so heftig bei der geringsten ihrer unartigen Berührungen zusammen, daß die Reflexe dieser Krampfzuckungen und dieser Leiden das Leben seiner Gefährtin zu dem Lebenswandel einer Heiligen machten. Die Gegenwart Dostojewskis erforderte von Frau Dostojewskaja stilles, frauliches Heldentum. Fürsorglich suchte sie ihm jedweden Anlaß zu Streitigkeiten aus dem Wege zu räumen, zu beseitigen; da er aber predigte, daß „die Frau der natürliche Feind ihres Mannes“ sei, so ist es nicht weiter zu verwundern, daß sie in ihren Bemühungen, Frieden zu stiften, den Gesetzen ihrer Natur gehorsam, nicht immer Erfolg hatte. Es war doch zum Beispiel ganz und gar nicht Anna Grigorjewnas Schuld, daß der König von Sachsen eine vierzigtausend Mann starke Garde unterhielt, nicht wahr? . . . Aber als sie ihren über diese königliche Verschwendung uneigennützig entrüsteten Gatten schließlich darauf hinzuweisen versuchte, daß „wenn Geld genug da sei, warum denn nicht?“ — da „wurde Febsja furchtbar böse, . . . und erklärte mir, wenn ich so dumm sei, hätte ich den Mund zu halten.“ Es muß überhaupt bemerkt werden, daß Dostojewski alle wirklichen und vermeintlichen Fehler der Deutschen unbarmherzig seiner harmlosen, seiner russischen Frau in die Schuhe schob.

Bezeichnend ist es für beide, daß das Ehepaar seine glücklichsten, innigsten Augenblicke dann erlebte, wenn der große Dichter, der sich oft bis zwei Uhr nachts und später im Qualm einer starken Zigarette an seinem so denkwürdigen, für die russische Literatur so unschätzbaren Schreibtische verspätete, dann seine Frau weckte — nur um ihr eine gute Nacht zu wünschen. Ob er wohl gewahr wurde, dieser Psychologe der Widersprüche, daß er gerade dadurch sowohl die Ruhe seiner Frau als auch die elementare Logik zunichte machte? Frau Dostojewskaja ihrerseits schien hiervon nichts zu merken. Aus aber tut sie leid, und wenngleich seit jenen Nächten Jahrzehnte ins Land gegangen sind, so kommt einem auch jetzt noch unwillkürlich der Gedanke, daß es besser gewesen wäre, ihren Schlaf gar nicht erst zu unterbrechen, besonders während ihrer schweren Schwangerschaftsperiode, da ein ruhiger Schlaf ihr so sehr nottat. Doch da hilft nichts: die Frau ist der natürliche Feind ihres Mannes, sein innerer Feind, und auf den Feind braucht keine Rücksicht genommen zu werden; und außerdem weiß Dostojewski nur zu gut, daß auch die Zärtlichkeit mit der Grausamkeit auf das engste verflochten sein kann . . .

Allerdings kamen zwischen ihnen zuweilen wirklich friedliche, lichte, freudvolle

Auseinanderfetzungen vor, wenn dräuendes Gewitter und Unheil sich in Wohlgefallen auflöste. Und dann spielten sich Auftritte zwischen ihnen ab, die unmittelbar aus seinen Schöpfungen in die Wirklichkeit übergegangen zu sein scheinen; der Unbeteiligte, wie der Leser es ist, empfindet das Peinliche und Indiskrete seiner Situation, wenn er in einer Farnkappe bei diesen Übergängen von Gereiztheit zu Liebkosungen, von Liebkosungen zur Gereiztheit zugegen ist.

Die Frau kam eines Tages froh heim; „Fedja“ aber begegnete ihr strenge und wies sie auf eine Unordnung in dem Zimmer: sie hatte es sehr eilig beim Weggehen und keine Zeit, die Sachen aufzuräumen; er aber, wie es sich jetzt herausgestellt hat, war ein Pedant der Ordnung. „Ich achtete kaum auf seinen Vorwurf, bat ihn um einen Kamm und ging ins andere Zimmer, um mein Haar in Ordnung zu bringen. Erst einen Tag vorher, als Fedja mir seinen Kamm gab, hatte er mich gebeten, vorsichtig zu sein, weil er ihn sehr gerne mag und es leicht ist, ihn zu zerbrechen. Mein Haar war furchtbar verwirrt; und die Anweisung meines Mannes vergessend, wollte ich es durchkämmen und ach! plötzlich zerbrach ich drei Sachen. Oh, mein Gott, wie wurde es mir schwer ums Herz! Soeben bat er mich, nicht zu zerbrechen, und ich zerbrach doch; und weil er mich gerade getadelt hatte, so konnte er denken, daß ich absichtlich, aus Bosheit, den Kamm zerbrochen hätte, als ob ich dazu fähig wäre! Unerträglich war in diesen Minuten mein Leiden: gerade den Gegenstand zu zerstören, den Fedja mir so ans Herz gelegt hatte — es ist ja doch eine solche Nachlässigkeit, für die ich einfach Schläge verdiene. Ich brach in Tränen aus und entschied mich, fortzugehen, bis zum Abend herumzuwandern und den Kamm mitzunehmen. Plötzlich erschien Fedja in meinem Schlafzimmer, und als er den Kamm bemerkte, wollte er ihn in die Tasche legen. Das hielt ich nicht aus, schluchzte fürchterlich und bat um Verzeihung für den zerbrochenen Kamm. Da lachte er, sagte mir, daß ich noch allzusehr ein Kind bin, daß es gar nicht richtig sei, daß ich den Kamm zerbrochen habe, daß es nicht des Weinens wert sei, daß von jetzt an dieser Kamm für ihn eine Erinnerung sei und ihm tausendmal teurer, als zuvor, daß die ganze Sache nicht einen tausendsten Teil einer Träne von mir wert sei. Überhaupt tröstete er mich, küßte meine Hände und mein Gesicht, setzte mich auf seine Kniee.“

Wir erlaubten uns dieses große Zitat und die große Indiskretion: bei einer Szene gegenwärtig zu sein, die nicht für dritte Personen vorherbestimmt ist. Aber dient sie doch zur Ehre der beiden, und die beiden schildert sie so ausdrucksvoll. Außerdem mußte man doch zeigen, daß Dostojewski auch zart und großzügig sein konnte, daß er zwar oft, aber doch nicht immer seiner Frau zu solchen Aufzeichnungen in dem Tagebuch Veranlassung gab — zum Beispiel:

„Fedja hat mich so angeschrien, . . . daß ich vor Aufregung Fieber bekam“; „er wurde böse und schrie mich an“; „wie ist er doch ungeduldig: ich schelte ihn ja nicht, wenn er seine Anfälle hat oder wenn er hustet; ich sage nicht, daß ich es satt habe, obgleich ich wirklich darunter leide; er aber kann es nicht einmal ertragen, wenn ich weine, und sagt, daß er es satt hat; wie unrecht ist das doch, warum dieser Egoismus!“ — „Ich müßte mir etwas anschaffen, ich gehe in einem zerrissenen Kleide herum, in Schwarz, schlecht gekleidet; aber ich sage ihm nichts . . . ich denke immer, hoffentlich sieht er es selbst, hoffentlich sagt er selber: Du mußt dir nun auch Sommerkleider kaufen . . . für sich hat er ja doch gesorgt und sich in Berlin einen Anzug gekauft und in Dresden einen bestellt, aber so weit ging seine Sorge nicht, daß ich mir auch etwas machen lassen müßte, daß ich schlecht gekleidet bin.“

Manchesmal entrüstete sich die Frau des großen Mannes, und in solchen Minuten nannte sie ihn „kapriziös“: ein böseres Wort gegen die Roheit und die Grausamkeit ihres kranken Gatten entglitt selten ihren guten Lippen.

Besonders quälte sie seine Leidenschaft für die Roulette. Meistenteils gab sie ihm anstandslos und gehorham ihre letzten Geldstücke hin, ihn und sich der Not preisgebend.

Er gewann selten; gewöhnlich verlor er, und die letzten Sachen mußten ins Verfaßamt wandern, um seinen unersättlichen Hunger des Glücksspielens zu stillen. „Er hat gesagt, wenn ich ihm kein Geld gebe, wird er verrückt.“ Wenn er verloren hatte, seinen Trauring und alles Verfeßbare und Unverfeßbare richtig verfeßt und wieder verspielt hatte, dann kam er finster nach Hause, und tat Buße und kniete vor ihr und weinte und klagte sich an: „Ich habe dir das letzte gestohlen, ich habe es weggeschleppt und verspielt.“ Es ist quälend, darüber zu lesen — Frau Dostojewskaja hat es durchmachen müssen . . .

Aber um Dostojewskis Größe willen, um der vereinzeltten Sonnenblicke auf dem dunklen Hintergrunde seiner allzeit bereiten Unfreundlichkeit willen, um einiger weniger Augenblicke des Glücks willen trägt sie, die Großmütige, Edle, ihm ihre Kränkungen und ihren Kummer nicht nach. „Er ist ein sehr, sehr lieber Mensch, mein Mann; er ist so lieb und schlicht, und wie glücklich bin ich“ — versichert sie sich selber und jetzt auch uns, auf den intimen Zeilen ihres Tagebuches. Schon aus Zartgefühl wollen wir ihr Glauben schenken. Ubrigens läßt es sich schon rein objektiv nicht ableugnen, daß es ein hohes Geschick ist, der Gefährte oder die Gefährtin einer menschlichen Leuchte zu sein, auch wenn diese unheimlich, auch wenn sie geheimnisvoll ist, auch wenn sie Dostojewski heißt. Sein Genius war dem Wahnsinn verwandt und mußte dem nachtschwarzen Gebrechen teuren Zoll entrichten. Diese schwere Last half Anna Grigorjewna ihrem Gatten tragen, und groß ist das Verdienst dieser Frau an der Literatur.

Wenn wir Dostojewski in seiner Rolle als Gatte denken, so kommen wir zu der Schlussfolgerung, daß seine gütige Gemahlin, die Gemahlin eines Großen, nicht umsonst in ihrem gemeinsamen Leben mit ihm eine seltsame Beobachtung machte: nämlich — wohin sie auch kommen mochten, trat ein Umschlag im Wetter zum schlechten ein, und wo sie sich Musikklangen näherten, verstummten diese. Das ist symbolisch. Und brauchen wir uns erst die Frage vorzulegen, wer von den beiden das Wetter verdüsterte und die Musik zum Schweigen brachte, ob Anna Grigorjewna oder Feodor Michailowitsch — der Schriftsteller, der die Musik (in „Netotschka Neswanowa“) dann erklingen läßt, als ein Geiger an dem Leichnam seiner Frau spielt?

Aber zu allem Gesagten sei noch das Eine hinzugefügt nicht Anna Grigorjewna allein beklagt sich nicht über ihren Gatten — auch er führt keine Klage wider sie. Im Gegensatz zu seinem Mitbruder Solstoi, bot Dostojewski die Zwistigkeiten mit seiner Frau der Welt nicht zu öffentlichem Schauspiel und Argernis dar . . .

# Dichtungswertung

## Möglichkeiten und Aufgaben des deutschen Dramas in der Gegenwart

Von

Robert Petsch

(Schluß)

Einen starken Schritt weiter, aber eben auch nicht mehr, zum sozialen Drama der Gegenwart hin bedeutet Ernst Toller's vielumstrittener „Hinkemann“. Ich zögere nicht, die ersten Akte dieses Werkes geradezu ergreifend zu nennen. Was nur stört und das ganze Werk nachher aus den Fugen brechen läßt, ist die Überlastung der Darstellung mit Zügen aus verschiedenen Wirklichkeitskreisen, die nicht in organischer Verbindung stehen; es ist ferner die Überschätzung und falsche Verwesentlichung eines Zufälligen. Hier gehen Motive aus dem sozialen und aus dem Geschlechtsleben neben- und durcheinander her, ohne jede spürbare Notwendigkeit. Der arme Kriegsverletzte, der seiner Manneskraft beraubt ist, stützt bei seiner Umwelt nicht auf Mitleid, sondern auf höhnisches Grinsen. Es bedeutet ein starkes Stück künstlerischer Unabhängigkeit, daß der Dichter diese herzlosen Spötter nicht in den Kreisen der bürgerlichen Gesellschaft sucht, sondern eben in jenen Schichten, in denen der Arbeiter wurzelt, aus denen er fortwährend neue Lebenskräfte zieht und an deren Achtung ihm genau so viel gelegen sein muß, als dem Offizier an derjenigen seines Standesgenossen. Aber er findet alles: wiehernde Gemeinheit, törichtes Salbadern, plattes Theoretisieren usw. usw., nur kein menschliches Eingehen auf sein Unglück, das bei der ungeheuren Bedeutung alles Unmittelbar-Bitalen für diese Kreise eine furchtbare Einbuße bedeutet — eine Einbuße auch an dem bischen Lebens-

glück, das dem Armen winkt. So versagen diese „sozialistischen“ Kreise gegenüber dem ersten und höchsten Gebot des sozialen Lebens. Freilich, dies völlige Versagen der Nächstenliebe wirkt doch wieder theatralisch. Wir glauben es dem Dichter nicht recht, bei dem eine starke persönliche Verärgerung mitzuschwingen scheint; wir wissen zu gut, wieviel hingebende, aufopfernde Liebe auch in diesen Schichten sich des Enterbten annimmt und den Fluch der Lächerlichkeit überwinden hilft, als daß wir diese einseitig-brutale Darstellung nicht wie eine tendenziöse Vergewaltigung der Wirklichkeit, der Lebendigen, der immer wieder von Zügen des Wesentlichen durchwehten Wirklichkeit empfänden. Demgegenüber ist es wirklich nicht schwer, daß dem Helden die Schattenhaftigkeit, die hohle Durchsichtigkeit seiner Umwelt sich aufdrängt. Immerhin vermag Toller doch, wie kein anderer seiner Richtung es vermöchte, die schweren Kämpfe der verschiedenen Seelenschichten im Herzen von Hinkemanns Frau künstlerisch zu gestalten. Nicht aber weiß er die Seele des Helden von Schicht zu Schicht zu führen (was mit „psychologischer Genauigkeit“ nichts zu tun hat), um ihn entweder dem Lichte oder der tiefsten Verzweiflung zuzuführen. Toller macht vielmehr plötzlich einen dicken Strich unter alles Bisherige und stellt dann die Welt, aus der Hinkemann hinausstrebt, als eine Art Marionettenspiel dar. Gewiß soll sie ihm selbst so erscheinen, aber es ist merkwürdig und nicht aus rein künstlerischen Gründen zu erklären, daß nun plötz-

lich die Träger und Organe der Staatsgewalt usw. in unverkennbaren Karikaturen erscheinen; sie wollen nicht bloß als Ausgeburten des überhitzten Hirnes Eugen Hintemanns, sondern doch wieder als deutliche Winke ins Parterre aufgefaßt sein, das denn auch sehr außer-ästhetisch, mit Jubel oder mit heftigen Anwürfen darauf zu antworten pflegt. Am Ende aber wird das Grundthema umgebogen. Auf der einen Seite verbeißt sich der Held in seine leidhaften Erfahrungen mit einer unzweifelhaft tragisch wirkenden Einseitigkeit. Ihm erscheint jetzt das ganze Leben wie ein bloßer Tanz um das Götzenbild des Priapus, den er endlich wütend in die Erde schleudert. Aber statt daß aus seiner eigenen Not eine höhere, alle Erdenstranken durchbrechende Sehnsucht erquölle, endet der Dichter mit der Auftreibung eines Nebenmotivs: wie aus der Pistole geschossen kommt uns der Selbstmord der schuldig-unschuldigen Gattin Hintemanns vor; soll sich in ihr die Mitleidlosigkeit der Umgebung selber richten? Dazu ist das Ganze zu sensationell-zufällig, dazu sind seine Folgen auf das Seelenleben des Helden zu oberflächlich behandelt.

Wir sehen schon an den bisher besprochenen Beispielen, wie eng hier „Stoff“ und „Gehalt“ miteinander verquickt sind. Der rohe Erfahrungsstoff als solcher mit seinen sachlichen und vitalen Spannungen, die Welt der „Erscheinung“ ist an sich der Bühnendichtung durchaus nicht fremd; sie kommt für das Drama der Gegenwart kaum in Betracht, nicht einmal als Gegenstand der dramatischen Abwehr und Abwertung. Auch diese würde ihn sofort in Satire oder in Abscheu auflösen; und tatsächlich schwebt ja der Dramatiker der Gegenwart immer in der Gefahr, aus der eigentlich künstlerischen Sphäre herauszutreten und die Tribüne irgendeiner Partei, und sei es die der „Jugend“ zu besteigen. Das wahre Drama der Gegenwart wird danach streben müssen, alles Stoffliche durchsichtig zu machen: echte Dichtung wird die gegebene „Welt“ nicht bis zur Unerkennbarkeit und zum chaotischen Durcheinander verflüchtigen, aber sie aus dem „Sinne“ heraus neu gestalten; sie wird die ihr innewohnenden Möglichkeiten und Zielstrebnungen derart fortbilden, daß ihre Beziehungen zu übergreifenden Werten, daß ihre Verankerungen im Ewigen und ihre Hemmungen auf dem Wege zum Wesentlichen klar hervortreten. In diesem Sinne haben schon Goethe und Schiller, hat dann vor allem Hölderlin in seinem „Empedokles“

hat Heinrich von Kleist die Wirklichkeit zu durchleuchten versucht. Die Dichtung der Gegenwart will, ohne es recht zu wissen, in allem Grundfählichen dasselbe wie sie; nur tritt für uns, auf Grund der Erfahrungen des 19. und 20. Jahrhunderts innerhalb einer so viel stärker verflochtenen Welt, das Wesentliche scheinbar immer weiter hinter dem Wirklichen zurück; andererseits verrät diese Wirklichkeit wieder viel mehr verborgenes, freilich auch oft verbogenes und abirrendes Streben zum Letzten hin, als etwa Goethe oder Hölderlin angefaßt der „Geschichte“ ihrer Tage hätten zugeben mögen. Es gehört tatsächlich heut unendlich viel mehr menschliche Reife und vor allem Tiefe dazu, ein Drama zu schreiben, als etwa vor 20 Jahren, wo ein bißchen Psychologie und ein scharfer Blick in die Wirklichkeit ausreichten, um wenigstens die Zeitgenossen an das Bühnenbild zu fesseln, das denn noch mit sinnlichen Reizen auf das „Publikum“ zu wirken suchte. Heute muß der Verfasser mitten inne stehen in den sozialen, den damit so engverbundenen politischen und den religiös-weltanschaulichen Fragen und Kämpfen der Gegenwart und er muß doch wieder darüber stehen: ein Standpunkt, in dem sich die „Ehrfurcht“ gegenüber der Erfahrung und ihren sich durchringenden Werten mit der künstlerischen Antizipation ganzer Gedankenkreise und Lebensgebiete vereint: ein Standpunkt, zu dem sich doch nur das Genie aufschwingt. Nur solcher genialen Erleuchtung wird es möglich sein (um hier nur das wichtigste aller Probleme der Zeit herauszugreifen), jenes aufgehende religiöse Suchen zu erfassen und dramatisch zu „verdichten“, worunter unsere Zeit seufzt und was ihr doch nicht bloß ein fragwürdiges Gepräge gibt. Allenthalben wanten die eigentlich kirchlichen Vorbilder, Lehren und Formen, und doch wird es jeden Tag klarer, daß keine Religion aus dem Nichts hervorgezogen oder gar konstruiert werden kann, wenn nicht der durch Generationen zusammengelebte menschliche Gehalt, wenn vor allem nicht die ungeheuren, alle Zeiten überbauenden Gesichte und Seelenkräfte der großen Stifter, der Propheten, der „homines religiosi“ wieder unter uns lebendig werden, wie sie sich nun doch einmal in den kultischen, mythischen, literarischen „Objektivierungen“ ihres Geistes fortgepflanzt haben. Gewiß, alle kirchliche, alle irgendwie gebundene, festgelegte, überlieferte Religion ist „Form“ und „jede Form, auch die gefühlteste, hat“, wie der junge Goethe sah und es gewiß

nicht nur für die Dichtung betonte, „etwas Unwahres“. „Aber sie ist ein für allemal das Glas, wodurch wir die heiligen Strahlen der verbreiteten Natur an das Herz der Menschen zum Feuerblick sammeln.“ „Bloße“ Form ist tote Form, „reiner“ Gehalt ist blind. Echter Gehalt und ihm gemäße Form sind in allem geistigen Leben, auch in allen religiösen Gebilden der Wirklichkeit unlösbar miteinander verschmolzen, oder eins mit dem anderen in unzerföhrbarer Korrelation gegeben; dennoch wirken die beiden Pole der Achse innerhalb der Erschöpfungswelt als einander bestehende Gegenföhe; Widerstreit besteht ewig zwischen dem reformatorischen, prophetischen, mythisch-visionären Schöpfer und der Institution — nicht bloß jener, der er sich entwindet, sondern auch derjenigen, die aus seiner Wirksamkeit in irgendeiner Form ganz sicher erwächst. Widerstreit aber erwächst auch immer wieder zwischen den von verschiedenen Standpunkten dem gleichen Ziel zustrebenden Persönlichkeiten. Dies ungeheure Ringen auf einem, seiner letzten Intention nach wirklichkeitsfernsten Gebiete menschlicher Seelenbetätigung bietet einen unvergleichlichen Gegenstand für dramatische Darstellungen im heutigen Sinn: hier wird das Spiel zum höchsten Ernst, die künstlerische Abblöfung des Bildes zum Aufschwung auf eine höhere Daseinsstufe, die Folge der Szenen nicht bloß zum Ausdruck, sondern zum Mittel des seelischen Läuterungsprozesses und der Integration der „Idee“. Tatsächlich haben sich denn auch auf dem Gebiete des religiösen Dramas ganz besonders verheißungsvolle Ansätze in der Gegenwart gezeigt: kaum mehr als Ansätze freilich bedeuten die ersten Dichtungen von Dieckenschmidt, um von seinen späteren Leistungen zu schweigen. Zu einer dramatischen Lösung der Probleme, die uns quöden, kommt freilich auch ein Meister urzeitmächtig-wuchtiger Gestaltung nicht, wie Ernst Barlach, dessen jüngstes Drama „Die Sündflut“ immerhin zum Stärksten gehört, was uns auf der Bühne der Gegenwart bisher geboten worden ist — auch wohl geboten werden kann. Von zwei Seiten her wird das religiöse Erlebnis problematisch, tragisch gesehen. Einmal ringt eine fromme Natur wie Noah und selbst der Herr mit dem Dasein des Bösen in der von ihm geschaffenen, mit Freiheit begabten Welt. Es ist die uralte Frage der Menschheit, die nie zur Ruhe kommen will, die aber auf der Bühne kaum je mit solcher Kühnheit und Größe zugleich

angefaszt worden ist, wie hier. Böse von Grund auf ist alles Geschaffene, das sich selbst Überlassene wird faul aus Selbstsucht, aus Hier — oder aus Schwäche, wie Noah, der dem Drängen des Sohnes nachgibt und die Heidin in die neue Menschengesellschaft mit aufnimmt. Auch diese neue Welt wird nicht um ein Haar besser werden wie die alte. Und sie kann dabei nicht glücklich werden, denn auch in ihr lebt immer das Bewußtsein von einer höheren Bestimmung, von einer Gottesverwandtschaft und einer Verantwortlichkeit gegenüber einem Höchsten, was in der eigenen Brust verwurzelt ist. Zu der objektiven Tragik tritt die subjektive der teilweisen, endlichen, und so fast quöden Gotteserkenntnis. Ungeheure Zeiten wie die Gegenwart, „reife Zeiten“, denen vor der Sündflut vergleichbar, lassen diese Erkenntnis in allen irgendwie aufwachen, freilich in gar mannigfachen Abstufungen und Brechungen, von der Todesangst der vernichteten Gemeinheit bis zu der gläubigen, doch auch schon von bangen Zweifeln zerquöden Hingabe eines Gotteskinds wie Noah. Gott lebt in allen und über allen, aber keiner kann ihn mit Augen erkennen, keines Menschen Sinn ihn ausdenken, keine Hand ihn fassen. Nur Geister höherer Ordnung vermögen vor Gottes Angesicht zu bestehen, mit einem heimlichen Reide gegen den bevorzugten Menschen, der mit dem Segen der Freiheit begnadet — und zugleich mit dem Fluche der Gottesferne und der halben Erkenntnis beladen wurde. Selbst eine Aweh, die Gottes Hauch am reinsten einfaugt, die sein Nahe visionär verspürt und Noahs etwas hausbackene Frömmigkeit in Schatten stellt, sie vermag das Mysterium tremendum, den „schrecklichen“ Gott nicht zu ertragen, der die Verstümmelung des Unschuldigen zuläßt, statt seinem Geschöpfer in den Arm zu fallen. Und doch hat sie von Gottes Wesen etwas erfasst, was allen andern unzugänglich blieb. Und so hat Japhet in seiner Weise recht, wenn er sich zwischen den Worten der Gottesboten wie von Mühlsteinen geschroteten fühlt. So sprechen zuletzt alle an der Idee des Götlichen mit, die keiner ganz fassen kann: weder Noah, dem Gott alles und die Welt weniger als Nichts ist, noch Calan, der Weltsche, der zuletzt vor dem Gott zusammenbröcht, den allein er erkennen konnte, und der bei dem entgegengesetzten Bekenntnis landet: „Die Welt ist groß und Gott ist minziger als Nichts. Er ist ich geworden und ich Er“. Und auch Sem



hat recht: „Er verbirgt sich hinter Allem, und in Allem sind schmale Spalten, durch die er scheint, scheint und blüht“. Von Szene zu Szene fühlen wird uns durch -quälende, aufzehrende Fragen, Bilder, Ängste und Sehnsüchte emporgehoben auf eine Höhe, die uns keine Erfrischung bringt, auf der aber das Problem in seiner ungeheuerlichen Größe und furchtbaren Schönheit lebendig für uns hervortritt — nicht bloß das Problem der Menschen, auch das Problem Gottes, wie wir es sehen müssen, — denn was wissen wir von einem Gotte, der über all unsere Möglichkeiten erhaben ist. Für uns muß dieser Gott wie ein tragischer Held erscheinen, dem seine Schöpfung in der höchsten Kreatur, in dem auf Frieden, Freiheit und Freude angelegten Menschen aus inneren Notwendigkeiten zerbrechen muß; so wird dem innerlich gewandten Menschen das Heiligste, was er besitzt, zur höchsten Pein: es ist die seltsame Verschlingung von Fragen und Zweifelsqualen, die für die „religiöse Lage der Gegenwart“ so bezeichnend ist, und die einmal bis in ihre Tiefen an urgewaltigen Symbolen ausgestaltet werden muß. So, wie Barlach das religiöse, hat kein Dichter der Gegenwart bisher das politische oder das soziale Problem unserer Zeit ergriffen und von sich abgelöst. Fast scheut man sich, daneben auf die religiöse dramatische Tagesdichtung hinzuweisen, die nur allzu üppig ins Kraut schießt — nicht eben ein Zeichen von religiöser Vertiefung, höchstens von jenem „religiösen Interesse“, das, entsetzlich zu sagen, heut zur Modefache zu werden droht.

Hier offenbart sich noch stärker fast als auf politischem Gebiete die Gefahr, daß Institutionen und Konfessionen, Kirche und Parteien, Sekten und Konventikel, Dogmen und Offenbarungen, Rulte und Riten um ihrer über alle Erscheinung hinwegdeutenden inneren Tendenz willen auch in ihren Erscheinungsformen schon für „das Ewige“ genommen werden; daß der eigentlich dramatische Trieb des Ringens und Suchens, des Hinauslangens und -bangens ins Ewige ertötet wird; daß wir eine verlockende „Schau“ des geschichtlich Überlieferten in eigenartiger Beleuchtung und mit gewissen Wertbetonungen erhalten, wobei denn von dem „Ewigen“ irgendwie die Rede sein mag, statt daß wir vor dem Urphänomen des Religiösen selbst erschauerten und von seiner Darstellung bis in die Tiefe aufgewühlt würden!

Welche technischen Hilfsmittel stehen

dem Bühnendichter der Gegenwart zur Verfügung, um jene besonderen künstlerischen Werte seiner dramatischen Schau zur sinnfälligen, zugleich das Herz erschütternden und die Seele öffnenden Darstellung zu bringen? Zunächst darf er wählen unter allen älteren Darstellungsmitteln, die nun einmal mit der Eatsache der Bühnendarstellung, der Verkleidung des Schauspielers, der mimisch-bewegten Darstellung, des Zusammengreifens von Wort, Musik, Gebärde, Ausstattung, Beleuchtung, Raumwirkung im weitesten Sinne gegeben sind. Die Auswahl wird unter den oben dargelegten allgemeinen Gesichtspunkten erfolgen müssen. Wir können hier nur auf ein paar besonders bemerkenswerte Punkte hinweisen. Aus dem oben Gesagten geht hervor, daß auch die neue Technik, zurzeit wenigstens, nicht gut nach einer streng durchgeführten dramatischen Linie, nach den lückenlosen Tatsachen oder dem psychologischen Kausalnexus zurückstreben kann. Wenn derlei jemals wiederkommt, so wird es mit dem, was wir heut anstreben, so unauflöslich verbunden sein, daß es niemals wieder die „absolute“ Geltung erlangen kann wie im Drama von gestern. Dennoch werden wir einen notwendigen geistigen Zusammenhang zwischen den einzelnen Szenen fordern, nicht bloß eine mechanisch-assoziative Möglichkeit des Bei- und Nach- (vielleicht auch „Neben-“) einanders! Gelingt es dem Dichter, nach dionysischer Weise eine Art ekstatischer Vereinigung zwischen ihm, uns und seinen Gestalten herzustellen, so wird uns dieser Zusammenhang als ganz natürlich erscheinen, als hätten wir ihn längst ahnungsweise vorweggenommen. Dem widerspricht jedes chaotische Szenengemenge und vollends die äußerliche Konstruktion expressionistischer „Revue-Dramen“.

Jene innerlich und wesentlich notwendige Abfolge der Szene wird an kausale Verkettungen und an psychologische Zusammenhänge in der Art des früheren Dramas immer wieder erinnern und umgekehrt werden sie den ewigen Ordnungen zum Symbol dienen können. Sie lassen sich bei seiner dramatischen Darstellung völlig ausschalten, die das Wirkliche als Stoffgrundlage benutzen muß, und es bleibt dem Künstler nichts übrig, als sie zu durchgeistigen, zu durchseelen: nicht als ob sie in ihrer tatsächlichen Gegebenheit schon Heiliges und Ewiges offenbarten, sondern so, daß sie mit symbolischen Andeutungen auf jene höchsten und letzten Zusammenhänge und Forde-

rungen hinüberweisen. In gewissem Sinn also kommt auch die neue Kunst nicht um das „Treffen“ herum, so wenig wie sie dämonische Wesen von verfließenden oder durch die Ekstase allein bestimmten Formen an die Stelle der in ihren Bewegungen höchst körperlich bestimmten und bedingten Schauspieler setzen kann. Auch F. Emmels eindringliche und von reiner Hingebung an die Sache getragene Ausführungen über „Das ekstatische Theater“ (Prien 1924) rechnen damit, daß die von der „Natur“ dargebotenen und in ihrer reinen Ausdrucksfülle bereits rätselvollen und offenbarungskräftigen Bewegungsformen bei genügender Beseelung des Theaters durch den Gegenstand der Darstellung hinreichen, um das Ewige, das doch niemals adäquat ausgesprochen oder hingestellt werden kann und das bei einer vollkommen sinnlichen „Wiedergabe“ seinen Ewigkeitscharakter einbüßen würde, wenigstens anzudeuten und die Seele des Zuschauers darauf einzustimmen. Die hierfür entscheidenden Züge, Formen und Gebärden des Lebens muß also auch die neue Kunst der Bühne „treffen“, so daß wir sie wiedererkennen, ohne an ihre sinnliche Erscheinung gefesselt zu werden; sie muß den alle Wirklichkeit zerspellenden „Expressionismus“ überwinden, ohne in den überwindenden „Impressionismus“ zurückzuverfallen, wenn denn einmal mit den Schlagworten gearbeitet sein soll. Das neue Drama wird uns mancherlei „Wirklichkeit“ zeigen: Formen und Umrisse, Gesten und sprachliche Verlautbarungen, doch alle nur insofern, als sie „durchsichtig“ sind und die höheren Zusammenhänge symbolisch klar und rein hervortreten lassen. (Ich denke z. B. an die geistreiche Behandlung von Blindheit und Hellschere in W. Schmidthorns Fliederdrama „Der Geschlagnene“.) Diese Forderung kann nicht oft genug ausgesprochen werden; sie führt allerdings über das bloß Technische hinaus, ihre Erfüllung kann nicht gelehrt und gelernt werden; aber sie muß dem wachen Bewußtsein des Künstlers gegenwärtig sein, ohne das auch der ekstatische Dramatiker nichts Bleibendes, nichts bis in die Tiefen der Seele aller Berufenen hinein Wirken des Schaffens kann. Im Einzelnen hat Emmel in seinem Buche eine große Zahl von wertvollen Hinweisen gegeben, die alle von seiner Grundeinstellung auf das nicht Gemachte, sondern das bluthaft Gewordene, das im besten Sinne „drahtische“ und „moderne“ Drama bedingt sind.

Aus unseren früheren Ausführungen geht wohl zur Genüge hervor, daß die „Szene“, wie schon in den ersten Versuchen von Kornfeld („Die Verführung“), Kaiser und Hasenclever (Sorges „Bettler“ nicht zu vergessen!), auch heute noch die taktische Einheit bilden muß — nicht der Akt, nicht der geistig loszulösende Abschnitt einer doch in sich einheitlichen, organisch gegliederten Handlung. Und auch die einzelne Szene, um bei ihr zu bleiben, wird nicht auf komplizierte „Handlung“ ausgehen in dem äußerlichen Sinne einer dem Verstande überschaubaren Folge von Vorgängen im Sinne naturgeschichtlicher, psychologischer Ursächlichkeit oder einer Willens- und Tathandlung von einem bestimmten moralischen Gepräge. Zum mindesten werden alle verstandes- und vernunftmäßigen Bindungen der dem Kunstwerk zugrunde gelegten Wirklichkeit nur als Symbol höherer und wesentlicherer Zusammenhänge gelten dürfen oder sie werden unter übergreifenden Gesichtspunkten verneint werden, um den letzten und höchsten Verflechtungen und Verpflichtungen zu weichen: der Mensch wirft dann alle Bindungen des Alltags ab und „tritt in höhere Gewalt“. Diese neue Einstellung kann aber nicht als sozusagen natürlich und begrifflich, aus einem Systemzuge stufenweis übereinandergelagerter Wirkung heraus erfolgen, sie muß durchaus das Gepräge des Durchbruchs haben. Die nachprüfende, auferkünstlerische Vernunft mag dazu sagen, was sie will: in der Bühnenhandlung muß das „ganz Andre“ der neuen Wertung und Zielsetzung blitzartig aufzuden oder andauernd durchleuchten — nicht gedankenmäßig, sondern anschaulich-mimisch in Gebärde und innerlich bewegtem Wort. Natürlich ist von jeder so gewonnenen Höhenlage an ein neuer Durchbruch zu noch höheren Einsichten oder durch abermalige Verdunkelung hindurch zu immer stärkerer Klärung möglich; dann erzeugt jede Szene mit organischer Zwangsläufigkeit aus sich heraus die nächste und wohl auch die folgenden. Aber jede einzelne Szene wird sich immer auf solchem Ringen zweier Einstellungen aufbauen, und sie wird nur um so dramatischer wirken, wenn der „Durchbruch“ nicht wie aus der Pistole geschossen kommt, nicht einfach „da ist“ und mit enthusiastischer Gebärde gezeigt wird: „Seht, da ist der neue Mensch“ oder „Das neue Ziel“! Dieser Technit des ekstatischen „Ecce“ entstammt der Grundfehler der meisten Revolutionsdichtungen mit „gutem Ausgang“ (vgl. Kaisers „Hölle, Weg,

Erde“). Uns überzeugt nichts, was wir uns nicht unter Rämpfen bringen müssen und nur unter ungeheuerlichen Geburtsschmerzen kann die neue Welt zutage treten; diese Schmerzen muß der Dramatiker uns mitfühlen lassen. Wo die Gegenwart bloß karikiert oder verheßt wird, wo ihr der neue, reine Mensch wie ein *Deus ex machina* gegenübertritt, da wenden wir uns bald mit Gähnen ab. Jedes ernste Drama, jede wahrhaft tragische oder im besten Sinne heroische Szene lebt von dem Ringen um letzte, verbindliche Werte, von der seelischen Qual. Das in seinen künstlerischen Zielen mit unserer Gegenwart so merkwürdig verwandte germanische Heldenlied stellt ja auch (in seinen oft genug durchaus mimisch gesehenen Szenen) keine tadellosen Recken zur Bewunderung auf, sondern führt den Abelsmenschen in die „ungemäße“ Situation hinein, in der unter Qualen Wert um Wert niedergerungen wird, um dem letzten Werte Raum zu schaffen, der mit allem Menschenglück erkaufte werden muß. Das neue Drama ist in jeder seiner bedeutsamen Szenen (und bloße Zwischenszenen wird es nach Möglichkeit vermeiden) ein „Seelendrama“ in dem Sinne, wie Carl Steinweg es, freilich unter enger Anlehnung an die geschichtlich gegebenen Formen, umschrieben hat<sup>1)</sup>. Es lebt durchaus von dem Qualdialog und -monolog, dessen Ethos die ganze Atmosphäre der Szene formen und erfüllen muß. Darum gehört nichts auf die Bühne, kein Wort und keine Gebärde, keine Farbe, kein Lichtstrahl und kein Umriß, der nicht zu dem Wesentlichen, was sich da vollzieht, in eine deutende, deutliche Beziehung träte.

Ist der Kampf zwischen den noch erdgebundenen, zeitlich „bedingten“ und doch im Grunde auf Ewigkeit hinstrebenden Normen und den unmittelbar aus der Seele sich löswindenden neuen Werten wahrhaft lebendig, d. h. im Sinne einer unendlichen Polarität, eines steten Hin- und Herflutens zwischen „korrelativen“ Haltepunkten der seelischen Pendelschwingungen erfaßt, dann ergibt sich das kompositionelle Prinzip für ein größeres, szenenreiches Drama wie von selbst. Es wird nicht leicht sein, diese kampfhafte Polarität an einem einzelnen „Gange“, in einem großen, vor- und rückwärtsweisenden

Moment zur Entscheidung oder auch nur zur endgültigen Darstellung zu bringen. Wir werden danach streben, durch die immer erneute und immer sich vertiefende und klärende Schau desselben Problems immer tiefer auch in seine wahre Bedeutung und zugleich in das Wesen des Menschen und der Welt einzubringen; man braucht dabei nicht bloß an zeitliche Folge, man braucht vielleicht auch nicht notwendig an die Steigerung der Intenfität des Leidens zu denken. Ich kann mir sehr wohl eine Art Simultandrama vorstellen (freilich nicht im Sinn von Georg Kaisers „Nebeneinander“), das den Selben denselben Kampf der Reihe nach mit verschiedenen ursprünglich wertbetonten, aber längst der Verflachung und Verbumpfung verfallenen oder in der „Lüge“ dahinsiechenden Kulturschichten aufnehmen und ihn überall daselbe Leid in immer neuer Beleuchtung des Grundproblems durchmachen läßt. Die Einheit des „Mythus“ könnte dabei sehr wohl gewahrt werden — auch ohne einheitliche „Zielhandlung“. Hier wird schon die Wiederholung eine Steigerung des Erlebnisses bedeuten, während bei dem reinen Tatsachendrama geschichtlicher oder gesellschaftlicher Art jede Wiederholung die Wirkung abschwächt. Wir werden also entweder eine Folge von Parallelszenen haben, aus der doch die Grundidee, das Jenseitserlebnis des Selben immer klarer, reiner und tiefer hervortritt, oder wir werden es in eine Reihe von „Stationen“ zerlegen, die in spiralischem Aufbau gleichsam aufeinander folgen und uns immer mächtiger in die Tiefe schrauben, wo das Wesen wohnt. Immer aber wird die sich selbst sehende und entwickelnde, nicht gelegentlich aufleuchtende, sondern mit ungeheurer Kraft das Wirkliche durcharbeitende und den Menschen von innen her umgestaltende „Idee“ am Werke sein; sie wird die bloße äußerliche „Stationenfolge“ ausschließen und eine innere, undurchbrechbare Konsequenz von sich aus hervorrufen.

Freilich darf die „Idee“ nicht intellektuell aufgefaßt werden. Das letzte, ekstatische Geheimnis muß als solches immer wieder geehrt werden. Das eben erkaltet uns so stark — auch in den besten dramatischen Arbeiten Georg Kaisers, dieses Zählen und Berechnen, dieses bewußte Reduzieren der Figuren und der Situationen auf einen

1) Studien zur Entwicklungsgeschichte der Tragödie, sowie zu einer neuen Technik des Dramas. 7 Bände. Halle, Niemeyer 1924.

1) Vgl. B. Diebolds ausgezeichnete Interpretation: „Der Denkspieler Georg Kaiser“. Frankfurter Verlags-Anstalt 1924.

formelhaft auszusprechenden Kern. Das alles macht diese „Dichtungen“ eben zu „Denkspielen“<sup>1)</sup>, die nur einer Schicht der Gegenwart, den vorzugsweise intellektualistisch gerichteten, wenn auch in einer eigentümlichen denterisch-ekstatischen Zwischenstellung verharrenden Kreisen entgegentrifft. Jede große Umstürzung bestehender Verhältnisse treibt, wie alle andern Hypertrophien und Anomalien, auch solche hervor, und da der Reim dazu, wie zu jeder andern Steigerung des Menschlichen, in uns allen liegt, so kann ein Künstler von so starker Suggestivkraft wie Georg Kaiser sehr wohl eine Zeitlang weite Kreise an sich ziehen, die eigentlich mit ihren dramatischen Bedürfnissen und mit ihren letzten Sehnsüchten gerade nicht auf ihn angewiesen sind. War es doch mit den so verschieden eingestellten Werken Wedekinds und Strindbergs (neuerdings scheint Shaw eine ähnliche Rolle anzutreten) nicht viel anders. Aber die allzu „gedachte“ Durchführung der „Handlung“ und der Szene wirkten auf die Dauer doch nur erkältend und bringt uns um den Segen der heutigen Kunst, die gar nicht im Intellektuellen wurzelt, sich vielmehr mit einer starken intellektualistischen Nebenströmung in unserem Geistesleben kritisch auseinandersetzen muß. „In bunten Bildern wenig Klarheit, viel Irrtum und ein Flünkchen Wahrheit“: das Goethische Wort bewährt sich auch hier, nur daß das Flünkchen Wahrheit in diesem Falle zünden muß. Keine erdachte, sondern eine erlebte und bis in die Tiefe uns durcherschütternde Wahrheit muß es sein. Da darf denn der Faden, der alles verbindet, in der künstlerischen Behandlung weniger ernst genommen werden. Er darf getrost etwas episch, auch wohl abenteuerlich wirken und überhaupt mehr angedeutet, als in allen Einzelheiten klar erfaßt sein. Gleich den Umrissen der Gestalten kann er sich mehr ins Traumhaft-Bislonäre auflösen, wenn nur das Wesentliche an den einzelnen Durchgangsmomenten um so kräftiger von uns erlebt wird: Eine solche Behandlung erinnert wohl an die Technik der Ballade, die ja auch aus einer weitverzweigten oder über lange Zeitläufe sich erstreckenden Handlung mit eigener Höhenperspektive nur die Gipfelpunkte heraustreten läßt, wobei es ihr freilich vor allem um die tatsächliche-sinnliche Wirkung geht. Aber in der perlenmäßigen Aufreihung inhaltschwerer Szenen ähnelt das neue Drama leicht der knappen Berserzählung und wir können hier von einem „bal-

labesten Dramatypus“ sprechen. Es ist gewiß kein Zufall, daß in unsern Tagen die im Sinne der Schulpoetik ganz un-dramatischen Bühnenwerke Robert Browning's wieder zu Ehren kommen. Eine sorgfältig vorbereitete Aufführung der tragischen Ballade „Der Fleck auf dem Wappenschild“ auf der Hamburger Schauspielbühne (Madeleine Lübers) brachte die einzelnen Szenen (in der neuen, dem Original liebevoll nachgehenden Übersetzung von Helene Meyer-Franck) zu starker Wirkung. Tatsächlich hat es der englische Dichter verstanden, immer wieder aufs neue die einzelnen Figuren seines kleinen Stückes zu festigen Auseinandersetzungen zusammenzuführen, die beide Teile in aufreibende seelische Qualen stürzen, und in ihrer ganzen Folge das unlösbare Gesamtproblem immer stärker uns zum Bewußtsein kommen lassen. Schade nur, daß der Dichter sich zu ängstlich bemüht, dem Ganzen einen Rahmen im Sinne des linearen Volldramas zu geben, daß er damit aus dem Ton fällt, und daß die ganze Frage der ritterlichen Standesehre uns heut viel zu eng gefaßt erscheint. Aber in unsern Tagen mehren sich die Versuche, die dramatische Form in ganz ähnlicher Weise aufzulockern oder von der Szene aus eine neue Einheit zu gewinnen. Paul Iesch, um ein verheißungsvolles Beispiel zu nennen, taufte sein jüngstes und reifstes Bühnenwerk „Das trumtene Schiff“ geradezu „eine szenische Ballade“<sup>1)</sup>. Hier bildet eine ganz symbolische erfaßte biographische Entwicklung den Faden, das tragische Leben und Leiden Arthur Rimbauds. Alle einzelnen Lebenssituationen des Dichters, der erst seinem Dorfe, dann der Stadt Paris und dem Literatenklingel um Paul Verlaine, endlich der europäischen Zivilisation überhaupt und dem Leben entflieht, er ist der neue Mensch überhaupt mit seinen großen Überwindungen. Da entstehen Szenen von einer eigentümlichen Farbigkeit, sinnlichen Schwüle und erotischen Fieberglut, und doch lobert in dem allen eine noch heißere Sehnsucht nach einem Neuen, Hohen, Unbekannten, auf Erden schlechtweg nicht zu Ergreifenden oder auch nur zu Erahnenden. Schade nur, daß der Zusammenbruch Rimbauds in den Tropen und sein Tod etwas Zufälliges behält, obwohl wir ja von Anfang an das Gefühl haben, daß diese Seele sich in sich selbst verglühen muß. Iesch's Thema ist ihm aus der Gegenwart unmittelbar zugewachsen: das

1) Leipzig, Schauspiel-Verlag.

Leiden Rimbauds ist in der Untergangsstimmung unserer Zeit als künstlerisches Symbol besonders ergiebig, obwohl es vielleicht nur eine letzte Zuspitzung der Qualen des Sehnsuchtsmenschen überhaupt in der Zeitlichkeit bedeutet. Jedenfalls bringt die besondere Einstellung des Dichters eine verhältnismäßig erdennahe Darstellung und Sprache mit sich.

Anderer Mittel wird jede Dichtung erfordern, die den Menschen weiter aus dem Gegebenen herausreißt und ihn unmittelbar dem Ewigen gegenüberstellt. Es ist merkwürdig, wie modern heut auf den, der mit suchenden Augen lesen kann, die bisher so gut wie unverstandene Kunstform des ganz und gar aus seiner Zeit herausfallenden Zweiten Teils von Goethes „Faust“ wirkt. Heut erst können wir verstehen, warum hier Raum und Zeit so ganz frei behandelt werden, warum der Held und seine Umgebung ihre scharfen Umrisse einbüßen, warum die ganze Entwicklung des Helden gleichsam durch einen Schleier gesehen wird. Hat man doch darüber streiten können, ob Faust seinen Aufstieg unter den mannigfachsten Windungen selbst erlebt oder nur träumt. Auch Goethe will kein übersichtlich durchkomponiertes Handlungs-drama im „klassischen“ Sinne geben, sondern ein ungeheure, von stärkster Symbolik durchwehte Lebensschau in freier halbepischer Szenenfolge, unter metaphysischen Gesichtspunkten. Freilich, das visionäre Drama des Deutschen Idealismus endet mit befreiendem Ausblick in die unendliche Fortentwicklung der Entelechie in reineren Sphären! Unser Drama wurzelt in einer sehr anderen seelischen Grundstimmung. Aber da es auch von der tiefsten Sehnsucht nach ewigen Werten getragen ist, so wird es in der Anlage und in der Handhabung der Mittel viel Ähnlichkeit mit der gewaltigsten geistigen Geburt der klassischen Zeit tragen, die den „Erklärungen“ bis heut so viel Verlegenheit und Argernis bereitete. Auch unser Drama wird zugunsten der Durchsichtigkeit auf jede Übersichtlichkeit verzichten, auf jede Rundheit der Gestalten und jede unmittelbare „Lebendigkeit“ der einzelnen Motive. Vielmehr werden uns alle seine Gestalten nur diejenige Seite zuehren, die von der Zentralsonne des Ganzen, von dem eigentlichen Problem des Dramas erleuchtet ist. Und in jeder Geste, in jeder Teilhandlung werden immer die übergreifenden Beziehungen alles Irdischen aufleuchten; ihnen zuliebe wird auf manche „Motivierung“,

auf alle rein tatsächliche Auswirkung der angespielten Tatsächlichkeiten verzichtet werden müssen. Je nachdem sich die Idee in uns selber dialektisch auseinanderlegt, werden die verschiedenen Stimmen immer wieder gegeneinander geführt oder voneinander gelöst werden müssen. Und je nach der Grundanschauung des Dichters von dem eigentlichen Innenwohnen der Idee im Gegebenen oder von seiner besonderen Transparenz werden sich immer neue Kompositionsprinzipien ergeben. Dem Dichter dürfen hier keine Vorschriften gemacht werden. Aber dankbar begrüßen wir einen jeden, der seiner Lebensschau zugleich die gemäße Form zu geben weiß. Auch hier bedeutet Barlachs „Sünbfut“ einen kräftigen Schritt vorwärts.

Da entfaltet sich die dramatische Idee in ihrer ganzen Wucht und Fülle gleichsam in mehreren großen Erlebnisgängen. Dem entsprechen die fünf „Teile“ des Dramas mit ihrer fortschreitenden Verdunkelung der Atmosphäre, mit ihrer immer tiefer bohrenden und immer quälenderen Problematik. Wie Schalen, wie Sphären sind sie umeinander gelagert und nur scheinbar stehen sie in einem zeitlichen Folgeverhältnis. Was wir erleben, ist ja nicht das allmähliche Herannahen der großen Vernichtung, sondern das immer stärkere Auseinanderklaffen des Weltgrundes und die wachsende Raslosigkeit der Menschheit gegenüber der sich zugleich enthüllen- und immer tiefer verbergenden Gottesidee. Den verschiedenen Weisen des Gotteserlebnisses entsprechen die sehr verschiedenen, sprachlich meisterhaft differenzierten und gegeneinander abgetönten Stimmen, die sich wieder zu höheren Einheiten ordnen und zwischen denen es nicht an Übergängen fehlt. Im dramatischen Bilde scheint sich alles aufzulösen, der Dichter aber und mit ihm der Zuschauer steht über dem Ganzen und sieht alles ineinander. Dieser mächtige Gestalter, für den es keine Unmöglichkeiten zu geben scheint, er führt uns nicht säuberlich aus einem Lager ins andere, sondern er umfaßt immer das Ganze und sieht alle Formen des Erlebens in ihrer tiefen Bedingtheit durch einander und in ihrer Zusammengehörigkeit im Lichte einer über dem Ganzen webenden Idee. Es ist ein gewaltiges Stück dramatischer Architektur, das sich da vor unsern Augen enthüllt, wie Abschnitt für Abschnitt immer wieder die gleichen Figuren auftreten, wie immer mehr Hüllen von ihnen abfallen, wie sich alles in unerhörter

dramatischer Integration immer stärker zu sich selbst entwickelt. Das vermöchte keine epische Darstellung auszusprechen; hier kann nur das symbolische Drama ausreichen, das die letzten Tiefen in uns aufwühlt und dann mit einer leisen Gebärde von allem Gegebenen auf das Höchste wegzuweisen versteht. Dazu freilich muß der Dichter über den heiligen Sturmwind gebieten, der uns über alles Gemeine hinwegträgt und unsere ganze Persönlichkeit in den Weltenwirbel mit hineinreißt. Wer denkt hier nicht an den Bildhauer Barlach, dessen ganzes Wesen Sturmwind und Urkraft ist und dessen ungeheure Motorik nur um so gewaltiger auf uns einwirkt, als sie das starre Material des Holzes und des Steines gleichsam vor uns auflöst oder die darin latenten Energien mit Zauberkräften wachzurufen scheint. Die Wortstreitigkeiten und selbst die tatsächlichen Feindseligkeiten der dramatischen Gestalten sind nur von untergeordneter Bedeutung, sie werden nicht eigentlich „ausgetragen“. Aber in ihnen allen offenbaren sich, von ihnen allen entströmen seelische Energien, sie alle wühlen das Blut in den Trägern der dramatischen Idee und im Zuschauer auf. Nur am Schluß geht dem Dichter gleichsam der Atem aus. Hier klaffen Lücken zwischen den rein-mensch-

lich ergreifenden, aber nicht eben tief-symbolisch wirkenden Ringen der untergehenden „letzten Menschen“ und der ihre Reden immer wieder durchblitzenden geistigen Problematik des Dichters. So gerät der Zuschauer zuletzt in eine gewisse Ratlosigkeit und fühlt sich dennoch immer wieder ergriffen und durchschüttert. Diese andauernde, im tiefsten Sinne dramatische Bewegtheit teilt sich vor allem der Sprache mit. Auch da ist alles Ringen, alles Werden, alles Angriff und Antwort, alles verinnerlichende Um- und Weiterbildung. Aber dieser ganze Prozeß liegt nun viel klarer vor unserer Seele als in Barlachs früheren dramatischen Dichtungen. Überall offenbaren sich letzte Hintergründe auf einem recht eigentlich musikalischen Wege. Diese Sprache durchflutet uns mit der hinreißenden Gewalt ihrer Rhythmen und mit dem Zauber einer Sprachmelodie, die nur ein deutsches Ohr ganz zu würdigen vermag.

Auch hier keine Erfüllung. Aber neben so manchem früher genannten eine — und vielleicht die stärkste Verheißung eines deutschen Dramas der „Gegenwart“, das wir erwarten und dem in unsern Seelen der Boden bereitet ist.

## Die französische Literatur der Gegenwart

### Die Verherrlichung von Mallarmé

Zwei bisher unveröffentlichte Werke von Mallarmé, die im gleichen Jahre herauskommen: das ist ein ebenso unerwartetes wie kostbares Glück. Der Name von Mallarmé ist in Deutschland sicherlich bekannter als sein Wert; und in Frankreich ist es nicht anders. In der Tat, das Geschick dieses Dichters ist doch ein sonderbares: Zu seinen Lebzeiten wurde er von wenigen verehrt und von der überwiegenden Mehrheit verhöhnt, und nun, nach seinem Tode, wird ihm der höchste Ruhm zuteil.

Stéphane Mallarmé wurde im Jahre 1842 in Paris geboren. Es ist bekannt, daß er Professor der englischen Sprache war, zuerst in verschiedenen kleinen Städten Frankreichs, dann in Paris, und daß er diesem

Beruf, diesem elenden Handwerk sein tägliches Brot verdankte. Diejenigen, die ihn kannten, wissen, welche Befreiung es für ihn bedeutete, als er seinen Abschied nach 30-jähriger Tätigkeit als Professor nahm, und mit welcher Freude er sich in sein kleines Haus in Balbeins zurückzog, das an den Ufern der Seine gelegen ist, am Rande des schönen Waldes von Fontainebleau, wo ich das besondere Glück hatte, sein Nachbar zu sein.

Er hatte seine ersten Verse in dem Kreise des „Parnasse“ veröffentlicht, dessen Führer Leconte de Lisle und Théodore de Banville waren; dabei unterschied er sich von seinen Kameraden nur durch die vollendete Form seiner Verse. Aber mehr und mehr machte

sich seine Sonderheit geltend und zeigte sich ganz klar im Jahre 1876 in dem „Après-Midi d'un Faune“, seinem bekanntesten Werk. Seine letzte Ausdrucksart begann erst einige Jahre später mit schwierigen Werken, die immer dunkler wurden, aber in ganz neuer Schönheit erstrahlten.

Um ihn hatte sich bald eine Gruppe junger Poeten geschart, die heute alte Dichter sind, und die ihn mit Verehrung umgaben, während, hauptsächlich wegen seiner geheimnisvollen Unklarheit, sein Name in der großen Öffentlichkeit zum Gegenstand fortwährenden Spottes wurde. Mallarmé starb im Jahre 1898, heute ist sein Name der gefeiertste in der französischen Dichtung, und sein Einfluß ist bedeutend, obgleich sein Werk nur eine geringe Zahl von Bänden füllt.

Von den beiden noch unveröffentlichten Werken, die ich ankündige, ist das eine mit „Autobiographie“ bezeichnet und ist gerade in der Form einer photographischen Wiedergabe der Originalhandschrift herausgekommen. Es sind Notizen, die Mallarmé für eine Biographie gesammelt hatte, die Verlaine über ihn schreiben sollte, eine Art Selbstporträt des Dichters.

Das andere, „Igitur“ betitelt, das unmittelbar darauf erscheinen wird, ist ein wiedergefundenes Jugendwerk, das er nicht veröffentlichen wollte. Die Veröffentlichung eines bisher nicht erschienenen Buches, das von seinem Autor verworfen worden ist, nach seinem Tode, ist immerhin ein beachtenswertes Ereignis. Aber selten nur findet man dabei anderes als eine Sensation, und das Interesse entspringt meistens einer Vorliebe für Kuriositäten. Die Veröffentlichung des „Igitur“ sollte jedoch ganz im Gegenteil die Kenntnisse erneuern, die sich auf die Gedankengänge von Mallarmé beziehen, und die ja doch schließlich der Schlüssel zu den Werken sind, von denen er sein ganzes Leben geträumt hat.

Einige seiner treuesten Schüler haben die größte Verehrung seinem moralischen Wert, seiner Lehre und dem Beispiel, das er hinterlassen hat, entgegengebracht, welche Bewunderung sie auch dem geschriebenen Werke Mallarmés zollten. Sollte Mallarmé zu den Schriftstellern gehören, die unvermeidlich unterhalb ihrer Phantasie bleiben? Das ist ein Gedanke, dem wir sofort nachgehen müssen. Niemandem wurde von den Göttern jemals mehr die Kraft zur Gestaltung, sowohl in der künstlerischen Empfängnis als auch in

der Durchführung, beschieden als Mallarmé. Um sich davon zu überzeugen, genügt es, einige seiner ersten Gedichte zu lesen. Man hat vom Dämon der Vollkommenheit gesprochen. Dieser Dämon hat sich niemals bei den Unvermögenden aufgehalten, im Gegenteil ist er das Schicksal der Menschen von Genie. Mallarmé hat immer gesagt, was er sagen wollte: durchaus nichts, was ihn nicht zum Meister seiner Gedanken und seiner Worte gestempelt hätte.

Wenn sein moralisches Werk das geschriebene übertrifft, so wird man sich vielmehr fragen müssen, ob die Ursache nicht die Unterbrechung durch den Tod ist. Und in der Tat, ich will es gleich sagen, trug er sich damit, ein Werk zu schreiben, das wir nicht besitzen und das im Gegensatz zu dem, was gedruckt ist, außerordentlich zusammenfassend geworden wäre.

Es war im Laufe des Jahres 1884, als die Mehrzahl meiner symbolistischen Genossen und ich selbst begannen, die Rue de Rome zu besuchen, in welcher der Meister wohnte. Wir erinnern uns alle daran, daß seit dieser Epoche dieses Werk ihn beschäftigte, und ich kann versichern, daß zu keinem Zeitpunkt der 14 Jahre zwischen 1884 und 1898 die Beschäftigung mit diesem Werk nicht immer in seinen Gesprächen zum Ausdruck kam.

Was besitzen wir nun davon? Fragmente? — Keine. Entwürfe? — Keine. Einzig und allein die Erinnerung an eben diese Gespräche und die Anspielungen, die er sich in den Briefen und in den Artikeln, die er veröffentlichte, einzuflechten erlaubte. Die Schwierigkeit, diese Andeutungen zu ordnen, ist jedoch außerordentlich groß. Wenn Mallarmé sprach, hätte niemand von uns gewagt, an ihn eine bestimmte Frage zu richten, und dann entwickelte er seine Pläne. Und nun war es leicht, das ideale Kunstwerk, von dem er träumte, ohne daß er selbst eine Verwirklichung versuchte, und das, dessen Niederschrift er sich fähig hielt, zu verwechseln. Man muß da eine Unterscheidung machen, die, wie mir scheint, den meisten seiner Freunde entgangen ist und auf die ich noch zurückkommen werde.

Wir scheinen, bis ich eines besseren belehrt werde, die ältesten Erinnerungen die zu sein, die der englische Romancier, George Moore, in seinem *Utopia* aufgezeichnet hat und in einem Artikel, der am 13. Oktober 1923 im „Figaro“ erschien, wieder aufgegriffen hat. Meine frühere große Freund-

schaft zu George Moore kann es nicht verhindern, die Verständnislosigkeit und besonders den Ton dieser Schrift zu bedauern. Halten wir uns also einfach an die gegebenen Aufschlüsse, die genau erscheinen.

In einer früheren Epoche vor 1885 war das geplante Werk eine Art Drama mit einer einzigen Person, von Hamlet, dem letzten seines Geschlechtes, beeinflusst, so berichtet Moore. Dieser lebt in einem alten Schloß, in dem der Wind heulte. Dadurch wurde der junge Mensch angeregt, die Welt zu durchkreuzen, um von neuem das Glück seiner Familie zu gründen . . . Doch der junge Mensch bleibt im Zweifel, ob er ausziehen soll oder bleiben . . . Bedeutend, sagt Moore, sei die Rolle des Windes . . .

Das geplante Werk sollte sich in der Richtung einer philosophischen Vertiefung entwickeln, aber ich habe den Eindruck, daß das Jahr 1885 einen ganz bestimmten Zeitpunkt darstellt. Im Jahre 1885 nämlich machte Mallarmé die Bekanntschaft mit dem Werk und der Lehre Richard Wagners, und er erkannte darin unmittelbar die Theorie und das Beispiel dessen, was ihm selbst vorschwebte. Anstatt die Unterhaltung einer Abendgesellschaft zu sein, sollte das Kunstwerk vielmehr eine Art religiösen Festes werden, bei dem die Menge mit der größten Innerlichkeit und Aufrichtigkeit ihrer selbst bewußt wurde, wie das der Fall bei den Griechen und im Mittelalter war, und wie es Wagner in den Festspielen von Bayreuth zu verwirklichen hoffte. Gleichzeitig erschloß sich ihm in seinem Innern eine Kunst, die er vorher kaum geahnt hatte und die am tiefsten ihm selbst entsprach: die Musik.

Aber der Einfluß Wagners machte sich ebenso stark geltend durch die Rückwirkung, die er in ihm hervorrief. Drei Dinge schienen ihm die Hauptirrtümer in der Theorie und im Werke Wagners zu sein: er glaubte, die Anekdote stände über der Legende; ferner, daß der Schauspieler mit seiner verkappten Persönlichkeit nicht ein Mittler zwischen Menge und dem Dichter, sondern ein Hindernis sei; und schließlich hinsichtlich der räumlichen Ausstattung. Und er erträumte sich ein Werk, das frei von jeder Handlung seinen geistigen Ritus ohne Vermittlung darlege und ohne andere Dekoration, als wie sie von den Figuren und vom Tanze bedingt wird.

Diese ganze Theorie, die ich hier kurz zusammenfasse und auszugsweise vereinfacht habe, wofür ich um Entschuldigung bitte, ist

in der meisterhaften Studie entwickelt: Richard Wagner, *réverie d'un poète français* in der „Revue wagnerienne“ und wurde in den Band neu aufgenommen, der „Divagations“ betitelt ist. Selbstverständlich konnte Mallarmé keine Orchesterpartitur schreiben, ebenso selbstverständlich ist es, daß es ihm unmöglich war, einen musikalischen Mitarbeiter heranzuziehen. Man kann es sich ebensowenig vorstellen, daß er einen Schauspieler heranzieht und mitten in einem Ballettkorps sich herumplaciert. Schließlich war er ja Dichter, und er konnte sich nur als Dichter verwirklichen. Von diesem idealen, vielfältig zusammengesetzten Werk, einer Mischung von Dichtkunst, von Musik, Schauspielkunst und Tanz, konnte er nur eine kurz zusammengesetzte Gestaltung versuchen, eine Art von dichterischer Übertragung in die Form eines Buches — in das Idealbild eines Buches. Doch es wird nach meiner Ansicht nicht möglich sein, sich in den von ihm mündlich vorgetragenen und in seinen Beiträgen entwickelten Theorien zurechtfinden, wenn man vergißt, daß er dabei seine Idee des Gesamtkunstwerkes und die des Buches durcheinander warf.

Was war aber der Grundgehalt dieses Wertes oder, anders ausgedrückt, was war dessen dichterischer Wortwurf? Ich kann nichts Besseres tun, als die Formel zu wiederholen: die Gegenüberstellung des menschlichen bewußten Wesens mit dem Unbewußten. Man müßte also die Auseinandersetzungen der symbolistischen Lehrsätze wiederholen, um zu erläutern, wie Mallarmé in dem „äußern Schein“ die Symbole der „Wirklichkeit“ zu finden glaubt. Überhaupt galt ihm der Dichter als das einzige hellsehende Auge, das daraus den Sinn ergünden könnte, wie es ja die letzte Aufgabe des Kunstwerkes war, „die zarte Feinheit und die strahlende Herrlichkeit, unsterblich und eingeboren, zusammenzufassen, die allen unbewußt eine stumme Gemeinschaft bilden“. — Und wie er sich schließlich darin gefiel, die geheimnisvollen Zusammenhänge aufzudeckeln, die er in unablässiger Arbeit über seine Vorstellung und seine Metaphysik zwischen Ding und Idee festlegte.

Das sind alles Begriffe, die wir Mallarmé erläutern hörten, während der ganzen 15 Jahre unserer Gefolgschaft. Welche Spuren davon können wir nun in seinem geschriebenen Werk wiederfinden?

Es darf kein Ansaß des erträumten Wertes in den Gedichten gesucht werden,



die Mallarmé bis zum Vorabend seines Todes veröffentlicht hat. In diesen Gedichten sah er nur Stillübungen oder Versuchsstarten, die er den Zeitschriften schickte, welche ihn um seine Mitarbeit baten. — Jedenfalls immer nur Zwischenspiele. Die einzige Ausnahme bildet der „Coup de dés“ der, wie behauptet wird, das letztveröffentlichte Werk von Mallarmé ist und ohne Zweifel das weittragendste, vielleicht auch das schwerste. Aber wenn der „Coup de dés“ uns wie ein Versuch Mallarmés erscheint, die Idee seines Lebens zu verdichten, so kann er doch nicht als die Erfüllung gelten.

Singegen müssen die Profastudien, die in den Divagations vereinigt sind, als der theoretische Ausdruck seiner Ideen angesehen werden. Divagations! — Glaubt man hier die Sensation des Genies zu finden, die der Zufall einem erschließt (ausgehend von der Studie über Wagner)? Divagations. Niemals wurden in irgendeinem Buch seltsamere Gedanken ausgesprochen in einer entsprechenden Form.

Aber alles das findet man immer nur zerstreut und immer nur als Theorie, niemals aber den Versuch einer Verwirklichung.

Es bleibt die Frage der „Quartblätter“. Während der ganzen 14 Jahre haben wir überall Mallarmé auf kleinen Papierblättern, die vorher gleichmäßig zurechtgeschnitten waren, seine Aufzeichnungen machen sehen, die er niemanden lesen ließ. Man kann sich ja denken, wie diese Zettel die Neugierde der jungen Dichter, die wir damals doch waren, aufstachelten. Eines Tages lief ein kleines Geschichtchen um. Einer von uns sah Mallarmé in seinem Arbeitszimmer gegenüber. Das Zettelpaket war auch da, und Mallarmé sprach gerade von dem, was er dort für sich niedergelegt hatte. In diesem Augenblick läutete es. Mallarmé läßt, um zu öffnen, seinen jungen Besucher allein, der die Gelegenheit benützt, zu spionieren . . . . . Es waren die englischen Arbeiten seiner Schüler. Mallarmé grollte mir, da er glaubte, ich sei der Urheber dieses Geschichtchens gewesen. Ich protestierte. Der Schuldige war, wie ich mit Bestimmtheit annehme, Maurice Barrès.

Seinem Willen entsprechend, den er darüber geäußert hatte, vernichteten seine Frau und seine Tochter diese Papiere nach seinem Tode.

Es ist äußerst wahrscheinlich, daß jedes von ihnen einige Worte enthielt, mit denen Mallarmé, sehr oft in gedrängtester Form,

die Zusammenhänge zwischen den Dingen und den Ideen aufzeichnete, welche die Grundlage seines Denkens bilden. Und ich glaube, daß manches davon in seine Verse und Beiträge aufgenommen wurde. Es ist sehr wahrscheinlich, daß nicht einer von ihnen einen geschlossenen Ueberblick enthielt, einen Gesamtplan des beabsichtigten Werkes. Das waren unsere Zweifel und Bedenken, als wir erfuhr, daß „Igitur“ wieder aufgefunden worden sei und gerade veröffentlicht werden sollte.

\*

Wir hatten vor Zeiten einen Artikel im „Figaro“ vom 10. August 1902 gelesen, der Mallarmé gewidmet war, mit dem Namenszeichen von Catulle Mendès. Mendès erzählt darin, wie er die Bekanntschaft von Mallarmé gemacht hatte, und wie er ihn dann im Jahre 1870 kurz vor dem Kriege in Avignon, wo Mallarmé damals Professor der englischen Sprache war, besuchte in Begleitung von Villiers de l'Isle-Adam. Dort hatte Mallarmé seinen Gästen eine Art von langem Prosa Gedicht vorgelesen, oder mehr noch einer sehr abstrakten Erzählung, an der er seit mehreren Jahren arbeitete und die sich, wie Mendès sagte, „Igitur d'Elbenone“ betitelt. Und Mendès erzählte, daß dieses Gedicht ihm unverständlich erschienen sei, und er sprach sich des längeren über den quälenden Eindruck aus, den er davon erhalten hatte. Mallarmé wäre als Dichter verloren, er war ein „Mann über Bord“ . . . . Der Aufsatz des „Figaro“ erschien kaum 4 Jahre nach dem Tode Mallarmés und machte keinen großen Eindruck. Man erfuhr hier im großen und ganzen, daß Mallarmé wenige Jahre vor dem Krieg von 1870 an einem Werk arbeitete, das er schließlich aufgegeben hatte und, abgesehen davon, daß dieses Werk schon in einer schwer verständlichen Sprache geschrieben sei, erfuhr man nichts weiter von ihm. Man beschäftigte sich um so weniger damit, als Mallarmé in der Folge es vermieden hatte, darüber zu sprechen. Man konnte deshalb wohl annehmen, daß das Manuskript nicht mehr vorhanden war. Jedermann wußte ja in der Tat, woran ich ja auch gerade erinnert hatte, daß Mallarmé die Vernichtung seiner Papiere nach seinem Tode angeordnet hatte und daß Frau und Tochter den furchtbaren Mut aufgebracht haben, diesem Wunsche zu gehorchen oder wenigstens teilweise zu folgen. Aber da unter den Papieren, die

sie in ungeheurer Menge vorfanden, auf denen der Meister seine Gedanken Tag für Tag aufzeichnete, hatten sie einige Blätter, die ihnen ein Ganzes zu bilden schienen, begnadigt und hatten sie zurückgelegt. Dieses Manuskript hatte den genauen Titel „Igitur ou La Folie d'Elbenone“

25 Jahre nach dem Tode Mallarmés kam sein Schwiegersohn und Erbe, Dr. Bonniot, zu der Überzeugung, daß er das Recht habe, „Igitur“ bekanntzumachen, nicht so sehr als selbständiges Werk, sondern als Dokument. Dafür sei ihm Dank gesagt.

Nachdem er mit peinlichster Sorgfalt Auszüge gemacht und das Originalmanuskript abgeschrieben hatte, wollte Dr. Bonniot vor dem Erscheinen doch noch einigen Freunden, zu denen ich das Glück habe zu gehören, „Igitur“ zeigen — was es mir ermöglichte, als erster mit seiner Genehmigung die schöne Neuigkeit der Öffentlichkeit in einem Vortrag, den ich über Mallarmé im Théâtre de l'Atelier hielt, bekanntzugeben.

Aber es sind drei Dinge, die auf den ersten Blick bei der Lektüre dieses Werkes deutlich werden, und zwar Dinge von Tragweite:

Das Gedicht in Prosa, das sich „Igitur“ nennt und um die Zeit von 1867 bis 1870 geschrieben worden ist und dann aufgegeben wurde, ist der erste Entwurf des Werkes, das Mallarmé während seines ganzen Lebens erträumte. Die Lösungen des Dramas, über das er George Moore später im Jahre 1885 gesprochen hatte, findet man nicht in „Igitur“, aber „Igitur“ ist schon der Held dieses Dramas. Ohne Zweifel leitete sich das Drama, von dem er George Moore erzählte, von der Erzählung ab, die er vorher Mendès und Villier de l'Isle-Adam vorgelesen hatte.

„Igitur“ ist nicht allein der erste Entwurf des Werkes, das in seiner Phantasie bestand, sondern überhaupt der einzige, den wir besitzen.

„Igitur“ ist endlich unzweifelhaft der Reim, aus dem „Le Coup de dés“ hervorging; in „Igitur“ findet man schon den

Schiffbruch des „Coup des dés“; es gibt darin schon ein Kapitel, das sich „Coup des dés“ betitelt.

Die tief sinnige Studie des „Igitur“ wird die herrliche Kontinuität seines Werkes zeigen, das in Avignon begonnen wurde, als der Dichter erst 25 Jahre alt war, und das der Tod allein unterbrechen sollte.

Wir wollen nun zum Schluß einige Sätze anführen, die einer Studie über die Musik und Literatur entnommen sind und die bezeichnend für seine Gedankengänge sind:

„(Au théâtre, — au théâtre tel qu'il le concevait), la foule assista sans conscience à l'audition de sa grandeur.

Comme matériaux pour rendre l'illusion choisir les mots, les aptes mots, de l'école, du logis und du marché. Le vers va s'émouvoir de quelque balancement terrible et suave, comme l'orchestre, aile tendue, mais avec des serres enracinées à vous.

Si, dans l'avenir, resurgit une religion, ce sera l'amplification à mille joies de l'instinct de ciel en chacun.“

Das wirkliche Werk Mallarmés ist das, was er im „Igitur“ andeutete, was er in seinen Gesprächen ausführte und auf mancher Seite der Divagations, und das er im Umriß in „Le Coup de dés“ Wirklichkeit werden ließ.

Ist der Coup de dés ein Abschluß? — Ist er ein Beginn?

Mallarmé starb im Alter von 56 Jahren im Vollbesitz seiner Persönlichkeit, in der Fülle seines Genies. Würde er das Werk seiner Sehnsucht wohl vollkommen verwirklicht haben, wenn er weitergelebt hätte?

Viele Menschen sind gestorben, nachdem sie das vollendeten, was sie unternommen haben; aber die göttlichen Werke werden niemals fertig. Edouard Dujardin.

# Vom Grenz- und Auslanddeutschtum

## Feste und Arbeit

Die vergangenen Wochen waren gekennzeichnet durch die Tagungen der verschiedensten Verbände und Körperschaften. Die feierliche Eröffnung des Deutschen Museums fiel mit der Gründung der Deutschen Akademie in München zusammen. Der Bund der Auslanddeutschen tagte in Berlin. Das Deutsche Ausland-Institut in Stuttgart weihte sein „Haus des Deutschtums“ ein. Der Verein für das Deutschtum im Ausland hatte unter Bewegung erheblicher Menschenmassen nach Kuffstein geladen. In Köln wurde die Jahrtausend-Ausstellung mit Pomp eröffnet. Der Ostbund versammelte in Stettin, der Saar-Verein in Hannover, die Deutsche Kolonialgesellschaft in München ihre Mitglieder, während der Deutsche Schutzbund seine diesjährige Tagung in Münster abhielt.

Wir haben es uns in der „Deutschen Rundschau“ immer angelegen sein lassen, die Deutschtumsfragen in erster Linie vom Standpunkt der Grenz- und Auslanddeutschen aus zu behandeln, und so fühlen wir die Verpflichtung, von diesem Gesichtspunkt aus offen heraus zu sagen: So geht es nicht weiter! Des Guten ist zu viel geschehen! Es ist für die Grenz- und Auslanddeutschen, schon aus wirtschaftlichen Gesichtspunkten nicht tragbar, daß ungezählte Verbände und Vereine so viele Tagungen abhalten, zu denen die Auslanddeutschen bemüht werden, trotzdem sie zum Teil kaum Gelegenheit finden, ihre Lebensinteressen dort zu Gehör zu bringen. Das Gefühl, gelegentlich als Staffage mißbraucht zu werden, hat bei einigen auslanddeutschen Teilnehmern Platz gegriffen, und das ist das Bedenklichste. Andererseits lebt gerade im Grenz- und Auslanddeutschtum ein lebhafteres Gefühl für die Würde unseres Volkes und das Gebot der Stunde als im Binnendeutschtum, das sich daran gewöhnt hat, auch die wichtigsten Dinge nach bequemem Klischee und Schema zu behandeln.

Mit größtem Nachdruck muß daher gefordert werden, daß die gesamten Verbände, (soweit sie ernsthafte Bedeutung haben und etwa nicht Deutschtumspflege mit Aufwertung und an sich berechtigten Vertriebenenansprüchen verwechseln), einheitlich zusammengefaßt werden und nach großem Plane alljährlich nur eine einzige Tagung veranstalten, zu der dann die maßgebenden Vertreter der Grenz- und Auslanddeutschen geladen werden, um hier vor berufenem Forum ihre Ansprüche vollgewichtig vertreten zu können. Ob diese eine große Tagung von den Verbänden gemeinsam oder wechselweise das eine Jahr von diesem, das andere von jenem Verband veranstaltet werden soll, ist schließlich gleichgültig.

Wir verkennen keinen Augenblick die Notwendigkeit, möglichst weite Kreise des Volkes mit den Problemen des Grenz- und Auslanddeutschtums in unmittelbare Berührung zu bringen, und versprechen uns besonders für die künftige Generation viel davon, wenn sie im aufnahmefähigsten Alter starke und unvergeßliche Eindrücke von der Not und der Unzerreißbarkeit des gesamtdeutschen Volkes erhält. Wir wollen uns auch vorläufig noch versagen, trotz dringender Forderungen von auslanddeutscher Seite, kritisch mit den einzelnen Verbänden und Vereinen in dieser Hinsicht uns zu beschäftigen. Wenn das jedoch so weiter geht und keine grundlegende Änderung eintritt, werden wir uns auch dieser leidigen Pflicht nicht entziehen können.

Feste, zur Zeit der Entwaflungsnote, des Sicherheitspactes, der Nichträumung der Kölner Zone, der dauernden Vergewaltigung aller deutscher Minderheiten durch fremde Staatsvölker zu feiern, ist unwürdig und häufig nur veranlaßt durch das Bedürfnis der Leitung irgendeiner Organisation, sich eine Pfauenfeder auf den Hut zu stecken.

Im Rahmen dieser Aufsätze halten wir

uns weiter an die Arbeit, die sachliche Ergebnisse zeitigt, und verweilen ausführlich nur bei der Tagung des Deutschen Schutzbundes, die, dem Ernst der Stunde Rechnung tragend, eine reine Arbeitstagung war.

Vor ihrem Beginn hatten sich auf Einladung des „Auschuß Deutscher Kulturforscher“ in Frankfurt am Main eine Reihe bedeutender Vertreter des Grenz- und Auslandsdeutschtums mit rheinischen Gelehrten vereinigt, um mit ihnen gemeinsam Fragen rheinischer Kultur und rheinischen Volkstobens zu untersuchen. Die Vorträge der Herren Aubin, Frings, Helbol, Künzel, Csaki, Wenzke u. a. brachten bedeutungsvolle Aufschlüsse. An diese Frankfurter Tagung schlossen sich Studienreisen auslandsdeutscher Vertreter durch das besetzte Gebiet, durch die Pfalz, die Moselgegend, den Rhein hinunter nach Aachen und nach Köln. Hier sollten sich die Vertreter des Grenz- und Auslandsdeutschtums mit dem Deutschen Schutzbunde zum Besuch der Jahrtausend-Ausstellung der Rheinlande vereinigen, ohne daß der Deutsche Schutzbund eine Rundgebung im besetzten Gebiet beabsichtigt hatte. Allein die Beforgnis um die „Sicherheit der Besatzungsarmee“ veranlaßte den edlen Herrn Eirard, den Deutschen Schutzbund für das besetzte Gebiet in einem Erlaß, dessen Albernheit kaum übertroffen werden kann, zu verbieten. Eines hat er zweifellos erreicht: den Deutschen aus aller Welt, die das Schicksal des besetzten Gebietes bisher nicht aus eigener Anschauung kannten, ist es eindringlichst zu Gemüt geführt, daß Deutsche im deutschen Lande auch heute, sieben Jahre nach „Friedensschluß“ unfrei geblieben und der Willkür und dem Zugriff jedes französischen Machthabers unterworfen sind.

Sehr bedeutsame Eindrücke vermittelte die Jahrtausend-Ausstellung in Köln. Was dort gezeigt wird an Erzeugnissen rheinischer Kunst, rheinischen Könnens in Technik und Industrie, rheinischer Leistung auf kulturellem und charitativem Gebiete ist überwältigend. Die Fülle der Goldschmiedearbeiten, die eine nie wieder erreichte Höhe der Technik zeigen, in den kostbaren Heiligenschreinen und sakralen Geräten, die niederrheinische Holzplastik und die rheinische Malerei werden hier in einer Fülle gezeigt, der man sich hingerissen, ohne Widerstand, ergibt. Auch für die rheinische Geschichte von den ersten Anfängen bis zum Jahre 1815 werden höchst bedeutsame Zeugnisse beigebracht.

Jetzt aber stehen wir an dem Punkt, wo

wir uns aus dem Hingerissenheit zur Kritik aufrufen müssen. Die Ausstellung gibt zwar viel, aber was sie nicht gibt, ist fast noch aufschlußreicher. Wer ohne Kenntnis der deutschen Geschichte des vergangenen Jahrhunderts an diese Ausstellung herantritt, wird kaum aus dem Gebotenen entnehmen können, daß die Rheinlande ja schließlich seit geraumer Zeit ein integrierender Bestandteil Preußens sind. Die geschichtliche Entwicklung im letzten Jahrhundert bleibt eigentlich fast ganz unberücksichtigt, während dem trüben Kapitel Napoleon immerhin einige Aufmerksamkeit gewidmet ist. Statt Geschichte im 19. Jahrhundert wird in höchst interessanten und aufschlußreichen Darstellungen vorwiegend die städtische und industrielle Entwicklung, die Tätigkeit von Charitativen und konfessionellen, sowie Sportverbänden gezeigt. Und nun erinnern wir uns plötzlich, daß der Oberbürgermeister von Köln, Herr Udenauer, der geistige Vater der Jahrtausend-Ausstellung ist. Wir geben Herrn Udenauer, dessen Wirksamkeit wir stets mit Aufmerksamkeit begleitet haben wegen seines außergewöhnlichen Formates, die Versicherung, daß gerade die Jahrtausend-Ausstellung uns bewegt, auch seiner weiteren Tätigkeit liebevoll nachzugehen.

\* \* \*

Zur rheinischen Jahrtausend-Feier ist eine Menge wertvollster Literatur erschienen, in der Gelehrte und Verleger, Dichter und Schriftsteller gewetteifert haben, Zeugnisse rheinischer Art zusammenzustellen, die in ihrer Fülle den Zauber, den dieser deutscheste aller Ströme an seinen Ufern verbreitet, auf das Eindringlichste jedem in Gemüt und Herz führen. Wir können nur kurz auf die Bücher hinweisen, und der Hinweis ist als stärkste Empfehlung gedacht. Da ist „Das Buch vom Rhein“, herausgegeben von Georg Hölischer (Köln, Horsch und Beststedt), mit wertvollen Beiträgen und einer Fülle prachtvoller Wiedergaben der unerhört schönen Landschaft. Weiter ein Bilderbuch „Der Rhein“, mit Beleitwort von Wilhelm Schäfer und Text von Theodor Wildenau (Dachau, Einhorn-Verlag), das ganz besonders reizvoll ist. Da ist ferner die ernsteste der Gaben: „Frankreich und der Rhein“ (Frankfurt a. M., Englert und Schloffer), eine Sammlung von Beiträgen zur Geschichte und geistigen Kultur des Rheinlandes von größter politischer Bedeutung, in der sich die Gelehrten Kautsch, Künzel, Plaghoff, Fedor

Schneider, Franz Schulz, Georg Wolfram zusammengefunden haben, um auf Grund ihrer Forschungen noch einmal und endgültig mit Frankreich abzurechnen. Das Buch ist mit 20 schönen Tafeln rheinischer Kunst geschmückt. Politisch wichtig und als Anschauungsmaterial besonders gut zu verwenden ist die Flugschrift „Rhein und Reich“ von A. Ziegfeld (Berlin, Safari-Verlag), die im Auftrage des Deutschen Schutzbundes 8 Kartenbilder zur Geschichte Westdeutschlands mit einfachem, klarem Text zusammenfaßt. Besondere Empfehlung verdient auch das Buch von Otto Briles „Der Rhein in Vergangenheit und Gegenwart“ (Stuttgart, Union, Deutsche Verlagsgesellschaft), das in glänzender Ausstattung mit sehr schönen, zum Teil farbigen Bildern eine Schilderung des Rheinstromes und seines Gebietes von den Quellen bis zur Mündung mit besonderer Berücksichtigung von Land und Leuten, Geschichte und Kunst, Landwirtschaft und Industrie bringt. Mitarbeiter sind die Herren Hoff, Meynen, Sarnecki und Steinbach. Mit etwas geringerer Freude nehmen wir „Das Rheinbuch“ zur Hand (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt), herausgegeben von Josef Ponten und Josef Winkler, das eine Festgabe rheinischer Dichter zur Jahrtausendfeier bilden soll. Neben ganz ausgezeichneten Beiträgen kommen Leute zu Worte, denen wir die Legitimation beftreiten müssen, im Namen des rheinischen Volkes in seiner jetzigen Not zu sprechen.

\* \* \*

Die Tagung des „Deutschen Schutzbundes“ begann am Donnerstag vor Pfingsten mit einem Empfang in der wunderschönen, festlich geschmückten alten Bischofsstadt Münster, die, während der ganzen Tagung eine warme Anteilnahme der Bevölkerung an der Arbeit des Deutschen Schutzbundes zeigte. Der erste Tag der Tagung brachte einen höchst bedeutsamen Vortrag von Prof. Aloys Schulte über die Jahrtausendfeier. Dieser Vortrag war als Einleitung der Arbeit gedacht und begründete in glücklichster Form zugleich, warum der Deutsche Schutzbund in diesem Jahre in Münster tagte. Ist doch der deutsche Westen von Anbeginn der Besetzung an dem Deutschen Schutzbund besonders am Herzen gelegen, um so stärker, nachdem die Stürme des Separatismus das Rheinland durchbraust hatten. Ursprünglich hatte man gehofft, die Tagung in Köln oder

in Essen stattfinden zu lassen, aber dank dem Wortbruch der Engländer und ihrer Verbündeten sind ja diese Städte unerlöst, und so konnte eine Tagung freier Männer nicht im Rheinland selber stattfinden. Aber den Willen und das Nahesein konnte der Schutzbund den Brüdern im besetzten Gebiet durch die Wahl von Münster beweisen. Nach Prof. Aloys Schulte ergriff der Vorsitzende und geistige Leiter des Deutschen Schutzbundes, Dr. Karl C. von Loesch, das Wort, um in seinem grundlegenden Vortrage „Volkstum und Schutzbund“ erneut zu beweisen, was alle ernststen Kreise der Deutschstumsarbeit längst wissen, daß im Deutschen Schutzbund und in ihm sich die stärkste geistige Kraft und der klarste, zielbewußteste Wille und die Fähigkeit zu sachlicher Arbeit von allen Deutschstumsorganisationen verkörpern.

Aus diesem Vertrag sei Nachstehendes wiedergegeben: Die Methoden der grenzdeutschen Abwehrarbeit, wie sie vor 1914 ausreichten, genügen heute nicht mehr. Das Kampfgebiet ist nicht nur verlängert und vertieft worden, sondern auch die Kräfte der Gegner — die Staatsvölker geworden sind — sind vervielfacht, die unseren verringert. Daher muß neben die örtliche Abwehrarbeit, die Dr. v. Loesch keineswegs abgebaut, sondern vermehrt wissen wollte, eine neue aktive Volkstumsarbeit treten: bewußte Volkstumspflege, die nicht nur eine Spezialität des Grenz- und Auslanddeutschtums ist. Denn wir brauchen gerade in der Zeit des Niedergangs der Macht des Deutschen Reiches und der Wirksamkeit der örtlichen Abwehrmaßnahmen eines Überdruckes des Gesamtvolkes. Dieser Überdruck muß doppelter Natur sein. Ein politisch-geistig-willensmäßiger muß der Stärkung des Volkstumsbewußtseins entspringen, mit planmäßiger Eraditions- und Heimatspflege, die auf das Gesamtvolk einzustellen ist. Andererseits muß die Frage der Bevölkerungspolitik und der Siedlung in den Kreis der gesamten Volkstums- und Grenzarbeit eingebaut werden.

Unter stärkster Anteilnahme der Versammlung schloß Dr. v. Loesch seine Ausführungen mit einer Betrachtung der Folgen des Sicherheitspactes für die nationalpolitische Erziehung des deutschen Volkes. Er würdigte die inneren Gründe der Reichsregierung sehr wohl, welche dem besetzten rheinischen Gebiet, wenn auch unter harten Opfern, so schnell wie möglich die Freiheit verschaffen und einen auf Gegenseitigkeit

beruhenden Pakt schließen will. Ohne überhaupt auf die aktuellen Entschlüsse der Reichsregierung einzuwirken — Tagespolitik ist ja nicht Schutzbundarbeit — gab er doch den Sorgen dieses Kreises Ausdruck: Dem drohenden Auseinanderklaffen von Reichs- (Staats-)Politik und volkspolitischen Notwendigkeiten. Denn — im Gegensatz zu der Regierung — kann ein Volk auf irgend einen Teil deutschen Volksbodens freiwillig nicht verzichten. Deutscher Boden und deutsche Menschen können für die Führer dieser Bewegung nicht Fragen von Kompensationen sein.

Wer die Tugungen des Deutschen Schutzbundes von seiner Gründung in Berlin über Klagenfurt, Mühlstein, Flensburg-Hamburg, Graz verfolgt hat, wird feststellen müssen, daß der Deutsche Schutzbund und seine Leitung in den Fragen volksdeutscher Politik — und auf die allein kommt es an — von Jahr zu Jahr tiefer bohrend und in klugem, elastischem Eingehen auf die dringendsten Fragen der Stunde, es verstanden haben, stets den Ernst und die Würde zu wahren, die man den Lebensfragen eines Volkes in Not gegenüber haben muß. Was davor schützen sollte, sich mit bequemen Klischees, Gesang vaterländischer Lieder zu begnügen und in Massenbewegungen ernste Arbeit zu sehen. Das Wort des Vertreters der Reichsregierung war allen aus der Seele gesprochen, daß nämlich die Reichsregierung im Deutschen Schutzbund die umfassendste und wirksamste Organisation der Deutschumsverbände erblickte. Auch die Auswahl der anwesenden Vertreter, unter denen die Jugend wiederum ihren Platz behauptete, bewies, daß es dem Schutzbund nicht auf Massenwirkung, sondern auf innere Einflusnahme auf die Männer und Frauen von Wert ankommt, die sich der volksdeutschen Arbeit gewidmet haben.

Am zweiten Tage sprach in einem besonders klugen Vortrage Dr. Wilhelm Stapel-Hamburg über die „Romantik der Volkstumsarbeit“, in dem er scharf schied zwischen falscher Romantik, die durch Verneinen oder Überkleistern von natur- und gottgegebenen Gegensätzen leicht zu Verschwommenheiten führt und dadurch auf gefährliche Klippen hinsetzt, und der wahren Romantik, ohne die eine wirklich schöpferische und ergebnisreiche Arbeit, begründet auf die überragende Kraft der geistigen Mächte, nicht gelingen kann.

In das Kernproblem gegenwärtiger Ar-

beit führte der Vortrag von Dr. Rosikat-Breslau „Siedlung ist Schicksal“. Auf Grund eines überwältigenden Materials wies Dr. Rosikat nach, daß die Ostfeldung durch Legung eines breiten Bauerngürtels von der Ostsee bis Oberschlesien die Voraussetzung dafür ist, daß nicht weiterer wertvollster Volksboden unterhöhlt wird, und daß nur durch eine solche Sicherung es möglich sein kann, die lebenswichtigen uns entrisenen Teile im Osten wieder zurückzugewinnen. Das innerliche ErgriFFensein des Redners teilte sich den Zuhörere in starker Erschütterung mit. Um so mehr, als niemand daran zweifeln kann, daß diese Frage jetzt sofort gelöst werden muß, wenn nicht wiederum Unwiederbringliches verloren gehen soll. Der Deutsche Schutzbund ruft daher alle Instanzen, die hier entscheiden können, die Regierungen und die Parlamente, darüber hinaus aber das gesamte Volk auf, vor dieser schweren und ersten Frage nicht länger die Augen zu verschließen und sofort handelnd einzugreifen.

Den Abschluß bildete der Vortrag von Frau Jane Voigt-Flensburg, die aus tiefem Gefühl heraus Wege zur Volksgesundung wies, indem sie die seelischen Grundlagen der Volkstumsarbeit aufzeigte, und die Familie als die Zelle des Volkslebens hinstellte. Gerade der religiöse Unterton ihrer Ausführungen hinterließ den nachhaltigsten Eindruck bei allen Hörern. Wir dürfen der Hoffnung Raum geben, daß die Wege zu neuer Frauenarbeit, die Frau Jane Voigt wies, zu einem bedeutsamen Ergebnis führen werden: zu der klaren Erkenntnis, daß gesamtdeutsche Verantwortung nicht zum wenigsten der deutschen Frau und Mutter zufällt.

Rauschende Feste und Festessen hat der Schutzbund dieses Mal wie stets vermehrt. Gerne aber gaben alle Teilnehmer sich den künstlerischen Genüssen hin, welche die rührigen Münsterer Künstler Schulz-Dornburg und Niededen-Gebhardt ihnen darboten, so besonders der Aufführung von Handels „Heralles“, die für viele ein künstlerisches Erlebnis unvergesslicher Art bedeutet.

\* \* \*

Der Schutzbund war in der Lage, als vollgewichtiges Zeichen seiner praktischen Arbeit den ersten Band der „Bücher des Deutschums“ vorzulegen „Volk unter Wolkern“ (Breslau, Ferdinand Sirt), herausgegeben von Dr. Carl E. von Loesch, der in einer Fülle von wertvollsten Beiträgen

von dem Erreichten und Erstrebten Zeugnis ablegt. Dieses Buch muß zum dauernden Besitze eines jeden gehören, dem es um das Leben und den Aufstieg unseres Volkes ernst ist. In diesem Zusammenhange weisen wir auf die grundlegende Arbeit von Max Silberbert Boehm „Die deutschen Grenzen an der“ (Berlin, Reimar Hobbing) hin,

die ein vollauf gelungener Versuch ist, der deutschen Führerschaft einen zuverlässigen Wegweiser durch die Lebensfragen Grenzdeutschlands zu geben. Grenzdeutschlands, aus dessen geistigem Erfassen allein die Einstellung kommen kann, die zu einer wirklichen nationalen Gesundung des deutschen Volkes führt. R. P.

## Aus dem Berliner Kunstleben

Es herrscht nun bereits allgemeines Einverständnis darüber, daß die expressionistische Welle auf Sand gelaufen ist, und es ist wohl zu verstehen, daß unter denen, die von dieser Bewegung eine neue Blüte der deutschen Kunst erhoffen zu dürfen glaubten, rechte Ufchermittwochsstimmung herrscht. Blickt man auf sie zurück, so zeigt sie viel Wertwürdiges. Schon dies, daß ihre Lebenszeit sich in heiläufig fünfzehn Jahren erschöpfte, während sich sonst die Umsetzungen des Formgefühls überwiegend in den Schwingungen voller Menschenalter zu vollziehen pflegen. Dies gilt auch für die unmittelbar vorausgegangene Periode der deutschen Kunst, die man die impressionistische nennen mag und die jedenfalls durch die Aufnahme und Verarbeitung französischer Einflüsse ihr Zeichen empfangen hat: man kann sie annähernd zwischen 1885 und 1915 umgrenzen und Liebermann, Corinth und Eberhard als stärkste Persönlichkeiten in ihren Mittelpunkt stellen. Am Expressionismus aber bildet es eine besonders bemerkenswerte Erscheinung, daß er es nicht vermocht hat, einen oder einige Künstler hervorzubringen, die seine Bestrebungen gesammelt und verdichtet verwirklicht hätten; es fehlen die entschiedenen Führernaturen, und wie dieser Mangel auf eine konstitutionelle Schwäche der Bewegung hindeutet, so ist er auch ihrer Entwicklung zum Anheiß geworden. Denn die führenden Meister stoßen eine künstlerische Bewegung nicht nur vorwärts, sondern geben ihr auch Halt und Maß, indem sie gleichsam ihr Gelände abgrenzen und ihr die Aufgaben stellen; da nun der Expressionismus solcher sicheren Grenzen und Zielsetzungen entbehrte, so

machte sich alsbald ein unleidliches Verengertum breit; ein jeder suchte sich aufs revolutionäre Genie hinauszuspüren und die Anwartschaft hierauf durch Übertrumpfung und Gewalttätigkeit des Wollens und der Kunstmittel zu erzwingen. An die Stelle jener inneren Arbeitsgemeinschaft zur Lösung bestimmter Probleme, die jede gesunde Schule kennzeichnet, trat eine verheerende Nachahmung, die sich mit Vorliebe gerade auf das Gewagteste warf, und die Wirkung war allgemeine Zuchtlosigkeit und vorzeitige Erschöpfung. Mich dünkt, daß auf den Expressionismus ein Wort zutrifft, das Clemens Brentano einmal an Bettina geschrieben hat: „Menschen, die sich selbst nicht kennen und nicht wissen, wo hinaus sie sollen, sind wie Pflanzen, die nicht zum Blühen kommen.“ Das Künstlergeschlecht, das im Anfange dieses Jahrhunderts sich entfaltete, scheint in besonders ungünstiger Weise allerlei geistigen Einflüssen verfallen zu sein, deren freier Beherrschung und Verarbeitung es nicht gewachsen war; getragen von der starken Kraft der Empörung gegen einen in Mechanismus erstarrten Naturalismus blieben diese Künstler doch alle mehr oder weniger einer gewissen Dumpfheit und Verworrenheit des Gefühls wie der Einsicht verhaftet, die sie verhinderte sich, ihr Wollen und ihr Können, zu erkennen und zu begrenzen und so entbehrte ihr Wirken jenes inneren Maßes, ohne das alles menschliche Tun zuletzt unfruchtbar und in einem höchsten Sinne unsittlich wird. Sie kamen nicht zum Blühen; es ist unter den Künstlern des Expressionismus nicht einer, den man heute mit gutem Gewissen als voll und frei entfaltetes Gewächs be-

zeichnen könnte, ja die, auf die man besondere Hoffnungen setzte, erscheinen auf der Höhe ihres Lebens schon abgewelkt oder unsicher schwankend. Manche können sich der Manier nicht entwinden, wie Waske oder Sedendorf, der, ob er die Natur Norwegens oder die von Teneriffa schildert, immer dieselbe blendende, aber gehaltsarme Märchenlandschaft malt. Jäckel sucht sich nach dem *Intermezzo* seiner kosmischen Phantastereien wieder auf der Erde zurechtzufinden, Sedel sich zur Bescheidenheit der Natur zurückzutasten. Schmidt-Rottluff — ich kann nur wiederholen, daß er mir als eine Kraft ohne Gehalt erscheint; wie es denn überhaupt höchst wunderbar ist, daß wir im Grunde einen Expressionismus ohne Expression erlebt haben, das Gefühl einer Ausdruckskunst, der es am Ausdrucksgehalte fehlte. Und vielleicht darf man sagen, daß, was diese Formel an Positivem enthält, dem Expressionismus gutzuschreiben ist, während das Negative darin dem allgemeinen geistigen und sozialen Amorphismus unserer Zeit und unseres Volkslebens zur Last zu legen sein wird.

Andere Künstler sind dabei sich zu „akademisieren“. Das gilt von Pechstein, wohl auch von Kotschka — und sollte sich nicht auch Dix schon auf diesem Wege befinden? Das Doppelbildnis seiner Eltern hat er freilich noch mit einem dick unterstrichenen proletarischen Troste gemalt, der der herben Charakteristik und der harten Form eine pathetische Haltung leiht; aber sein Damenbildnis auf der letzten Sezessionsausstellung gibt zu denken. Es wäre nicht das erste Mal, daß aus dem „arrivierten“ Proletarier sich ein Bourgeois entpuppte, der auf das Elegante und Weltmännische besonderes Gewicht legt. Das wäre denn eine Entwicklung, die, wenn sie auch nicht eines stillen Humores entbehrt, doch folgerichtig und reinlich wäre; übrigens aber bleibt es einer der ärgerlichsten Flüge an den Künstlern dieser Generation, daß sich nie mit Sicherheit erkennen läßt, wo Ernst und Überzeugung aufhören und das Bluffenwollen beginnt.

Dann rückt nun in immer stärkerer Zahl jene Gruppe jüngerer Künstler ein, deren Formgefnung gewisse innere Beziehungen zum italienischen Quattrocento aufweist. Es seien von ihr Ernst Fritsch, Georg Schrimpf, Carl Menze (die beiden letzten Münchener) genannt. Scharfe Raumbefinition, nachdrückliche Betonung der Körperlichkeit der Erscheinungen, streng berechneter

Bilbaufbau. Nicht nur Überschwang und Pathos, sondern auch Bewegung wird vermieden; ein plastisches Da-Sein wird dargestellt; die Schilderung des Menschen zielt auf typische Form ab. Menzes Marquesa M. ist in der Haltung der Mona Lisa gegeben und kann in ihrer Form- und Farbgebung mit den harten farblosen Schatten wohl als quattrocentistisch bezeichnet werden. Der Rückschlag gegen die leidenschaftliche Aufrührung, ja Zertrümmerung der Form, gegen die Verunklärung des Bildraumes und die durchaus malerische Einstellung, wie sie dem Expressionismus eigentümlich sind, ist deutlich; aber das freie Gefühl wird durch einen Formwillen getnebelt, der fast etwas Fanatisches hat; die Landschaften erscheinen wie Gebilde aus der Spielzeugschachtel, und die Form läuft Gefahr zur Formel zu erstarren. Doch deuten Fritschs jüngste Arbeiten darauf hin, daß er sich auf dem Wege zu stärkerer Durchseelung der Form zu befinden scheint.

Das Gesamtbild der Ausstellungen, ob es sich nun um Juryfreie, Akademie oder Sezession handelt, stimmt darin überein, daß sich auf ihnen schroffste Gegensätze begegnen. Der Beschauer wird durch das heiße Wasser einer wilden Ekstase gezogen, die sich gern mythisch-symbolisch gibt, aber eher hysterisch wirkt, um sich dann in dem Eisstrom einer prosaisch-trockenen, hölzernen Malerei zu finden. Mit dem Lautsprecher fragenhafter Indianerkunst nimmt das Fallen des Infantilismus den Wettbewerb auf; Zynismus und Sentimentalität spielen ihm ihr Theater vor, und er ist froh, wenn er in diesem Chaos hier und da auf Werte und Künstler stößt, die er mit ruhigen Sinnen aufnehmen kann. Einige dieser Ausstellungseindrücke seien hier aufgezeichnet. Ernst Richters Landschaften, aus einem innigen Gefühl für das Intime der Natur geboren, haben etwas Arabestenhaftes, selbst Schrulliges, das deutscher Landschaftskunst nicht fremd ist; Fels, Strauch und Baum scheinen von einem eigenen Mittelungsbedürfnisse erfüllt. Robert Richter, dessen Boden-seelandschaft ein feines Gefühl für die Architektur der Natur bekundet, und Fritsch Schulze malen Bildnisse von enger Form und schönem Gefühl für das Menschliche, bleiben aber in der Farbe hart und spröde. Der Österreicher Anton Faistauer, der in der Juryfreien mit einer Altarkomposition großen Stils erschien, wirkt wie ein Seitenstück zu dem Berliner Plontke; er weiß Stilüberlieferung geschmackvoll mit moderner



Farbengebung voll sinnlichen Reizes zu vereinigen. Trotz der großen Geherden des pathetischen Gegenstandes (Pieta) scheint ein heiter-gelassenes Dasein das eigentliche Element dieses Künstlers zu sein, der das Strenge gefällig und zuweilen in sehr zarter Weise zu mäßigen bemüht ist. Wolf Röhrichts Landschaften sind die mühelosen Schöpfungen einer glücklichen Begabung, die in Linie und Farbe auf eine liebenswürdige, einnehmende Melodie eingestellt sind. Sein „Walchensee“ ist leicht und anmutig, während Corinth in den Ölmalern und Aquarellen, zu denen dieser See ihm die Motive liefert, im Kampfe mit sich und dem Materiale liegt. Aber fast immer gelingt es ihm, eine starke Wirkung von beinahe visionärer Kraft herauszureißen, und über alle Unvollkommenheiten triumphiert die Ursprünglichkeit einer wichtigen Künstlernatur. Seine neuesten Bildnisse sind wie in einem Hohlspiegel gesehen: das Charakteristische ist gepackt, aber es schwankt in peinlicher Verzerrung; dennoch — es bleibt immer der Eindruck einer mächtigen, einer Art Naturkraft zurück. Daß Gulbransson, der nach vieljährigem Aufenthalt in Deutschland jetzt wieder in seine norwegische Heimat zurückgekehrt ist, hat die Akademie-Ausstellung ein eigenes Kabinett gewidmet. Er ist bei uns in erster Linie als Mitarbeiter des „Simplizissimus“, als ein wahrhaft genialer Karikaturist bekannt geworden, der mit untrüglichen Blicke das Charakteristische der Erscheinung erfährt und dem auch an Großen die kleinen menschlichen Schwächen nicht entgehen. Er kennt kein Pathos; er arbeitet mit einer gewissen Ernstheit und unerschütterlichen Sachlichkeit, vereinfacht und verdichtet seine Motive bis aufs Äußerste und erreicht in seinen Meisterköpfen geradezu das Symbolische. Ein moderner Theophrast oder Lavater könnten sich mit Vorteil Gulbranssonscher Bildnisse bedienen. Sein Kunstmittel ist die Linie, die er vollendet handhabt. Gulbranssons Linie ist je nach Bedarf schneidig und zart, gelassen ruhend, behende eilend und grotesk ausschweifend, sie unterstreicht dick und schiebt milde zurück. Sie ist immer raffig und voll prallen Lebens, nie leer und bedeutungslos; zuweilen setzt sie plötzlich aus und erreicht damit die vergnüglichste Wirkung, indem die durchaus belebte Fläche spricht, wo die Linie schweigt. Überhaupt muß, wer Gulbranssons Humor finden will, ihn in seiner Linie suchen, die zuweilen durch einen einzigen leichten Zug einem Bildnisse, einer

Gestalt erst die Pointe gibt. In der Ökonomie seiner Mittel übt er immer jene höchste Sparsamkeit, die nur die volle künstlerische Reife erreicht. Gulbranssons Persönlichkeit ist indes nicht erschöpft, wenn man in ihm nur den scharfen Satiriker, den herben Karikaturisten sieht. Er hat Frauen- und Kinderbildnisse von einer ungemainen Zartheit gezeichnet, in denen seine Linie sich bis zum Ätherischen verfeinert, und da verrichtet er seine stille Andacht vor Unschuld und Schönheit.

Eine besondere merkwürdige Gestalt ist Christian Rohlfß, zu dessen 75. Geburtstag die Nationalgalerie eine Ausstellung seiner Werke veranstaltet hat. Dieser holsteinische Bauernsohn, dem körperliches Mißgeschick den ererbten Beruf verschloß, studierte in Weimar und verblieb dort, bis ihn der verstorbenen Osthaus, von van der Velde aufmerksam gemacht, 1900 zur Übersiedlung nach Hagen veranlaßte, wo er noch heute seinen Wohnsitz hat. Er begann mit Intimen, aus ernster, stiller Verfenkung in die Natur geborenen Landschaften, deren modern geschulter Stil ihn etwa als einen Weggenossen von Theodor Hagen und Buchholz erscheinen läßt. Bis dann die große Wandlung eintritt und der bereits den Älteren zugehörige Rohlfß dem Naturalismus absagt und sich eine neue Form bildet, die man wohl als expressionistisch bezeichnen kann. Damit wird der bisher im Stillen wirkende Künstler Gegenstand der Aufmerksamkeit und tritt an die Spitze des jungen Geschlechtes des 20. Jahrhunderts, das ihn ehrt und feiert.

Es ist schwer zwischen dem früheren und dem späteren Rohlfß eine Verbindung zu finden, vielmehr ist es, als ob aus dem Untergrunde seiner Seele einmal plötzlich etwas Ursprüngliches hervorgebrochen sei, was zuvor durch Lehre und Konvention verschüttet war; man könnte an einen ähnlichen Vorgang bei dem Schweden Josephson denken, dessen Ursprüngliches aber freilich erst durch die Hemmungslosigkeit geistiger Erkrankung entbunden wurde. Rohlfß spätere Kunst kann man allgemein dahin kennzeichnen, daß die Bildform durchaus von einer mächtig gesteigerten Intensität der Farbe beherrscht wird, die die Erscheinungen denaturalisiert und entstofflicht. Er malt Blumenstilleben: die Fläche wird mit breiten rauschenden, in allen Ecken lichterfüllten und lichtbewegten Farben überströmt, der Eindruck eines Straußes in eine strahlende Farbenvision von ornamentaler Haltung

umgekehrt. Er malt Stadtansichten, Häuser: sie sind ohne Körper, ohne Stoff: die Darstellung ist in die Fläche gefaßt, die Erscheinungen sind wie isoliert, ohne Beziehung zum Raume, ohne Beziehung über sich hinaus; Phantasien, Farbenmärchen. Wie schwere Teppiche hängen die Himmel darüber, unter brennend rotem Dache funkelt das Soester Haus in gelb und grün, purpurn schauen die Fenster der Dinkelsbühler Kapelle aus grauschimmernden Mauern, die wieder das Dach feurigrot, am Firste weißglühend, krönt. Es wird in diesen Bildern eine ganz ursprüngliche Freude an der Farbe als Ausdrucksmitel um ihrer selbst willen erkennbar und dies Gefühl wird man achten, auch wenn man nicht übersteht, daß die erzielten Wirkungen schließlich mehr in die Breite als in die Tiefe gehen und sich leicht ins rein Dekorative verlieren. Rohlfes' Verhältnis zum Menschen zeigen seine kräftig behandelten Holzschnitte: sie schildern schwere, dumpfe, ungeistige Menschen, die aber verhaltenen Gefühls voll sind; bezeichnend ist die schonend liebevolle Geberde des Vaters auf dem Holzschnitte „Der verlorene Sohn“.

Die Ausstellung des „Jungen Rheinlands“, die in den Räumen der Sezession stattfand, mußte schon darum willkommen sein, weil sie die in den jüngsten Jahren gelockerte künstlerische Verbindung zwischen Berlin und dem Rheinlande zu festigen geeignet war. Aberdies durfte man von ihr Antwort auf die Frage erwarten, ob die Jungkünstlerschaft am Rhein einen eigenen Weg und Willen gefunden hat. Diese Frage muß nach der Ausstellung verneint werden. Mannigfache Einflüsse wirken in ihr durcheinander, zulezt natürlich der von Dix, der ja nach Düsseldorf berufen ist. Viel Kraft ist auf futuristisch-symbolistische Spielereien verschwendet; dreistes und gespreiztes Geistreichum tritt auf, dem kein größerer Gefallen geschehen könnte, als wenn man sich darüber entrüstete; auch hier hat die Darstellung der Existenz oft etwas Verquältes und die Einstellung zum Leben ist bitter. Wenn es im Vorworte zum Kataloge heißt, daß „das Bild der Welt, je genauer betrachtet, um so phänomenhafter, also um so entfernter vom Banalen erscheinen will“, so wird man nicht überrascht sein dürfen hier nicht auf frische Sinnlichkeit, auf zapuckende Gestaltungskraft, auf ein reines Verhältnis zum Gegenstande zu stoßen; und ich will die Regerei wagen auszusprechen, daß ich die Banalität manches älteren Düsseldorfer

Genremalers der geistigen Verbildetheit dieser Jungen vorziehe. Glücklicherweise bringt die Ausstellung auch ein paar minder problematische Arbeiten begabter Maler. Der „Apotheker“ von Karl Schwesig und der „Musik-Pädagoge“ von Fritz Feigler, beide in der Charakteristik von einem ironischen Humor, sind gute malerische Leistungen; der „Friedhof“ von Peter Ludwigs hat einen gewissen großen Wurf. Bernhard Gärtners „Lichtes Lächeln über den Zitronen“ erinnert etwas an Kahlhoff: zarte Lichter spielen mit verschwimmenden Formen. In Bert S. Wollheims „Bellblauer Frühlingsturm“ ruft am Stadtemüll“ lebt doch in Farbe wie Tempo wirklicher Frühlingstaus, und in dem „Winternden Damenspiel“ ist eine reitende Frau schön in den Raum gestellt. Übrigens sieht man schon an den angeführten Titeln, wie leicht die Herren, um nur ja nicht „banal“ zu werden, ins unleidlich Gezierte verfallen, und Wollheim, der zwei Duzend Arbeiten ausgestellt, ein Drama veröffentlicht und drei in Vorbereitung hat, sollte einmal über das Wort des scharfblickenden Johann Heinrich Merck nachdenken: „Nur das Rongenie hat immer das Jucken zum Zeugen oder sich Spaß zu machen.“

Wie man nun auch über den Expressionismus denken mag, so viel ist gewiß, daß er einen tiefen Schnitt in die Entwicklung gemacht hat; was vor ihm liegt, erscheint uns heut historisch. Rein geschichtlich wirkte so die große Ausstellung von Zeichnungen Liebermanns bei Cassirer, die ein gutes Bild von der unermüdblichen und ernststen Arbeit dieses Künstlers gab und anschaulich darstellte, wie er sich von einer vielfach von Menzel beeinflussten zeichnerischen Auffassung zu einem malerischem Stile entwickelte und etwa in der Mitte der neunziger Jahre in freier, mit sparsamen Mitteln erreichter Raumschilderung seinen Höhepunkt erreichte. Überraschender ist, daß auch Hobler, wie die Ausstellung seiner Werke an der gleichen Stelle bewies, uns heut schon ganz geschichtlich ist. Von den beiden Elementen in seiner Kunst, einem herzhafsten, harten Bauernrealismus und einer symbolisierenden Neigung zur Stillierung, ist jenes doch das ursprünglichere und furchtbarere gewesen, und eine Arbeit, wie das Bildnis des Professors Young von 1890 bleibt eine treffliche Leistung. Bei seinen Stillbildern bleibt eine Leere, etwas Aufgemachtes und Konstruiertes; das Gefühl schlägt zuweilen in Sentimentalität um; es ist doch so, daß das

geistige Vermögen hier für die künstlerische Absicht nicht voll zugereicht hat. Trotz Soblers eifriger und nicht erfolgloser Bemühung um die Farbe gehört er zum Geschlechte der Zeichner; in der Linie, in der Modellierung der plastischen Form liegt seine Stärke. Obgleich er kühne Bewegungsmotive glücklich behandelt hat, bildet doch das Ruhende sein eigentliches Element; das lassen seine Landschaften in ihrem wichtigen Horizontalismus klar erkennen. In der Schilderung eines breiten schweren Seins, wie es sich in dem prachtvollen Bauernkopfe des James Vibert von 1915 verkörpert, fand er Gelegenheit, seine Kunst von ihrer mächtigsten Seite zu zeigen.

Vollends die Künstler und Werke der älteren französischen Schule sind uns heute ganz klassisch. Diese Beobachtung bestätigte die wertvolle französische Ausstellung bei Hugo Perls, die durch gute Stücke von Géricault, Daumier, Corot, Courbet erreichte und über die Impressionisten, Cézanne, von Gogh und Gauguin bis zu Picasso führte. Vor den Werken von Monet und Sisley wurde man wieder der scharfen Begrenztheit des Impressionismus inne: das lebendig Persönliche verflüchtigt sich unter der Geläufigkeit einer hochgesteigerten Technik, der Bildaufbau bleibt geflos, die Schönheit des Farbkörpers wird vernachlässigt. Neben Cézanne hat vor allem der spätere Renoir diese Grenzen durchbrochen, dessen sinnlich gesunde, unproblematische Kunst von Lebensfreude siroht. Ganz unromantisch kennt er nur das Gegenwärtige, den Augen Greifbare, und die Nähe, die er stillenhaft reich ausstattet, gelingt ihm am besten. Ganz Maler versagt er im plastischen Gefühle der Form, aber er bringt die Farbe der Dinge zu schönem Blühen; alles in seiner Malerei ist sinnlich durchkostet und von heiterstem Lebensgeföhle durchströhmt. Darin ist er ganz Kind des impressionistischen Geistes, daß er im Grunde immer, auch in Figuren und Landschaften, Stilleben malt; seine Frauen sind üppige animalische Geschöpfe, seine Landschaften gleichen Blumensträußen. Hier gibt es keine Mythik, die Welt ist ein strahlender Sommergarten, und des Künstlers Auge wird nicht müde, seine Schönheit zu trinken. Mit Cézanne, van Gogh und Gauguin setzt dann das Bestreben ein, Farbe und Form als funktionelle Träger des Ausdruckswillens zu verwenden, bei Picasso sind wir mitten in der Stilisierung, auf dem Wege zu einer klassizistisch-akade-

mischen Kunst. Wie die Entwicklung in Frankreich sich seither gestaltet hat, darcin gewährte die Ultrillo-Ausstellung bei Flechtheim einen Einblick. Maurice Ultrillo wird von manchen Seiten als der hellste Stern am jüngsten französischen Kunstbimmel gefeiert. Er malt mit Vorliebe Stadt- und Straßenbilder, Plätze, Kirchen, sehr klar geordnet, geschlossen in der Form, ohne Ferne. Die Erscheinungen werden gelassen betrachtet und mit malerischer Feinheit gezeichnet, ihre Körperhaftigkeit wird kräftig betont, das Gesamtbild mit fester Hand zusammengehalten; zuletzt erscheint diese Kunst als eine geschmackvoll kultivierte, wohlgeschulte gute Malerei, die indes an Lebenswerten nicht eben viel abwirft.

Während die Bildnerie in der Berichtszeit in den Hintergrund trat, bot die Architektur mehr Anregung. Es ist schon merkwürdig in einer Zeit zu leben, die zur gleichen Zeit zwei Werke, wie Oskar Kaufmanns neues Theater „Die Komödie“ und den Umbau des Bahnhofs Friedrichstraße hervorbringt. Dort ein modernes Koloto, das nicht aus Stilmachung, sondern aus einem gleichsinnigen Lebensgeföhle erwachsen ist: Spiel mit der Form, ästhetische Verfeinerung, die ihrer Wirkungen sehr sicher ist und zugleich anreizend und dämpfend den Schauplatz einer heiter-festlichen Geselligkeit schafft (der freilich die Gesellschaft fehlt). Hier straff gespannter Wille, jede Form Erfüllung der Zweckfunktion, ihr Aufbau wie die Raumbildung von einer strengen, jede Vermischung und Verwischung ausschließenden Rationalität. Doch macht sich auch an diesem Bahnhofsbau in der Anordnung und Durchbildung der Einzelheiten wie in der Gestaltung der Schaufronten ein gut erzogener Geschmack erkennbar, der das Notwendige gefällig und das Bedürfnis vertraulicher macht; es sei da beispielsweise auf die Kleingliedrigkeit der Fensterteilungen hingewiesen, die zur Festigung der Vorstellung des umhagten Raumes glücklich beiträgt. Sehr mannigfache Strömungen moderner Baugesinnung begegnen sich im Schaffen Hans Pölzigs, von dem eine Ausstellung im Architekturmuseum der Technischen Hochschule ein Bild gab. Er ist Realist in seinen Fabrikbauten, die er mit strammer Logik als mächtige kubische Massen hinstellt; die schweren Körper werden nicht durch Gliederungen gelockert und erleichtert; alle Akzente, die die Wucht ihrer Erscheinungen mildern könnten, werden vermieden:

zyklopische Stätten moderner Arbeit, die mit einem gewissen trotzigem Selbstgefühl ausdrückt „So bin ich!“ Dann wieder im Großen Schauspielhause, in seinen Entwürfen fürs Theater, in kunstgewerblichen Arbeiten ein artistisches Spiel mit Farbe und Form, das oft zu originellen, selten zu organischen Ergebnissen führt. Vielfach bemerkt man in seinen Werken ein starkes Barockelement — so auch in seiner Neigung zu großen Maßstäben und Massenwirkungen —, aber er konnte sich in den Gebäuden für die Breslauer Jahrhundertausstellung auch an den Klassizismus anlehnen und hat im Ausbau des Rathauses zu Löwenberg und der Dorfkirche zu Maltzsch ein ungewöhnliches Vermögen der Einfühlung in geschichtlich gewachsene Bauwerke bewiesen. Aber seine stärkste Eigenschaft ist doch vielleicht darin zu suchen, daß er seine Bauten lebendig im Raume und im engsten Zusammenhange mit seinen Gegebenheiten denkt. Davon zeugt sein Denkmal zu Zingstbrück (mit einem gewissen Anklang der Formgebung an rheinische Römerarchitektur), davon seine Brückenentwürfe für Königsberg und Köln: eine Eisenbrücke, die straff, ohne

Zäsur und Aufenthalt über den Fluß eilt — eine Steinbrücke, die, auf gelassenen Bogen ruhend und in der Mitte bequem ausladend, mit dem Ufer baulich verbunden ist. Auch das Hochhaus am Bahnhof Friedrichstraße denkt er sich geistreich in den Raum eingefügt, und das Festspielhaus zu Salzburg will er durch Urtaben, Treppen, Pavillons dem Raume eingliedern. In diesem phantastischen Entwürfe scheinen Stufenpyramide, Kolosseum und Kolokomotive mit- und durcheinander zu wirken, der Festspielbau ist eine plastisch gedachte Masse, das Innere durch raffinierte Beleuchtungskunst zu einer Uabinshöhle gestaltet — die Frage ist berechtigt, wie dieser geniale, aber strupellose Bau, wenn er jemals Wirklichkeit werden sollte, sich wohl mit der zierlich-feinen Anmut und Lebenswürdigkeit der Mozartstadt abfinden würde. Aber so viel ist doch nun einmal sicher: Pölzig ist eine Persönlichkeit von schöpferischer Kraft, behende an Phantasie, schier unerschöpflich an Hilfsmitteln, auf starke und große Wirkungen gerichtet, und einer solchen Persönlichkeit darf und soll man sich freuen.      **Albert Dresdner.**

## Aus dem Berliner Musikleben

### Buisonis „Doctor Faust“

Uraufführung Dresden, 21. Mai

#### Die Dichtung

Wohl keine Figur ist in deutschen Landen so heimisch, germanischem Sehnen, Grübeln und Streben kein Stoff so tief verwurzelt wie der Doctor Faust.

Welch kaum übersehbare Fülle von Gestalten, angefangen mit jenen Tübinger Studenten, die am 18. April 1587 Karzerstrafe verbüßten, weil sie ein „Tractätlein“ vom Doctor Faust verfaßt hatten, über Marlowe, Lessing, Maler Müller, Klingler, Lenz, Klingemann, Grabbe, Lenau, Chamisso, Heine u. a. bis zu Goethes weltumfassendem Werk. Von Beginn des 17. Jahrhunderts bis weit in das 19. hinein sorgten in nie aussehender Reihe und mannigfachen Varianten die geheimnisumwobenen Pupp-

spieler dafür, daß Leben, Laten und Höllenfahrt des Doctor Faust köstlichster Besitz von Alt und Jung wurden. Das instinktive Humorbedürfnis des Volkes gefellte dem wissensdurftigen Höllenbezwinger den komisch-nüchternen, alltäglich räsonierenden Hanswurst oder Rasperle bei, das Niedere dem Hohen — Wer dächte nicht angeichts dieses für alle Zeiten formulierten Kontrastes an die erhabene Parallele des Ritters de la Mancha und seines heiterdickwanstigen Gefellen? Buisoni, der ungewöhnliche Kenner und liebende Bewunderer Cervantes', E. T. A. Hoffmanns, Goethes, trug lange Jahre die Sehnsucht nach einer Musik zum Goetheschen Faust im Herzen. Be-

reits 1906 rührte ihn das Problem an, wurde aber im Getriebe anderer Arbeiten und Studien zurückgestellt. Auch bannten ihn, den allzeit Bescheidenen und Ehrfürchtigen, die Scheu vor der übermächtigen Aufgabe und nicht zum wenigsten der Zwang, endgültig geprägten Text in tönende Form zu gießen ohne eine Möglichkeit, das Wort unter der schöpferischen Hand so zu wandeln und anzupassen, wie es musikalische Gestaltung fordert.

Doch reifte in dem immer höher strebenden, selbst faustisch gearteten Geist Busonis die einmal empfangene Idee unbeirrt weiter. Die scheinbaren Ablenkungen: ein skizziertes Fragment von Lionardo da Vinci, dessen Tod Bürger Wagners sich beim Grabgeläut mitteilen (1909), spätere Gespräche mit d'Annunzio (Paris 1911) über diesen italienischen Faust, die oftmals auftauchende schöne Versuchung der Zauberküste II. Teil (Goethe) in Musik zu setzen, diese von allen Seiten betrachteten Probleme waren im Grunde nur Studien für das gleiche Ziel: den Doctor Faust. Im April 1912, zu Rom, genoss Busoni beglückende Anregung durch das unübertreffliche Marionettentheater Podreca's. Abgesehen von bewußter Beeinflussung des im Frühling 1914 entworfenen dramatisierten Bekenntnisses „Urlecchino“ (einer Erneuerung der Comedia dell'arte) bewirkte dieses Erlebnis Wiederaufnahme der Bekanntschaft mit den Puppentheatern, überhaupt mit den Versionen des Faust-Spieles insbesondere. In halbberußtem Festhalten an dem alten Faust-Plan fühlte Busoni, daß hier die Gewißheit lag, unbeschattet von Goethe Eigenes zu schaffen. Den stärksten Apell an die Idee zeitigte Anfang Dezember 1914 die Lektüre des Strindberg'schen Dramas „Die Nachtigall von Wittenberg“, worinnen Doctor Faust als Luthers Begleiter auftritt. Mitten aus der Komposition des teilsich soeben beendeten „Urlecchino“ heraus meldete sich in mysteriöser Beharrlichkeit die Sehnsucht nach der umvorbenen Gestalt, und als Busoni am 21. Dezember auf der Suche nach den Lionardo-Fragmenten die bereits 1912 notierte Kapellenszene zwischen des Mädchens (Gretchen) Bruder und Mephisto in die Hände fiel, stand plötzlich wie eine Vision das Ganze vor ihm. Binnen 6 Tagen war die erste Fassung des Doctor Faust vollendet. Instinktiv erkannte Busoni, daß der (von Goethe fast wörtlich übernommene) „Studien-Monolog“, besser fortziele, um nicht a priori im Hörer schon bekannte Vorstellungen zu erwecken;

Gretchen ist als „gewesen“ vorausgesetzt, die zwei Studenten aus Krakau werden zur mystischen Dreizahl heraufgerückt und mit ihrem Besuch beginnt das Stück.

Die Symphonia (betitelt „Ostervesper“ und „Frühlingskeimen“) bildet sozusagen eine Ouvertüre. Es ist, als streiche wirklich ein verheißungsvoller Frühlingswind tröstend durch den Raum, Brocken von Glockentönen wehen herüber, um zuletzt schattenhaftes Erinnern an das seltsam charakteristische Glockengeläut Zürichs heraufzubeschwören. (Im freiwilligen Exil der Kriegsjahre, in Zürich, studierte der Meister die Sprache der Glocken.) Die Vision verschwebt, Licht flammt auf, und vor einem unproportioniert wirkenden Puppentheatervorhang, der den Zuschauer unnötig irreführt (R. Dammann, ein Sievogt-Schüler, entwarf die Bühnenbilder) steht der Dichter (E. Ponto), um die Gründe zu weisen, die ihn bezogen, den Faust neu, doch so zu gestalten, daß sein Puppenursprung offenbar bleibe. Der Sprecher versinkt, und mit glanzvoller Heftigkeit hebt das 1. Vorspiel in Fausts Studierraum an. Des Forschers Arbeit wird unterbrochen durch drei geheimnisvolle Studenten aus Krakau, die ihm mit dem atemraubenden Hauch geschwundener Jugendtage in der geliebten Stadt, alter Pläne und Hoffnungen das Zauberbuch Clavis Astartis Magica, Schlüssel sowie Briefschaff darbringen. Gespenstisch zerfließen die drei, Faust ist bereit, die Magie zu versuchen. Auch den Trägen, Phantasielosen müßte das unheimlich Drängende, wahrhaft Außerirdische des Beschönerungspaktes im 2. Vorspiel ergreifen. Faust begibt sich in den magischen Kreis, den sein Schwert zog, ruft Luzifer und gebietet ihm, seine Diener zu entsenden. Zwischen Faust und unsichtbaren Stimmen ertönt ein Zwiegespräch, Geisterchöre geben Echo, die theatralisch großartig konzipiert, gleichzeitig das Gemüt erschauern lassen. Die Stimmen der Dämonen, als Zungenflammen erscheinend, schreiben vom schwerfälligen, tiefen „Gravis“ stufenweise aufwärts, so daß die sechste und letzte Stimme, „schnell als wie des Menschen Gedanken“ folgerichtig ein hoher Tenor sein muß. Die Flamme erlischt und in einfach menschlicher Gestalt tritt Mephisto herein. Faust will die Welt umfassen, verlangt Erfüllung jeden Wunsches, fordert „Genie und auch sein Leiden . . .“, aber als er die Bedingung des anderen vernimmt: „hernach dieneft Du mir,“ weigert er sich, und erst die Drohung Mephistos, daß draußen

die Gläubiger, der Bruder, die Pfaffen seinen Tod beschlossen haben, zwingt ihn, dem kein Ausweg bleibt, sich zu ergeben. In der beklemmenden Angst vor dem unbewußtlichen Ende willigt Faust ein, die Verantwortung für die Beseitigung seiner Schergen auf sich zu nehmen. Mephisto reißt die Hand, sofort verstummt das dröhnende Klopfen im Orchester: der erste Mord, und während Morgenlicht durch alle Ritzen des Gewölbes strömt, während Osterchöre den stehenden Ruf „Pax. Pax“ (1917 komponiert) in der Weise der Züricher Glocken singen — unterzeichnet Faust den Pakt. Erst jetzt schwingen die lebendigen Glocken (es sind drei, zu Aarau gegossen), ihr erzener Klang vermischt sich mit Menschenstimmen und Orchester zu erschütternder Glorioso.

Ein szenisches Intermezzo, die schon erwähnte Kapellenszene, steht durchweg unter Führung der Orgel, die im Verein mit dem Orchester ungeahnte dramatische Ausdrucksmacht offenbart. Faust beläßt sein Bewußtsein mit einem zweiten Mord: der Soldat, Bruder des Mädchens, den Mephisto als Mönch verkleidet umsonst zur Beichte mahnt, gelobt dem Himmel Rache für sein Geschwister. Eine Patrouille bringt in die Kirche und vom Teufel verblendet, im Soldaten den Mörder ihres Hauptmanns zu erblicken, machen sie ihn nieder. Mit dem nun folgenden Hauptspiel setzt Busonis eigentliches Drama ein. Das erste Bild führt uns nach Parma, wo Doctor Faust zur Erhöhung der Hochzeitsfestlichkeit des herzoglichen Paares von der aufs höchste gespannten Hofgesellschaft im Park erwartet wird.

Er kommt und mit ihm das Wunder. Tag in Nacht wandelnd zeigt er der Herzogin die Erscheinungen hoher Liebender der Vorzeit: Salomo und die Königin von Saba, Samson und Dalila, Johannes und Salome, sie alle tragen Faustens und der schönen Herzogin Züge. Das Geheimnis ihrer Liebe wird durchschaut, der Herzog plant Rache. Die Chöre flüstern Unheil — Faust entführt die Herzogin, und Mephisto in der Gestalt des Hofkaplans lenkt des Herzogs Sinn von dieser ruchlosen Tat des „Bösen“ zu dringenden Staatsgeschäften.

Fausts intuitiv gefühlte Vereinigung mit der Herzogin mahnt bedeutsam an das letzte, ihm noch verborgene Ziel seines Strebens. Somit wird diese Episodenfigur aus dem Puppenspiel hier zu organischer Notwendigkeit.

Trinken, Treiben und Streiten der Studenten in einer Wittenberger Gaststube schildert das zweite Bild, dessen unvergleichliche Atmosphäre sorgenfreier Burschenherrlichkeit, in zeitloses Licht gerückt, allen Menschen ans Herz greifen wird. Sie disputieren und jede Fakultät sieht die Dinge starkköpfig nur auf ihre Art. Als Faust Doktor Martins „lebendigen Spruch“ von Kunst, Wein und Liebe preist, bekämpfen sich Katholiken und Protestanten heftig. In grandioser Polyphonie werden die Chöre gesteigert, bis schließlich „Te Deum“ „laudamus“ und „Ein feste Burg ist unser Gott“ gegeneinander, miteinander den Gipfel höchster kontrapunktischer Gewalt erstürmen, um dann zu verstummen.

Nach seinen Liebesabenteuern befragt, gesteht Faust, daß die Herzogin die Schönste war; es faßt ihn Erinnerung, aus welcher Mephisto in der Maske eines Kuriers ihn aufschreckt und ihm als letztes Gedenden der sterbenden Herzogin ein totes Kind, das seine, überbringt. (Die dritte Schuld.) Neue Mahnung an das Ziel. Doch Faust begreift sie nicht, erhofft das „Ideal“ aus dem Feuer des zum Strohwißig gewandelten Kindes erstehen zu sehen. Das Unvergängliche, in Helenens Gestalt gebannt, schwindet als Teufelsputz, Faust fühlt, daß der Mensch dem Vollkommenen nicht gewachsen ist, und verzichtet auf das Unerreichbare. Auch die Mittel zur Magie verwirft er seit langem, und die Studentenschatten kommen vergebens, ihre Gaben zurückzufordern.

Die letzte Szene — das unergessliche Bild einer kleinen deutschen Stadt in tiefem Winterschnee — zeigt den Nachtwächter (Mephisto), der auf seiner Runde Faustens letzte Stunden zählt. Schmeichelnd begleiten die Studenten den neuen Rector Magnificus, den Nachfolger nach Haus, bringen ihm ein Ständchen und fliehen vor dem Wächter. Ihm folgt Faust, zum letzten Gang bewußt sich rüstend. Zweimal noch erscheint ihm die Herzogin, reicht ihm das Kind, endlich empfängt er es in seinen Armen und erkennt das Ziel höchsten Strebens — nicht der Glaube, dem er ganz entsagt, nur das Werk vermag ihn zu retten. Allein, auf sich selbst gestellt, löst er es in mystischer Handlung vor seinem Sein: „ih, Faust, einen ewigen Willen noch den letzten Geschlechtern vermengend“.

Er vergeht, und an der gleichen Stelle, wo er das Kind niedergelegt hatte, erhebt sich ein halbwilliger Knabe, welcher in die Nacht

hinauswandert. Der Wächter kündigt die Mitternacht, sein Fuß stößt an Faustens Körper, er hebt die Laterne und ruft: „Sollte dieser Mann verunglückt sein?“

Triumphierend läßt er ihn auf seine Schultern, ohne zu sehen, daß das unsterbliche Schaffen menschlichen Geistes seiner Herrschaft ewig neu entgleiten wird.

### Die Aufführung

Wer vermöchte allerletzt menschliches Erleben, den Tod, nachzuschaffen? Wir wissen nicht, welch ungeahnten Ausklang der Schöpfer seinem Faust gegeben hätte. Diesen fehlenden Schlußmonolog rekonstruierte mit kluger Hand und der hohen Aufgabe zugewandtem Herzen Philipp Jarnach, der Hoffnungsreichen unter den Jüngeren einer. In Zürich Busonis Künstler- und Menschentum einatmend, an seinen Lehren sich entwickelnd, hat er größten Teil an dem Heraustreten des Wertes, seiner Zukunft sowie der nach mangelhaftem Material erfolgenden Einstudierung der Dresdner Bühne, die allerdings ohne behördliche Schikanen und mit beträcht-

lichen Zuschüssen eher vorbildliche Arbeit leisten kann.

Schön und befeelt sang Meta Seinemeyer die Herzogin. Trotz der zum Teil unzulänglichen Bilder (hier wäre ein Künstler wie Arabantinos am Platze), trotz wotanestem Pathos Fausts (Burg), scharfer Höhe Mephistos (Strack), trotz wesentlicher Mißgriffe der Regie, müssen die trefflichen Chor-repeditoren, die Chöre, muß das unter Busch gewissenhaft und virtuos funktionierende Orchester, die Hingabe jedes Einzelnen, die Gesamtleistung überhaupt stark gerühmt werden.

### Lineare Polyphonie

In dem beschränkenden Rahmen einer Besprechung ist es unmöglich, ein Wort von den Ausmaßen dieser Partitur auch nur annähernd zu erschöpfen. Für den interessierten Leser sei daher nur das Wichtigste skizziert.

Die Zeitschrift „Faust“ brachte 1921 das im August desselben Jahres geschriebene erste Vorwort zum Doctor Faust „enthaltend einige Betrachtungen über die Möglichkeiten der Oper“, eine gereifte, weitspannende und aufschlußreiche Abhandlung, welcher bereits 1913 ein kleines Essay „Die Zukunft der Oper“ betitelt vorangegangen war.) Ein zweites, spezialisiertes Vorwort, am 23. Juli 1922 beendet, ist der Partitur vorangestellt und erläutert Busonis kompositorische Absichten, die in vollkommener Treue erfüllt zu hören den Meister fast erstaunt haben würde, wenn diese Freude ihm im Leben geworden wäre.

Die Dichtung), welche beim Gestalten der Partitur noch manche Änderung erfuhr, ist in ausdrucksreichem, musterhaftem Stil geschrieben. Eine knappe, schlagwortkräftige Sprache, eng der Musik angeschmiegt, läßt letzterer alle Möglichkeiten, sich zu entfalten und auszubreiten. Der Orchesterfas zeigt,

als Bild gesehen, mehr horizontale, denn vertikale Notierung, akkordische Bildungen werden weniger bemut; selbständige melodische Linien laufen parallel miteinander, kreuzen, verschlingen, stützen sich — eben die lineare Polyphonie erreichend, deren Meisterrung nur demjenigen gelingt, dem sich die Geheimnisse Bachischen Kontrapunktes sowie Mozartischer Transparenz erschlossen. Die hinter der Bühne ertönenden Chöre, Glocken, Stimmen, Orgelklänge bewirken tatsächlich eine mysteriöse „akustische Perspektive“, welche in dieser Zusammensetzung Busoni hier zum erstenmal preisgibt. Im Gegensatz zum Prinzip des Leitmotivs erscheinen vertraute Urformen wie Variationen, Rondo, Ballettsuite, Marsch, Fuge, Sarabande, Cortège u. a. als abgeschlossene Stücke, die auch losgelöst von szenischen Vorgängen „Musik“ bleiben.

Diese „absolute Musik“, für deren „Einheit Busoni neue Beweise erbringt, leuchtet und klingt in mystisch-sphärischen Farben. Ihre Neuheit hat nichts zu tun mit landläufiger Moderne oder sogenannter Atonalität.

„In dieser Form allein ruft sie nach Tönen, Musik steht dem Gemeinen abgewandt. Ihr Körper ist die Luft, ihr Klingen Sehnen, Sie schwebt . . . Das Wunder ist ihr Heimatland.“ (Prolog).

1) S. „Einheit der Musik“, Berlin, W. Hesse.

2) Ebenda.

3) 1920 von Riepenhauer verlegt.

## Die Wiener Philharmoniker

Als lebendigsten Beweis deutsch-österreichischer Zusammengehörigkeit sandte uns Wien seine Philharmoniker, diese sorgsam behütete Tradition des unsterblichen Walzers, des kultivierten Geschmacks, der ausgewählten instrumentalen Qualitäten und jenes unvariablen Musikantentums, das sprichwörtlich ist: Der Wiener „musiziert“ — da wo andere nur „spielen“.

Zu viel gute Eigenschaften schaden, und es ließe sich wohl denken, daß das irdische Klangparadies noch so menschlich schöner Musik (wie Haydns D-Dur Nr. 5, Schuberts H-Moll) allmählich einflüßend wirkte und der verschwebende Hauch vollendet geformter Töne ermattete Bewunderung löste. Aber da weht plötzlich etwas Fremdes durch das Orchester, die genügsame Klangseligkeit der Wiener wird aufgerüttelt, eine suggestive Kraft reißt sie fort zu ungewohnter Gebärde: Kleiber, über sich selbst hinauswachsend, zeigt in Beethovens selten gespielter Siebenten, was er noch verheißt.

## Das Fähnlein der sieben Aufrechten

Am Ende des Ortes unter eben erblühenden Linden produziert sich ein „Musikmann“: auf dem Kopf klingeln ihm Schellen, er bläht die Querpfeife, spielt Geige, seine Knie schlagen die Cymbeln, und ein melancholisches Aßchen rührt die Trommel dazu . . . der vorbeiziehende Wanderer hält inne, blickt nach den Schwalben, die in der reglosen Bläue des Sommernachmittags melodisch kreisen, lauscht, und sein Herz zieht sich zusammen in unbestimmbarem Sehnen. Er wandert weiter, doch lang bleibt ihm der Klang im Ohr. — Dorf- oder Stadtmusik, seltsam verstimmt, rhythmisch losgelöst von jeder Konvention, ertönt demjenigen, der diese Sprache versteht, in der Stille und Weite des Raumes oft genug — auch heute noch, ja sogar dort, wo sie am wenigsten vermutet wird, nämlich in der Staatsoper.

Igor Stravinskys „Geschichte des Soldaten“, dies mit seiner naiven Ursprünglichkeit tief ergreifende Spiel vom armen Joseph (Witte), der seine Geige, das Symbol seiner Seele, dem Teufel verhandelt, ihn überlistend, die schöne Prinzessin (E. Grube) erobert und zum Schluß dennoch dem Bösen auf ewig verfällt, erzählt E. F. Ramuz nach einem alten schwelger Märchen in prächtig-vollständlichen Mittelversen. Unmittelbares

Wie er die Atmosphäre Fabellos, der Neunten empfindend ausbreitet, wie er die kaiserliche Größe des Trauermarsches betont, die Kontraste zwischen besetzter Anmut und jubelndem Schwung profiliert, den lebensbejahenden Freudetanz, das „ungarische“ Element mitschwingend rhythmisiert, wie er den unerbittlichen Wirbel steigert und schließlich die atemraubende Linie dieses erschütternden Wertes zu Ende führt — das offenbart neben der vorbildlichen Tonschönheit des Orchesters eine große künstlerische Leistung.

Kleibers Wiener Herz mag höher geklopft haben, als er seine Landsleute dirigierte, und sein Wunsch, sich ihnen für immer zu einen, wäre begreiflich, doch er bedenke: in der stacheligen Weite einer Wahlheimat, im Feuer des nie pausierenden Kampfes (sei es selbst ein Fegefeuer), wird das Gold des echten Dieners der Kunst am reinsten geläutert.

Kriegserleben (die Dichtung entstand 1917) spiegelt sich wieder: der Teufel wohnt im „Hauptquartier“, das für die Geige eingetauschte Zauberbuch befehrt über den Stand der nächsten „Devisekurse“. Es ist eine unheimlich-spannende Moritat, welche vor der echt märchenhaft bemalten Leinwand Aravantinos über eine erhöhte Marionettenbühne in lebendigen Bildern zieht. Der „Anfänger“ oder Vorleser (Walch) rechts im Vordergrund am Tisch mit Weinkrug, Becher, Buch und Lampe berichtet die Abenteuer des Soldaten. In kritischen Momenten ergreifen die handelnden Personen selbst das Wort, zumal der Teufel. (E. Legal gestaltete, gleich trefflich in Maske, Spiel und Regie.) In das phantastische Hellbunzel der linken Ecke gerückt sitzen die Musikanten (Geige, Klarinette, Fagott, Trompete, Posaune, Kontrabaß, Schlagzeug), vor ihnen Kleiber, lässig-fanat�sch mit den Händen taktierend. Diese sieben Aufrechten, den wehmütigen Schatten jenes „Musikmannes“ heraufbeschwörend, bringen Stravinskys illustrierende Begleitung des Spieles vorbildlich zu Gehör.

Warum streiten die Leute über etwas, was nicht ist? Warum mühen sich die Zünftler, eine musikalische Bezeichnung zu finden für etwas, das nicht absolute Musik ist, sein



kann noch darf? Historisch betrachtet mußte Wagners Hypersubjektivismus logischerweise in seinem heftigsten Rückschlag, dem Objektivismus Stravinskys gipfeln, dieser durch maschinelle Entwicklung bedingten Klang- und geräuschphotographierenden Kopiervirtuosität, welche die Grenzen der Künste bewußt verwischend „Pflünderungszüge“ im Reich der Melodien mit der atavistisch vererbten Naivität des 18. Jahrhunderts begründet und rechtfertigt.

Außer der von den wenigsten verstandenen „Geschichte vom Soldaten“ brachte Kleiber das Ballet mit Gesang „Pulcinella“ (nach reizvollen Motiven Pergolesis geschickt zusammengestellt und mit besonders charakteristischen Bildern, Kostümen (Ura-

vantinos), Lichteffekten bedacht und zum Schluß die Tierburleske (ebenfalls mit Gesang) „Renard“, letztere als deutsche Uraufführung.

Die meisterhafte Wiedergabe durch Kleiber, das Problem der Tierpantomime auf der Opernbühne kann hier leider kaum gestreift werden.

Nur natürlich, daß Stravinsky die Groteske am geläufigsten handhabt, selbstverständlich, daß er der unnachahmlichen Neger-Jazz-Band (die „Chocolate Riddies“ geben uns lebendigsten Beweis ihrer romantisch-erotischen Primitivität) deutlich erkennbare Requisiten entlehnt — doch hiervon zu gelegenerer Zeit.

Leonhard Thurneiser.

## Literarische Rundschau

### Neue Schriften

Josef Friedrich Perkonig hat ein Heimatbuch „Kärnten“ erscheinen lassen (Leipzig, Fr. Brandstetter), das allen Freunden grenzlanddeutscher Arbeit ganz besonders willkommen sein wird. In ihm haben die besten Kenner des schönen Kärntner Landes sich vereint, um über das Land, die Menschen, die Zeit, die Dichtung und das Leid zu berichten, so daß ein umfassendes Bild dieses gottgesegneten Teils deutscher Erde, den jeder lieb gewinnt, der ihn kennt, und des ihn bewohnenden Menschenschlages entsteht. Der geschmackvolle Einband und die guten, holzschnittartigen Textbilder stammen von Joseph Prokop. — Eine weitere Probe seiner feinen novellistischen Kunst, die besonders stark ist, wenn sie dem heimatlichen Boden gilt, wie in der in diesen Heften veröffentlichten Novelle „Veronika Laubrecht“, gibt er in dem kleinen Büchlein „Siebenrub“, (Leipzig, Pb. Reclam), in dem er sinnig und mit seinem Gefühl für die großen und kleinen Dinge, das Schicksal einer verödeten kleinen Stadt schildert, die der Zeitgeist mit der Spekulation verflört und durcheinander bringt.

Vor einiger Zeit schon konnten wir zu unserer Freude feststellen, daß ein Mann von

dem Rang Ludwig Finckhs sich mit warmem Herzen und rasch erworbener Sachkunde mit seiner „Subeten-deutschen Streife“ in den Dienst der grenz- und auslanddeutschen Sache stellte. Nun läßt er ein Büchlein folgen, das wir gleichfalls empfehlen möchten: „Trüber Deutscher“ ein Auslandsbüchlein von Ludwig Finckh, (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt). Denn die Wärme seiner Sprache, durch die das teilhabende Herz durchjittert, kann an dem erwünschten Ziele erheblich mitwirken, immer weitere Kreise des deutschen Volkes innerlich zu den grenz- und auslanddeutschen Problemen hinzuführen und die Kraft, die aus solchem Tun erwachsen muß, für sich und andere zu nutzen.

\* \* \*

Von Meyers Konversationslexikon (Leipzig, Bibliographisches Institut) ist der zweite Band erschienen, umfassend die Worte „Bechtel bis Conthey.“ Er zeigt die gleichen Vorzüge wie der erste hier unlängst ausführlich gewürdigte Band. Auch hier wieder unterstützt ein reiches Tafel- und Bildmaterial den zusammengedrängten, sorgfältig bearbeiteten und gesichteten Text. Wir sind sicher, daß beim Vorliegen des Gesamtwerkes, das übrigens 12 Bände, nicht 10,

wie wir irrthümlich annahmen, umfassen wird, hier wieder eine Musterleistung deutscher Gründlichkeit erreicht sein wird.

\* \* \*

Im allgemeinen wird man das Erscheinen einer neuen Zeitschrift mit erheblichem Mißtrauen ansehen, weil bei der Überfülle guter und nicht guter Blätter in dem Riesenbau des deutschen Zeitschriftenwesens kaum eine Lücke zu klaffen scheint. Anders liegt es jedoch, wenn wirklich ein vorhandener Mangel beseitigt wird und ein von einer lebendigen Idee getragenes neues Blatt auftritt. Das ist zweifellos der Fall bei der Zeitschrift „Volk und Reich“, Politische Monatshefte für das junge Deutschland, die für die Mittelstelle für Jugendgrenzlandarbeit von Friedrich Heiß herausgegeben wird. Denn hier handelt es sich darum, für die Kreise der deutschen Jugend ein Organ zu schaffen, die sich mit der Kraft religiösen Glaubens im Bekenntnis zu der Idee des großdeutschen Volkes und Staates zusammengefunden haben, da sie in ihr die einzige Möglichkeit zur Erfüllung ihres Sehnsens sehen, aus den

Niederungen des parteipolitischen Kampfes zu einer wahrhaften Volksgemeinschaft zu gelangen. Diese Kreise, aus denen einmal die großdeutsche Führerschaft hervorgehen muß, vor dem Allettantismus vager Ideen zu bewahren, ist eine Nothwendigkeit. Und das will diese Zeitschrift erfüllen. Sie will nach einem großen Plan die sachlichen Unterlagen vermitteln für die Probleme des deutschen Volkshobens, der deutschen Grenzländer und des Gesamtproblems Mitteleuropas und der entscheidenden Frage unserer Stellung als Volk unter Völkern und Staat unter Staaten. Die erste Nummer bringt einen großen Aufsatz von Martin Spahn „Mittel-Europa“ und von Karl Hoffmann „Mittel-Europa in der Weltpolitik und in den Welt-räumen“. Der Aufsatz des Herausgebers Friedrich Heiß „Um Volk und Reich“ ist ein von tiefem Gefühl und hohem sittlichen Ernst getragenes Bekenntnis zum gesamtdeutschen Volk. Eine Fortführung der Arbeit im Sinne dieses Bekenntnisses erscheint gesichert, und darum verdient die Zeitschrift wärmste Unterstützung. D.R.

## Wirtschaftliche Rundschau

Dem Wirtschaftsbiid der letzten Wochen geben die Vorgänge im Stinnes-Konzern den charakteristischen Stempel.

Wir wollen hier Einzelheiten dieser Vorgänge weder untersuchen noch kritisieren. Das Typische scheint uns bei einer Betrachtung des Gesamtbildes zu sein, daß die Krisis entstanden ist, weil ganz erhebliche Summen kurzfristiger Kredite fällig geworden sind. Wenn behauptet wird, daß die Höhe der fraglichen Summe angesichts der guten Fundierung des Gesamtkonzerns keinen Anlaß zu besonderem Aufheben hätte geben können, so mag das richtig sein. Die Schwierigkeit, in die der Konzern gekommen ist, ist trotzdem nicht leicht zu nehmen, denn sie ist das Abbild der Schwierigkeiten, mit denen die gesamte deutsche Wirtschaft heute zu tun hat.

Man schätzt die Gesamtsumme der heute an der deutschen Wirtschaft investierten Auslands- und Inlandskredite auf 6 bis 7 Milli-

arden GM. Nur ein geringfügiger Teil dieser ungeheueren Summe dürfte auf langfristige Kredite nach den Begriffen der Vorkriegszeit fallen. Ein erheblicher Betrag mag im Hinblick auf die heutige Kurzfristigkeit unseres Kreditwesens noch als verhältnismäßig langfristig bezeichnet werden können, wenn man eben Kredite auf ein oder mehrere Jahre langfristig nennen will. Daneben bleibt noch der gewaltige Betrag kurzfristiger Kredite im heute üblichen Sinn, d. h. von Krediten, die auf wenige Monate gegeben sind und im wesentlichen auf Wechsel- und Lombardgeschäften beruhen.

Als nach Abschluß des Londoner Abkommens der „Segen der Auslandskredite“ zu uns kam, geschah dies unter dem Stichwort: Der Wirtschaft mußte neues Blut in die Adern gepumpt, es müßten ihr die Möglichkeiten erneuter Anknüpfung mit Hilfe des fremden Kapitals gesichert werden. Dabei ging man doch offenbar von der Voraus-

setzung aus, daß den das Kapital hereinnehmenden Betrieben die Möglichkeit der Kreditamortisation auf lange Sicht sichergestellt würde. Denn es lag auf der Hand, daß es nicht möglich wäre, 6 Milliarden kurzfristiger Kredite schnellstens wieder zurückzuzahlen. Man mußte die Langfristigkeit um so eher zur Voraussetzung machen, als nicht nur die sogenannte Unturbelung der Wirtschaft bewirkt — unter der man sich übrigens ganz verschiedene Vorstellungen machen kann — sondern vor allem auch die Frage der Technik, verfeinerten Betriebsorganisation, Rationalisierung usw. mit Hilfe des fremden Kapitals gelöst werden sollte. Gerade diese letzte Frage stand ja seit Monaten mitten in den Erörterungen über die deutsche Produktionsverbesserung und Produktionssteigerung und nimmt heute noch in den Auseinandersetzungen über die Arbeitszeit den größten Spielraum ein.

Heute wird man nun leider sagen müssen, daß weder die Langfristigkeit noch die richtige Verwendung der Kredite sichergestellt werden konnte.

Man wird die Frage der Langfristigkeit heute nicht lediglich damit lösen können, daß man fällig gewordene Verbindlichkeiten prolongiert. In der Kreditfrage sieht die gesamte deutsche Wirtschaft nach wie vor auf dem Pulverfaß. Was bei Stinnes gestern sich ereignete, kann heute und morgen andere nicht weniger gesunde Unternehmungen erfassen. Und was das Bedenklichste ist: Jede Krise solcher Art bringt bei der Empfindlichkeit des deutschen Wirtschafts- und Börsenwesens neue Krisen. Der Wert der Aktien unserer besten und größten Gesellschaften hat sich im Laufe des letzten halben Jahres erschreckend verringert. Die Kurse der wichtigsten Bankaktien, die Anfang Januar ds. J. zwischen 100 und 170% lagen, liegen heute zwischen 98 und 123%. Die Schiffahrtsaktien sind in gleicher Zeit von 75—137% auf 40—74% zurückgegangen. Besonders traurig ist das Bild in der Montanindustrie. Bochumer Gußstahl und Deutsch-Luxemburg haben fast 50% ihres Kurswertes eingebüßt. Gelsenkirchen ist von 137 auf 83, Sarpen von 130 auf 105, Phönix von 104 auf 87, Rhein-Stahl von 114 auf 70, Klöckner-Werke von 100 auf 64, Ilse-Bergbau von 162 auf 86 zurückgegangen. Badische Anilin notierte Anfang Januar 176,2 und heute 108. Auch in der weiterverarbeitenden Industrie sieht es nicht besser aus. Wir haben so ein kleines Bild der in Gang befindlichen Krisis. Mit

solchem Aktienbild kann man die Frage langfristiger Kreditinvestitionen wohl nur schwierig lösen, und es wird eines hohen Maßes von Vertrauen des Auslandes auf deutsche Tüchtigkeit und auf die Zukunft der deutschen Wirtschaft bedürfen, wenn solche Kurseinbrüche nicht zur Kündigung erheblicher Auslandskredite führen. Im besten Fall wird die Risikoprämie, die das Ausland für neue Kapitalinvestitionen verlangt, weiter in dem hohen Zinsfuß stecken, der auch ohne Amortisation den deutschen Kapitalnehmer vor allem in der Industrie so außerordentlich drückt. Es hat deshalb doch schon etwas auf sich, wenn der Reichswirtschaftsminister Dr. Neuhaus vor Wochen darauf hinwies, daß eine erhebliche Herabsetzung des deutschen Diskontsatzes unter Umständen dazu führen könnte, das Kreditangebot des Auslandes zu verringern oder den ausländischen Gläubiger, der anderswo eine höhere Rente erwartet, zu veranlassen, das bei uns investierte Kapital wieder zurückzuziehen.

Wir müssen heute feststellen, daß auch bei den 6 Milliarden hereingenommener Kredite die Kapitalfrage für uns noch keineswegs gelöst ist. Denn die Kredite sind nicht richtig verwendet. Statt mit ihnen unseren Produktionsapparat auf die höchste Stufe der Leistungsfähigkeit zu bringen, die Kredite also im Betrieb zu investieren und damit auf lange Jahre der Produktion nutzbar zu machen, wurden sie verkonsumiert. Wir haben mit den Auslandsgeldern unsere Zahlungsbilanz ausgeglichen, indem wir das Passivsaldo der Handelsbilanz damit bezahlten. Das Auslandsgeld ist also mit anderen Worten in ungeheueren Summen wieder in das Ausland zur Bezahlung unseres Imports zurückgeflossen, und nach dem Konsum dieser Importgüter ist uns lediglich die Schuldenlast geblieben. Damit wird die Frage der künftigen Gestaltung unserer Handelsbilanz noch ernster. Die ersten fünf Monate des laufenden Jahres haben eine Passivität von annähernd 2 Milliarden G.M. gebracht. Geht die Entwicklung so weiter, so werden wir ein Passivsaldo von mindestens 4—5 Milliarden, also fast das Doppelte des Passivsaldo des Jahres 1924, zu verzeichnen haben. Im laufenden Jahr werden wir aber nicht in der Lage sein, neue Auslandskredite lediglich zu dem Zweck hereinzubekommen, das Passivsaldo der Handelsbilanz auszugleichen und damit unsere Zahlungsbilanz zu aktivieren. Das Ergebnis wird dann sein müssen, daß wir entweder den

deutschen Import bis tief in die für unsere Wirtschaft und Lebenshaltung notwendigen Gruppen hinein gedrosselt sehen, weil die Einfuhr nicht bezahlt werden kann oder aber daß die Verschuldung der deutschen Wirtschaft praktisch zu einer Übertragung unseres ganzen Wirtschaftsapparates an den ausländischen Gläubiger führt.

Möglichkeiten zur Drosselung des Import sind zweifellos auf dem Gebiet nicht lebensnotwendiger Einfuhr Güter gegeben. Die Summen, die hier gespart werden können, werden aber angesichts der sonstigen Importnotwendigkeiten nicht ausschlaggebend sein. Schon der notwendige Import an Rohstoffen und an Lebensmitteln dürfte heute genügen, um die Aktivierung unserer Handelsbilanz bei weitestgehender Einschränkung unmöglich erscheinen zu lassen. Hier wirkt sich zum ersten Male mit erschreckender Deutlichkeit das Versailler Diktat, der Verlust wichtiger Rohstoff- und landwirtschaftlicher Überschussgebiete, der Verlust unserer Kolonien aus. Jede zu weit gehende Drosselung des Imports müßte zu Betriebseinschränkungen wichtiger deutscher Industrien, zur erheblichen Einschränkung unseres Ernährungsstandes führen. Die deutsche Landwirtschaft ist heute noch nicht in der Lage, auch nur annähernd den Gebietsverlust infolge des Versailler Diktats durch weitere Intensivierung der Wirtschaft auszugleichen. Auch dieser Ausgleich würde uns nicht der Notwendigkeit erheblichen Imports an Lebensmitteln entheben, wenn wir bedenken, daß wir auch in der Vorkriegszeit für 2,8 Milliarden Mark Lebensmitteleinfuhr im weiteren Sinne gehabt haben. Die Bevölkerungsdichte hat trotz der Kriegsverluste und trotz des Geburtenrückgangs der letzten 10 Jahre um 6,5% auf den qm zugenommen. Rund  $\frac{1}{4}$  des deutschen Volkes ist für seine Ernährung auf den Import ausländischer Waren angewiesen. So sind die Möglichkeiten, die Aktivierung der Handelsbilanz auf der Importseite heute und in absehbarer Zeit zu erreichen, sehr beschränkt.

Auch auf der Exportseite ist das Bild nicht weniger ernst. Unsere Exportmöglichkeiten hängen ja nicht allein von den Entschlüssen der deutschen Wirtschaft, d. h. der deutschen Arbeitgeber und Arbeitnehmer, ab. Die gesamte Weltwirtschaft krankt unter einer Überfetzung des Produktionsapparates. Die Einstellung so ziemlich aller Weltwirtschaftsstaaten auf den Krieg hat zur künstlichen Züchtung von Industrien geführt, an die angesichts des gesicherten Güterauswechsels

der Vorkriegsweltwirtschaft früher niemand dachte. Gleichzeitig suchten die Weltwirtschaftsstaaten durch diese Industriepolitik sich möglichst von der Einfuhr nicht nur aus den Wirtschaftsgebieten der Mittelmächte sondern auch ihrer eigenen Bundesgenossen freizumachen. Nach Kriegsende, als sich schon bei den ersten Zeichen neu beginnenden Weltwirtschaftsverkehrs die Schwierigkeiten in den künstlich herangebildeten Industrien zeigten, verfiel man auf das bequeme Mittel des Hochschußzolls. Selbst wenn also der Verkehrsapparat der Weltwirtschaft vor allem in der Welthandelsflotte heute wieder völlig intakt wäre, würde die Sicherung eines „Jedem das Seine“ gebenden Weltwirtschaftsverkehrs noch nicht möglich sein, weil sich dem natürlichen Ausgleich die unverhältnißmäßig errichteten und aufrecht erhaltenen Zollmauern entgegenstellen.

Auch der deutsche Wirtschaftskörper ist überfetzt. Zwar haben wir uns nicht den Luxus leisten können, Industrien künstlich zu züchten. Die Umstellung der gesamten deutschen Wirtschaft von der Kriegsproduktion in die Friedenswirtschaft ist verhältnismäßig schnell, wenn auch mit schweren Opfern vollzogen worden. Aber niemand hat uns unsere Absatzgebiete der Vorkriegszeit zurückgegeben. Schwere Wunden sind unseren wichtigsten Exportindustrien geschlagen. Der Export von Gütern der Textil- und chemischen Industrie, der sonst über die Hälfte unseres ganzen Exports ausmachte, liegt auf 50% des Vorkriegsstandes. Die Ausfuhr an Fertigwaren ist von 6,8 Milliarden  $\text{GM}$  auf 58,7% des Vorkriegsstandes zurückgegangen, während die Einfuhr ausländischer Fertigwaren nicht mehr allzu erheblich hinter dem Vorkriegsstand zurückbleibt. Das Aktivsaldo unserer Fertigwaren, das vorm Krieg 5 Milliarden oder fast die Hälfte unseres ganzen Exports ausmachte, ist auf 2,8 Milliarden oder fast auf die Hälfte gesunken. Mit diesen Zahlen haben wir das traurige Bild für den deutschen Güterverkehr, wie er durch die Zerrüttung und durch die unnatürliche Gestaltung des derzeitigen Weltmarktes, durch die unverständige Weltwirtschaftspolitik des Auslandes herbeigeführt ist.

Man wird angesichts dieser Feststellungen nicht sagen wollen, daß der Rückgang unserer Exportkraft in erster Linie im Rahmen der deutschen Wirtschaftspolitik selbst gesucht werden muß.

Trotzdem wird man auch hier einmal gründliche Untersuchungen anstellen müssen.

Dem wir haben den Auslandsmarkt nicht lediglich durch die Auslandspolitik verloren. Tagtäglich erweist sich neu, daß wir auch gegebene Exportmöglichkeiten nicht ausnutzen können, weil, wie der Fabrikant und Exporteur behaupten, der deutsche Preis zu hoch ist. Die Frage lautet also, ob wir tatsächlich und warum wir gegebenenfalls zu teuer produzieren. Diese Frage führt auf das Gesamtgebiet unserer derzeitigen deutschen Wirtschaft-, Finanz- und Sozialpolitik. Sie soll heute erneut wieder aufgeworfen werden, ohne daß die Untersuchungen schon in die Einzelheiten bringen.

Wir erinnern an unsere Vorbelastung auf dem Gebiet der Steuern und Frachten, auf Gebieten also, die heute den Reichstag so außerordentlich beschäftigen.

Wir erinnern weiter an die Frage der deutschen Arbeitsbedingungen, sowohl was die Beschaffenheit der Betriebe, wie was den Arbeitswillen, den Willen zur Zusammenarbeit der beiden Wirtschaftsfaktoren Arbeitgeber und Arbeitnehmer und damit die Gestaltung unserer Arbeitsverträge anlangt.

Auf diesem Gebiet kommt der Denkschrift, welche die „Bereinigung der Deutschen Arbeitgeberverbände“ an die Reichsregierung gerichtet und vor kurzem auch der Öffentlichkeit vorgelegt hat, zweifellos erhebliche Bedeutung zu. Die Denkschrift gipfelt nach eingehender Schilderung der Wirtschaftslage und nach lebhafter Kritik der amtlichen wie der gewerkschaftlichen Politik in der Forderung nach einer langfristigen Befriedung der deutschen Wirtschaft auf dem Gebiet des Arbeitsvertrages. Sie betont ausdrücklich daß sie nicht daran denkt, das deutsche Lohnniveau oder die deutschen Arbeitsverhältnisse auf dem Stand, wie sie zurzeit liegen, für alle Zukunft zu belassen. Es wird vielmehr mit Recht darauf hingewiesen, daß notwendige wirtschaftliche Maßnahmen, wie die Beseitigung der Wohnungsmangelswirtschaft und vielleicht je nach der Gestaltung der Weltgetreidelage — auch der geplante Agrarschutzoll, Einwirkungen auf die deutsche Lebenshaltung haben können, an denen in der Zukunft die Lohnpolitik kaum vorübergehen kann. Die Denkschrift stellt nicht die Behauptung auf, daß die deutschen Exportschwierigkeiten eine Folge der derzeitigen Löhne und Arbeitsbedingungen wären. Sie spricht deshalb auch mit keinem Wort von einem Lohnabbau, diesem bequemen, aber heute ebenso gefährlichen Mittel zur Verbilli-

gung der Produktion, und es wäre auch dringend zu wünschen, daß nicht einzelne Arbeitgeberverbände im Lande mit dem gefährlichen Wort „Lohnabbau“ jetzt operieren. Die Arbeitgeberdenkschrift läßt erkennen, daß der Zweck des geforderten langfristigen Friedens, der vielleicht zunächst auf 1 Jahr geschaffen werden könnte, nicht das Festhalten eines unerträglichen Lohn- und Arbeitsstandes, sondern das Bestreben ist, auf der durch den Wirtschaftsfrieden gewonnenen Grundlage erst einmal den Anknüpfungspunkt zu einer weiteren Entwicklung der deutschen Produktions- und Arbeitsbedingungen im Sinne wirtschaftlichen und kulturellen Fortschritts zu gewinnen.

Diese Denkschrift sollte den deutschen Gewerkschaften doch zu denken geben. Und es kann nicht dringend genug davor gewarnt werden, die Antwort auf solche zweifellos beachtlichen Ausführungen der Arbeitgeberseite in dem bisher leider vielfach zu beobachtenden Gewerkschaftsjargon zu geben, der um die Schwierigkeiten der Tatsachen herumgeht und in erster Linie agitieren will, um neue parteipolitische Macht zu sammeln.

Das deutsche Volk sollte sich einmal klar machen, was es heißt, daß alle diese Schwierigkeiten, diese ernststen Krisenerscheinungen schon entstanden sind in dem ersten Jahr der Atempause des Londoner Pakts, in dem Jahr, in dem wir nicht aus Wirtschaftsverträgen, sondern aus der Danesanleihe unsere Reparationsschuld bezahlt hatten. Am 1. September d. J. beginnt das 2. Jahr der Atempause mit der Verpflichtung, zum ersten Mal den Betrag von 1,25 Milliarden RM. aus dem Ertrag der deutschen Wirtschaft zur Verfügung zu stellen. Wenn die deutsche Wirtschaft in der gegenwärtigen Verfassung neben der ungeheueren Steuern- und Zinslast, die sie drückt, einen solchen Reinertrag auch nur annähernd heute zur Verfügung hätte, würden wir diese gewaltigen Zuckungen des Wirtschaftskörpers wohl kaum haben. Angesichts dieser Zuckungen und dieser innerpolitischen Gegensätze, die fast auf eine gewaltsame Auseinandersetzung zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer zu drängen scheinen, werden wir uns doch die Frage vorzulegen haben, ob neben diesen 1,25 Milliarden RM. aus dem Ertrag unserer Wirtschaft wirklich noch eine erhebliche Besserung der derzeitigen Lohn- und Arbeitsbedingungen herausgewirtschaftet werden kann, ganz unabhängig von der anderen nicht minder wichtigen Frage, wo das Geld hergenommen werden soll, um endlich die

Frage der Produktionssteigerung auch von der Seite der Technik usw. zu lösen.

Wer den furchtbaren Ernst dieser Zusammenhänge erkennt, muß zu der Feststellung kommen, daß jede neue Gewaltsamkeit im Wirtschaftsleben, jede neue Revolution zum völligen Zusammenbruch von Wirtschaft, Lebenshaltung und Kultur des deutschen Volkes führen müßte. Mit einer neuen Revolution lassen sich die sogenannten Revolutionserregenschaften des Jahres 1918, die dem deutschen Arbeiter unter den Füßen weggerutscht sind, nicht zurückholen. Sie auf sozialpolitischem Gebiet wieder zu gewinnen, muß unser aller Ziel und Streben sein. Aber nicht mit Revolution, sondern nur durch Evolution, durch eine organische Entwicklung, die ihren Ausgangspunkt in einem wenn auch verkleinerten, so doch innerlich gefestigten Wirtschaftskörper findet, wird sich die Entwicklung anbahnen und vollziehen können, hinter der auch einmal für den deutschen Arbeiter der Achtstundentag liegt.

So mahnt der Ernst der Stunde zu einer neuen Zusammenfassung aller dem Aufbau dienenden deutschen Volksträfte, einer Zusammenfassung, die auch ehrlicher sein muß, als dies die alte Zentralarbeitsgemeinschaft war. Man hat wirklich den Eindruck, als seien nun über diese Fragen bald genug

Untersuchungen und Erörterungen in den beiden Lagern unter sich angestellt, und als wäre es höchste Zeit, daß sich verantwortliche Männer der beiden Seiten zusammensetzen, um eine Verständigung über die in ihrer Mehrheit unantastbaren Tatsachen, über unsere Wirtschaftsgrundlagen und damit über die Voraussetzungen der derzeitigen Not zu erreichen und nach diesem ersten aber entscheidenden Schritt schnellstens in Erwägungen einzutreten, wie von diesen Tatsachen ausgehend eine Lösung zu finden ist. Die Lösung wird, solange Kapitalismus gegen Sozialismus, Internationalismus gegen nationale Wirtschaftsbetrachtung, Materialismus gegen Ethik und Religion stehen, immer nur eine Zwischenlösung sein können. Diese Gegensätze werden sich durch Machtkämpfe der Arbeitgeber und Arbeitnehmer schlechterdings nicht beseitigen lassen. Hier zu helfen wird vielmehr Aufgabe der Wissenschaft sein. Denn es geht ja hier auch um das gewalttätige Ringen von Geisteskräften. Der Wirtschaftler muß mit beiden Füßen auf dem Boden der realen Tatsachen stehen, und dieser Boden ist, wie wir meinen, heute geeignet, zu einer praktischen und friedlichen Lösung unserer innerpolitischen Spannungen zu führen, wenn wir nur alle als Glieder eines Volkes das Wohl des Ganzen im Auge behalten. Solon.

## Politische Rundschau

Frankreich hat es so eingerichtet, daß seine Antwort auf das deutsche Angebot vom Februar nach einer Hinauszögerung von vier Monaten gerade in den Tagen übergeben und bekannt wurde, da die diesjährigen Feste am Rhein ihren Höhepunkt erreichten. Der Reichskanzler bezeichnete am 18. Juni in seiner Rede zu Düsseldorf als Zweck des deutschen Angebotes, daß die Rheinlande davon erlöst werden müßten, daß sie immer wieder, wie es in der Vergangenheit der Fall gewesen sei, als Grenzmark bedrängt und umfochten würden. Die französische Regierung hielt in dem Augenblick das Rezept für die Absicht des Reichskanzlers auf ihre Art schon bereit.

Die französische Note hat zwei Teile. Sie sind nicht räumlich geschieden, sie folgen

nicht aufeinander. Mit vielem Geschick sind sie ineinander verflochten. Der eine verriegelt jede Möglichkeit, über Wünsche und Bedingungen zu verhandeln, die deutscherseits unter dem Schlagwort „Gegenleistungen“ in den vergangenen vier Monaten bei der Aussprache über das Stresemannsche Memorandum laut wurden. Der andere zwingt uns unter mancherlei höflichen Redensarten in den „Rahmen“ der Versailler Bestimmungen hinein und bringt das Kunststück fertig, diesen Rahmen zugleich, wie Briand es schon vor einigen Wochen ankündigte, zu Gunsten Frankreichs zu erweitern. Man hatte bei uns mit dem Optimismus unserer Politiker von der Räumung der Rheinlande im ganzen gesprochen, während die anderen bisher doch noch nicht einmal daran

dachten, den ersten Abschnitt der Rheinlande zu räumen. Frankreich verbietet uns, bei den Verhandlungen darüber zu reden. Stresemann hatte den Anschluß Österreichs in die Debatte geworfen. Frankreich erlaubt uns auch davon nicht zu reden. Man hat in Paris auf alles aufgemerkt, was in unseren Zeitungen stand, und worüber vielleicht auch in Unterhaltungen eine Andeutung hingeworfen wurde. Ehe man mit uns in die Erörterung der Sicherheitsfrage eintritt, hat sich unsere Regierung zu verpflichten, daß sie auf nichts von allem zurückkommt.

Es verhält sich ebenso mit unserer Aufnahme in den Völkerbund. Da haben wir uns an dem einen oder anderen Artikel gestoßen. Man machte uns also mit freundlichen Worten darauf aufmerksam, daß sich bei unseren Akten bereits ein Schreiben vom 13. März 1925 befindet. Wir brauchen es nur noch einmal durchzulesen und werden dann wissen, daß niemand mit uns über unsere Bedenken und Zögerungen zu sprechen beabsichtigt. Wir sollen, ohne uns zu zieren, in den Völkerbund hinein. Es ist der Anfang oder vielmehr die Voraussetzung, die Bedingung jeder Verhandlung mit uns über die Sicherheitsmaßnahmen, die am Rhein gegen uns, aber mit unserer Hilfe getroffen werden sollen.

Auf der Grundlage unserer Teilnahme am Völkerbund will Frankreich dann sein System von Sonderabkommen aufbauen, wofür es seit 1922 in Genf sich einsetzt. Die endliche Veröffentlichung des deutschen Memorandums vom 9. Februar dieses Jahres hat uns darüber belehrt, daß die deutsche Regierung mit ihrem Vorschlag eines Sicherheitsvertrages über den Rhein keineswegs einem neuen Gedanken gegenüber dem Weltfriedensgerichtsgedanken Macdonalds und dem französischen Gedanken der Sonderabkommen den Weg zu ebnen gesucht hat. Ihre völlige Passivität, auch in der Beeinflussung der deutschen Zeitungen, ließ es schon ahnen. Das Memorandum zeigt uns, daß sich unser Auswärtiges Amt im Geiste des Ministeriums Marx an das Genfer Protokoll klammerte, das inzwischen von der öffentlichen Meinung der angelsächsischen Welt längst abgetan war. Die Franzosen hatten es also leicht, die Gelegenheit zu benutzen, um den Angelsachsen gegenüber wieder auf ihr altes Verlangen nach Sonderabkommen zurückzugreifen. Die französische Note sieht ein Sonderabkommen über den Rhein vor, an dem sie unmittelbar Frankreich, Belgien und uns beteiligen will,

und das sie, wenn der Sinn damit richtig wiedergegeben wird, durch England verbürgen zu lassen wünscht. Sie verlangt ein zweites Abkommen über unsere Grenzen gegen die Tschechen und Polen mit diesen beiden Staaten, für das Frankreich anscheinend selber die Bürgschaft übernehmen will. Unser unvorsichtiges Anschneiden der Frage der Ostgrenze hat den Franzosen den Vorwand zu dieser Forderung geliefert. In Verbindung damit sollen wir den Verzicht auf den Anschluß Österreichs beschwören und uns damit abfinden, daß Frankreich durch die entmilitarisierten Rheinlande marschiert, sobald es uns entweder zutraut, wir könnten uns unserem Schwur entgegen doch mit unseren österreichischen Volksgenossen vereinigen oder entgegen dem Abkommen den Tschechen oder Polen etwas zuleibe tun.

Zwei Wochen vor der französischen Antwort auf unser Memorandum ist uns die seit Weihnachten angekündigte Entwaffnungsnote überreicht worden. Die Note und die Antwort gehören zusammen. Neue Zerstörungen unserer Industrie und Abbau aller Einrichtungen unserer Reichswehr, die der Reichswehr noch allenfalls die Bedeutung eines Heeres geben: das ist der wesentliche Inhalt der Entwaffnungsnote. Unser Heerwesen bleibt unter beständiger Aufsicht, nur daß der Völkerbund nach unserem Eintritt in ihn an Stelle unserer Gegner aus dem Kriege die Aufsicht ausüben wird.

Aus den Einzelheiten, die über die Vorbereitung der Entwaffnungsnote und der französischen Antwort in den feindlichen Zeitungen durchsickerten, ist vielleicht noch beachtenswert, daß Briand auf die ursprüngliche Forderung Frankreichs in Versailles nach einer 30jährigen Dauer der Besetzung des Rheinlandes zurückgegriffen hat. Die Forderung dürfte die Karte sein, die er für den Fall des Scheiterns der Verhandlungen mit uns bereit hält. Darüber müssen wir uns klar sein, daß der Rhein besetzt bleibt. Frankreich sitzt am längeren Arm des Hebels, solange die Verhandlungen hin und hergehen. Schlimmer, als es jetzt geschieht, konnte gar nicht gerechtfertigt werden, was an dieser Stelle im vorigen Jahre wieder und wieder gegen die Vorschuß- und Vertrauenspolitik der Regierung Marx-Stresemann in Sachen des Dawes-Gutachtens gesagt wurde. Daß die damalige Regierung nicht den Mut und die Kraft fand, Londoner Abkommen und Rheinlandfragen miteinander zu verbinden, hat den Rhein vollkommen der französischen

Willkür ausgeliefert. Möglichkeiten für die Zukunft zeigen sich uns zurzeit nur darin, daß sich England zwar an der Entwaffnungsnote, aber nicht mehr an der Antwort auf unser Memorandum beteiligt hat. Die englische öffentliche Meinung legt sich sogar in der abfälligen Beurteilung der französischen Antwort bemerkenswert wenig Rücksicht auf. Die Stellung Chamberlains, mit dem Briand bei der Tagung des Völkerbundes in Genf die Note vorbesprochen hat, ist durch sein Entgegenkommen gegen Briand mindestens nicht gestärkt worden. Gewiß bleibt es einstweilen noch dabei, daß die Engländer das französisch-deutsche Verhältnis kritisieren. Sie denken nicht daran, uns gegen Frankreich bei der Weiterführung der Verhandlungen zu stützen. Aber einstweilen dürfte auch schon ihre Kritik uns erlauben, in den Verhandlungen langsam und ohne besonderen Eifer vorzugehen. Alles hängt von der Einschätzung der Weltlage ab.

Anfangs dieses Jahres ließ sich die Gruppierung der weltpolitischen Kräfte eindeutig und klar als Gegensatz der russisch-asiatischen Gruppe und der angelsächsischen Gruppe herausarbeiten. Staatliche Kräfte gegen staatliche Kräfte, Weltmächte gegen Weltmächte! Die letzten Wochen mahnen uns, nicht zu übersehen, wie die staatlichen Kräfte durch den Weltkrieg unter den Druck der Wirtschaftskräfte geraten sind, und welchen Biegungen und Verzerrungen sie dadurch unterliegen. Die bolschewistischen Kräfte decken sich nicht einfach mit den Kräften der russisch-asiatischen Weltmächtsgruppe, und ebenso gehen die kapitalistischen Kräfte nicht schlecht hin mit den Kräften der beiden angelsächsischen Weltmächte einig. Frankreich fühlt sich staatlich, seitdem es am Kriegsende aus dem englischen Netz wieder herauszuweichen vermochte, mehr und mehr zu der russisch-asiatischen Gruppe hingezogen. Wirtschaftlich wird es aber im gleichen Verhältnis immer mehr von der angelsächsischen Gruppe abhängig. Bei der Bedeutung, die ihm wegen seiner militärischen Leistungsfähigkeit zukommt, und bei dem moralischen Gewicht, das ihm der nochmalige Sieg über uns auf dem europäischen Festlande gegeben hat, ist es ein begehrenswerter Bundesgenosse sowohl für die Angelsachsen wie für die Bolschewisten. Am Pfingsten herum meldeten die „Times“, daß zwischen Frankreich und England eine Verständigung erzielt wäre. Wenn Frankreich auf die Hoffnung verzichten müßte, daß der Zinsendienst für die dereinst

an Rußland ausgeliehenen Milliarden der französischen Rentner in absehbarer Zeit wieder aufgenommen würde, hätte Frankreich Hoffnung, daß ihm die Vereinigten Staaten bei der Lösung seiner Schuldenverpflichtungen gegen sie vom Kriege her endlich Entgegenkommen zeigen würden. Da Frankreich offenbar die Klammer zwischen Mostau und Tokio gebildet hat, durch welche die japanische Bourgeoisie und das russische Proletariat notdürftig zusammengebracht wurden, liegt die Vermutung nahe, daß die Angelsachsen durch eine Verständigung mit Frankreich den Druck zu mildern versuchten, der seit dem vorigen Herbst in Ostasien auf ihnen liegt. Sie wären dann mit der Verständigung noch im letzten Augenblicke vor dem Ausbruch der Unruhen in China zu Ranke gekommen.

Die Unruhen in China, die teils bolschewistischen Ursprungs sind, teils dem erregten Nationalgefühl der Chinesen entspringen, müssen zusammengelesen werden mit den Unruhen, die wieder überall in Vorderasien gemeldet werden, und doch wohl auch mit den Kämpfen in Marokko. Wenn die russische Regierung mit einem gewissen Triumphgefühl den Zusammenhang der Unruhen behauptet, so mag sie damit propagandistische Absichten verfolgen. Deshalb brauchen die Unruhen noch nicht im Zusammenhang miteinander zu stehen. Aber auch alle anderen Anzeichen sprechen dafür, daß eine neue breite und starke bolschewistische Welle sowohl die mongolische wie die mohamedanische Welt durchläuft und auch Südosteuropa mitbewegt. Während in Afghanistan die Unruhen fort dauern, erscheint nunmehr auch in Persien die Stellung des Diktators Riza Chan so gut wie untergraben. Die bolschewistische Hand ist schon sichtbar geworden, die Russen haben Einspruch gegen die Versuche der persischen Regierung erhoben, der Finanznot durch ein Abkommen mit den angelsächsischen Erbzölgern abzuwehren. In Indien ist Das, der Führer der autonomen Richtung gestorben, unmittelbar, nachdem er Gandhi den Vorsprung abgewonnen hatte. Zwischen der Türkei und den Engländern hat sich eine neue Schwierigkeit herausgebildet, weil sich die Türken wieder eine Flotte schaffen wollen. In Jugoslawien kann jeder Tag den Wiederaustritt der Radicepartei aus der Kammer bringen. Die Vereinbarungen zwischen den Radiceleuten und der Regierung scheint nicht zu halten. Dabei ist wohl auch mit dem Aus-



scheiden des alten Passiv aus der Politik in naher Zeit zu rechnen. Die Kräfte des greifen Mannes halten nicht mehr stand.

England und Frankreich befinden sich gleichmäßig unter dem Druck der neuen bolschewistischen Welle. Dieser Druck drängt sie zueinander hin. In dem Sichsuchen Chamberlains und Briands wird seine Wirkung deutlich sichtbar. Aber ebenso drängt sie auch der Druck wieder voneinander, der von Mitteleuropa ausgeht. Mag Frankreich militärische Leistungsfähigkeit zur Stunde noch so hoch eingeschätzt werden, für die Austragung des Gegensatzes zwischen den Angelsachsen und der russisch-asiatischen Gruppe ist Mitteleuropa das entscheidende Gebiet. Die Engländer wollen sich diese Sackfrage nicht eingestehen, obwohl sie von so elementarer Bedeutung ist, daß sie sich ihnen, solange es eine pazifistische Frage gibt, d. h. die Frage des Gegensatzes der Angelsachsen zu den Russen und Asiaten, aufdrängt. Der Einfall Chamberlains, des Waters, im Frühjahr 1898, uns von Freitag bis Dienstag innerhalb einer halben Woche zu einem Bündnis mit England gegen Rußland zwingen zu wollen, war weiter nichts als die erste Ausstrahlung des Druckes, der von Mitteleuropa auf den angelsächsisch-asiatischen Gegensatz ausgeübt wird. Mit Drohungen ist dabei für die Angelsachsen ebensowenig etwas zu erreichen, wie sie sich in Frankreich einen Ersatz zu schaffen vermögen. Es gehört zu den wichtigsten Zeichen dafür, daß die englische Macht unauffällig nach niederwärtsgeht, wie sich die englischen Staatsmänner über die Grundtatsachen des Fortbestandes Englands hinwegreden. Vielleicht daß die Amerikaner, an die die Führung der angelsächsischen Politik übergeht, noch beizzeiten einsichtig werden. Es hängt davon ab, ob sie Männer der Wirtschaft bleiben oder Politiker werden. Noch sehen auch die Eüchtigeren unter ihnen die mitteleuropäischen Dinge meist mit englischen Augen an. Man sollte es nicht für möglich halten, daß ein Mann wie George Harvey, der frühere amerikanische Botschafter in London die ganze mitteleuropäische Frage nur für eine Frage der Grenzziehung in Oberschlesien ansieht. Wenn Lloyd George nicht gebuldet hätte, daß Briand 1921 einen Teil Oberschlesiens Polen zuschob, so würden nach Harveys Meinung die französisch-deutschen Beziehungen leicht geordnet werden können. Das törichte Wort von dem zweiten Elsaß-Lothringen, das bei uns im Hinblick auf Oberschlesien seinerzeit fiel, dient dem

Amerikaner zur Begründung seiner Meinung.

Einstweilen liegt Mitteleuropa teils in der Starre, teils in Krämpfen. Der böse Geist Österreichs, sein Außenminister Mataja, reißt ruhelos zwischen den Hauptstädten der Mächte umher, die den Staat der Habsburger zerstörten. Er bietet sein Land und seine Volksgenossen als Preis dafür an, wenn Wien wirtschaftlich beigesprungen wird. In Belgien hat die jährliche Ministerkrisis dieses Mal zwei Monate gedauert. Sie ist dadurch gelöst worden, daß die drei Parteien, die in Belgien in Feindschaft miteinander leben, die gemeinsame Bildung des Ministeriums beschlossen, weil sie keinen Ausweg aus den Schwierigkeiten sahen. Fünf Katholiken, fünf Sozialisten, zwei oder drei Liberale wollen als Minister versuchen, ob sie von Tag zu Tag ihre Parteien zu einem gewissen Einvernehmen bringen können. Sie unternehmen damit unter dem Vorstoß Doulllets ein Penelopewerk.

Polen lebt in beständiger innerer Krisis dahin. Die Erleichterung seiner auswärtigen Lage hat offenbar dem Parteizwist im Inneren nur wieder größeren Raum verschafft. Was nachträglich über Polens Aufnahme durch den Kleinen Verband in Bukarest bekannt geworden ist, zwingt zu einigen Vorbehalten gegenüber den lezt hin an dieser Stelle gemachten Ausführungen, daß Polen für den Eintritt in den Kleinen Verband reif sei. Auch im Bereich der Randstaaten haben sich die Pulliken schon wieder verschoben. Lettland und Estland stehen in Verhandlungen mit Litauen, dürften also auch wieder um einige Schritte weiter von Polen abgerückt sein. Dafür hat Polen bei der Tagung des Völkerbundesrates die gewohnte Unterstützung im Völkerbunde Danzig gegenüber aufs neue erhalten. Die Weisheit der Richter im Haag hatte Polen ein Postrecht im Danziger Hafengebiet zugestanden. Die Abgrenzung dieses Hafengebietes blieb dem Völkerbunde anheimgestellt. Polen nimmt ganz Danzig als Hafengebiet in Anspruch. Der Völkerbundsrat hat seine Aufsehung dazu bis zur Tagung des Völkerbundes selbst im Herbst hinausgeschoben.

Mit welcher französischen Regierung werden wir die Verhandlungen über den Völkerbund und die Sonderabkommen fortzuführen haben? Die Unruhe, die überall in Mitteleuropa wahrzunehmen ist, wirkt sich auch in Frankreich aus. Die marokkanischen Kämpfe haben einem großen Teil der Sozia-

listen in Frankreich die Sicherheit genommen, ob sie das Ministerium Painlevé-Briand-Caillaux unterstützen können. Das Ministerium hat über den Marokkokampfen freilich zunächst sogar seine Mehrheit vergrößert. Die Rechte hat ihre Opposition aufgegeben. Aber die Verbreiterung der Mehrheit kommt nicht auf eine Stärkung der Mehrheit hinaus. Hier ist immer wieder betont worden, daß

wir die Wandlungen nicht außer acht lassen dürfen, die sich in der Stimmung des französischen Volkes vollziehen. Kolonialkriege sind in Frankreich noch weniger volkstümlich als lange währende europäische Kriege. Aber wenn wir schon von der Schwäche der französischen Regierung sprechen dürfen, wie steht es um die Haltbarkeit unserer eigenen Regierung?  
Pertinacior.

## Literarische Notizen

**Ein fremder Mensch. — Der Alt Geremus.** Von Philipp Langmann. Wien. Nikola-Verlag.

Der vor zwei Jahren verstorbene österreichische Dichter Philipp Langmann wurde durch sein Streikdrama „Barthel Turaxer“ bekannt. Dieses Schauspiel hatte aber zunächst beträchtliche Zeit in der Kanzelei des Hofburgtheaters lagern müssen, bis man sich endlich aus Anlaß des Triumphes von Hauptmanns „Webern“ seiner erinnerte und es aufzuführen geruhte. Nun kam wohl ein Erfolg, doch kein unbefristeter, denn die Neuheit des Vorwurfs war durch das Erscheinen der später geschriebenen „Weber“ zerstört worden. Auch sonst ist es dem Dichter obgleich er noch Vielfältiges schuf, niemals erglückt, eine große äußere Wirkung zu erringen. Und das ist sehr schade, denn Langmann hatte erstaunlich originale Einfälle, um die ihn manch hoch gerühmter Poet beneiden könnte. Die Sammelbände „Ein fremder Mensch“ und „Der Alt Geremus“, die, aus älteren und neuen Arbeiten gemischt, kürzlich im Nikola-Verlage herauskamen, enthalten ein paar Geschichten von jener besonderen Prägung. Da ist z. B. ein gewisser Oberhoff (in der gleichnamigen Novelle), Zeichner von Beruf und ein guter Kerl, aber so schlaff und haltlos, daß er durch die Umstände verführt, allerlei wenig schöne Dinge begeht und schließlich sogar in den Verdacht kommt, seinen Freund und Mäcen ermordet zu haben. Vor Gericht gibt nun Oberhoff die Schuld ohne weiteres zu, denn er ist ja ein guter Kerl, hat die Unmoralitäten, denen er doch nicht widerstehen kann, gründlich satt und will jetzt, da er der eigenen Tapferkeit mißtraut, das verfehlte Leben durch die sichere Hand des Henkers beenden. Aber einer der Richter durchschaut ihn, und weil Oberhoff standhaft seine Unschuld leugnet, auch alle Beweise für die Tat sprechen, versucht der tüge Mann ein äußerstes Mittel und schießt

in der Nacht vor der Urteilsvollstreckung dem Delinquenten den Henker auf den Leib, daß er die Wahrheit erforsche. Selbiger nennt sich Biergans und ist ein Filou und Großmaul, hat jedoch die seinem Amte wenig zuträgliche Eigenschaft, kein Blut sehen zu können. Nur dem Umstand, daß schon seit Jahren nicht die winzigste Hinrichtung im Städtchen benötigt wurde, verdankt Biergans, nachdem er mancherlei Entgleisungen in anderen Berufen erdulden mußte, den friedlichen Genuß des Rentiersoldes. Und nun kommt der verrückte Oberhoff und will sich durchaus von ihm löpfen lassen. Biergans ist empört über diese Zumutung, und als der treffliche Herr Rat, der als einziger den verborgenen Makel seines Scharfrichters kennt, ihn vor die Entscheidung stellt: „entwerde bringst du die Wahrheit an den Tag oder du verlierst dein Amt“, geht der Possenreißer zornig mit dem Henkerschmaus und dem Beil, das er in einem alten Violinkasten versteckt hat, des Nachts zu Oberhoff und foltert ihn so lange durch zynisch freche Reden und schamloses Befasten des Nackens (denn er muß doch wissen, wo er ihn morgen treffen soll), bis jener vor Grausen seine Unschuld gesteht. Und der heilsame Schrecken wirkt so stark, daß der zerrüttete Mensch nach dem Freispruch ein neues erträgliches Dasein beginnen kann. Die Kerkerzene zwischen Biergans und seinem Opfer ist mit gespenstischer Eindringlichkeit und zugleich mit tiefem überlegenem Humor gestaltet, und man dürfte wohl in der modernen Novellistik nicht allzu viel Stückchen von solcher Originalität finden. Auch die übrigen Geschichten, von denen ich „Der Kurier des Prinzen Eugen“, „Ein fremder Mensch“ und „Alegis von Korinth“ noch besonders nennen möchte, enthalten viel Schönes und Eigenartiges. Allerdings (und das ist wiederum schade) sind diese prächtigen Novellen oft in einem etwas lotterigen Deutsch geschrieben, auch

ist manchmal die Gesamtwirkung durch allzu großen Reichtum an Details gefährdet. Langmann mußte um des Brotes willen das geplagte Dasein eines kleinen Beamten auf sich nehmen und hatte wohl nicht immer die Zeit, seinen vielfältigen Stoffen, die ihn raslos bedrängt haben mögen, eine ganz geschlossene Kunstform zu geben.

Erich Kramer.

**Die Gewerkschaften.** Von Alphons Nobel. Gotha, Flambergverlag.

Der Verfasser dieser Schrift über die deutschen Gewerkschaften ist unsern Lesern durch seinen Aufsatz über das gleiche Thema im Februarheft bekannt. Das Buch schildert das Werden der deutschen Gewerkschaftsbewegung, die Ursachen ihrer Dreiteilung und, mit besonderer Betonung, die Herausbildung der Führerschaft. Eine der Bewegungen, die der Bergarbeiter, ist herausgehoben und bis in anschauliche Einzelheiten dargestellt. Dieses, das lebendigste Kapitel des Buches, liest sich überaus spannend; besser kann man wohl nicht in das Wesentliche der deutschen Gewerkschaftsbewegung eingeführt werden. Das verdient hervorgehoben zu werden, denn es gibt eine Anzahl Schriften über das deutsche Gewerkschaftswesen, aber sie sind meist allzugründlich und langatmig, um lesbar zu sein. Die Schrift Nobels ist für den aufmerksamen Leser mehr als eine handliche Geschichte der Gewerkschaften. Sie macht eine Wertung dieser großen Bewegung möglich. Nicht nur in der Vergangenheit, sondern auch für die Zukunft. Und das Wissen darum brauchen wir, um die richtige Lösung der deutschen Zukunft mit ihrem noch so vielen Unbekannten zu finden. Befremdlich aber wirkt die Aufmachung, welche der Verlag dem Buch gegeben hat. Es erscheint in einer von Wiedenfeld herausgegebenen Reihe: Die deutsche Wirtschaft und ihre Führer. Aber vergeblich sucht man auf den Umschlagseiten den Namen des Verfassers — man findet nur Wiedenfeld. Diese übergroße Bescheidenheit des Verfassers bedeutet eine Irreführung des Lesers, denn man muß nach der Aufmachung annehmen, daß Wiedenfeld und nicht Nobel dies ausgezeichnete Büchlein geschrieben hat.

P. W.

**Auguste Renoir.** Von Ambroise Vollard. Mit 35 Abbildungen. — **Degas.** Von Ambroise Vollard. Mit 32 Lichtdrucktafeln. Berlin 1925, Bruno Cassirer.

Ambroise Vollard, Kunsthändler und Kunstenthusiast, kaufte und sammelte die Werke der impressionistischen Meister zu einer Zeit, da sie noch deutlich im großen Banne und tief in der Schätzung des Publikums und der Käufer standen, lernte dabei die Künstler selbst kennen und gibt nun hier

von zweien der bedeutendsten unter ihnen Schilderungen, die sich an Reiz und Originalität seinem früher hier angezeigten Buche über Cézanne würdig anschließen. Ich sage „Schilderungen“, denn Biographien sind diese prächtigen Bücher nicht und wollen sie nicht sein. Sondern Vollard erzählt von seinen Begegnungen mit den Meistern, berichtet seine Unterhaltungen mit ihnen, schiebt dann wohl einen kurzen Abriss ihres Lebensganges ein, gibt ein paar Anekdoten zum besten — er scheut keine Abschweifung; er schreibt nie Buchsprache, sondern bleibt immer der lebendige Plauderer, der in gemütlischem Kreise seine alten Erinnerungen austramt, und er plaudert so anspruchslos und daher so geistreich, so unschuldig-behaglich und daher so schalkhaft-ironisch, daß man einmal nach so vielem Elendem, das man an und mit der Nation jenseits des Rheins hat erleben müssen und noch täglich erlebt, erfreut anerkennen darf: hier ist gute gallische Art. Das Ergebnis ist ein vollrundes Bild der Persönlichkeiten, wie sie lebten und lebten, ihrer Lebensgewohnheiten, ihrer Sprechweise, ihrer Ideen, ihrer Schaffensart: hier der gerade, rebliche, natürliche Renoir, eine breite Künstlernatur aus dem Vollen, die keine andere Leidenschaft kannte als die zu malen, dort der aristokratische, mißtrauische, wunderliche, aber durch und durch noble Degas, über dessen Gestalt ein Schatten von Tragik liegt. Und wie vielerlei reizende Dinge fallen da nicht noch nebenbei ab, als da sind die Künstlerurteile von erfrischender Verbtheit (wertvolle Bekenntnisse zur Selbstcharakteristik), die pikanten Beiträge zur Psychologie des Publikums, der Sammler und der Käufer und — last, but not least — die köstliche Schilderung des Besuchs des Robins bei Renoir, in der von dem Meister der Bildnererei und der Reklame einmal ein ganz unrefuschiertes Ronterfei gegeben wird. Mit einem Worte: diese beiden Bücher sind wirklich „erlebte“ Bücher, und ganz abzusehen von ihrem Werte für die Persönlichkeiten Renoirs und Degas' ist aus ihnen über Künstlerwesen und Künstlerschaffen mehr zu gewinnen, als aus einem Duzend philosophisch überschraubter, gewalttätig steifmünniger Monographien, die sich als reinste Wissenschaft geben.

**Bildwerte Westfalens.** Von Hermann Beeken. Mit 80 Abbildungen. Bonn 1923, Friedrich Cohen.

Eine willkommene und glückliche Veröffentlichung in dem beliebtesten Stile volkstümlicher Bildwerke: sauber ausgeführte und gut ausgewählte Abbildungen und eine klar und kurz unterrichtende Einleitung. Diese zeichnet sich vorteilhaft dadurch aus, daß sie die in dergleichen Büchern oft störende Überschwenglichkeit vermeidet; sie ist

auf dem richtigen Grundgedanken aufgebaut, daß Westfalens Bildwerke — deren Reihe hier bis ins 16. Jahrhundert hinein verfolgt ist — nur zum kleineren Teile als westfälische Stammesleistung anzusprechen sind: „Westfalen hat des Fernen, wie es scheint, immer bedurft.“ Mit Besonnenheit wird Erscheinung und Wesen des westfälischen Menschen in der Bildnerei der Landschaft herausgeschält, wie es zuerst im 13. Jahrhundert anklingt, dann in der Kunst des 15. Jahrhunderts sich stärker ausbreitet und im Anfange des 16. Jahrhunderts in dem „Meister von Osnabrück“ und dem Schöpfer einiger der am Münsterer Kreuztore gefundenen Figuren sich in künstlerischen Großleistungen verdichtet, bei denen es freilich auch zweifelhaft bleibt, ob sie dem weiteren Kreise des niederdeutschen oder dem engeren des westfälischen Volkstumes anzusprechen sind. Aber gerade in Aufnahme und Ablehnung, in Abhängigkeit und Selbständigkeit spricht sich der Stammescharakter lehrreich aus, und die Tafeln bekunden in ausdrucksvoller Weise, welchen Reichtum an töstlichen Schöpfungen der Bildnerei Westfalen land besitzt.

**Alt-Dresden.** Herausgegeben von Paul Goldhardt. Dresden, Wolfgang Jesh.

Auf 68 schönen Tafeln sind Dresdenser Bau- und Bildwerke wiedergegeben; die Architektur hat durchaus die Führung. Die Anordnung scheint topographisch bestimmt zu sein. Die Denkmäler gehen bis ins Mittelalter zurück (Sofienkirche aus dem 13. Jahrhundert), aber der Schwerpunkt liegt, wie natürlich, auf dem 18. Jahrhundert, dem großen Jahrhundert Dresdens, als Pöppelmann und Bähr, Chavert und Longuelune, Knöffel und Krubschius hier bauten, Permoser und Corradini als Bildhauer wirkten, der Zwinger, die Hofkirche, die Frauenkirche, die vornehmen Stadtpaläste, die Neustadt entstanden und Dresden sich zum „Elsflorenz“ entwickelte. Dieser Zeitraum ist es, der Dresden als Kunststadt das Gepräge aufgedrückt hat und ihm den Rang eines Juwels der deutschen Barock- und Rokoko-Kunst sichert. Die Goldhardtsche Veröffentlichung läßt diesen Charakter wirkungsvoll hervortreten; manches, was man erwartete, vermißt man, wird aber dafür durch gute Wiedergaben seltener abgebildeter Werke entschädigt, und man legt das Buch schließlich mit der Überzeugung aus der Hand, daß es ein würdiges Denkmal einer der herrlichsten deutschen Stadtschöpfungen bildet. tr.

**Zur Kunst Bluff.** Das unvermeidliche Buch eines Weltreisenden. Von Martin Härlmann. Zürich-Leipzig, Grethlein u. Co.

Mit Unwillen überfliegt man die ersten Seiten dieses Buches und denkt, es wäre

besser gewesen, wenn es hätte vermieden werden können, denn es beginnt mit einem überschwenglichen Lob auf Paris. Aber schon auf der nächsten Seite fügt der Verfasser seine Stellungnahme zu Berlin ein, und daher klappt man das Buch nicht zu, sondern liest etwas neugieriger weiter, was es wohl noch bringen könnte, und je weiter man liest, desto interessierter wird man.

Der Verfasser bringt nicht die üblichen Beschreibungen dieser oder jener fernen Länder und Städte, er macht auch nicht viel Aufhebens von seinen Reiseerlebnissen, denn er ist ein weltreisender Lyriker, der aber mit suchender Seele um unsere Erde fährt. Er sieht die Länder und Völker mit offenen Augen, legt aber zu ihrer Beurteilung nicht den internationalen Maßstab der Wirtschaft, der Politik oder der Wissenschaft an, sondern versucht aus dem Gesehenen und Erfühlten heraus den geistigen Urgrund der verschiedenen Kulturen zu erfassen und ihm nahe zu kommen. Seine lyrische Weichheit sucht er hinter einem nicht geistreich sein wollendem Sarkasmus zu verbergen, aber an Orten, an denen seine Seele mit der Landschaft und mit dem Volke mitschwingt, kommt sie doch unverhüllt und recht schön zum Ausdruck.

Sein Weg führt ihn in drei großen Hauptstationen um die Erde. Ägypten ist die erste Station. Als Repräsentanten der alt-ägyptischen Kultur nimmt er die Pharaonen, und unter diesen besonders Tut-ench-Amun, dessen erste Silbe auch als erste des Buchtitels gewählt wurde. Die Kultur des Pharaonenreiches ist ihm eine Kultur des Größenwahnsinns. Das Volk ist nur dazu da, um die Ewigkeitsdenkmäler für diesen Einen, den Großen, den Pharaon zu erbauen.

Indien wird nur berührt, und Java ziemlich kurz als das Land des Volkes behandelt, dessen Bestimmung das Sein ist, und das dieses Sein zu einer hohen Kultur entwickelte, die, soweit sie nicht zum Teil noch im Volke lebt, nur in alten architektonischen Resten, die durch Ausgrabungen freigelegt wurden, erkenntlich ist.

Aber dann kommt China, das Land des Laotse und vor allem des Konfuzius, dessen abgekürzter Name als Kung ebenfalls im Buchtitel auftritt. Hier findet er alles, was zu einer Kultur gehört. Land, Volk, Leben, Sitten, alles ist zu einer großen Einheit verschmolzen. Die Weisheit des Laotse wird als Staats- und Morallehre durch Kung volksgerecht gemacht und trägt dieses ungeheure Reich über zwei Jahrtausende hinweg bis auf den heutigen Tag. Infolge des Eingehens dieser großen Lehre bis in die kleinsten Teile des Volkes überwindet China alle Wirren, die im Laufe dieser Zeitspanne über es hinwegrollen. Nur für die Gegenwart bleibt der Verfasser skeptisch und weiß nicht, ob es auch die heutigen Wirren, sowohl

die von innen, als auch die von außen kommenden überwinden wird. Besonders den letzten gegenüber, die er mit Amerikantismus bezeichnet, ist er unsicher und weiß ihre Stärke nicht abzuschätzen. China aber ist ihm zum idealen Vorbilde für das Leben eines Kulturvolkes geworden.

Sein Weg führt ihn weiter über Korea nach Japan, das nicht so viel Anerkennung findet, und über Honolulu nach den Vereinigten Staaten. Über diese giebt er die volle Schale des Hasses seiner nach Kulturleben dürstenden Seele aus und findet für ihr zivilisiertes Vegetieren nur noch den Ausdruck „Bluff“.

Das Buch ist, wie der Verfasser selbst sagt, eigenwillig geschrieben. Er sucht alles Geistreiche, alles Materielle zu vermeiden und nur aus dem Geschauten und Empfundnen heraus ein Bild von der Welt zu geben. Ganz gelingt ihm das nicht, denn zuweilen kommt man in Versuchung auch seine Meinung oder Ausdrucksweise als Bluff anzusehen. Nach dem Lesen des Buches kann man sich des Eindruckes nicht erwehren, daß hier ein gescheiter Mann um die Erde gereist ist, der es ablehnt geistreich sein zu wollen, ohne es jedoch ganz zu erreichen, der sich heiß bemüht hat unsere schöne Erde einmal mit anderen Augen zu sehen, dessen Blickfeld aber doch ein spezifisch ästhetisch-pazifisch-demokratisches und daher einseitiges ist. China ist mit seiner tausendjährigen Volkskultur ist ihm zur großen Lehrmeisterin geworden. In seinem Schlußwort stellt er die Forderung nach in der eigenen Volksgemeinschaft gelebter Kultur und darüber hinaus die Forderung nach einem alle Menschen umfassenden Kulturbegriff der Humanität.

Hans Christoph.

**Will: Wolfradt, Caspar David Friedrich und die Landschaft der Romantik.** Mit 93 Abbildungen. Berlin 1924, Mauritius-Verlag.

Seit der norwegische Kunsthistoriker Andreas Aubert aus seinen langjährigen, mit unermüdblicher Hingabe betriebenen Vorarbeiten zu einer Biographie Caspar David Friedrichs — dessen Wiederentdeckung in erster Linie sein Verdienst bildet — durch vorzeitigen Tod herausgerissen wurde, ist die Aufgabe liegen geblieben, doch hat Einzelrecherche manche wertvolle Aufklärung und Bereicherung gebracht. Wie nun Wolfradt die Aufgabe aufnimmt, ist sie auf eine andere Ebene übertragen, insofern er darauf verzichtet hat, sie auf der Untermauerung solider biographischer Darstellung aufzubauen. So ist Friedrichs Stellung in seiner heimatlichen Um- und Familienwelt (auf die Aubert in seinem — unveröffentlichten — Eingangs-

kapitel sehr liebevoll eingegangen war) nicht behandelt; die Kopenhagener Lehrjahre bleiben auch jetzt noch eine terra incognita; der äußere Lebensgang des Künstlers ist nur in großen Umrissen gezeichnet; sein Verhältnis zu Zeitgenossen wie Runge, Goethe, Dahl, Carus wird nicht näher untersucht, und — was besonders empfindlich ist — in der chronologischen Ordnung seiner Werke sind nur einzelne Fortschritte erzielt. Wolfradt hat seine Arbeit ganz auf die Erfassung des geistig-seelischen Wesens Friedrichs, auf die Bestimmung der Natur und der Ausprägungsformen seines romantischen Lebens- und Landschaftsgefühles eingestellt, und in diesem Umkreise liegt seine positive Leistung. Das Schwergewicht ist durchaus in der Zergliederung und Deutung der Schöpfungen Friedrichs zu suchen, die Wolfradt mit gespanntem Aufmerken und starker Einfühlungskraft durchgeführt und woraus er in fortschreitender Entwicklung ein reich entfaltetes und in allem Wesentlichen sicherlich das Richtige treffende Bild der Form des Meisters aufgebaut hat. Den Kern seines romantischen Landschaftsgefühles erblickt er darin, daß alle Elemente der Darstellung in eine solche Art innerer Verbundenheit miteinander gebracht werden, daß sie zu Symbolen des Werdens, Seins und Vergehens selbst werden: Die Eingellandschaft deutet über sich hinaus auf ein Höheres, Allgemeines, Unendliches. Das wird an der Besprechung seiner Motive, seines Ethos, seiner Behandlung von Licht und Farbe unter glücklicher Verwertung der romantischen Literatur überzeugend, oft mit Feinheit durchgeführt und durch die Abgrenzung der Bestimmung Friedrichs gegen Kunstfälschungen, wie Ruysdael, Claude Lorrain, die ostasiatische Landschaft, Blechen wirksam gestützt. Nimmt man hinzu, daß der Abbildungsstoff des Wertes die Schöpfungen Friedrichs in bisher nicht erreichter Vollständigkeit mitteilt, so darf man es wohl, wennschon nicht als das Buch über Friedrich, so doch jedenfalls als einen wirklich wertvollen Beitrag zur Erkenntnis seiner künstlerischen Persönlichkeit willkommen heißen. Schade, daß die Freude an dem Buche durch Wolfradts Vortrag empfindlich getrübt wird. Sein Stil ist, wie leider bei vielen jüngeren Kunsthistorikern, verunstaltet und verschraubt, teils durch ein übersteigertes Bemühen um Bildlichkeit des Ausdrucks, teils durch den reichen Gebrauch einer philosophischen Kunstsprache, die oft das Einfache auf Stelzen stellt und verunklarend wirkt. Es gelingt ihm wohl manche gute Formulierung, aber im ganzen vermag er es nicht, seinen Gedanken die klassische Form vollendeter Durchsichtigkeit und sprachlichen Ebenmaßes zu geben. U. Dr.

## Literarische Neuigkeiten

Von Neuigkeiten, welche der Schriftleitung bis zum 15. des Monats zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

- Harmfen.** — Veröffentlichungen aus dem Gebiete der Medizinalverwaltung von Dr. med. Hans Harmfen. 67 S. Berlin 1925, Schoes.
- Hartmann.** — Auf der Sehnfucht Schwirgen. Gedichte von Guido Hartmann. 45 S. Nürnberg, Carl Koch.
- Haushofer.** — Geopolitik des Pazifischen Ozeans. Studien über die Wechselbeziehungen zwischen Geographie und Geschichte von Dr. Karl Haushofer. 452 S. Berlin 1924, Kurt Vowinkel.
- Hebel.** — Schelmen-, Scherz- und Juden-geschichten. Aus dem Schatzkästlein des Rheinischen Hausfreundes von Johann Peter Hebel. 63 S. Zürich 1925, Drell Fühlil.
- Hedin.** — Mein Bruder Sven von Alma Hedin. 420 S. Leipzig 1925, Brockhaus.
- — Offendowski und die Wahrheit von Sven Hedin. 111 S. Leipzig 1925, Brockhaus.
- Heines Werke.** Herausgegeben von Ernst Eifler. 4 Bände. Leipzig, Bibliographisches Institut.
- Hellpach.** — Die Wesensgestalt der deutschen Schule von Dr. Dr. Willy Hellpach. 175 S. Leipzig 1925, Quelle & Meyer.
- Herber.** — Almanach 1925. 95 S. Freiburg i. Br. 1925, Herber & Co.
- Herzog.** — Bergfahrten in Südbamerita von Theodor Herzog. 12 Kupferstichdrucke, 32 Kunstdrucktafeln. 210 S. Stuttgart 1925, Strecker & Schröder. (7,50 M.)
- Hillebrand.** — Abendbländische Bildung von Karl Hillebrand. 187 S. München, Albert Langen.
- Hirsch.** — Konstruktive oder organisatorische Ethik. Heft 1. Der Weg zur neuen Gemeinschaft von Maxim. Hirsch. 61 S. Leipzig 1918, Otto Hillmann.
- — Das Problem der Vernunft Herrschaft. 1. Vortrag. Einführung, Grundlegende Prinzipien. 2. Vortrag. Die Gefühlsfrage und ihre Behandlung. 3. und 4. Vortrag. Die Wichtigkeit der Luft. 5. Vortrag. Das höchste Lebensziel. Von Max. Hirsch. Leipzig 1922/23, Otto Hillmann.
- Hölscher.** — Das Buch vom Rhein. Eine Schilderung des Rheinstromes und seiner Ufer von den Quellen bis zum Meere unter besonderer Berücksichtigung seiner 2000-jährigen Geschichte von Georg Hölscher. 384 S. 215 Abb. Köln a. Rh. 1924, Housch & Beschelt.
- Hoewer, Eugen.** — Die Sitte der Sonnenwende von Eugen Hoewer. 23 S. Leipzig, Vieweg.
- Holborn.** — Aufzeichnungen und Erinnerungen aus dem Leben des Botschafters Jos. Maria von Radowiz von Hajo Holborn. 2 Bb. 380 S. u. 339 S. Stuttgart 1925, Deutsche Verlags-Anstalt.
- — Bismarcks Europäische Politik zu Beginn der siebziger Jahre und die Mission Radowiz von Hajo Holborn. 148 S. Berlin 1925, Deutsche Verlagsgesellschaft für Politik und Geschichte.
- Horaz.** — Carmina. Oden von A. Horatius Flaccus. Lateinisch und Deutsch. Nach den Übertragungen von Theodor Kayser und F. D. Freiherrn von Nordenflicht, bearb. von Franz Burger. 145 S. München 1923, Ernst Heimeran.
- Horn.** — Der heilige Kaver. Roman von Hermann Horn. 296 S. Berlin 1920, Egon Fleischel & Co.
- — Tage um ein Schloß. Roman von Hermann Horn. 137 S. Berlin 1921, Egon Fleischel & Co.
- — Meer und Matrosen. Roman von Hermann Horn. 212 S. Stuttgart 1922, Deutsche Verlagsanstalt.
- — Der junge Ringseifen. Roman von Hermann Horn. 380 S. Stuttgart 1924, Deutsche Verlagsanstalt.
- Härlimann, Martin.** — Tut Rung Bluff. 279 S. Zürich 1924, Grethlein & Co.
- Hunnus.** — Mein Weg zur Kunst von Monika Hunnus. 353 S. Heilbronn 1925, Eugen Salzer. (4,— M., geb. 5,80 M.)
- Jaeger.** — Die deutsch-polnische Grenze. Erörterungen über Probleme der Grenzziehung. 24 S. Sonderabdruck aus der Zeitschrift für Erdkunde zu Berlin. Jahrg. 1924, Nr. 8/10.
- Jherott-Buchholz.** — Der Kunstpfister von St. Katharinen von B. Jherott-Buchholz. 204 S. Brandenburg a. Savel, S. Wieffle.
- Kaspar.** — Aufklang. Gedichte von Heinrich Kaspar. 30 S. Zweibrücken 1924, Zweibrücker Druckerei. (1,50 M.).
- Kaufmann.** — Rheinische Tausendjahrfeier von Dr. Paul Kaufmann. 31 S. Berlin 1925, Reimar Hobbing.
- Keller.** — Die drei gerechten Kammmacher von Gottfried Keller. 56 S. Freiburg i. Br. 1924, Herber & Co. (—50 M.).
- — Kleider machen Leute von Gottfried Keller. 58 S. Freiburg i. Br. 1924, Herber & Co. (—50 M.).
- — Pantrag der Schmoller von Gottfried Keller. 66 S. Freiburg i. Br. 1924, Herber & Co. (—60 M.).

- Keller.** — Der Landvogt von Ostfensee von Gottfried Keller. 118 S. Freiburg i. Br. 1925, Herber & Co. (1,— M.).
- Ketteler.** — Wilhelm Emmanuel von Kettlers Schriften, ausgewählt und zusammengestellt von Johannes Mumbauer. 3 Bd. Rempten 1924, Kösel und Pustet.
- Klitschewski.** — Geschichte Rußlands von W. Klitschewski. 405 S. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.
- Knobelsdorff.** — Unter Zuchthäuslern und Kavaliereu. Russische Gestalten und Ertentnisse von Viktor von Knobelsdorff. 335 S. Stuttgart, Robert Luz.
- Köhler.** — Das Haus der Funkindustrie. Ein Beitrag zum Wiederaufbau der deutschen Wirtschaft von Erich Köhler. 39 S. Berlin 1925, Deutsche Verlags-Aktien-gesellschaft.
- Kohlrausch.** — Deutsche Denkstätten in Italien von Robert Kohlrausch. 3. Teil. 319 S. Stuttgart, Robert Luz.
- Köster.** — Die deutsche Literatur der Aufklärungszeit von Albert Köster. 291 S. Heidelberg 1925, Carl Winter. (10,— M., geb. 12,— M.)
- Koser.** — Friedrich der Große von Reinhold Koser. 542 S. Stuttgart 1925, Cotta.
- Krammer.** — Die Wiedergeburt durch Lagarde von Mario Krammer. Eine Auswahl und Würdigung. 231 S. Gotha-Stuttgart 1925, Friedr. Andreas Perthes u. G.
- Kreuz.** — Evas Rutschbahn. Böse Geschichten von Rudolf Jeremias Kreuz. 160 S. Berlin 1924, Dr. Eysler & Co.
- Kroll.** — Freundschaft und Anabenliebe von Wilhelm Kroll. 39 S. München 1924, Ernst Heimeran. (0,50 M.)
- Krüger-Westend.** — Gestaltung des Gefühls, literarischer Vortrag von Hermann Krüger-Westend. 27 S. Altona-Elbe 1925, Adolff.
- Lange.** — Harzbuch von Carl Lange. 43 S. Berlin, Stille.
- Lawrence.** — Söhne und Liebhaber von Dr. H. Lawrence. 631 S. Leipzig 1925, Insel-Verlag.
- Lehmann.** — Japan von F. W. Paul Lehmann. 134 S. Breslau 1925, Ferdinand Hirt. (3,— M.)
- Leibl.** — Aus unerlöstem Lande. Lieber der himmlischen und irdischen Liebe von Ernst Leibl. 31 S. Augsburg-Munmühle 1924, Bärenweiler.
- Leftow.** — Nikolai Leftow. Gesammelte Werke. 1.—4. Band. München 1924, E. S. Bed.
- Liebenberg.** — Berufsberatung, Methode und Technik. Ein Handbuch für die Praxis von Dr. Rich. Liebenberg. 242 S. Leipzig 1925, Quelle & Meyer.
- Lilienfein.** — Die Erlösung des Johannes Parricida. Ein Mysterium in drei Akten von Heinrich Lilienfein. 81 S. Stuttgart 1925, J. G. Cotta.
- Lindemann.** — Von den deutschen Kolonisten in Rußland von Prof. Dr. Karl Lindemann. 123 S. Stuttgart 1924, Ausland u. Heimat-Verlag. (2,90 M.)
- Linzen.** — Zug der Gestalten. Variationen und Bilder von Karl Linzen, 264 S. München 1924, Kösel und Pustet. (5,60 M.)
- Loewig.** — Der Wiederaufbau der Kohlenbergwerke im französischen Reparationsgebiet von S. von Loewig. 176 S. Halle, Knapp.
- Mahn.** — Kaiser und Kanzler. Der Beginn eines Verhängnisses von Paul Mahn. 249 S. Berlin 1924, Alf Säger. (4,50 M.)
- Mann.** — Der Zauberberg, Roman von Thomas Mann. I/II. 1207 S. Berlin 1925, S. Fischer.
- Mannhardt.** — Der Faschismus von J. W. Mannhardt. 423 S. München, E. S. Bed.
- May.** — Underlieb von Adolf May. 247 S. Brandenburg (Havel), J. Wiestle.
- — Das Herlein des Herrn von Bredow von Adolf May. 305 S. Brandenburg (Havel) 1925, J. Wiestle.
- Maull.** — Politische Geographie von Dr Otto Maull. 756 S. Berlin 1925, Gebr. Borntraeger.
- Maupassant.** — Das Bett und andere Novellen von Guy de Maupassant. 148 S. Berlin 1925, Morawe & Scheffelt.
- Meyer-Graefe.** — Die doppelte Kurve von J. Meyer-Graefe. 265 S. Berlin 1924, Paul Zsolnay.

## Verzeichnis der Mitarbeiter dieses Heftes:

Dr. Max Fischer, Berlin. — Dr. Werner Schendell, Berlin. — Dr. Hermann von Rosen, Berlin. — Josef Friedrich Perkonig, Klagenfurt. — Dr. Rudolf Brandisch, Hermannstadt. — Dr. Albrecht Haushofer, München. — Professor Julius Eichenwald, Berlin. — Professor Dr. Petsch, Hamburg. — Professor Edouard Dujardin, Paris. — Dr. Albert Dresdner, Berlin.

Für die Schriftleitung: **Werner Fiedler**, Berlin-Lichterfelde.  
 Verlag: **Deutsche Rundschau G. m. b. H.**, Berlin. — Druck: Buchdruckerei des **Wallenhaus**, Halle (S.)  
 Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist untersagt. Übersetzungsrechte vorbehalten.

# Generalfeldmarschall Freiherr von der Goltz als Generalgouverneur in Belgien<sup>1)</sup>

Nach Briefen und hinterlassenen Papieren

bargestellt von

F. Freiherr von der Goltz

Als der Weltkrieg ausbrach, lebte der Generalfeldmarschall Colmar Freiherr von der Goltz seit Jahresfrist im Ruhestande. Er war weitesten Kreisen des In- und Auslandes aus seiner dreizehnjährigen Tätigkeit in der Türkei als „Goltz Pascha“ bekannt, später Divisionskommandeur in Frankfurt a. O., Chef des Ingenieur- und Pionierkorps und Generalinspekteur der Festungen, kommandierender General in Königsberg und endlich Armeeeinspekteur in Berlin gewesen. Im Heere und im Volke galt er für einen derjenigen Männer, von denen man im Kriege Großes erwarten durfte.

Seine Mobilmachungsbestimmung war bis zum Jahre 1913 diejenige eines Oberbefehlshabers im Osten gewesen, in der ihn General von Dritzowicz ersetzt hatte. Doch konnte er aus einem Kabinettschreiben den Schluß ziehen, daß er im Kriegsfall auch später noch Verwendung finden würde.

Es waren daher für den alten Soldaten, der sich körperlich und geistig vollkommen frisch genug für den Dienst an der Front fühlte, Tage tiefsten Schmerzes und größter seelischer Qual, als er mit dem Ausspruch der Mobilmachung erfahren mußte, daß die maßgebenden Stellen auf ihn als Heerführer jedenfalls nicht mehr zurückzugreifen gedachten.

Für dieses Amt galt das siebzigste Lebensjahr als äußerste Grenze, die unter allen Umständen einzuhalten sei. Glücklicherweise hat man diese hochwichtige Frage früher weniger formalistisch behandelt. Dafür sind Blücher und Moltke lebendige Beispiele. Auch Schwerin war es noch mit zweiundsiebzig Jahren vergönnt, die preußischen Grenadiere zum Sturm auf die Höhen von Prag zu führen.

Bei seinen Nachfragen im Militärkabinet und Generalstabe wurde dem Feldmarschall bedeutet, daß es vornehmlich sein hoher Rang sei, der seiner Wiederanstellung beim Feldheere im Wege stünde. Aber auch als er erklärte, daß er bereit

1) „Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Generalfeldmarschalls Colmar Freiherr von der Goltz“, bearbeitet von Wolfgang Foerster und dem Sohne des Verstorbenen, befinden sich in Vorbereitung.



sei, unter einem jüngeren General irgendein Kommando zu übernehmen, erhielt er eine ausweichende Antwort. Selbst seines Rates bedurfte man nicht. „Es ist eine drückende Empfindung, in dieser großen Zeit ganz beiseite geschoben zu sein, gewissermaßen wie ein Verdächtiger. Niemand gibt mir Auskunft, da ich keine dienstliche Stellung habe. Ich habe keinen Eintritt in Dienstgebäude. Es ist wirklich des ‚Nichts‘ durchbohrendes Gefühl“, schreibt der Feldmarschall in sein Tagebuch.

Dabei lagen die Dinge so, daß in der großen Organisation der Befehlsgebung eine Lücke klaffte, deren Ausfüllung eine dringende Notwendigkeit gewesen wäre. Bekanntlich verlor die Oberste Heeresleitung sehr bald nach Beginn des Vormarsches an der Westfront die Herrschaft über die einzelnen Armeen. Auch wenn sie sich anders verhalten hätte, als sie in Wirklichkeit tat, so würde es sich wohl als undurchführbar herausgestellt haben, die ganze gewaltige Front von der holländischen bis zur Schweizer Grenze von einer einzigen Stelle aus zu leiten. Molttkes Zurückhaltung beschleunigte außerdem das Verhängnis. Die Armeen operierten, eine jede für sich, auf Grund des naturgemäß beschränkten Überblickes, den ihre Führer besaßen. Die Folge war ein mangelhaftes Zusammenwirken. Nur dieses läßt es erklärlich erscheinen, daß wir in den Grenzschlachten zwar eine Reihe glänzender taktischer Siege, aber keinen durchschlagenden strategischen Erfolg errangen. Wäre jedoch eine Kommandostelle vorhanden gewesen, welche die Bewegungen der 1., 2. und 3. Armee in Einklang gebracht hätte — wozu die Oberste Heeresleitung von Coblenz aus gar nicht in der Lage war — so würde der Verlauf des Feldzuges ein ganz anderer gewesen sein. Dann hätte die 5. französische Armee des Generals Lanrezac der Umzingelung und Befangennahme, die bei richtigem Verhalten auf deutscher Seite beinahe zwangsläufig eintreten mußte, nicht entgehen können. Die Überflügelung des französischen Heeres um mindestens zwei Armeebreiten, und damit die denkbar günstigsten Bedingungen für die im Innern Frankreichs erstrebte Entscheidungsschlacht wären die nächsten Folgen gewesen. Auch der verhängnisvolle Entschluß der 2. Armee zum Rückzuge von der Marne, der den Wendepunkt des ganzen Krieges bedeuten sollte, wäre von einer solchen Kommandostelle wohl verhindert worden. Mochte dieser Entschluß vom Standpunkte des einzelnen Armeeführers immerhin berechtigt sein — ein übergeordneter Befehlshaber, der die Lage vom äußersten rechten Flügel bis nach Vitry hin übersah, hätte seine Unzweckmäßigkeit und die katastrophalen Folgen, die daraus für das gesamte deutsche Heer entstehen mußten, sicherlich erkannt. Man hat später, durch böse Erfahrungen belehrt, zwischen die Oberste Heeresleitung und die einzelnen Armeen die „Heeresgruppentkommandos“ eingeschoben, die sich vortrefflich bewährt haben. Ein solches, gleich zu Anfang des Krieges auf dem rechten Flügel unter dem Feldmarschall von der Goltz eingefeszt, würde den Operationen diejenige Geschlossenheit und Folgerichtigkeit gegeben haben, die zum Siege geführt hätte.

Von einer solchen Maßregel wurde indessen Abstand genommen. Als der Feldmarschall sich bei einem erneuten Besuch im Militärkabinett um eine Verwendung bemühte, erhielt er die Antwort, daß sich eine solche vermutlich „in Bälde“ finden lassen würde.

War Deutschland 1914 wirklich so überreich mit großen Männern gesegnet, daß diese Frage ein solches Kopfzerbrechen verursachen konnte?

Am 12. August beging der Feldmarschall seinen 71. Geburtstag. Es war nach seinen Aufzeichnungen der traurigste, den er je erlebt hatte. „Während das Vaterland in Waffen starrt und in meiner geliebten Heimatprovinz Ostpreußen Dörfer und Höfe in Flammen aufgehen, muß ich hier still sitzen und warten. Von allen Seiten erhalte ich Briefe und Telegramme mit Glück- und Segenswünschen, alle aber in der Voraussetzung, daß ich irgend ein hohes Kommando habe! Ich muß danken, darf nur sagen, daß ich noch warte und fühle mich im Herzen wie ein Betrüger, der Hoffnungen erregt und dann nicht gehalten hat.“

Sehnsüchtig erwartet, und doch im letzten Augenblicke überraschend, kam dann am 23. August abends ein Telegramm aus dem Großen Hauptquartier: „Auf Allerhöchsten Befehl sollen sich Euer Erzellenz sofort nach Brüssel begeben, um die Stellung als Generalgouverneur der von uns besetzten belgischen Landesteile zu übernehmen.“

Die Wirkung war wunderbar. „Ich bin wie umgewandelt. Plötzlich ist alles ruhig in mir. Ich kann für das Vaterland tätig sein — nun ist es gut. Freilich hätte ich lieber eine Armee geführt. Ich glaube auch, daß ich dafür mehr Befähigung gehabt und meinen Mann gestanden hätte; aber ich will doch zufrieden sein. Ich kann an hoher Stelle Nützliches leisten. In der letzten Zeit fühlte ich mich wie ein tödlich Verwundeter. Jetzt ist das fort.“

Schon am 25. August früh erfolgte die Abfahrt mit dem gesamten Militärstabe. Doch konnte die Eisenbahn nur bis Aachen benutzt werden, weil die Strecke weiterhin durch Truppenzüge gesperrt war. Infolgedessen wurde am folgenden Tage die Fahrt zunächst bis Lüttich im Kraftwagen fortgesetzt.

Die erste Meldung über seine Tätigkeit erstattete der Feldmarschall in einem an den Chef des Generalstabes des Feldheeres, General von Moltke, gerichteten persönlichen Schreiben vom 30. August aus Lüttich.

„Seit dem 26. früh bin ich hier, begleitet von meinem Militärstabe. Der Zivilstab ist noch zu Aachen in der Bildung begriffen.“

„Ich habe diese Tage benutzt, um mich in der Gegend von Lüttich und Namür umzusehen. Das Land hat stark gelitten. Die eingeschüchterte Bevölkerung verhält sich zurzeit ruhig, verharrt aber in einem Zustande dumpfer Untätigkeit, der nicht vorteilhaft ist. Mangel an Nahrungsmitteln droht an einzelnen Stellen, wird aber zu beheben sein. Die Maasschiffahrt ist bis Lüttich wieder in Betrieb.“

„Das zunächst Erforderliche ist, dem Volke regelrechte Beschäftigung zu geben und einigen Verdienst zu verschaffen. Zur Einbringung der noch auf den Feldern verbliebenen Teile der reichen Ernte ist Anregung gegeben. Sie hat an vielen Stellen schon begonnen. Die Coderill-Werke hat Oberst Reppel wieder in Betrieb gesetzt. 3600 Arbeiter sind dort beschäftigt. Er arbeitet jetzt daran, die Herstal-Werke in Gang zu bringen. Das wird voraussichtlich ebenso gelingen, bis auf die Waffenfabrik, deren 1400 Arbeiter sich weigern, die Arbeit aufzunehmen, weil sie darin einen Vaterlandsverrat erblicken, selbst wenn die hergestellten Gewehre für die Türkei bestimmt sind. Ich habe mich deshalb mit dem Kriegsministerium in Verbindung gesetzt. In der hiesigen Staatsgewehrfabrik dagegen soll der Betrieb alsbald aufgenommen werden. Das Beispiel bringt vielleicht auch Herstal in Bewegung.“

„Eine erweiterte Organisation, um die Industrie des gesamten Okkupationsgebietes, so weit nützlich, zu beleben, wird gebildet werden.“

„Ferner ist es notwendig, die Presse unter unserer Kontrolle wieder erwachen zu lassen. In Namur ist dies schon geschehen. Hier sind Vorbereitungen getroffen, um in den nächsten Tagen nachzufolgen. Die unglaublichsten Nachrichten sind gegenwärtig in der Bevölkerung verbreitet und regen sie auf. In Limbourg bei Verviers, wo ich gestern war, herrschte die Vorstellung, daß die französischen Feldarmeen noch in der Nähe seien. Dem entgegenzuwirken ist dringend notwendig, und wird von Brüssel aus, wohin ich mit dem militärischen Stabe übermorgen zu gehen gedenke, auch wenn der Zivilstab noch nicht fertig sein sollte, in großem Maßstabe in Angriff genommen werden.“

„Bei der Wahl von Brüssel, statt eines Ortes südlich oder östlich davon, bin ich geblieben, weil das Land sich von dort aus am besten beherrschen läßt und jede andere Wahl den Eindruck erwecken würde, daß wir uns nicht hinreichend sicher fühlen.“

„Die ‚Gesichtspunkte für die Ausnutzung Belgiens‘ sind gestern Abend eingetroffen. Sie enthalten im allgemeinen dasjenige, was auch ich mir als richtiges Verfahren vorgestellt hatte.“

„Das richtige Gemisch von Strenge und verständiger Humanität wird die Lösung der Aufgabe am meisten fördern.“

„Euer Erzellenz gestehe ich offen, daß mir diese nicht sehr sympathisch ist. Ich habe mich nie in meinem Leben mit Verwaltungsangelegenheiten beschäftigt und kann nicht beurteilen, ob es mir gelingen wird, mich in sie einzuarbeiten und zu leisten, was erwartet wird. An Eifer und rücksichtslosem Einsetzen meiner Kräfte aber soll es nicht fehlen. In der Tätigkeit des Heerführers hätte ich mich sicherer gefühlt. Soweit Friedensübung einen Anhalt für die Beurteilung der eigenen Befähigung geben kann, beseelte mich auch ein gewisses Vertrauen dabei. Seit der Kompaniechefszeit habe ich nicht einmal ohne Erfolg geführt. Nun werde ich den Kummer darüber, daß es mir nicht vergönnt ist, mich in der Praxis zu versuchen, mit mir ins Grab nehmen. Trotzdem werde ich Seiner Majestät aus tiefster Seele dankbar bleiben, daß Er mich an einen Platz gestellt hat, auf dem ich an hervorragender Stelle für den Allerhöchsten Dienst und das Vaterland tätig sein kann, wenn auch nicht in der Art, in der ich glaubte, mich besonders nützlich machen zu können.“ —

Am 31. August fuhr der Feldmarschall nach Luxemburg, um sich im Großen Hauptquartier in seiner neuen Eigenschaft beim Kaiser zu melden. Er suchte zuerst den Chef des Generalstabes auf, worüber er in sein Tagebuch notierte: „Ich fand Moltke etwas nervös und erregt wegen angeblicher Landung starker englischer Kräfte bei Ostende. Dies könne, meinte er, nur den Zweck größerer Unternehmungen gegen den Rücken des deutschen Heeres haben. Er wollte, daß ich alle irgend erreichbaren Landsturmformationen zusammenraffen und mit ihnen an die Dender oder Schelde vorgehen sollte. Damit würde auch die linke Flanke der gegen Antwerpen angeetzten, nördlich Brüssel befindlichen Armeedivision Beseler gesichert. Noch ehe etwas Bestimmtes beschlossen war, ließ sich Moltke von den Herren seines Stabes umstimmen. Zum Schluß kam nur heraus, daß ich Beseler unterstützen sollte, was doch selbstverständlich ist. Während der Unterredung kam der

Kaiser hinzu. Ich meldete mich bei ihm, doch hatte Seine Majestät nur Zeit für ein paar huldvolle Worte.“

„Ich sagte Molke dann noch, daß ich die Abgabe starker Kräfte nach dem Osten für verfrüht und daher für einen Fehler halte. Das gab er mir zu, sagte aber begründend: ‚Das deutsche Volk hält so etwas (die gefährliche Lage im Osten) nicht aus. Berlin war schon sehr unruhig.‘ Selbst wenn das der Fall sein sollte, was bestimmt nicht zutrifft, wäre es eine sehr falsche Rücksicht, operative Maßnahmen davon abhängig zu machen.“

Auch den Großadmiral von Tirpitz sprach der Feldmarschall an diesem Tage. Er fand ihn recht verstimmt. Die Heeresleitung lege zu wenig wert auf die Küste. Erst nach deren Besitznahme sei es möglich, mit der Flotte durchgreifend zu wirken, auch Geschütze aufzustellen, die über den Kanal schößen, was in England sicherlich Eindruck machen würde. Beide Herren waren sich darüber einig, daß die oberste Führung die Einwirkung Englands auf den Krieg und seine Leistungsfähigkeit unterschätze.

Spät abends nach Lüttich zurückgekehrt, fand der Feldmarschall daselbst verschiedene bedrohlich klingende Nachrichten über englische Landungen und den Vormarsch belgischer Kräfte über Vendermonde—Opwyk auf Brüssel vor. Der dorthin vorausgesandte Offizier des Stabes riet, bis zur Klärung der Lage noch mit der Verlegung des Generalgouvernements nach der belgischen Hauptstadt zu warten.

Trotzdem blieb der Feldmarschall bei seinem Entschluß. Am nächsten Morgen erfolgte die Fahrt im Kraftwagen über Tirlemont—Löwen nach Brüssel. Vorher richtete der Feldmarschall noch einen Brief an seine Frau, in dem es heißt: „Gestern war ich im Großen Hauptquartier. Die Fahrt dorthin ging durch ein schönes Land, die Ardennen. Es hat nicht unerheblich durch den Krieg gelitten. Doch ist der Wechsel auffallend. Viele Orte liegen friedlich, blühend und unversehrt da. Nicht daneben, wo aus Häusern auf unsere Truppen geschossen worden ist, sind sie öde Trümmerstätten und Brandruinen geworden. Die Schuld daran tragen diejenigen, welche den Fanatismus der Bevölkerung erregt und auch den Unfug eingeführt haben, daß der belgische Soldat bald in Uniform, bald im Zivilkittel kämpfte. Ob auch Franktireurs aus Frankreich beteiligt waren, ist noch zweifelhaft. Meine Eindrücke und Beobachtungen im Großen Hauptquartier will ich einem Briefe nicht anvertrauen. Sie waren hochinteressant, aber nicht durchweg erfreulich. Heute begeben sich mich auf meinen ruhmlosen, aber mühevollen Posten nach Brüssel. Das Wetter ist herrlich. Ich bin frisch und gesund. Daß ich zum alten Eisen gehöre, sieht mir, glaube ich, niemand an.“

Brüssel in seiner lieblichen Umgebung von Parks und Wäldchen, mit seinen schönen breiten Straßen und herrlichen Gebäuden sah der Feldmarschall zum ersten Male. Nach den Meldungen, die er erhalten, rechnete er damit, bei der Annäherung Gefechtslärm zu hören. Doch lag die Millionenstadt in tiefstem Frieden da. Der Kommandant, General Freiherr von Lüttwisch, empfing den Feldmarschall in vollster Seelenruhe. Er besorgte weder von den Belgiern und Engländern noch von der Bevölkerung etwas. „Wie oft schwindet doch die Gefahr und Besorgnis, wenn man ihr zu Leibe geht,“ heißt es im Tagebuch. „Die gestrige Aufregung in Luxemburg war ganz überflüssig.“

Nach kurzem Aufenthalt wurde die Fahrt nach Dieghem fortgesetzt. Dort

wollte der Feldmarschall den General von Beseler auffuchen, um mit ihm die Lage zu besprechen. Da er ihn nicht antraf, begab er sich zu dessen Truppen bis in die Linie der Vorposten. Dabei gewann er den Eindruck, daß von Antwerpen her keine Gefahr drohte. Wohl hatten die Belgier in den letzten Tagen wiederholt Vorstöße von dort her unternommen. Aber sie waren stets sofort umgedreht, sobald sie auf Widerstand stießen. Es lag keine Veranlassung vor, anzunehmen, daß sie dieses Verfahren ändern würden.

Da demnach gegen die Aufnahme der Tätigkeit des Generalgouvernements in Brüssel ernste Bedenken nicht bestanden, auch der Zivilstab unter dem Regierungspräsidenten von Sandt daselbst eingetroffen war, so gehörten die nächsten Tage der Einweisung der umfangreichen Behörde in ihre Tätigkeit.

Die Frage, die den Feldmarschall in erster Linie beschäftigte, war die Sicherstellung der Verpflegung Belgiens. Die Vorräte des Landes waren von den durchziehenden Truppen zum großen Teile in Anspruch genommen, die gewöhnlichen Zufuhren unterbrochen worden. Daher konnte, wenn keine Abhilfe kam, leicht hier und da Nahrungsmittelmangel eintreten, der wiederum Grund zur Störung der Ordnung gab. Das galt vor allem von den großen Städten, insbesondere von Brüssel. Da es nach Möglichkeit vermieden werden mußte, Verpflegungsvorräte für die feindliche Bevölkerung aus Deutschland heranzuziehen, so war zu prüfen, ob solche aus dem neutralen Auslande geliefert werden konnten. Das Augenmerk des Feldmarschalls richtete sich in erster Linie auf Amerika. Ein Besuch, den er dem Gesandten der Vereinigten Staaten machte, hatte den Zweck, denselben für eine Hilfeleistung im Interesse der ärmeren Bevölkerung Brüssels zu gewinnen. Durch Vermittlung des Bürgermeisters Marx wurde dann noch die in Antwerpen befindliche belgische Regierung aufgefordert, derselben ebenfalls Brotgetreide zu liefern. Ein belgischer Senator meldete sich und bat um freies Geleit nach Antwerpen, da er glaubte, den König überreden zu können, daß er die Festung übergäbe und noch nachträglich ein Belgien neutralisierendes Abkommen abschloße. Hiergegen hatte der Feldmarschall nichts einzuwenden; doch machte er darauf aufmerksam, daß es nicht mehr möglich sein werde, das Königreich von den Lasten des Krieges zu befreien. Nur deren gerechte Verteilung sagte er zu.

Daneben waren zahlreiche Verordnungen für die Aufrechterhaltung von Ruhe und Ordnung, die Wiederbelebung von Handel und Wandel, für die Handhabung der Polizeigewalt, des Post-, Fernsprech- und Telegraphenverkehrs sowie der Presse zu erlassen. Die Vorräte des Landes, soweit sie für das Feldheer von Wert waren, mußten erfaßt, die Verbindungen mit den auf Belgien als rückwärtiges Gebiet angewiesenen Heerteilen organisiert werden. Größte Aufmerksamkeit beanspruchte auch die Überwachung der starken Arbeiterbevölkerung der Industriegebiete sowie der Hauptstadt. Sie konnte, wenn sie unruhig wurde, im Rücken des Feldheeres sehr un bequem werden. Daher wurde der Abschub unsicherer Elemente in die nördlichen und nordöstlichen ländlichen Bezirke des Königreichs vorbereitet.

An seine Frau schrieb der Feldmarschall am 3. September. „Ich wohne fürstlich im Ministerium der schönen Künste, das an einem der Parks der Stadt liegt. Wer äußeren Glanz liebt, der würde sich in meiner Stellung sehr glücklich fühlen. Er könnte hier Hof halten wie ein König, den ich ja augenblicklich vertrete.

Für mich paßt diese Rolle gar nicht, da ich, zumal im Felde, am liebsten lebe wie der einfache Soldat. Könnte ich doch jetzt wie 1909 und 1910 in Thrazien unter einem Zelt im Feldlager leben! Aber das Schicksal fügt es ja meist so, daß es uns gerade auf dem Gebiete, wo wir glauben, etwas leisten zu können, die Tätigkeit versagt. Ich bin gewiß, daß ich meiner geliebten Heimatprovinz viel Herzeleid erspart haben würde, wenn ich das Oberkommando im Osten erhalten hätte. Auch hier würde ich als Heerführer nützlicher wirken können, als an der Spitze von Verwaltungsbehörden. Auf das Kommando einer Armee ging meine Sehnsucht hinaus und gern gäbe ich mein Leben für die Befehlsführung an einem einzigen entscheidenden Schlachttage. Da das nicht sein soll, sind mir alle anderen Ehrungen gleichgiltig und wertlos.“

Aber den Gang der großen Kriegshandlung erfuhr der Generalgouverneur lediglich das, was in den täglichen Kriegsberichten der Öffentlichkeit übergeben wurde. Ihm bot sich daher wenig Gelegenheit, zu den Ereignissen Stellung zu nehmen. Auch war er kein Freund einer auf mangelhafte Unterlagen gestützten Kritik. So kommt es, daß sein Tagebuch nur selten Hinweise strategischer Art enthält. Immerhin läßt sich feststellen, daß er mit der Grundidee des deutschen Operationsplanes für den Zweifrontenkrieg — Angriff mit möglichst starken Kräften gegen Frankreich, Verteidigung gegen Rußland — einverstanden war. Indes spricht er seine Verwunderung darüber aus, daß starke deutsche Kräfte in Lothringen offensiv verwendet würden. „Ich habe mir als Generalinspekteur der Festungen Mühe gegeben, unsere Befestigungen an der französischen Grenze derart zu gestalten, daß wir dort mit geringen Kräften auskommen konnten, um dafür an anderer Stelle mit um so größerer Wucht zum Angriff schreiten zu können. Leider kamen meine Pläne nur teilweise zur Ausführung, weil ich mitten aus der Arbeit herausgerissen und nach Königsberg veretzt wurde.“ Es ist unzweifelhaft, daß, wenn die von Goltz vorgeschlagene besetzte Linie Diederhofen—Mes—Straßburg—Oberrhein im Jahre 1914 vorhanden gewesen wäre, die Oberste Heeresleitung sich leichter zu dem Entschluß durchgerungen hätte, dort nun auch in der Verteidigung zu bleiben und dafür den rechten Heeresflügel, dessen Offensive die Entscheidung bringen sollte, so stark wie möglich zu machen. In den schon vor 1900 von Goltz gemachten Vorschlägen für die Neuorganisation der deutschen Landesbefestigung sind bereits die Kampfformen vorgeahnt, die sich im Weltkriege allmählich herausgebildet und ihm den Stempel aufgedrückt haben. Er hatte als erster den Wert schwach besetzter, aber dem Gelände gut angepasster Linien, im Gegensatz zu der bis dahin allein gebräuchlichen Gürtelfestung mit Forts und Kernumwallung, erkannt und ihrer Einführung das Wort geredet. Im Osten hat das von ihm erdachte und mit geringen Mitteln ausgeführte System leichter Befestigungen beim russischen Einmarsch nach Ostpreußen glänzende Dienste geleistet. Es förderte, indem es schwachen deutschen Abteilungen Gelegenheit zur Anklammerung bot und gewisse Zugänge nach Ostpreußen sperrte, die Trennung der feindlichen Heeresmacht in zwei Gruppen, die nun nacheinander geschlagen werden konnten. So hat es dazu beigetragen, daß die geniale Tat von Tannenberg möglich wurde.

Die Entsendung starker Kräfte von der Westfront gegen die Russen, noch ehe eine große Entscheidung gefallen war, hielt der Feldmarschall, wie bereits erwähnt, für einen schweren Fehler. Das Scheitern unserer großen Angriffs-

bewegung durch Belgien und Nordfrankreich führte er vor allem auf den Versuch zurück, mit unzulänglichen Kräften die Niederwerfung des französisch-englischen Heeres in einem Zuge zu erreichen. Die übertriebenen Marschleistungen der Truppen während des Vorgehens gegen die Marne erregten zwar keine Bewunderung, gaben ihm aber wiederholt Veranlassung zu der Bemerkung, daß eine zielbewußte Führung sie zugunsten der Erhaltung der Kampfkraft des Heeres hätte einschränken müssen.

Mit brennendem Interesse verfolgte der Feldmarschall besonders die Entwicklung der Dinge im Osten. Hindenburgs Siege erfüllte ihn mit größter Freude. „Daß überhaupt eine so gefährliche Lage entstehen konnte“, schreibt er in sein Tagebuch, „liegt vor allem an dem Zeitverlust, den unsere verspätete Mobilmachung verursacht hat. Wir konnten acht Tage früher fertig sein und sie zu kurzem Offensivstoß benutzen, um Zeit zu gewinnen und uns Raum zu verschaffen, die Russen aber moralisch zu erschüttern und ihren Aufmarsch zu stören. Dies war stets mein Plan, so lange ich kommandierender General des I. A. R. und Armeesinspekteur in Osten war.“

Mit der Führung der Operationen in Belgien, die sich unter seinen Augen abspielten, war der Feldmarschall wenig einverstanden. Um so größer war sein Bedauern, daß ihm jede Möglichkeit versagt blieb, sie maßgebend zu beeinflussen. Der Umstand, daß der deutsche rechte Flügel nach Frankreich hinein marschiert war, ohne vorher klare Verhältnisse in seinem Rücken zu schaffen, führte zu einer an dramatischen Spannungen reichen Lage. Die belgische Armee stand in ansehnlicher Stärke in und bei Antwerpen. Von dort aus konnte sie entweder nach Süden vorstoßen, Brüssel wieder erobern und die rückwärtigen Verbindungen der Deutschen abschneiden, oder zwischen Küste und Dender zur Vereinigung mit dem linken Flügel des alliierten Hauptheeres abmarschieren. In beiden Fällen mußte die Lage erheblich zu Ungunsten der Deutschen beeinflusst werden. Die Gefahr erhöhte sich noch durch die Möglichkeit, ja Wahrscheinlichkeit, englischer Landungen in Ostende und Zeebrügge. Wie es damit bestellt war, konnte nicht in Erfahrung gebracht werden; denn die deutsche Reiterei vermochte den Denderabschnitt nicht zu überschreiten, und um Einblick in die Verhältnisse jenseits desselben zu gewinnen, fehlte es an Fliegern. So war die Führung auf Agentennachrichten und Gerüchte angewiesen. Dieselben meldeten den Anmarsch starker französisch-englischer Kräfte von Westen gegen Brüssel. Selbst 40000 Russen sollten bei Gent eingetroffen sein!

In dieser Lage trat der Feldmarschall für einen sofortigen Vorstoß über Gent gegen die Küste ein. Nur dadurch konnte Klarheit geschaffen und die Landung englischer Kräfte sowie das Entweichen der belgischen Armee verhindert werden. Für Brüssel besorgte der Feldmarschall wenig, da er von der Offensivkraft der belgischen Armee mit Recht keine allzu hohe Meinung besaß. An Kräften, um den Vorstoß durchzuführen, fehlte es nicht. Die für die Belagerung von Antwerpen bestimmten Truppen mußten sich, so lange die Belagerungsparks noch nicht eingetroffen waren, mit einer Beobachtung der Festung begnügen und waren, wenigstens mit Teilen, einstweilen für eine andere Verwendung frei. Aus Truppen des Gouvernements hatte der Feldmarschall mehrere gemischte Brigaden für die Verwendung im freien Felde gebildet. Außerdem durchzogen noch fortwährend andere Verbände Belgien, um dem Heere nach Frankreich hinein zu folgen.

Auch auf sie konnte im Notfall zurückgegriffen werden. So wurde dem Generalgouvernement am 14. September das I. bayerische Armeekorps für den beabsichtigten Vorstoß zur Verfügung gestellt, doch diese Maßnahme noch am gleichen Tage widerrufen. Am 17. September wiederholte sich der gleiche Vorgang mit dem XIV. Reservekorps. So kann keine Klarheit in die Lage! Vor allem fehlte der einheitliche Oberbefehl. Es lag nahe, ihn dem Feldmarschall zu übertragen und ihm die Aufgabe einer Fortnahme Antwerpens und der Küste zu stellen. Doch nahm man von dieser Maßnahme, obwohl General von Moltke sie zweimal beantragte, Abstand. Die Folge war, daß die belgische Armee zum großen Teile ungehindert an der Küste entlang abmarschierte und sich mit ihren Verbündeten vereinigte. Diese waren nunmehr in der Lage, ihren linken Flügel bis an das Meer auszudehnen und damit den Deutschen endgültig die Möglichkeit zu rauben, durch eine Umfassung die erstartete Kriegshandlung wieder in Fluß zu bringen. —

Auch mit der Möglichkeit einer Erhebung der belgischen Bevölkerung mußte gerechnet werden. Es war nicht zu verkennen, daß die allgemeine Erregung infolge der nicht geheim zu haltenden Nachrichten von der Front, wo die Marne-schlacht für die deutschen Waffen unglücklich verlaufen war, zunahm. Schon glaubten die Belgier an einen endgültigen Umschwung des Kriegsglücks, und wenn Gefechtslärm von der Front vor Antwerpen her in den Straßen Brüssels ertönte, was damals beinahe täglich der Fall war, dann wanderten die Damen der Gesellschaft mit großen Blumensträußen an die Nordausgänge der Stadt, um den König beim Wiedereinzug in seine Hauptstadt an der Spitze der siegreichen Truppen festlich zu begrüßen. Agenten meldeten, daß ein Aufstand in Brüssel und im Industrieviertel um Mons und Charleroi unmittelbar bevorstände.

Sätten unter diesen Umständen die Deutschen Zeichen der Unsicherheit und Schwäche gegeben oder durch herausfordernde Haltung und unnötige Härte die feindliche Einwohnerschaft gereizt, so würden die Folgen leicht verhängnisvoll geworden sein. Allein der Geist, in dem die Verwaltung des besetzten Gebietes nach den Weisungen des Feldmarschalls gehandhabt wurde, bewirkte, daß alles ruhig blieb. Sie hatte nicht nur die Interessen des Heeres, sondern, soweit es sich mit diesen vereinigen ließ, auch diejenigen der Einwohnerschaft im Auge und griff mit Strenge nur dort zu, wo es notwendig war.

Auch die ruhige Zuversicht im persönlichen Verhalten des Feldmarschalls, der in der kritischsten Zeit allein und ohne Waffen durch die Straßen Brüssels ging, verfehlte ihre Wirkung auf Freund und Feind nicht. „Wenn keine Eingriffe von oben kommen und keine Hungernot ausbricht, so bin ich sicher, die Lage hier zu beherrschen“, schreibt er in sein Tagebuch.

Nach wie vor war er bemüht, die Aufrechterhaltung der Ruhe und Ordnung im Lande mit einer möglichst geringen Anzahl von Kräften zu bewerkstelligen und die ihm unterstellten Landsturmtuppen, so weit sie für diesen Zweck nicht unbedingt gebraucht wurden, der Feldarmee zur Verfügung zu stellen. Zu diesem Zwecke mußten sie freilich erst ausgerüstet werden. Kolonnen und Sanitätsformationen waren aus Landesmitteln zu improvisieren. Auch wurden Batterien aus Beutegeschützen unter Heranziehung aller ehemaligen Artilleristen und Train-soldaten aus den Landsturmbataillonen aufgestellt. Unermüdet war der Feldmarschall tätig, um die Bildung dieser neuen Kampfeinheiten zu fördern und



ihre Gefechtsgewandtheit durch Manöver und Schießübungen zu heben. Überall griff er persönlich anregend und belehrend ein. Schon bei der Eroberung von Antwerpen wirkten zwei gemischte Brigaden des Generalgouvernements mit und schließlich belief sich die Stärke der von ihm der Feldarmee zugeführten Truppen auf etwa zwei Armeekorps.

Es gehörten ein hoher Mut der Verantwortung, große Klarheit über die Gesamtheit der zu lösenden Aufgaben und Selbstverleugnung dazu, um so zu verfahren, wie der Feldmarschall es tat. Selbst die Herren seiner Umgebung wurden bedenklich, als schließlich für die Niederhaltung der Millionenstadt Brüssel nur noch 4 Landsturmbataillone zur Verfügung standen. Als aber der Kommandant der Stadt dem Feldmarschall meldete, daß er mit dieser geringen Truppenmacht die Verantwortung für die Aufrechterhaltung der Ruhe und Ordnung nicht mehr zu tragen vermöchte, erwiderte ihm dieser mit größter Seelenruhe, daß er selber sie übernehme. Die Ereignisse haben ihm recht gegeben. Nirgends kam es, selbst nicht, als gelegentlich der Ausfälle der Belgier aus Antwerpen in größter Nähe von Brüssel gekämpft wurde, zu Unruhen oder Ausschreitungen. Es war so, wie General von Mudra im Vorwort zur 6. Auflage des „Volk in Waffen“<sup>2)</sup> schreibt: „Der Feldmarschall hatte den größten Teil seiner Truppen an die Front abgegeben, weil sie dort seiner echt soldatischen Auffassung nach wichtiger waren, als im Gebiet des Generalgouvernements. Hinten genügte die Macht seiner zwingenden Persönlichkeit.“

Übrigens wurde dem Feldmarschall die Durchführung seiner schwierigen Aufgabe, so wie er sie auffaßte, nicht immer leicht gemacht. Ein Teil der deutschen Presse gefiel sich darin, alarmierende Nachrichten über die vermeintlich „kritische Lage in Belgien“, bevorstehende „Bartholomäusnächte“ und dergleichen zu bringen und ein strenges Einschreiten des Generalgouverneurs zu fordern. „Mehr kann“, lautet eine Notiz des Tagebuches, „eigentlich nicht geschehen, um die Belgier auf die Chancen, die sie haben, aufmerksam zu machen und sie zu einem Überfall auf die schwachen Besatzungstruppen aufzufordern“.

Da die Gouvernementsstruppen eigentlich nur für Besatzungszwecke ausgehoben waren und nun doch im Orange der Umstände in vorderster Linie verwendet werden mußten, so hielt es der Feldmarschall für seine Pflicht, sich ihnen auch auf dem Gefechtsfelde zu zeigen. „Wer junge Feldtruppen kommandiert“, schreibt er, „hat dergleichen nicht nötig. Aber die alten Leute bedürfen durchaus des persönlichen Beispiels ihrer hohen Vorgesetzten. Sie haben ein gewisses Anrecht darauf, sie mitunter in der Kampflinie zu sehen. Meine Truppen sollen wenigstens wissen, daß der Mann, der sie ins Feuer schickt, sich nicht scheut, sie dorthin zu begleiten. Übrigens hat sich die ganze Kampfweise derart geändert, daß man sich nur ganz vorn ein Urteil über sie zu bilden vermag, das doch notwendig ist, um richtige Anordnungen treffen zu können. Darum müssen heutzutage höhere Führer sich mehr vorn umsehen, als es bisher erforderlich war.“

Jede Gelegenheit, die sich ihm hierzu bot, nutzte der Feldmarschall denn auch aus. Sein erstes Gefecht im Weltkriege machte er am 4. September mit. Doch lassen wir das Tagebuch reden:

2) Colmar Freiherr von der Goltz, „Das Volk in Waffen“, 6. auf Grund der Erfahrungen des Weltkrieges von Oberst a. D. Freiherr von Goltz umgearbeitete und herausgegebene Auflage. Berlin, K. v. Deckers Verlag.

„Schmidt weckt um 5 Uhr morgens mit der Nachricht, daß das 9. Reservekorps auf Dendermonde vorgehe, welches vom Feinde besetzt sei. Ich war sofort entschlossen, dem Kampf beizuwohnen und fahre mit Restorff (Adjutant des Feldmarschalls) los. Ein behäbiger Landwehrmann, der sich als Kaufmann aus Wiesbaden entpuppt, soll uns beschützen und macht das dazu erforderliche grimmige Gesicht. Während der Fahrt unterhalte ich mich recht interessant mit ihm. In Marenzeel wird das Generalkommando eingeholt. Böhn, der kommandierende General, ist glücklich, daß er endlich in Tätigkeit kommt. Bald ertönen Kanonenschüsse. Ich bin selig wie ein Kind, vielleicht noch in ein wirkliches Gefecht zu kommen. Ich kann mich nicht entsinnen, mich seit langer Zeit so wohl gefühlt zu haben. Am liebsten rief ich mit Mephisto: „Mir ist ganz kannibalisch wohl, als wie fünfhundert Säuen!“ Endlich in den Kampf zu kommen, ist ein herrliches Gefühl nach dem dumpfen, trägen, kummervollen Warten zu Anfang des Krieges. Bald beginnt auch das Infanterief Feuer. Unsere Leute sind prächtig. Keine Aufregung, keine Angst, mit fröhlichen Gesichtern gehen sie in den Kampf. Böhn ist ein glänzender Soldat und Führer. Er läßt sich durch die Meldungen eines aufgeregten Unterführers über „heftige Straßenkämpfe“ und „fürchterbare Verluste“ nicht beirren, sondern gibt ruhig und energisch seine Befehle. Ich fahre darauf weiter vor, um mich persönlich vom Stande des Gefechts zu überzeugen. Ich führe ja nicht, habe also Bewegungsfreiheit und nütze sie aus. Ubrigens hat meine Leibwache, der dicke Wiesbadener, dabei Gelegenheit, sich zu bewähren, indem er auf eine Hopfenplantage, aus der auf uns geschossen wird, ein wütendes Schnellfeuer eröffnet. Bald sehe ich, daß es sich um ein ganz leichtes Gefecht handelt, da die Belgier wieder nicht standhalten. Die „schweren Verluste“ sind nichts als eitel Flunkerei. Ich bleibe daher ruhig im Auto und fahre weiter vor in die Stadt, die an verschiedenen Stellen brennt und wo es noch hier und da knallt. In Vondelstraat treffe ich wieder mit Böhn zusammen. Er will weiter vor, dem Feind auf den Fersen bleiben und Antwerpen auf der Westseite abschließen. Ich stimme ihm bei; denn das wäre das einzig Richtige. Leider aber ist Befehlerr Offensivgeist schon wieder erschöpft. Er hat Böhn nicht nur den bestimmten Befehl gegeben, stehen zu bleiben, sondern auch alle Brücken bis Wetteren aufwärts abzubrechen. Man gibt also den Belgiern die Straße von Antwerpen auf Gent frei. Wir sind beide wenig erbaut davon, können aber nichts tun. Während wir uns noch unterhalten, schlägt plötzlich ein Geschos zwischen uns an die Wand, an der wir stehen. Da in der Ferne das Gefecht noch nicht ganz erloschen ist, glauben wir an eine verlorene Kugel. Gleich darauf wird, etwa achtzig Schritt von uns entfernt, ein Mann in Zivilkleidung von einem Soldaten niedergeschossen, der eine Pistole in der Hand hielt. Mitten unter unseren Leuten stehend, hatte der Kerl, den sicheren Tod vor Augen, auf die beiden Generale gefeuert. Welch ein Fanatismus!“

Solche Erlebnisse waren geeignet, den Feldmarschall einigermaßen mit seiner Stellung auszuföhnen. „Ich genieße die wilde Poesie des Krieges gründlich“, heißt es in einem seiner Briefe, „und habe eine vielleicht unchristliche Vorliebe für sie gewonnen, deren ich mich nicht erwehren kann. Der Krieg hat hier eine ganz eigenartige Gestalt gewonnen. Das Land ist unübersichtlich und bedeckt wie in der Vendée oder in Schleswig-Holstein. Nur tritt hier noch hoher Baumwuchs hinzu. Schussfelder von mehr als höchstens zweihundert Meter gibt es nicht. Wasserläufe und Umfriedungen aller Art durchsetzen es. Dies Wirrsal von Ve-

bauung und Vegetation hat der Feind zu einer undurchdringlichen Barriere ausgebaut. Im Abstand von wenigen hundert Metern ist es von Schützengräben durchzogen, die vielfach mit Zweigen überdeckt sind. Alle Hürden, Hecken, und Zäune sind mit Stacheldraht verflochten. Dahinter liegen sehr sorgfältig ausgebauten Batterien. Von einem einzigen Male abgesehen, wo ich mit meinem Auto bis dicht vor eine belgische Schützenlinie geriet, habe ich während des Kampfes nie einen Feind gesehen, sondern nur sein Feuer verspürt. Dasselbe kam unter anderem auch in einer uns anfangs unerklärlichen Art von oben, bis wir herausfanden, daß sich feindliche Schüssen sorgsam in den Baumwipfeln eingenistet hatten. Erst als einige, die zufällig erschossen wurden, zur Erde fielen, machten wir diese Entdeckung. Auch Maschinengewehre bringen Engländer, Franzosen und Belgier in die Bäume hinein, um sonst unbestrichene Geländeteile unter Feuer nehmen zu können. So geht es nur schrittweise vorwärts, und es kann nicht anders sein. Sieger wird derjenige bleiben, der die größte Zähigkeit und Ausdauer besitzt“.

„Der Kampf gewinnt unter diesen Umständen einen Anflug von Indianerromantik, die einen großen Reiz hat. Leider sind die Verluste dabei sehr groß, aber nicht allein beim Angreifer, sondern auch beim Verteidiger. Bei den ungeheuren Ausdehnungen, die sich ergeben haben, ist auf beiden Seiten meist alles in erster Linie. Die Führung endet ganz beim Kompagniechef, der heute oft durch einen jungen Offizier-Stellvertreter dargestellt wird. Die höhere Führung hat eigentlich nur Einfluß auf das Einsetzen der Artillerie, die überall eine hervorragende Rolle spielt. Ihr ununterbrochenes Grollen gibt den Hauptton im Schlachtenkonzert ab. Das Gewehrfeuer tritt im Vergleich zu 1870 stark zurück. Die Tätigkeit des Armeeführers, die sich in irgend einem überfüllten Zimmer zwischen Karten und Papieren, Telephon- und Telegraphenapparaten abspielt, hat im Stellungskriege nur wenig Anziehendes. Die Inhaber dieser Stellungen haben jedenfalls nicht den zehnten Teil der Gefechts-erlebnisse gehabt wie ich. Sie bilden für mich einen reichen Schatz herrlicher Erinnerungen, namentlich im Hinblick auf die unzähligen Beweise hingebender Vaterlandsliebe und Tapferkeit, die ich bei unseren Leuten wahrnehmen konnte. Ich freue mich dieser Erlebnisse herzlich, denn sie geben mir den Glauben an die Zukunft meines Volkes. Aber auch rein persönlich genommen, fühle ich mich nirgends so wohl als auf dem Schlachtfeld. Ich hätte es früher selbst nicht geglaubt, daß mich die Passion in meinen alten Tagen noch einmal so ergreifen könnte. Räme es auf mich an, und wären die starken Verluste nicht — ich schösse überhaupt keinen Frieden mehr! Was kann man sich auch Schöneres denken, als dies freie Leben nach einem mühe- und arbeitsvollen Dasein, das mich Tag für Tag an den Schreibtisch fesselte. In dem bischen Gefahr, das man dabei zu bestehen hat, liegt ein unwiderstehlicher Reiz.“

Wo der Feldmarschall Teile seiner Gouvernementsstruppen im Gefecht mußte, dort eilte er hin. Da war er, wie sein treuer Begleiter bei allen diesen Gelegenheiten, Hauptmann von Restorff, schreibt<sup>3)</sup> „in seinem Element, immer dort zu finden, wo der Brennpunkt des Kampfes lag.“ Bei Grimberghe „ging der Feldmarschall in die vorderste Linie vor und machte in ihr den Angriff mit. Den braven Musketiern leuchteten die Augen, als sie ihren geliebten Führer mitten unter sich sahen im Kugelregen. „Mit welchem Visier schießt Ihr denn,

3) Wossische Zeitung vom 26. 4. 1916.

Kinderchen?' Standvisier, Erzellenz, der Feind liegt auf zweihundert Meter', lautete die prompte Antwort. Und so geschah es noch oft. Löwen, Haecht, Eppeghem, Termonde, Alost, Dismuiden, Gheluvelt, der Raiberg bei Morslede und viele andere Ehrenfelder in dem blutgetränkten Belgien haben den Feldmarschall in den Stunden gesehen, wo am heftigsten um sie gestritten wurde. Wie Prinz Louis Ferdinand von Preußen liebte er die Gefahr".

„So mancher Grenadier und Landwehrmann wird sich erinnern, wie in der heiligsten Stunde des Gefechtes, in vorderster Linie, wo der Tod seine Ernte hielt, plötzlich eine stämmige Gestalt in Generalsuniform auftauchte, der Kugeln, die da pfliffen, nicht achtend, und die Frage an ihn richtete: „Schießt du auch ruhig, mein Sohn?“

Bei Berclaire wurde der Feldmarschall am 17. November durch einen Streifschuß an der linken Wade auf 90 Schritt vom Feinde verwundet. „Wie leicht konnte das im Auge gehen!“ schreibt er darauf, in köstlichem Humor eine beliebte Berliner Redensart anwendend, in sein Tagebuch. —

Aus den anschaulichen Schilderungen des letzteren sei nur noch die „Eroberung von Ostende“ herausgegriffen. Antwerpen war gefallen. Die Truppen des Generals von Beseler hatten Gent und Brügge ohne Widerstand zu finden genommen und marschierten im Halbkreise um Ostende auf, um diesen Ort, von dem angenommen wurde, daß er als Ausschiffungshafen der Engländer besetzt und mit stärkeren Kräften besetzt sei, anzugreifen. Wiederum war der Feldmarschall, da sich zahlreiche Gouvernementsstruppen bei der Armeeabteilung befanden, an die Front geeilt, um die Haltung der Leute im Gefecht beobachten zu können. Das Tagebuch erzählt: „Um 6 Uhr früh von Brüssel abgefahren. Herrliche Fahrt durch das morgenfrische Land, das mit seinen Niederungsbildern lebhaft an die Heimat, Kreis Niederung und die Gegend an der Mogat und bei Elbing, erinnert, nur grüner ist und einen höheren Baumwuchs hat. Brügge überfüllt von Truppen. Die Stadt macht zuerst keinen großartigen Eindruck, halbmoderne Arbeiterhäuser und ziemlich schmale Straßen. Dann aber sieht man herrliche Bauten, nicht so prächtig wie in Brüssel und Gent, aber ehrwürdig, behaglich, an unsere Hansestädte erinnernd. General von Werder orientiert mich. Danach soll heute noch nicht angegriffen werden. Wir fahren weiter vor. Man sieht in ein ganz freies Wiesenland und in der Ferne die hohe Düne. Weit und breit ist nichts vom Feinde zu sehen, als wir die Spitze der Truppen erreichen. Also los! Meine Herren zögern etwas, meinethwegen natürlich nur. Deswegen verlieren wir einige unnötige Zeit. Dann fahren wir auf der Chaussee nach Vendyne vor, durch den Ort, wo die Leute freundlich grüßen! Dann den Damm in die Höhe. Thalatta, Thalatta! Wir halten, und unsere Wagen sind sofort umdrängt von einer verängstigten Menschenmenge. „Soll Ostende bombardiert werden?“ Eine Dame jammert um ihre Villa daselbst. Ich biete ihr an, mit nach Ostende zu fahren, was sie aber doch nicht wagt. Der Bourgemaestre kommt. Aber er spricht nur flämisch, so daß eine Verständigung mit ihm nicht möglich war. Daher wandte ich mich an einen vornehm aussehenden Herrn, den ich französisch ansprach. Ich sagte ihm: „Ich bin der Generalfeldmarschall von der Goltz und Generalgouverneur von Belgien. Unsere Truppen stehen mit viel schwerer Artillerie im Halbkreise um Ostende und wollen angreifen, da wir Meldungen haben, daß der Ort besetzt und besetzt sei und englische Batterien in den Dünen ständen. Ich sei der Ansicht, daß diese

Meldungen falsch wären und hätte die Absicht, eine Beschießung der Badeorte zu verhindern, müßte mich aber vorher persönlich davon überzeugen, daß ich mich nicht täuschte. Der Herr, Emilie Brouwet, versicherte mir, es sei kein Feind mehr in Ostende. Auf meine Frage, ob er mich dorthin begleiten wollte, erwiderte er zunächst: „On va me prendre pour un traître“. Nachdem ich ihn aber darüber beruhigt hatte, entschloß er sich, in meinen Wagen zu steigen. Wir fuhren dann auf der herrlichen Dünenstraße nach dem Rathause in Ostende. Dort Verhandlungen mit dem Bürgermeister. Er garantierte für die friedliche Haltung der 43000 Einwohner der Stadt, war aber in Sorge wegen des Verhaltens der vielen Flüchtlinge, die er nicht kenne und die in Ordnung zu halten, ihm die Kräfte fehlten. Wir nahmen ihn, seinen Polizeidirektor und den amerikanischen Konsul mit nach Brügge, wo sie sich mit General von Beseler einigten. Der ganze Spul von Befestigungen und englischen Batterien war in Nichts zerflossen. Ich freute mich über meinen Entschluß, empfand nur eine kleine Enttäuschung, daß eine Kavalleriepatrouille schon vor mir nach Ostende hineingeritten war.“ —

Die Kampferfahrungen und die aus ihnen zu ziehenden Lehren beschäftigten den lebhaften Geist des Feldmarschalls in hohem Grade. In zahlreichen Briefen an Freunde und Verwandte sprach er sich über sie aus. So schrieb er dem kommandierenden General des XVI. Armeekorps, von Mudra, seinem alten Stabschef aus der Zeit, in der er an der Spitze des Ingenieur- und Pionierkorps gestanden hatte, Anfang November 1914: „Was Sie mir über die Kämpfe im Argonner Walde schreiben, fesselt mich ungemein. Hier haben wir ganz ähnliche Erfahrungen gemacht und wir müssen uns augenscheinlich an eine neue Fechtart gewöhnen, die durch das Überwuchern der Technik, das schon im mandschurischen Kriege zutage trat, verursacht wird.“ . . . . . „Es gibt keine frischen Stürme mehr wie bei Bionville und St. Privat, sondern nur ein langsames, zähes Ringen und Drängen nach vorwärts. Mit den üblichen Befehlen zum energischen und entscheidenden Angriff ist wenig getan. Die obere Führung tritt überhaupt mit ihrer Einwirkung zurück. Ausdauer, Zähigkeit und nie erlahmender Mut müssen die Sache machen. Auch dabei kommen wir vorwärts, aber nur langsam. Geduld ist namentlich für die obere Führung vonnöten. Die Munitionsfabriken spielen beinahe eine größere Rolle als alle strategischen Regeln. Das Anziehende an dieser Kampfweise, das ich sehr lebhaft empfinde, liegt in dem Hervortreten der Persönlichkeit, die mehr gilt als im stürmenden Haufen. Auch wir wenden hier an, was Sie die „Teufeleien des Festungskrieges“ nennen. Ich habe dabei gar manche Erfahrung gemacht, die mir neu war. Geradezu staunenswert ist es, mit welcher Geschicklichkeit unsere Gegner es verstehen, jede Bodenfalte und jeden gedeckten Annäherungsweg unter Feuer zu nehmen, und man muß es ihnen lassen, daß sie dabei viel Kühnheit und Umsicht entwickeln. Unsere jungen Truppen haben viel lernen müssen und die Lehrzeit teuer bezahlt.“ . . . . . „Daß der Pionier mit seiner eigenartigen Ausbildung an Bedeutung wächst und allgemeine Anerkennung findet, wird Ihnen wie mir große Freude bereiten.“ . . . . . „Die Pioniere werden in Zukunft der beste Typ der Fußtruppen sein, der den anderen zum Vorbilde dient. Denn man muß heute im Kampfe ebenso tüchtig im Besiegen von Hindernissen wie im Gebrauch der Waffe sein.“

„Ich habe mir die heutigen Kampfbedingungen in vorderster Linie ganz genau angesehen“, heißt es im Tagebuch, „und die Überzeugung gewonnen, daß

das Vollstopfen der Gräben mit Schützen ein Fehler ist. Man kommt dort mit ganz wenigen Kämpfern aus. Aber das müssen beherzte und gut bewaffnete Männer sein. Tiefengliederung müssen wir wieder haben. Sie soll jedoch nicht zum Auffüllen der vorderen Linie dienen, sondern zur Ablösung der ermatteten Streiter.“

Leider konnte diese schon in Oktober 1914 niedergeschriebene Ansicht für das Feldheer nicht nutzbar gemacht werden; denn dem Feldmarschall blieb nach wie vor jede Einwirkung auf dasselbe versagt. Noch bis in die Sommeschlacht hinein galt daher die starke Besetzung des vordersten Grabens bei völlig mangelnder Gliederung der Kräfte nach der Tiefe als Regel. Erst die Heeresleitung Hindenburg-Ludendorff hat mit der Vorschrift „die Abwehrschlacht“ hierin grundsätzlichen Wandel geschaffen. —

Auch die Ersatzlage erweckte früh die Aufmerksamkeit des Feldmarschalls. In einem Befehl vom 20. November sagt er: „Die voraussichtlich noch lange Dauer des gegenwärtigen Krieges nötigt dazu, alle Mittel zur Bereitstellung hinreichenden Ersatzes für die vor dem Feinde stehenden Truppen auszunutzen.“

„Das Generalgouvernement kann nach Maßgabe der ihm zur Verfügung stehenden Mittel durch Verwendung der jüngeren Jahrgänge seiner Landsturmbataillone wirksam dazu beitragen. Aus diesen ist schon eine ansehnliche Zahl von Offizieren und Mannschaften an die Bataillone der 37. gemischten Landwehrbrigade abgegeben worden. Es kann und muß aber noch mehr geschehen.“

Im weiteren ordnete der Feldmarschall daher an, daß alle sich freiwillig zum Dienst an der Front meldenden Offiziere und Mannschaften des Landsturmes sowie alle felddienstfähigen Landwehrlaute, soweit sie durch aus der Heimat eintreffende landsturmpflichtige Mannschaften ersetzt werden könnten, nach dem Truppenübungsplatz Beverloo zu entsenden wären, um dort für den Feldkrieg ausgebildet zu werden.

Als eine besonders wichtige und schwer zu lösende Frage betrachtete der Feldmarschall den Ersatz der großen Verluste des niederen Offizierskorps. Daher wurden die Kommandeure darauf verwiesen, auf besonders befähigte und tüchtige Soldaten und Unteroffiziere besseren Standes zu achten und sie zur Ausbildung als Reserve-Offizier-Aspiranten namhaft zu machen. —

Wie aus diesen Maßnahmen, so geht auch aus einer langen Reihe von Briefen, Truppenansprachen und anderen Äußerungen des Feldmarschalls aus jener Zeit hervor, daß er sich über die weitere Entwicklung des Krieges keinen falschen Hoffnungen hingab. „Wann dieser enden soll“, schrieb er am 23. Oktober an einen Freund, „ist freilich eine schwer zu lösende Frage. Wir können unsere Gegner weit eher schlagen als sie zum Frieden zwingen. Vor allen Dingen sind Rußland durch seine große Ausdehnung und England durch seine geschützte Lage im ganzen unserem Drucke entzogen. Ich fürchte, daß erst ein allgemeiner Zustand der Erschöpfung und Kriegsmüdigkeit zu ernstern Verhandlungen führen wird. Mir soll's nicht zu viel werden. An Kriegsmüdigkeit, die ich im letzten Teile des Krieges von 1870/71 zwar nicht an mir selbst, aber sehr reichlich an anderen kennen lernte, werde ich noch lange nicht leiden.“

Ähnlich heißt es in einem anderen Briefe: „Wir dürfen nicht vergessen, daß das Ende des Krieges noch fern liegt. Es ist schwerer, unsere Gegner zum Frieden zu zwingen, als sie auf den Schlachtfeldern zu schlagen. Beides beruht auf ganz

verschiedenen Bedingungen, über die ich mich vor Jahren einmal in dem Buche: „Krieg- und Heerführung“ ausführlich ausgesprochen habe. Für das Vaterland gestaltet sich ein langer Krieg auf alle Fälle zu einer sehr schweren Aufgabe, zumal es in der Natur des Deutschen liegt, sich aus dem Wirrsal der Kämpfe nach einiger Zeit wieder heraus und zurück zu regelrechter Friedensarbeit zu wünschen.“ —

„Ich halte es“, bekennt er seinem Freunde Mudra, „mit dem alten Schmidt<sup>4)</sup>, der 1870 zu sagen pflegte: Die Kriegsmüden Leute hasse ich mehr als den Feind.“

Welchen Begriff sich der Feldmarschall von der Größe der dem deutschen Volke gestellten Aufgabe machte, geht klar aus den Worten hervor, die er am 8. November an einen seiner Mitarbeiter im Jungdeutschlandbunde richtete. „Wenn das deutsche Volk nicht untergehen will, so muß es ein Volk von Helden werden. Der große, uns aufgezwungene Weltkrieg wird an das jetzt heranreifende Geschlecht noch außerordentliche Anforderungen stellen. Aber auch wenn er siegreich bis zu Ende durchgekämpft ist, bleibt sicherlich ein ungelöster Rest bitterer Feindschaft zurück, der uns zwingt, stark und wachsam auf unserem Posten zu bleiben.“ . . . . . „Die kommenden Geschlechter werden sich mit dem Gedanken erfüllen müssen, daß auch sie nicht ohne schwere und große Kämpfe für Deutschlands Bestand, Freiheit, Ruhm und Größe sowie die Erfüllung seiner Mission in der Weltgeschichte bleiben werden. Noch niemals hat ein Volk so allgemeine und tückische Feindschaft gefunden wie wir, und die ist nicht durch einen einzigen Krieg zu verwischen.“

Die Zukunft wird lehren, daß auch diese Ansichten des Feldmarschalls gegenüber den verlogenen Schalmeien von Völkerversöhnung und Weltfrieden, die wir heute bis zum Überdruß zu hören bekommen, die richtigen sind. —

Anwillkürlich fragt man sich, woher der Feldmarschall, angesichts der lebhaften militärischen Tätigkeit, die er als Generalgouverneur von Belgien entfaltetete, die Muße nahm, auch noch die Verwaltungsarbeiten zu erledigen. Dazu befähigte ihn die peinliche Ausnutzung der Zeit, an die er von jeher gewöhnt war. Bei ihm blieb keine Minute ungenutzt. Lag gerade keine Arbeit vor, so ruhte er mit Bewußtsein aus, um für neue Aufgaben frisch zu sein. Dabei hatte er seinen Körper derart in der Gewalt, daß er jederzeit, wie auf Kommando, tief und fest schlafen konnte. Wenn er von Brüssel an die Front fuhr, so waren, den Rückweg eingerechnet, über 200 Kilometer im Kraftwagen zurückzulegen. Während der hierfür erforderlichen vier oder fünf Stunden schlief der Feldmarschall den Schlaf des Gerechten. So kam auch der Körper zu seinem Recht. Deshalb konnte Goltz sich auch noch einem anstrengenden, an der Kampffront verbrachten Tage bis tief in die Nacht hinein mit ungebrochener Arbeitskraft den Gouvernementsgeschäften widmen. Da waren die Vorträge der militärischen Stellen sowie des Chefs der Zivilverwaltung anzuhören, die erforderlichen Entscheidungen zu treffen, Besucher, die in dienstlichen oder privaten Angelegenheiten kamen, zu empfangen, ein Berg von Schriftsachen und die Privatkorrespondenz zu erledigen. Nach wenigen Stunden der Bettruhe folgte dann häufig noch vor Sonnenaufgang wiederum die Fahrt zur Front. —

4) General Karl von Schmidt, 1870/71 Führer der 6. Kavalleriedivision und nach dem Kriege Reorganisator der deutschen Reiterei.

Am 10. November konnte der Feldmarschall in sein Tagebuch eintragen: daß nach einer großen Konferenz mit den Provinzgouverneuren und Kreischefs, bei der alle strittigen Fragen geklärt wurden, die einheitliche Gestaltung der Verwaltung des besetzten feindlichen Gebietes gesichert sei. „Die Neuordnung der Verhältnisse ist wenigstens formell geregelt. In der Praxis werden freilich noch viele Schwierigkeiten zu beseitigen sein. Das kann aber ein anderer beforgen.“

Der Unmut, der aus diesen Worten spricht, hatte seinen Ursprung in Differenzen mit dem Großen Hauptquartier in bezug auf die Belgien aufzuerlegenden Kontributionen. Zwar hatte er die Genugtuung, daß sein Entwurf über diese von unseren ersten Autoritäten auf dem Gebiete des Finanzwesens, Havenstein und Helfferich, als der einzig mögliche Weg anerkannt und schließlich vom Großen Hauptquartier angenommen wurde; die Gegensätze hatten aber doch eine derartige Schärfe erreicht, daß Goltz den Kaiser um eine andere Verwendung bat.

Am 28. November erhielt er folgendes Telegramm: „Euer Erzellenz sind von der Stellung als Generalgouverneur in Belgien enthoben und wollen sich sogleich nach Konstantinopel begeben, um dort der Person des Kaisers der Osmanen und Allerhöchstdessen Hauptquartier zugeteilt zu werden.“

Diese Verwendung in einer belanglosen Ehrenstellung war freilich nicht das, was der Feldmarschall erstrebt hatte. Nach seinen eigenen Worten wurde nunmehr lediglich von ihm verlangt, „im Vorzimmer des Sultans mit untergeschlagenen Beinen auf dem Divan zu sitzen, recht viele Zigaretten zu rauchen, noch mehr Kaffee zu trinken und auf Befehle zu warten, die niemals kommen würden.“

Damit konnte er, der die Fähigkeiten in sich fühlte, Großes zu vollbringen, sich nicht zufrieden geben. Deshalb erbot er sich freiwillig, als für die schwierigen Verhältnisse an der Front ein Führer gesucht wurde, diesen Posten zu übernehmen. Seine Leistungen daselbst, ehe er am 19. April 1916 zu Bagdad von der großen Kriegsseuche des Ostens, dem Flecktyphus, dahingerafft wurde, hat sein letzter Generalstabsoffizier, Oberstleutnant von Riesling, in dem lesenswerten Buche: „Mit Feldmarschall von der Goltz Pascha in Mesopotamien und Persien“ eingehend gewürdigt. Die Lektüre dieser Schrift kann nur die Ansicht bestärken, der General von Mudra Ausdruck gibt, wenn er am Schluß des oben erwähnten Vorwortes schreibt:

„Es ist hier nicht der Ort, auf vorläufig abgeschlossene Begebenheiten einzugehen und näher zu erörtern, wie alles hätte kommen können, wenn ein wirklich großer Feldherr die Operationen des deutschen Westheeres geleitet hätte. Nur darauf soll hingewiesen werden, daß die Vorsehung unserem Volke in dem Generalfeldmarschall Colmar Freiherr von der Goltz einen Mann in Bereitschaft hielt, der alle Eigenschaften in sich vereinigte, um das gewaltige Schicksal zu meistern, das über die Nation hereingebrochen war.“

„Wenn eine besondere Verkettung von Umständen und unterirdischen Einflüssen es dahin bringen konnte, daß eine solche Kraft in der Stunde höchster vaterländischer Not nicht an der entscheidenden Stelle verwendet wurde, sondern sich auf dem verlorenen Posten im mesopotamischen Wüstenlande verzehren mußte, so ist das ein Vorgang von erschütternder Tragik. Wen der Herr verderben will, den schlägt er mit Blindheit!“

„Möge wenigstens in Zukunft das Beispiel dieses echten deutschen Mannes,



der ein langes Leben voller Mühe und Entfagung ausschließlich der Arbeit für die Ehre und Größe seines Vaterlandes gewidmet und ihm in treuester Pflichterfüllung schließlich das Leben geopfert hat, dem deutschen Volke, namentlich dem heranwachsenden Geschlecht, zum Segen gereichen.“

## Metaphysik und Geisteswissenschaft

Ein Vortrag

von

Leopold Ziegler

Sie haben mich mit der ehrenvollen Aufgabe betraut, auf Ihrer diesjährigen Tagung über Metaphysik und Geisteswissenschaft zu sprechen. Das ist, wie ich Ihnen freimütig bekenne, eine Aufgabe von entmutigender Dunkelheit und Unzugänglichkeit und für mich vielleicht nur annehmbar durch einen Umstand von besonderer Gunst, der Ihnen sicherlich so wenig entgangen ist, wie mir selber. Ich meine den Umstand, daß Ihre Aufgabe dem Wortlaut nach schon eine Beziehung irgendwelcher Art zwischen Metaphysik und Geisteswissenschaft als bestehend voraussetzt, eine Beziehung, die eben darum, weil sie besteht, auch greifbar und darstellbar sein muß. Das mir gestellte Thema verknüpft infolgedessen Metaphysik mit Geisteswissenschaft auf eine freilich noch der Erläuterung bedürftige Art, — es verknüpft außerdem die sich überall anbahnende und ankündende Erneuerung der Metaphysik mit der Geisteswissenschaft! Diesen Wink halte ich für allzu bedeutungsvoll, um ihn nicht nach Kräften auszunützen: er und er allein scheint unserer anfänglichen Ratlosigkeit Hilfe im rechten Augenblick zu versprechen.

Gewiß! Auch jetzt noch bleibt der Begriff der Metaphysik von schwärzester Problematik umflort und umschattet. Dies bezeugt allein die Tatsache unwiderleglich, daß wir an dieser Stelle ihre Wiedergeburt erörtern. Was immer wir heute unter Metaphysik verstehen mögen, es deutete einer noch sehr nahen Vergangenheit verdächtig, wenn nicht geradezu anrüchig und ranzig. Diese Metaphysik konnte verlacht, verachtet, ausgepiffen, oder mit wegwerfender Geste als „private“ Ansicht abgefertigt werden; sie konnte sogar verschollen und verstorben sein, um heute mit ebenso verwirrender wie unaufhaltsamer Zwangsläufigkeit wieder aus der Gruft zu steigen. Zeitweilig begraben, teilt sie so das stolze Geschick nicht weniger Götter, österlich aus dem Totenreich ins Licht zurückzukehren, woselbst ihr freilich von den „Hütern der Schwelle“ jedesmal von neuem zur Pflicht gemacht wird, sich als lebendig auszuweisen, zu beglaubigen. Und dieses letztere nicht allein in dem präzisen Sprachverstand kantischer Fragestellung: wie Metaphysik als Wissenschaft sui generis im Zusammenhang der übrigen Wissenschaften möglich sei? Sondern darüber hinaus in einem beträchtlich strengeren Sinne: was man nämlich letzten Endes überhaupt unter ihr zu verstehen habe? Man war

leichtgläubig und vertrauensfelig und ist, wenn nicht betrogen, so enttäuscht worden. Nun ist man gewisigt und will wissen, was es mit jenen ominösen und odiosen *μετά τὰ φυσικά* für eine Bewandnis habe, die im aristotelischen System hinter den physikalischen Schriften kommen und unverhohlen mit der Anmaßung auftreten, nicht sowohl hinter die sogenannte Physik, als vielmehr hinter die gesamte Physik mit all ihren wechselnden Erscheinungen einen forschenden und verstehenden Blick zu werfen? Was ist, so fragt man, recht und schlecht diese ewigalt und -junge Metaphysik, zugestanden, es ließe sich im Umkreis bisheriger Erkenntnismöglichkeiten dies oder jenes ausführen, was ihr ungefähr entspricht?

Wie sich von ganz selbst versteht, kann diese doppelte und dreifache Problematik in den mir gesteckten Grenzen nicht erörtert, geschweige denn aufgelöst werden. Der Verzicht auf eine wenn auch nur vorläufige Erläuterung oder Ausdeutung des Begriffes Metaphysik ist von vornherein unvermeidlich, im gleichen auch der Verzicht, diesen Begriff als einen wissenschaftlich zulässigen und tragfähigen darzutun. Indessen bleibt uns als ein legitimster Ausweg unstrittbar ein Drittes: wenn wir nämlich jenen eingangs erwähnten Sachverhalt heranziehen und dazu benutzen, diese mit Problematik überfrachtete Metaphysik an dem minder anföhligen Tatbestand der sogenannten Geisteswissenschaft zu erläutern. Es steht uns mit anderen Worten anheim, jederzeit folgende Erwägung zu machen: Eingeständenermaßen wissen wir zwar nicht, was Metaphysik sei, und wissen ebensowenig, ob ihr ein wirklicher Erkenntniswert beizulegen sei, gemessen am Erkenntniswert heutiger Einzelwissenschaften. Aber wir nehmen versuchsweise und gleichsam auf Widerruf einmal an, daß unsere gesuchte Unbekannte mit Namen Metaphysik in einem aufweislichen Verhältnis zu der Bekannten mit Namen Geisteswissenschaft stehe, daß mithin ein Rückschluß von einer Gegebenheit auf eine Nichtgegebenheit immerhin ins Bereich vernünftiger Denkbarkeiten gehöre. Und dieses führt sofort dann auf eine zweite Frage zurück, die durchgängig beantwortbar erscheint. Ich meine die Frage: was ist Geisteswissenschaft?

Unter allen Umständen ist die Wissenschaft vom Geist das Gegenstück, wenn nicht der Gegensatz zur Wissenschaft von der Natur. Und zwar der Gegensatz sowohl zu jener Wissenschaft von der Natur, welche die Gesamtheit zu erforschen trachtet aller unbelebten Körper mit ihren gesetzmäßigen Zusammenfassungen, Bewegungen und Auswirkungen, als zu jener anderen, die sich dem Studium der belebten Körper widmet in ihrer gesetzmäßigen Entstehung, Betätigung und Wandlung, — also kurz und gut dem Studium solcher Körper, die Goethe ein für allemal mit dem Ausdruck „Gestalt“ umschrieben und bezeichnet haben wollte. Ist somit die Wissenschaft von der Natur Lehre von den Körpern wie Lehre von den Gestalten, Physik im weitesten Begriffe und Morphologie im weitesten Begriffe, so ist die Wissenschaft vom Geist offenbar ein Drittes, weder auf die Welt der Körper noch auf die Welt der Gestalten unmittelbar Bezogenes. Was ist dieses Dritte? Ich erwidere: Die Gesamtheit aller menschheitlichen Geschaffenheiten, die wir schlicht als Welt der Werke von der Welt der Körper und Gestalten abzutrennen pflegen. So untersucht die Geisteswissenschaft in erster Linie die Geschaffenheiten und Wertbereiche in Wort und Schrift, Recht und Staat, Technik und Wirtschaft, Kunst und Erkenntnis, Logik und Ethik, Mythos und Religion, Zivilisation und Kultur. Sie erforscht diese spezifisch humanen Gebilde in ihren historischen Variationen und Varietäten, aber auch

in ihren kausalen und korrelativen Relationen, in ihrer morphologischen und typologischen Systematik. Führt aber von hier eine Brücke zur Metaphysik? Soviel ich sehe: keine! Und wenn doch schon eine, so doch keine wahrnehmbare, die wir beschreiten, die wir benutzen können.

Jedoch erschöpft sich zu unserem Troste die Wissenschaft vom Geiste hierin nicht. Diese sogenannte Wertwelt menschheitlicher Herkunft ist wohl für sie der terminus a quo, nicht aber ihr terminus ad quem. Ihr tieferes und schwierigeres Studium erstreckt sich weit hinter diese gleichsam fertig vorgefundenen Wertbereiche auf die sehr komplexen Handlungen und Tätigkeiten, die zur Hervorbringung und Hervorbildung solcher Beschaffenheiten führen und die sich wegen ihrer spezifischen Humanität durchgängig aufs schärfste abheben von den scheinbar so verwandten Tätigkeiten und Handlungen außer- und untermenschlicher Lebensstufen. Die Tatsache dieser Abhebung und Unterscheidung ist von grundsächlichem Belang. Denn methodisch liegt uns zweifellos die große Versuchung nahe, hier statt echt geisteswissenschaftlich nur afternaturwissenschaftlich zu verfahren, indem wir die Erschaffung bestimmter Wertgebilde, die Mensch und Tier gemeinsam zu sein scheinen — ich erwähne Sprache und Technik, Staat und Wirtschaft — ganz einfach aus den allgemeinen Funktionen belebter Gestalthaftigkeit ableiten zu dürfen glauben, derart die kreativen Akte und Aktionen der Spezies homo sapiens auf die wesenhaft organischen Akte und Aktionen des Lebewesens überhaupt zurückführend. Demgegenüber haben wir nachdrücklich festzuhalten an dem strikt geisteswissenschaftlichen Charakter dieser fraglichen Funktionen; demgegenüber haben wir unter allen Umständen zu betonen, daß unsere humanen Wertgebilde mit nichten die Erzeugnisse biologischer, sondern psycho-pneumatischer Akte sind. Dies fließt schon aus der ganz einfachen, aber grundlegenden Besinnung, daß kreative Handlungen beim Tiere entweder vollständig oder doch zu überwiegenden Teilen instinktiv abzulaufen pflegen. Denn was besagt diese Überlegung? Unzweifelhaft ein Doppeltes! Einmal nämlich, daß alle derartigen Handlungen mit jener unfehlbaren Treff- und Zielsicherheit vollzogen werden, welche eine nachträgliche Verbesserung oder Berichtigung nur in schmalsten Grenzen zuläßt und darum im wesentlichen auch kaum eingeübt zu werden braucht, ja eingeübt zu werden vermag. Zum zweiten aber besagt es, daß diese nämlich Handlungen schlechterdings jede Beteiligung des Bewußtseins ausschließen, wofern sie nicht mit dem Vorgang der veranlassenden Regung oder der auslösenden Erregung strikt zusammenfällt. Die kreativen Akte des Tieres, müssen wir daraus folgern, unterscheiden sich von den kreativen Akten des Menschen, auch wo sie intentional anscheinend derselben Werterzeugung dienen, dennoch von dieser nach Art und Beschaffenheit, keineswegs nur nach Grad und Maß. Und wiederum zeichnen sich im schroffsten Gegensatz zu allen instinktiven Betätigungen die werterzeugenden Funktionen des Menschen durch zwei beherrschende Merkmale aus: durch ihre ursprüngliche Unsicherheit und Angeübtheit und so freilich auch allseitige vervollkommnungsfähigkeit in der Auswahl und Anwendung der zweckmäßigen Handhaben und Griffe erstens, — aufs nächste damit zusammenhängend aber durch einen jeweils steigenden Anteil des Bewußtseins zweitens. Derselbe Sachverhalt spricht sich entwicklungs-geschichtlich mithin aus als eine zunehmende Abdrängung und Ersetzung der instinktiven Handlung durch die bewußt normierte, bewußt initiierte, bewußt selektierte Handlung. Was wir Geschichte der Menschheit im weitesten

Wortverstande heißen, stellt sich folgerichtig unter diesem Aspekt dar als eine fortschreitende Loslösung und Abspaltung, Knospung und Sonderung aller kreativen Aktionen aus dem organisch-biotischen Triebfeld der Instinkte! Oder in etwas anderer Wendung, — die sogenannte Geschichte der Menschheit bildet einen einzigen und ununterbrochenen Übergang des sogenannten Lebens in den sogenannten Geist! Dabei bleibe hier die lastend unheimliche Frage gänzlich aus dem Spiel, die sich in Rousseau ihr erstes Schall- und Sprachrohr schuf, von Bachofen und Nietzsche später in einem neuen Sinn gestellt ward, um gegenwärtig durch Männer wie Ludwig Klages und Theodor Lessing mit leidenschaftlich anklagender Vehemenz hoffnungslos tragisch beantwortet zu werden, — die Frage nämlich, ob nicht eben dieser entwicklungsgeschichtliche Befund auf eine unaufhaltsame Entartung unserer Spezies hindeute, ja geradezu auf eine radikale Selbstvernichtung, Selbstzerstörung und Selbstverbrennung des kosmischen Lebens an der alles verzehrenden Flamme unseres humanen Geistes, unseres humanen Bewußtseins? — Nicht diese im Hintergrund aller entwicklungsgeschichtlichen Betrachtung feindselig lauende Schicksalsfrage, ich wiederhole es, soll hier von uns aufgegriffen, geprüft oder gar gelöst werden. Vielmehr muß es hier für uns ganz einfach bei der Feststellung sein Bewenden finden, daß der Menschheit werkschöpferische Leistung im Vergleich zu der werkschöpferischen Leistung der Tierheit alles bloße Leben, Nur-Leben und Nichts-als-Leben fernhin überschreitet und übersteigert und daß sie genau in dieser Hinsicht nicht sowohl eine metabiotische, sondern erst recht in jedem herkömmlichen Sprachverstand eine metaphysische genannt zu werden verdient.

In summa ist uns also tatsächlich ein metaphysisches Problem, ja eine ganze Verkettung metaphysischer Probleme mit dem geschilderten Sachverhalt gegeben und aufgegeben. Obliegt es dem werkerschaffenden Menschen, die Reihe der Mittel zu selbstgesetzten Zwecken selbsttätig zu suchen und unter mancherlei Möglichkeiten jeweils die angemessenste zu wählen, — ob in Freiheit zu wählen? Das bleibt die offene Frage! — so obliegt ihm zugleich das Schwierigere, die grenzenlose Vielfältigkeit dieser Mittel ihren besondern Zwecken zuzuordnen. Und weil es zuletzt nirgends ein Mittel gibt, welches sich bei günstiger Gelegenheit nicht selbst zum Zweck, zum Selbstzweck aufwürfe; weil es des ferneren nirgends einen Zweck gibt, der nicht umgekehrt zu einem Mittel zu anderen Zwecken herabgedrückt würde, — so hat der kreative Mensch eines Tages die furchtbare Notwendigkeit ins Auge zu fassen, nicht allein zwischen Zweck und Mittel reinlich und peinlich zu unterscheiden, nicht allein Zwecke, die nicht mehr Mittel sein dürfen, Mittel sein sollen, mit Strenge und Entfagung herauszustellen, sondern darüber grundsätzlich hinaus einen einzigen, schlechterdings all-einschließenden, all-umspannenden Zweck der Zwecke auszukunden, der ihm seinen zahllosen Einzelwerkerschaffungen totaliter und post festum rechtfertigt, ja heiligt. Derart ist es unstreitig die Tatsache menschheitlicher Werkerschaffung als solche, die unsere humane Spezies mit einer Verantwortlichkeit belastet, die zwar bis zu dieser Stunde noch nicht getragen wird, aber in Zukunft ganz ohne Frage getragen werden muß. Ein oberster Schaffenszweck, ein letztes Strebensziel, eine vereinheitlichende Leitabsicht, ein lebens- und wirklichkeitsüberschreitender Sinn soll namhaft gemacht werden, um das gesamte kreative Tun der Menschen seiner Problematik zu entkleiden. Mag daher immerhin auch schon die organische Natur als Inbegriff aller lebendigen Gestalten, wie heute der Vitalismus ausgezeichnete

Forscher versichert, planmäßig oder zielstrebig, leitabsichtlich oder ganzheitsbezogen verfahren, — bis auf uns herauf, den Menschen und „des Menschen Sohn“, enthebt diese Natur ihre Geschöpfe jeder Pflicht, Ziel und Sinn, Plan und Ganzheit dieser Schöpfung zu vermitteln, will sagen: bewußt zu machen. Mit dem unbegreiflichen Augenblick jedoch, da die bewußtlos wirkende Natur ihren Anteil an der Schöpfung gleichsam dem bewußt schaffenden Geiste abzutreten schien, ist über das Leben die große Krisis, vielleicht, wir wissen es noch nicht, die große Katastrophe hereingebrochen. Denn jetzt geschieht es zwangsläufig, daß der Mensch, philosophisch gesagt „der universe Ort“ fortschreitender Bewußtseinssteigerung und Bewußtseinsausbreitung, den vermutlichen Plan des Lebens in Erfahrung zu bringen trachten muß, — daß er, falls eben dieser Plan in der außermenschlichen Sphäre der Welterscheinungen nur in dürftigen Spuren hier und da erkennbar würde, auf eigene Verantwortung diese sporadisch-fragmentarischen Spuren mit allen Künsten der Interpretation und Interpolation zu einer wahren Totalität zu ergänzen genötigt ist. Fortab besteht das ausgezeichnete Charakteristikum der Gattung Mensch im Höchsten und Letzten darin, Ziel und Sinn, Zweck und Wert des Weltgeschehens zu erfassen, — gegebenenfalls durch selbstherrliche Setzung Ziel und Sinn, Zweck und Wert dem Weltgeschehen zu ermessen. Willig oder widerwillig, gleichviel! Kraft seiner werkschöpferischen Leistung ist der Mensch, zunächst ohne es gewahr zu werden, aus dem kreativen Tun der bloßen Kreatur mehr und mehr hineingewachsen in die ungeheure Aufgabe des Kreators. Es hilft ihm alles nichts, das menschlich übermenschliche Wagnis muß bestanden werden. Im Wortverstand jeder lebendigen Gestalt überhaupt nur intentional zu verfahren, kann und darf ihm längst nicht mehr genügen. Erst das universe Konzept einer totalen Intention, erst die Intention aller Intentionen bietet ihm Gewähr, nichts Vorläufiges, Anzulängliches, Bruchstückhaftes anzustreben. Mag sich die übrige Natur an einzelgestaltigen Ganzheiten und ihrer entwicklungsgeschichtlichen Umformung genügen lassen. Wir Mensch visieren, wir Mensch fixieren nolens volens die schlechthin eine Ganzheit, die mit dem Inbegriff der Allheit, Welttheit, Gotttheit irgendwie zusammenfällt. Dies zwar unter der unvermeidlichen Gefahr, diese totale Intention für immer zu verfehlen; dies unter der noch schlimmeren Gefahr, das intendierte Totum in eine klaffende Zweiheit von unbewußt lebendigen und von bewußt geistigen Zielsetzungen seinerseits wieder antinomisch aufzuspalten und sich in dem Weltkampfe dieser Zweiheit, dieser „Zwiesal“ hoffnungslos zu verbluten. Womit dann unser Finger zagend und behutsam an die Stelle höchster menschheitlicher Tragik rührt, einer Tragik, die durch keine erkenntnismäßige Resignation beschwichtigt oder gar geschlichtet, vermieden oder gar gehoben werden kann, sondern mit Tapferkeit und Gelassenheit, womöglich mit Größe von uns eingestanden, von uns ausgerungen werden soll.

Gewiß also, das Wagnis einer Metaphysik in diesem Wortverstande bleibt nach wie vor ein schreckliches, und immer müssen wir darauf gefaßt sein, das Rätsel der Sphinx nicht zu erraten und von ihrer Löwenpranke in den Abgrund geschmettert zu werden. Aber schließlich ist das Wagnis dieser Metaphysik um nichts größer, als das Wagnis des Lebens selber, vorausgesetzt, wir machen uns von dem bürgerlichsten aller Irrtümer frei, als ob es hier irgendwelche Sicherheiten, Bürgschaften, Sicherungen gäbe. Die Möglichkeit besteht also, daß wir, Menschheit und Mensch, in Wahrheit auf einem verlorenen Posten der Schöpfung gestellt wurden, den wir

dann eben in Gottes Namen, bis zum rühmlichen Untergange kämpfend, halten wollen. Jedenfalls kann, solange unser zweideutiges Geschlecht diese alte Muttererde bevölkert, die wahre Abgrundsfrage nie verstummen: zu welchem Ende verschaffen wir je und je diese unsere wunderliche Welt- und Wertwelt? Warum erfinden wir solche Dinge wie Wort und Schrift, Staat und Recht, Kunst und Erkenntnis, Logik und Ethik, Kultus und Mythos, Kultur und Zivilisation? Wozu verkörpert sich in unserer raumzeitlichen Erscheinung der unver söhnte Widerspruch zwischen instinktiver und elektiver Handlung, zwischen organo-biotischem und psychopneumatischem Vollbringen? Zu wessen Frommen, wessen Heil besiegelt ausgesucht unser eigenes Dasein den Bruch des Lebens mit dem Geiste, des Triebes mit dem Willen, des Zwanges mit der Freiheit?

Indessen ist es noch nicht genug, daß menschheitliche Werterschaffung das Leben in die Dimension des Geistes umbiegt und von der polar-antinomischen Doppelheit der Aktionen und Funktionen aus nachträglich das Leben wieder mit dem Geist zu versöhnen heischt. Was hier im Umkreis unserer Welterfahrung in zwei getrennte, ja zwei gegensätzliche Hälften auseinanderbirgt, ist nicht sowohl die Gesamtheit vitaler und spiritueller Tätigkeiten an und für sich, als vielmehr, eine Wesenschicht tiefer gelagert, das unbekanntes Sein des Trägers und Urhebers dieser Tätigkeiten selbst. Wohl pflegen wir mit der vollen Unbedenklichkeit einer sprachlichen Gewöhnung auch vom Leben als solchen im Sinn eines impersonalen Trägers und Urhebers der vitalen Akte und Funktionen zu sprechen. Aber gesetzt sogar, daß die zu beobachtenden Unterschiede der Individuation bei den einzelnen Lebenserscheinungen minder ins Gewicht fielen, als es offenbar der Fall ist, dürfen wir uns auch nur der bescheidensten und ungefährsten Kenntnis rühmen, von der wirklichen Substanz, von dem wirklichen Subjekt, aristotelisch gesprochen von dem eigentlichen *ὑποκείμενον* dieses sogenannten Lebens? Und steht es mit der Frage nach der Substanz, nach dem Subjekt, nach dem *ὑποκείμενον* des sogenannten Geistes auch nur um einen Pfifferling besser? In Wahrheit zu gestehen, wissen wir nichts, rein gar nichts, ob Leben oder ob Geist, jedes für sich betrachtet, einer oder vieler, einfacher oder zusammengesetzter Wesenheit sind. Und wenn wir uns, wie billig, bei der Entscheidung dieser Frage ganz und gar auf den Sinnenschein verlassen und von der Vielheit der lebendigen Gestalten, von der Vielheit der geistigen Werterschaffungen oder Wertgebiete auf eine Vielheit auch ihrer beiden Urheber schließen wollen, — wir wissen darum immer noch nicht das mindeste, ob diese anscheinende Vielheit in einer letzten heimlichen Wortbedeutung Einheit genannt zu werden verdient oder nicht. Steht aber derart bis zu dieser Stunde noch jede Entscheidung darüber völlig aus, ob es ein Leben oder ein Geist ist, oder ob es viele Geister, viele Leben sind, von welchen die lebendigen und geistigen Wirkungen innerhalb unserer Erfahrungskreise ausstrahlen, — wie sollten wir uns sichere Gewißheit verschaffen können, ob Leben und Geist zusammen in äußerster Verwurzelung eine substanzielle Einheit oder Zweiheit bildeten? Alles, was in dieser Hinsicht für unumstößlich zu gelten hat, ist die Aussage, daß diese Frage nach der Substanz, nach dem Subjekt, nach dem Substrat der menschheitlichen Werterschaffung recht eigentlich die *quaestio metaphysica* darstellt, daß mithin die Geisteswissenschaft, von jetzt an, wo sie des Geistes *ὑποκείμενον* zu ergründen trachtet, ohne Rettung in die Metaphysik aufgeht, in der Metaphysik untergeht. Darf man heute das kardinale Ergebnis der kritischen Philosophie vielleicht dahin formu-

lieren, daß alle Subjektivität lediglich in und durch die Stufenfolge ihrer Objektivierungen erfahrbar und erfassbar werde, so besagt ja eben diese Formel grundsätzlich nichts anderes, als daß die Subjektivität an und für sich schlechtthin unerfahrbar, schlechtthin unerfassbar sei! Oder dieses nämliche Ergebnis in etwas anderer Wendung und Prägung — jener kreative Urheber und Artäter, der hier als „Leben“, dort als „Geist“ handelt und wirkt, bildet und schafft, webt und weft, er verbirgt sich in Ewigkeit, wie der idealische König des Marquis Posa bei Schiller, hinter seinen Schzungen und Schöpfungen: verborgenes Agens, verborgenes Movens aller sicht- und offenbaren Vorgänge in den Bereichen des Lebens und des Geistes. Wer also, fragen wir, den inneren Zusammenhang zwischen Geisteswissenschaft und Metaphysik zum letztenmal bedenkend, — wer also lebt in allen lebendigen Gestalten, wer geistet in allen menschlichen Wertgebilden? Ist „Geist“ jener nämliche identische Träger, der Leben nach unbekannter Richtung hin über sich selber stuft und so in letzter Wurzel selber Leben ist? Oder ist „Geist“ im Gegenteil der feindlich andere Träger, der Leben in sich verumeinigt, zerstört, ja widerruft und aufhebt? An diesem unverbrüchlich stummen „Wer“, Sie sehen es, zerfellen bis jetzt alle Fragen der Metaphysik und Geisteswissenschaft zugleich, wie es in dem großartigen und feierlichen Stile heiliger Schriften schon das Buch Zohar ausgesprochen hat: „Als alles noch in ihn eingehüllt war, da war Gott der Geheimnisvolle unter den Geheimnisvollen. Die einzige Benennung, die ihm entsprochen hätte, wäre das Fragewort gewesen „Wer?“ . . . Wer also bist du Leben? Wer bist du Geist? Gibt es in allen euren zahllosen Berggegenständlichkeiten einen stetigen Fortgang, einen gleitenden Übergang von Einem in den anderen? Gibt es eine einzige, uns einstweilen noch unbegreifliche Aufstufung des All vom Leben in den Geist und vom Geist in Etwas, das noch keinen Namen trägt? Und falls in Wahrheit doch schon heute manche Zeichen für diese letztere Deutung sprechen sollten, falls wir tatsächlich schon in diesem Augenblick vermuten dürfen, daß trotz alles Gegenscheines zwischen diesen beiden Urpotenzen kein letzter, kein unüberbrückbarer Widerspruch obwaltet, wie einige Ergebnisse der analytischen Psychologie vorgeblich erhärten, oder wie uns die heißen Fanatiker des Nichts-als-Lebens hüben, die kalten Fanatiker des Nichts-als-Geistes drüben überreden, ja übertäuben wollen, — warum entzweite alsdann das verborgen sprunghaft Eine sich in Geist und Leben? Und warum führt der Pfad des Menschen dann über diese abgründlichste Kluft der Schöpfung? Oder — und dieses ist freilich ein hochverwogenes, beinahe lästerliches Wort der Überheblichkeit! — wäre es des Menschen ewige Bestimmung, wäre es sein eigenster Dienst an der Welt und für die Welt, die klaffende Zweifelt jenes „Wer“ immer wieder von neuem in sich selbst zu übergipfeln und auf diese Art die vermiste Einheit, zu der alle Zweifelt drängt und zieht, in sich selber zu verwirklichen? . . .

# Monika

## Erzählung.

von

Georg Britting

Der große Krieg hatte den bekannten unglücklichen Ausgang genommen, und ein gänzlich verarmtes Deutschland wußte sich nicht zu raten und zu helfen. Die Feuerung stieg, ein Pfund Schweinefleisch kostete soviel wie einst die ganze Sau. Vergnügungsreisende der Siegerstaaten fielen in Schwärmen über deutsches und österreichisches Gebiet her. Die Geldkurse ihrer Länder standen hoch, und sie praßten mit wenigem schlaraffisch in Berlin und München und Wien. Und wie drollige und schwarzbefractete Stelzraben wippend und lärmend die Beutewiese abschreiten, abhüpfen, abflattern, so klapperten von Bamberg's gotischen Kirchenwänden chinesische Zauberworte zurück, und fremde Vögel beäugten spöttisch und staunend in Würzburg Mauer und Thor.

In Schwarzenbach, einem Dorfe der bayerischen Berge, lebte die Witwe eines Postboten mit ihrer achtzehnjährigen Tochter von den schmalen Bezügen der Hinterbliebenenfürsorge. Es reichte nicht dahin und nicht dorthin, der Winter verging, man mußte sich nach einer Einnahmequelle umtun. Mit dem Frühjahr kamen nicht nur die Schwalben wieder und die Schlüsselblumen, auch die ersten Fremden tauchten auf, lagen an den Wiesenrändern herum, sich bräunen zu lassen. Der Haselstrauch rauschte mit grünen Blättern im Wind, und weiße Frauensfinger probten, wie saftgeschwellt und bebend die weggebogenen Äste schnalzend in die Ruhelage zurücksprangen. Und die runde Frühsommer Sonne ging nicht mehr unbeachtet, aus Wäldern aufsteigend, in Wälder niedersinkend, ihren rosigen Weg. Die Fremden schmeichelten ihr wie der Primadonna einer großen Bühne, und es hätte nicht viel gefehlt, daß sie in die Hände klatschten, wenn sie bezaubernd lächelnd abends unterging.

In dieser Zeit setzte die Witwe ein Zimmer ihrer kleinen Wohnung instand, wuschte und putzte, befestigte Vorhänge an den Fenstern, und wie die Raze auf die Maus lauerte sie auf die Mieter. Sie hatte Glück über Erwarten. Eines Morgens öffnete ein hochgewachsener Herr im hellen Reisemantel die Stubentür, trat ein, erklärte das Zimmer besichtigen zu wollen, das noch frei sei, wie der an der Haustüre angenagelte Zettel besage. Erfreut führte die Witwe den Fremden über die ächzende Stiege in den Raum, und er mietete kurz entschlossen. Den Preis, den die Frau



nannte, sie nannte ihn zögernd und mit schlechtem Gewissen, erlegte er seelenruhig für eine Woche im voraus. Er ließ sich auch nicht herausgeben auf den Schein, mit dem er zahlte, obwohl der Rest den Betrag der Miete für eine weitere Woche gedeckt hätte. Mit dem fürstlichen Trintgeld zog die Alte ab. Nachmittags kam von der eine Stunde entfernten Bahnstation der Koffer des Sommerfrischlers. Er war ein Deutschamerikaner, hieß John Smith, sprach so gut und besser deutsch als mancher Berliner, der schnarrend sich nach dem Weg zur Bärenspiz erkundigte. Die Bärenspiz war ein hoher Berg, und wenn der Amerikaner aus seinem Zimmer den Arm streckte, konnte er ihn greifen, so dicht lag er vorm Fensterbrett. Die Tannen standen zierlich und nadelgerade, und auf den handtellergroßen Waldblößen lagen die gefällten und geschälten Stämme kreuz und quer über und untereinander wie Zündhölzer. Herr Smith fühlte sich wohl in seiner Einsamkeit. Mit seinen klaren, grünen Augen beobachtete er, wie Rehe vorsichtig sich vom Waldrande lösten und mit seinem vortrefflichen Feldstecher hinüberlugend, saß er, die Beine unterm Tisch, fast erschrocken Aug in Aug mit den Tieren. Aber wenn er in die Hände klatschte, sie zu verscheuchen, merkte er, daß viele tausend Meter hinüber waren und daß der armselige Schall gerade noch über die Straße flog, Spazier aufwirbelte und dann in der blauen Luft zerging.

Mittageffen und Abendbrot nahm Herr Smith im Dorfwirtshaus, als Frühstück trank er viele Gläser Milch und den Tag schlug er sich mit Spaziergängen und kleinen Wanderungen um die Ohren. Monika, die Tochter des Hauses, brachte ihm jeden Morgen Milch, Butter und Brot aufs Zimmer. Oft hieß er sie bleiben, und wenn die Sonne lustig auf den weißen Brettern tanzte, er seine Butterfemmel laute, die süße Milch trank und abwechselnd die Bärenspize betrachtete, die vorm Fenster glänzte und wiederum das frische Frauenzimmer, das ihm gegenüber saß, wurde er strahlender Laune, lachte und plauderte, daß die Witwe einen Stock tiefer in der Küche es hörte und dachte: Gott sei Dank, er ist zufrieden und bleibt wohl noch eine Woche! Der Strumpf, in dem sie ihr Geld bewahrte, schwoll an, so viel Papierscheine wurden hineingestopft. Das Mädchen ließ sich erzählen, wies drüben über dem großen Wasser zuing. Und John erzählte gerne. Von dem sagenhaften Geldkönig, der auch nur Ochsenfleisch aß, aber auf goldenem Teller gereicht, der seinem Hund ein Haus gebaut hatte, größer als das, in dem sie beide jetzt saßen, und eine große, gelbe, feuergelbe Raze hatte, die er mit Kanarienvögeln fütterte. Die Vögel, erzählte John Smith, hockten trillernd auf einem künstlichen Baum, und während der sagenhafte Geldkönig sein Ochsenfleisch vom goldenen Teller aß, sah er zu, wie die feuergelbe Raze die feuergelben und trillernden Vögel vom Baum pflückte.

Drei Wochen blieb Herr Smith. So plötzlich, wie er gekommen war, reiste er wieder ab. Die Witwe war traurig, so einen guten Gast bekam sie wohl nicht wieder, und auch Monika hatte einige Tage gerötete Augen. Immerhin, sie hatten gelernt, wie einträglich es sein konnte, Fremde zu beherbergen. Sie stellten in der Folge noch ein zweites Zimmer zum Vermieten bereit, indem sie selber mit der Küche als Wohnraum sich begnügten und zusammen in einem Kämmerlein schliefen. Zwar soviel wie der Amerikaner zahlte keiner mehr, es gab oft ein wüßtes Feilschen des Preises wegen und Unzufriedenheit auf beiden Seiten.

Es kam der Herbst, der Oktober brachte schon Schnee. Die Fremden saßen wieder in den großen Städten. An einem weißen Januarmorgen kam aus der

Rüchle ein dünnes, zartes Winseln, wie von jungen Katzen, von jungen Katzen, welche die Augen noch nicht öffnen können, kurz zuerst, stoßweise und ging dann in ein langes, sadengleich sich hinziehendes, hohes Weinen über. Türen schlugen auf und zu, das Winseln blieb, das Winseln verging. Nicht junge Katzen lagen im Stoffrestenest, nein, der Monika ein Kind im Arm. Die Witwe tobte, verfluchte tausendmal die ungeratene Tochter, die stumm und niedergeschlagen alles über sich ergehen ließ. Der Vater war weit in Amerika. Der Leute, die John Smith hießen, gab es viele, New-York war groß, nach kurzem Bemühen gaben es die beiden Frauen auf, den Mann zu finden, der wohl nicht einmal ahnte, daß in einem Tal der bayerischen Berge ihm eine Frucht heranwuchs. Allmählich schimpfte die Witwe weniger, je lieber sie den kleinen Hans gewann. Obwohl manchmal noch der Zorn in ihr hochwallte, wenn sie bedachte, auf wie billige Weise da der Amerikaner zu einem Kind gekommen war, für das er gar nichts zahlte, obwohl man für jeden Hund Steuern blechen mußte.

Monika sah auf den Schnee hinaus. Und wenn sie auf den Ofen blickte, von dem die Funken flogen, dachte sie an die Geldkönigskaze und die feuergelben Kanarienvögel und an das Wunderland Amerika und wohl auch an John Smith. Den kleinen Hans nährte sie an der Brust, und er gedieh und die ersten Worte, die er sprach, waren nicht amerikanisch. Er sprach deutsch und bayerisch und war vergnügt und kugelrund.

Ein Jahr ging dahin und ein zweites und ein drittes. Von dem Geld, das sie im Sommer durch Vermieten einnahmen, konnten die beiden Frauen und das Kind gemächlich das ganze Jahr leben. Hans lief schon auf kurzen, strammen Beinen über die Dorfstraße. Wie war das nun mit Monika? Wie im Traum wußte sie, daß da ein Mann war, mit grünen Augen und einer Stimme wie eine Trompete, und daß da ein Kind herumliefe, krächte, wie eine Rindertrompete, das ihr Kind war und feins. Nur drei Wochen war John Smith dagewesen, hatte zum Fenster hinausgesehen, die Rebe durch den Feldstecher beobachtet. Monika war noch nicht erwacht. Wie eine Sonnenblume am Gartenzaun träumte und wuchs sie, wie eine Schnecke war sie, ein Gehäuse aus Traum um sich und über sich, und das Leben, das wirkliche Leben kam nur bis ans Gehäuse, pochte dran, rüttelte dran. Monika blieb drinnen und hörte wie im Halbschlaf die Rindertrompetenstimme des kleinen Hans.

Drei Gehstunden von Schwarzenbach entfernt lag das Dorf, wo alle zehn Jahre und auch heuer wieder von den Bewohnern die Passion Christi im Spiel vorgeführt wurde. Das war ein großes Ereignis, denn ob zu Recht oder zu Unrecht, die bäuerlichen Künstler genossen viel Ruhm. Aus aller Welt kamen Zuschauer und auch aus dem Lande von jenseits des großen Wassers. Monika und ihre Mutter brauchten nicht zu fürchten, ihre zwei Zimmer nicht an den Mann zu bringen. Die Nähe des Passionsdorfes war verlockend, und sie hatten schon frühzeitig für den ganzen Sommer vermietet. Wie einmal Monika im Garten arbeitete, kamen die Dorfstraße daher zwei Damen, eine junge und eine ältere, offenbar Mutter und Tochter. Sie sahen aus, als seien sie sehr vornehm und reich, trugen Kleider, an denen man erkannte, daß sie Ausländerinnen waren, wie es deren so viele in diesem Sommer gab. Vor dem Hause der Witwe blieben sie stehen, besahen es sich genau, und als sie die Hausnummer gelesen hatten, sagte die Junge: „Das ist es wohl! John hat es mir oft beschrieben!“ Sie sagte es auf deutsch,

ein wenig hart im Tonfall unserer Landsleute, die sich drüben seßhaft gemacht haben. In diesem Augenblick kam Hans herangetrabt. Die Junge lachte, fuhr ihm über den blonden Schopf, und die beiden Damen, die Monika gar nicht gesehen hatten, gingen weiter. Monika schaufelte noch ein wenig, dann begann sie nachzudenken. Und es wurde ihr immer klarer, daß die junge Person die Schwester ihres amerikanischen Liebhabers war, der ihr weiß Gott was von Schwarzenbach und von seinem Urlaub erzählt hatte. Gewiß hatte er von ihr, von Monika, nicht gesprochen. Und vielleicht war es nicht seine Schwester, sondern seine Braut, oder seine Frau. Als sie bei diesem Punkt angelangt war, warf sie schnell die Schaufel hin und wandte sich nach der Richtung, in der die beiden fremden Damen gegangen waren. Erst ein Stück außerhalb des Dorfes, es lief hier der Weg entlang einem nicht breiten, aber tiefen und reißenden Bach, holte sie keuchend die Beiden ein. „Sie kennen einen John Smith?“ rief sie drohend. Die Junge sah erstaunt die aufgeregte Frauensperson und sagte etwas, was Monika nicht verstand, es mußte englisch sein. Ob sie John Smith kennen? wiederholte sie und noch wilder ihre Frage. Nun lachten die Beiden und die Jüngere antwortete: „Freilich!“ „Ich will Ihnen nun sagen, ob Sie nun seine Schwester oder seine Frau sind, ich habe ein Kind von ihm.“ Die Frauen betrachteten aufgestört das bebende Mädchen. „Ja, ein Kind von ihm, und der Lump hat mich sitzen lassen!“ Monika schrie es hell und gellend. Die Ältere faßte sich rasch wieder. „Komm“, sagte sie, „das ist vielleicht eine Wahnsinnige!“ Und die Junge sagte: „Nie würde John das getan haben.“ Und damit wandten sie der Anklägerin den Rücken und setzten ihren Weg fort. Monika verharrte schweigend. Die Ältere, die Mutter, trug ein dunkelblaues Kleid, das sich in einem runden Ausschnitt über den braunen Nacken legte. Der Nacken war fest und fleischig und gesund. Der Jüngeren Kleid war gelb, viereckig ausgeschnitten und die Haut ihres Nackens war weiß, mit Flaum besetzt, wie mit Goldhärchen. Ohne sich umzusehen, gingen die beiden Frauen, und Monika sah von Nacken zu Nacken, von dem braunen, fleischigen zum weißen, vom runden Ausschnitt zum viereckigen. Dann hob sie einen faustgroßen Stein vom Boden auf, sprang den beiden nach und versuchte der Jungen den Kopf zu zerschmettern. Sie traf daneben, traf nur die Schulter, was schmerzhaft genug war, denn das blonde Wesen schrie hell auf. Als Monika Miene machte, abermals zuzuschlagen, drangen die Amerikanerinnen im Gegenangriff mit dem Sonnenschirm auf die Rasende ein. Sie wich zurück, rutschte aus und fiel in den Bach. Mit den Händen klammerte sie sich an einem Strauch fest. Die beiden Frauen, froh, den Überfall so glücklich abgewehrt zu haben, liefen eilig davon. Monika sah sie bald hinter einer Wegbiegung verschwinden. Sie hing immer noch mit den Fäusten ins Gesträuch verkrallt. Das kühle Wasser umspülte ihr Bein und Bauch. Und wie sie hing und die kleinen Bachwellchen munter gegen ihre Brust schlugen, zerging das Traumschneckenhaus, in dem sie verkrochen saß, alle Wärme ging von ihr, und nackt und frierend wie ein armer Regenwurm, wie eine triefend nasse Wasserpflanze schaufelte sie lang ausgestreckt. Einen Augenblick lang sah sie klar und überscharf das Spiel ihres Lebens und die riesigen, tintenschwarzen Schatten, welche die Spieler warfen. Lustig, daß die Braut von John Smith sie in den Bach stieß! Lustig, da hing sie nun und dort gingen die Siegerinnen! Einen Scherz erlaubte sich mit ihr das Leben, einen Scherz von stürmischer, von greller und himbeerroter Romik, und eben aufgewacht versank sie wieder in Schlaf und

Traum. Das Schneckenhaus wölbte sich, sie ließ los, und der Bach nahm sie auch mit. Sie ging unter, tauchte noch einmal auf, drehte sich, wirbelte, ihr Rock blähte sich, dann schwamm sie wie eine Luftblase bachabwärts.

Das klatschnasse Stoffbündel, das der Schmied an einer langen Stange, an dem scharfen, krummen Eisenhaken der langen Stange, ans Ufer zog, die plätschernde und rieselnde Gewandkugel barg tief innen, wie die Nuß den Kern, Monikas lächelnde Leiche. Sie lag im Gras, und eilige Rinnale, Bäche und Flüsse schlängelten sich und wanden sich und flossen und schossen fort und dahin. Eine Grastuppel, groß wie eine Faust, nicht größer, wurde von zwei sich zweimal kreuzenden Wasserfäden zur Insel gemacht. Der schillernde Goldläufer, der auf seinen Wegen und in jeder Richtung immer wieder auf das Strömende stieß, summt leise, summt laut, breitete die Flügel, flog, hoch und davon über Gras, Insel und Fluß.

## An der Ostküste der Adria

### Politische Reiseindrücke und Reisebetrachtungen

von

Max Fischer

#### II. Die neuitalienischen Adriagebiete

„Zara ist eine tote Stadt“ — so sagt man triumphierend in Jugoslawien und lächelt ein wenig mitleidig und schadenfroh zugleich über den Patriotismus dieser Gemeinde, die ihre Einverleibung in das Königreich Italien mit einer Einbuße ihrer wirtschaftlichen Bedeutung hat bezahlen müssen. Vor dem Kriege die Hauptstadt Dalmatiens, der Mittelpunkt seines Verkehrs, reiche österreichische Beamtenstadt, ist Zara heute ein Hafen ohne Hinterland, ein einsamer Vorposten Italiens mit einem Gebiet von nur 25 Quadratkilometern.

Die deutschen Beamten, die einst hier wirkten, sind längst nach Deutschland, Österreich zurückgekehrt, die kroatischen Beamten, Lehrer, Advokaten und Ärzte sind nach Sibenik übergesiedelt, das mit seinem Gymnasium, seinen Gerichten und seinem großen Krankenhaus die Rolle Zaras als Mittelpunkt Norddalmatiens übernommen hat. Die Einwohnerzahl von Zara, die vor dem Kriege 15 000 betrug, war Ende 1921 auf 9500 zurückgegangen, und Zara war damals in Europa eine der wenigen Städte, die Überfluß an Wohnungen hatten.

Seit 1922 ist aber die Bevölkerungszahl wieder im Wachsen: sowohl durch die Zuwanderung von Italienern aus Orten der jugoslawischen Küste als auch vor allem durch den von der Regierung zielbewußt begünstigten Zustrom von Kaufleuten aus den altitalienischen Gebieten; im März 1925 zählte Zara laut Ausweis des Einwohnermeldeamtes 13 127 Einwohner, und man darf annehmen, daß diese Entwicklung weitergeht und es in zwei Jahren die Bevölkerungszahl wieder erlangen wird, die es vor dem Kriege besaß.

Das Oberhaupt dieser einstigen österreichischen Beamtenstadt, in der heute noch fast jeder Akademiker und Kaufmann deutsch sprechen kann und in der ein Bildungseifer herrscht, wie man ihn sonst in italienischen Städten kaum findet, ist ein von Mussolini hierher verpflanzter römischer Fascist, der außer dem für Zara so wichtigen Begriff „Hinterland“ kaum ein deutsches Wort kennt, der „Grande Uffiziale“ Bartolomeo Andreoli — ein straffer weißhaariger Herr mit amerikanisch wirkendem Gesichtsausdruck und Gebärden; ein sehr wohl wollender Beurteiler würde wohl sagen, ein ins Amerikanische modernisierter Römerkopf.

Ich mache Herrn Andreoli meine Aufwartung und mit sympathischer Sachlichkeit, ohne die übliche italienische Schönrederei, weist er mir an Hand des unter seiner Obhut befindlichen amtlichen Materials die Bevölkerungsbewegung der Stadt, die allmähliche Wiederbelebung des Handels nach; nur als ich die allerdings etwas unzarte Frage stellte, wie stark in dieser Stadt die kroatischen Bevölkerungsteile seien, wird mir die ausweichende Antwort, daß seit dem Vertrag von Rapallo die Bewohner von Zara ja alle Italiener seien. Und als ich mich mit diesem Bescheid nicht zufrieden gebe, läßt er mir von seinem Sekretär aus irgendwelchen Aufstellungen vorlesen, es wohnten 757 Kroaten in Zara — und wechselt schleunigst das Thema des Gespräches.

Aber wenn Herr Andreoli auch über mein skeptisches Lächeln absichtsvoll hinwegsaß, so verließ ich ihn doch mit der Gewißheit: diese Zahl war ein Irrtum oder eine fromme patriotische Lüge. In der Stadt selbst hört man — trotz der vielen rein kroatischen und auch rein deutschen Namen auf den Firmenschildern — fast ausschließlich Italienisch, in den Vororten jedoch sehr viel Kroatisch. In Jugoslawien behauptet man, daß ein Drittel der Bevölkerung slawisch sei — das dürfte reichlich übertrieben sein, kommt aber der Wahrheit sicher immer noch näher als die Legende von den „757 Kroaten“.

Dennoch, man muß es zugeben, hat man in Zara sehr stark den Eindruck, in italienischer Atmosphäre zu sein. Wirken Split und Fiume bestenfalls als halbitalienische Städte, so kann man sagen, Zara sei der einzige Ort wirklich italienischen Charakters an der ganzen dalmatischen Küste. Echt italienisch das Wogen und Drängen in den schmalen Gassen, das heitere Caféhausleben, die Korsopromenaden der Calle Larga und der Riva Nuova; echt italienisch auch das vorzügliche Essen, abwechslungsreiche Gedichte der Kochkunst, die man gerne genießt, nachdem man in Jugoslawien drei Wochen lang nur von Fleisch und Kartoffeln sich nähren konnte — bei sehr viel teureren Preisen.

Das erklärt sich nicht nur aus der allgemein anerkanntswerten Bediegenheit und Preiswürdigkeit des italienischen Gasthausgewerbes, sondern davon abgesehen ist Zara überhaupt eine der billigsten Städte im heutigen Europa. Zara ist nämlich Freihafen; Kolonialwaren, Fleisch, Tabak finden hier steuerfreien Einlaß. Die nächste Umgebung liefert billige Weine, und in der Stadt selbst stellt man zahlreiche Liköre her, die teilweise Weltruf besitzen, besonders den aus der einheimischen Kirsche (Marasche) gewonnenen „Maraschino di Zara“, in dessen Herstellung etwa zehn Firmen wetteifern. (Von der besten Sorte kostet im hiesigen Kleinhandel das Liter etwa 3,50 M.)

Die Billigkeit der Lebenshaltung hat der Bevölkerung die Idee eingegeben,

Zara zu einer Stadt des Fremdenverkehrs, zum „Adriaaufenthalt für den Mittelstand“ zu machen. Ein Fremdenverein „Pro Zara“ hat sich gebildet; doch bleibt fraglich, ob die Genüsse des Magens, die sonnige Riva am Südufer und die nicht übermäßig bequeme Badegelegenheit ausreichen, um Fremde für längere Zeit hierher zu fesseln. Mit den Schönheiten Ragusas und Sibeniks kann sich Zara nicht messen.

Jedenfalls wird diese Belebung des Fremdenverkehrs nicht ausreichen, um die wirtschaftliche Lage der Stadt auf gesunde Grundlage zu bringen. Das Übel, an dem Zara leidet, ist eben der Widerspruch eines Hafens ohne Hinterland; die geringe Konsumtion und Produktionskraft dieser italienischen Miniaturenklave inmitten jugoslawischen Landes. Nur von einer Umgestaltung der widernatürlichen politischen Grenzen kann die wirtschaftliche Genesung dieser Stadt kommen.

Und da die Bewohner von Zara stolz ihr Italienerturn bekennen, so vermögen sie sich diese politische Umgestaltung nicht anders zu denken, denn „durch die Rückkehr ganz Dalmatiens zur Mutter Italien“, durch das „Rückfinden der dalmatinischen Brüder aus balkanischer Barbarei zur lateinischen Kultur“. Im politischen Leben Zaras überwiegen die fascistischen Bestandteile — „ein sehr gemäßigter, sehr ruhiger und besonnener Fascismus“ hatte mir der Herr Zivilkommissar versichert. Der Augenschein lehrt jedoch, daß der Fascismus von Zara reichlich kampf lustig ist, wie dies in einem so gefährdeten Grenzgebiet auch gar nicht anders sein kann. In allen Anschlagssäulen klebt ein an der Rhetorik d'Annunzios geschulter Aufruf des hiesigen Fascio an die italienische Jugend Dalmatiens — Fanfare eines lauten, aber lautereren Nationalismus. Mit größerem Geschütz arbeitet das von italienischem Regierungsgeld unterhaltene Fascistenblatt „Il Littorio Dalmatico“, das mit bewundernswerter Unverblümtheit die Ziele des italienischen Imperialismus enthüllt, dem die Adria wieder zum „mare nostrum“ werden soll. Im Leitartikel und in schwülstigen Poesien wird die „Wiedergewinnung“ des „verlorenen Landes“ von Susak bis Scutari ungeniert gefordert und gegen die „slawischen Barbaren“ in allen Tonarten geheßt.

Trotz dessen sieht man von Zara aus den fascistischen Imperialismus unwillkürlich mit milderem Augen an als von Rom. Denn dort in der „ewigen Stadt“, wo ihm das antike Rom und das päpstliche Rom zur Folie dienen, werden die Übersteigerungen des Fascismus, der Zwiespalt zwischen römerhafter Geste und unrömerhafter Realität nur allzu schnell offenbar. Hier in Zara, auf dieser Insel des Italienerturns, die ihr Volkstum gegen die umdrängende slawische Bevölkerung zu behaupten trachtet, gewinnen die Ziele der fascistischen Außenpolitik ohne Zweifel etwas heroisch Vermessenes. Hier, bei der unter ihrem Anschluß an Italien wirtschaftlich leidenden, beim Ausbruch eines neuen Krieges sofort gefährdeten Einwohnerschaft von Zara wirkt selbst das, was man in einer Stadt Alt-Italiens als Schaumschlägerei empfinden würde, als notwendige Verftiegenheit eines patriotischen Idealismus.

Seefahrten auf der blaugrünen Adria sind im allgemeinen ein köstlicher Genuß. Doch zu nachtsverschlafener Zeit in Zara das nicht eben komfortable Schiff der „Costiera“-Linie zu besteigen, bei einer eiskalten Bora vierzehn Stunden lang nach Fiume zu fahren, während die erregten Wellen nicht nur gegen die Breit-

seite des Schiffes, sondern auch häufig genug über das Verdeck hinwegrollen und man unten in der nördlichen Sauberkeitsbegriffen kaum entsprechenden Kajüte sitzen muß zwischen stinkenden und sich erbrechenden Mitmenschen — das fürwahr ist ein zweifelhaftes Vergnügen. Dieser kleine italienische Dampfer, der die einzige direkte Verbindung zwischen den beiden jüngsten Städten Italiens darstellt, fährt etwa 120 Seemeilen zwischen ausschließlich jugoslawischem Küstenland und Inseln und legt in den Hauptstädten der Insel Rab (Arbe) und Kor (Beglija) an. Als beim Anlegen in Rab, wie in jedem jugoslawischen Hafen, die militarisierten Grenz-, Zoll- und Finanzbeamten aufmarschieren, voran ein martialisch aussehender Soldat mit aufgepflanztem Bajonett, da regt sich der frühere Oberlehrer, jetzige Versicherungsagent aus Florenz ganz fürchterlich auf über diese „aufgeblasenen Affen“ mit ihrer kriegerischen „Maßtrabe“. Warum schimpft der bedauernswerte alte Herr nur so maßlos? Er weiß doch vermutlich ganz genau, daß an der italienischen Küste der Adria weit stärkere Garnisonen liegen als an der jugoslawischen und daß in Zara ungleich mehr Soldaten existieren, als auf allen jugoslawischen Inseln zusammen. Diese kindliche Schaustellung jugoslawischen Soldatentums spricht ja nur für die Naivität einer noch sehr jugendlichen Nation (in Paris, der Zentrale des europäischen Militarismus, bekommt der Fremde weniger Militär zu sehen, als in irgendeiner anderen Stadt der Welt). Ich glaube: nicht so sehr das aufgepflanzte Bajonett wirkt beunruhigend, als vielmehr die kraftvoll-stämmigen slawischen Gestalten, die dem Italiener die körperliche Überlegenheit seines östlichen Nachbarn mit peinlicher Deutlichkeit vor Augen führen. Doch nicht nur dies, der gute „professore“ scheint es schon als aufreizend zu empfinden, daß er von einer italienischen Stadt zu einer anderen „durchs Ausland“ reisen muß; denn den geographischen Widersinn der gegenwärtigen Staatsgrenzen sucht er nicht in der Annexion Zaras und Fiumes; sondern natürlich bei der anderen Nation: warum gibt es in „unserem Meer“ diese lächerlichen jugoslawischen Inseln? — denkt er offenbar mit der ganzen Naivität des faschistischen Kleinbürgers.

In Fiume treffe ich ein am Jahrestage der Einverleibung dieser Stadt in das italienische Königreich. Ich erwarte nach all dem, was ich im faschistischen Zara erlebt habe, begeisterte nationale Kundgebungen der Bürgerschaft. Doch diese international zusammengesetzte Stadt (viele Bürger ungarischer, österreichischer, kroatischer Abstammung) hat nicht den Atem nationaler italienischer Begeisterung. Beflaggt haben fast nur die öffentlichen Gebäude. Eine kühle amtliche Feier; ein paar geschlossene Läden; ein Anschlag der meist aus Altitalien stammenden Fiumer Legionäre an ihren Führer Gabriele d'Annunzio, „den Dichter und Soldaten“, mit Worten schlichter Huldbildung — das ist der gesamte Enthusiasmus der angeblich durch Italiens Gewaltstreich „befreiten Stadt“ an diesem Gedenktage. Spricht man dann einzeln mit Einwohnern aller sozialer Schichten, so hört man nur die Klagen wirtschaftlicher Verarmung, nicht wie in Zara die Fanfaren politischen Opfermutes und nationaler Begeisterung. Natürlich möchte auch kein Fiumaner die italienische Herrschaft mit der jugoslawischen vertauschen; man weiß die ältere Kultur und die geordneteren Verhältnisse Italiens zu schätzen und würde ein Belgrader Regime noch weniger erträglich finden als das römische. Man neidet zwar den Reichtum der Raffes von Sušak, des jugoslawischen Nachbarortes von Fiume, der in wenigen Jahren rasch zu wirtschaftlicher Bedeutung emporstieg, während Fiume verarmte. Doch das politische

Ideal des Fiumaners ist die „freie Stadt“, die den Ein- und Ausfuhrhandel der havenlosen Hinterländer an sich bringt, der heute teils über Triest, teils über Susak und Saloniki geht. Fiume war der Hafen Ungarns vor dem Krieg; der Handelsrückgang ist so ungeheuer, daß man nur auf der Handelskammer in Fiume statt des erbetenen Zahlenmaterials den Bescheid gab, exaktes statistisches Material aus der Zeit nach dem Kriege läge noch nicht vor.

Dennoch, kommt man aus dem reich gewordenen Susak über die kleine, staaten-trennende Brücke in das verarmte Fiume, so ist das Gefühl größerer Ordnung und politischer Sanierung unverkennbar. Die Kontrollorgane arbeiten weniger nervös; die sinnlose Geldkontrolle, mit der man bei jedem Grenzübertritt seitens der jugoslawischen Behörden belästigt wird, existiert in Italien nicht.<sup>1)</sup> Der ganze Verwaltungsapparat hat in Italien schon friedensmäßigere Formen angenommen. Natürlich ist die Genesung von den Kriegszuständen für die italienische Regierung sehr viel leichter als für einen jungen Staat wie Jugoslawien, dessen Land und Volk in viel härterem Maße dem Krieg Tribut zahlen müssen; indessen muß gerade bei einem so zuchtlosen Volkscharakter wie dem italienischen mit besonderer Bewunderung anerkannt werden, mit wieviel Energie und Organisationstalent die faschistische Regierung Verkehr und Handel zu beleben, wirtschaftliche und politische Interessen zu harmonisieren verstand. Gegen den Widersinn unnatürlicher politischer Grenzen — den Ursachen der Not Zaras und Fiumes — kann freilich keine organisatorische Maßnahme aufkommen.

Über das Zahlenverhältnis der italienischen und slawischen Einwohner der neuitalienischen Gebiete gibt die italienische Regierung — sie weiß es warum — keinerlei brauchbare statistischen Unterlagen. Nimmt man den Ausgang einer schätzungsweise Berechnung von der letzten österreichisch-ungarischen Statistik im Jahre 1910 unter Einsetzung angemessener Geburtenziffern für die kroatisch-slowenische Landbevölkerung und die italienischen Städte, so gelangt man zu der Annahme, daß Italiens neugewonnenes Gebiet an der Adria etwa 50 slawische gegen 45 % italienische und 5 % anderen Völkern angehörige Bevölkerung haben müsse. Dieses slawische Element — etwa eine Million von den Italienern nach Blut und Art grundverschiedene Menschen — sucht die italienische Politik mit allen Mitteln zu assimilieren oder zu unterdrücken. Um das Übergewicht des slawischen Bevölkerungsteils nicht allzu fühlbar werden zu lassen, haben die Italiener in ihrer neuen, mit viel Raffinement ausgeheckten Provinzeinteilung einen großen Teil des slowenischen Gebietes der altitalienischen Provinz Udine zugeteilt und das frühere Istrien so aufgeteilt, daß Triest, Pola und Fiume jeweils dem slawischen Hinterland die Wage halten. Auch in Istrien ist der Italiener — von einigen ganz wenigen italienischen Bauernentklaven abgesehen — ebensowenig

1) Optimisten unter den Fiumanern erhoffen, daß die neuen jugoslawischen Eisenbahntarife, durch die sich die Frachten aus Ungarn und der Tschechoslowakei für Susak billiger gestalten als für Triest, auch Fiume zugute kommen werden, da Susak und der an Jugoslawien verpachtete Baras-Hafen heute schon überfüllt sind und eine gesteigerte Ein- und Ausfuhr nicht werden bewältigen können. Das wird jedoch nur eine kurze Freude sein — denn ewig werden die Susak weit überlegenen Häfen von Sibenik, Split, Görz und die Bocche di Cattaro von den Südslawen nicht unzureichend genutzt werden.



bodenständig wie in Dalmatien. Er beherrscht als Händler, Schiffer und Industriearbeiter die Hafensstädte; aber schon einen Kilometer landeinwärts wird der istrischen Scholle fast ausschließlich von Slawen ihr larger Ertrag abgerungen. Durch diese Verteilung der Bevölkerung zwischen Stadt und Land ist die slawische Minorität gegenüber den Bedrückungsmaßnahmen der italienischen Regierung in einer wohl noch schwierigeren Lage, als die Deutschen in Südtirol. Denn unser deutsches Bauerntum südlich des Brenners hat doch in Bozen und Meran natürliche, städtische Kulturmittelpunkte, während die viermal so zahlreiche slawische Irredenta solcher Zentren ihres geistigen Lebens völlig entbehrt.

Tatsächlich ist auch die brutale Italienisierung bei den Slawen des Adria-gebietes viel ungestümer und erfolgreicher fortgeschritten als bei den Deutschen Südtirols. Die Organe des geistigen Lebens der Landbevölkerung — Lesevereine, Bildungsvereine, Gesangsvereine und Vereinsbühnen — werden in ihrer Tätigkeit behindert. Die slawischen Sprachen sind in der Schule, im öffentlichen Leben, in der Kirche, im Amt und bei Gericht gänzlich ausgeschaltet; während hingegen Jugoslawien von St. Germain seinen 25000 Italienern (2½ % der slawischen Irredenta in Italien) das Recht italienischer Schulen und Erziehungsanstalten, freier Vereins- und Versammlungstätigkeit ausdrücklich zubilligen mußte und die Italiener in Dalmatien auch selbstbewußt genug auftreten. Der freie geistige Verkehr zwischen den Slawen Italiens und ihren Stammesgenossen in Jugoslawien ist gänzlich unterbunden, jede Teilnahme an dem Geistesleben Jugoslawiens, in dem der Slawe der neuitalienischen Gebiete naturgemäß den Mittelpunkt seines Kulturlebens empfindet, wird erschwert und politisch verdächtigt. Dabei fehlt es in der Tat der slawischen Irredenta in Italien an jeder planmäßigen Unterstützung durch den jugoslawischen Staat. Während Italien eine offene und hinreichend laute Propaganda betreibt, um die fast rein kroatische Küste Dalmatiens dem italienischen Staat anzugliedern, ist umgekehrt in Jugoslawien von einer Aktivität zugunsten der unter italienischer Herrschaft bedrückten Südslawen wenig zu merken. Die Führer der slawischen Opposition in Italien suchen sich es daraus zu erklären, daß Jugoslawien noch ein zu junger Staat sei, um die elementarsten Voraussetzungen zu einer eventuellen Gegenaktion zu besitzen. Doch vermutlich, daß für diese Passivität der z. B. gegenüber Bulgarien und Griechenland und in der albanischen Frage doch durchaus unternehmungsfreudigen jugoslawischen Regierung tatsächlich ernste politische Befürchtungen den Ausschlag geben. Italien hat Jugoslawien wirtschaftlich so stark in der Hand, daß jeder Konflikt mit Italien in der gegenwärtigen Lage den Kreditmangel und die Stocung von Industrie und Handel unerträglich verschärfen würde. Jeder Konflikt mit Italien könnte ferner leicht einen Konflikt mit Ungarn heraufbeschwören, denn auch zwischen Jugoslawien und Ungarn ist wie zwischen Jugoslawien und Italien die Landesgrenze unbillig weit gegen Osten vorgeschoben. Die früheren ungarischen Gebiete stellen aber den fruchtbarsten Teil des heutigen jugoslawischen Staates dar (Banat). Das unfruchtbare Karstland Istrien ist es nach Meinung der Belgrader Regierung nicht wert, dafür die Getreidekammern des Landes aufs Spiel zu setzen. Dazu mag die Befürchtung kommen, eine künftige Angliederung der neuitalienischen Gebiete der Adria, die deren kroatische und slowenische Bevölkerung dem jugoslawischen Staate einverleibt, vernichte die Hegemonie des serbischen Elementes. Schließlich ist die machtpolitische Bedeutung des Meeres, wie man schon im ersten Teil unseres

Reiseberichtes aus der uninteressierten Haltung der Belgrader Regierung an der Auswertung der Adriahäfen ersehen haben wird, noch nicht recht in den Gesichtskreis der Serben getreten, die ja bis zum Weltkrieg Bewohner eines reinen Binnenstaates gewesen waren. So kommt es, daß heute an der Adria wohl deutlich ein Drang nach Osten, nicht aber ein Drang nach Westen bemerkbar ist. Dieser gegenwärtige Zustand darf aber nicht über die Tatsache hinwegtäuschen, daß die Aktivität Italiens auf einem ziemlich künstlichen Imperialismus beruht, während in Jugoslawien ein noch nicht recht aktiv gewordenes Volk von gewaltig Lebensdrang nach Raum, Einfluß und Weltgeltung und damit vor allem nach der Zurückdrängung des italienischen Imperialismus streben wird.

Die slawische Sache in Italien wird nicht nur durch den mangelnden Zusammenhalt mit ihren Landsleuten in Jugoslawien geschwächt, sondern auch infolge des Umstandes, daß die beiden Führer der slawischen Opposition, der Abgeordnete Dr. Wilfan in Triest und der Abgeordnete Szek in Görz, untereinander uneins sind und so ein Teil der Kräfte unfruchtbar verpufft. Dr. Wilfan ist ein feiner Taktiker von wahrhaft staatsmännischen Talenten, ein Mann von europäischer Bildung und Gesinnung, aber vielleicht manchmal zu weich für den Führer einer Oppositionspartei. Szek ist der Typ des slawischen Demagogen, der hinter viel Lärm und Geschäftshuberei, nationalbolschewistischen Phrasen und antiopportunistischen Forderungen die ideenbare Planlosigkeit seiner Politik zu verbergen weiß.

Hat der Slawe der neuitalienischen Gebiete auch noch nicht wie der Deutsche in Südtirol eine dem italienischen Zwingherrn überlegene Kultur, so fühlt er doch den Wert seines schwereren und tieferen Naturells gegenüber der leichten Beweglichkeit des Italieners. Italiens Dochen auf seine angeblichen historischen Rechte und auf seine angeblich höhere Kultur wirkt auf die slawische Bevölkerung nur fomisch und aufreizend. Sie empfindet die Herrschaftsansprüche des italienischen Imperialismus als die Verleugnung des Nationalitätsprinzips, der Grundidee des Risorgimento, und so achtbar man auch über die alte römische Kultur denken mag, so überlegen lächelt man über die Geistesverfassung ihrer heutigen Erben, denn man hält die Zukunftsmöglichkeiten eines Volkes für ausschlaggebender als den historischen Nimbus einer längst verschwundenen Vergangenheit. Der Slawe glaubt tief und innerlich an die bevorstehende hohe kulturelle Mission seines Volkstums.

Die slawische Bevölkerung Italiens spricht überall mit großer Hochachtung von Jugoslawien, obwohl es im allgemeinen der Bevölkerung der jugoslawischen- und Nachbargebiete wirtschaftlich noch schlechter geht als auf dem italienischen Gebiet. Das gilt insbesondere von den Kriegsinvaliden, für die in Italien weit besser gesorgt wird als in Jugoslawien; insbesondere werden in Italien Angehörige der früheren kaiserlichen und königlichen Armee schlauerweise genau so gestellt wie die früheren Angehörigen der italienischen Armee. In Jugoslawien ist das Entsprechende nicht der Fall. Die Sympathien der slawischen Bevölkerung Italiens für das Nachbargebiet sind nicht slowenischer und nicht kroatischer Natur, sondern sie sind ausgesprochen südslawisch. Die jugoslawische Irredenta in Italien ist vielleicht der begeistertste Verfechter des südslawischen Einheitsgedankens. Wie der Preuße oder Bayer im Ausland nie ausgesprochen preussisch oder bayrisch, sondern ausgesprochen deutsch empfindet, so ist auch der Slowene oder Kroat in Italiens

in seinem ideellen Verhältnis zu Jugoslawien unitarisch und nicht föderalistisch gesinnt. Die aggressiveren Elemente denken dabei wohl an die Möglichkeit eines künftigen Krieges, der die Slawen Italiens mit Jugoslawien vereinigt. Dr. Wilfan, der Dazifist, denkt in erster Linie an die Erreichung guter wirtschaftlicher Beziehungen zwischen Italien und Jugoslawien und an Erreichung einer humaneren Behandlung der Minoritäten auf Grund der Erfolge eines allgemeinen europäischen Minoritätenschutzes. Die Verschiebung der Grenzschnittwunden zwischen Jugoslawien und Italien scheint ihm in absehbarer Zeit kaum möglich, bei den realen Bevölkerungsverhältnissen auch nie restlos befriedigend durchführbar, da ja die Verschiebung der Grenze auf die Stellen der vermutlich geringsten nationalen Empfindlichkeit das flache Land politisch von den Städten trennen müßte. So geht sein politisches Streben in erster Linie auf gleiche staatsbürgerliche Rechte der Slawen im italienischen Staate bei Wahrung ihrer nationalen Kultur und auf den Ausbau eines würdigen Minoritätenrechtes.

Die deutsche Sprache hat sich in den Städten des zu Italien gehörenden Gebietes stärker erhalten als an der jugoslawischen Küste; ich führe das darauf zurück, daß auf dem italienischen Gebiet sowohl der Handel und Verkehr mit Reichsdeutschen und Deutschösterreichern als auch mit den Deutsch als Vermittlungssprache sprechenden Nationen (Ungarn, Tschechen) sehr viel stärker ist. Dadurch ist die deutsche Sprache nicht in Vergessenheit geraten wie an gewissen Orten Jugoslawiens, wo seit Ausgang des Weltkrieges oft jede Gelegenheit fehlte, auch nur ein Wort Deutsch zu sprechen. Doch ist auch hier überall die deutsche Sprache von einer Verdrängung durch französische bedroht. In Triest und Fiume bestehen französische Sprachkurse. In Abbazia, wo sich der Fremdenbesuch noch wie in früheren Zeiten fast ausschließlich aus Österreichern, Ungarn und Tschechen zusammensetzte, herrscht heute noch die deutsche Sprache entschieden vor. In Fiume spricht man noch in jedem besseren Geschäfte deutsch. In Triest wird viel Deutsch gesprochen, doch macht es stärker als das internationale Fiume den Eindruck einer ausgesprochen italienischen Stadt.

Sa gewiß — Triest hat italienischen Rhythmus; aber fahre nur von der Piazza Oberdan mit der elektrischen Fahrradbahn nach Opicina — und nach 25 Minuten Fahrt bist du oben auf der ersten Anhöhe des Karstes in einem echt slawischen Dorf. In diesen Bevölkerungsverhältnissen liegt die außerordentliche Schwierigkeit des italienisch-slawischen Grenzproblems begründet. Die süd-tiroler Frage wäre bei gutem Willen leicht zu lösen; klar und sauber wie kaum irgendwo sonst in der Welt ist die Bevölkerungs- und Sprachgrenze zwischen Deutschen und Italienern zu ziehen, und keineswegs schneidet sie wirtschaftlich Zusammengehöriges. An der Adria steht, wie wir sahen, den Hafenstädten mit überwiegend italienischer Bevölkerung das fast ausschließlich slawische Hinterland gegenüber. Würde hier die Bevölkerungs- und Sprachgrenze zur politischen Grenze, so müßte auch das heute noch blühende Triest, müßten auch Parenzo, Rovigno und Pola das wenig beneidenswerte Los Fiumes und Zaras teilen, als Häfen ohne Hinterland zu verkümmern.

Eben weil zwischen Italienern und Slawen eine „natürliche“ politische Grenze aus wirtschaftlichen Gründen unmöglich ist, deshalb flackert hier der Nationalitäten-

haß mit besonderer Erbitterung. Versucht Italien heute von den Städten aus das flache Land zu beherrschen und zum Italienerium zu „kolonisieren“, so ist doch der Tag nicht ferne, an dem das südslawische Volk sich gegen diesen Druck auflehnen und die von Slawen bearbeitete Scholle der heute italienischen Gebiete in seinen Staat einzuverleiben trachten wird. Was wird dann aus den Städten werden?

Aus diesem Dilemma suchen Vorausschauende den Ausweg der „freien Stadt“. Aber das ist wohl ein utopistischer Ausweg. Der Fall Danzig belehrt uns, in welchem Maße eine angeblich „freie“ Stadt Spielball der nationalen Kraftkomponenten und der internationalen Intrigen ist. Was an der Ostsee geschieht, würde auf der Balkanhalbinsel in noch viel höherem Maße der Fall sein, die politisch unabhängigen und das hieße praktisch wahrscheinlich auch politisch schutzlosen Städte würden jedem militärischen Gewaltstreich verfallen sein, der schließlich doch von den großen Mächten sanktioniert würde, wie das d'Annunziosche Abenteuer in Fiume. Der Völkerbund hat weder die faktische Macht noch ein handgreifliches Interesse, in dem italienisch-slawischen Grenzgebiet die dem Selbstbestimmungsrecht der Völker entsprechende Grenze zu sanktionieren und die dadurch isolierten Städte ausreichend in ihrer „Freiheit“ zu beschirmen.

So utopisch der Gedanke der „freien“ Städte politisch auch sein mag, so beruht er auf einem wirtschaftlich durchaus gesunden Gedanken. Daß heute Österreich, Ungarn und die Tschechoslowakei einen Zugang zum Meere nicht haben und Italien an ihrer Ein- und Ausfuhr profitiert, sie kontrollieren und abschneiden kann, ist gewiß ein ungesunder Zustand. Gerade im Interesse der Befriedung Mittel- und Südosteuropas wird hier ein Ausweg gesucht und gefunden werden müssen.

So sehr aber der Balkan mit seiner schwierigen Bevölkerungszusammensetzung der Wetterwinkel Europas bleibt, so werden doch die Entscheidungen, die hier fallen — und das macht jede Prophezeiung unmöglich —, von den Konstellationen der Weltpolitik abhängen. Der Gegensatz Rußland-England, der, im Weltkriege zurückgedrängt, doch auch heute wieder sich als das stärkste machtpolitische Dilemma zeigt, wird sich zwar im Kampf um die Hegemonie in Asien entfesseln, aber auch Südost- und Mitteleuropa aufs tiefste berühren. Wie Frankreich, wie Italien, wie Mitteleuropa innerhalb dieses Gegensatzes sich behaupten werden, davon wird auch das Schicksal des umkämpften Landes an der Ostküste der Adria in erster Linie abhängen.

Um so mehr haben wir Deutsche keinerlei Anlaß, uns vorzeitig in den südosteuropäischen Fragen für das eine oder das andere balkanische Volk dogmatisch festzulegen. Auch die Tatsache, daß Jugoslawien heute im Ring des französischen Einkreisungssystems steht, darf uns daran nicht irre machen. Denn stärker als diese künstliche politische Beeinflussung können sich die wirtschaftlichen Kräfte erweisen, die Jugoslawiens Interesse nach Mitteleuropa werden gravitieren lassen.

Deutschland ist das Herz Europas; das deutsche Volkstum der Kern der europäischen Bevölkerung — kein Gewaltfriede und keine Bündnisysteme können diese Tatsachen aus der Welt schaffen. Die europäische Mission aber, die unsere geographische Lage uns vorschreibt, können wir nur erfüllen, wenn wir durch raschen inneren Wiederaufbau die tatsächliche Kraft und das moralische Ansehen zurückgewinnen, das den kleinen Nationen, die sich nicht von den großen Mächten erdrücken lassen wollen, das Gefühl gibt, bei Anlehnung an unser Volkstum

Schutz und Sicherheit zu finden. Nur als Hort des Rechtsgedankens, als Vorkämpfer für das Selbstbestimmungsrecht der Völker können wir diese führende Rolle im Leben Europas zurückerobern.

Wenn man nach vielen Wochen in der Großartigkeit der Adrialandschaft nach Deutschland zurückfährt, dann wird einem bewußt, wieviel weniger faszinierend, aber doch wieviel abwechslungsreicher und inniger unsere Heimaterde ist. Und wenn man gesehen hat, was das Volk der Italiener aus sich zu machen versteht, welcher Ehrgeiz die junge jugoslawische Nation beseelt, und man ist wieder unter deutschen Menschen und sieht ihre Verzagttheit, ihre Verworrenheit, das Verpuffen ihrer Kraft in unfruchtbaren innerpolitischen Kämpfen, dann denkt man wohl: was könnte das deutsche Volk bedeuten, wenn es wie jene anderen Nationen wieder den tiefen Glauben an seine völkische Sendung gewönne: nicht in prahlerischer Schönrederei, sondern als aufbauender Pionier am Werk des neuen Europa.

## Aus der Franzosenzeit am Rhein vor 125 Jahren

Nach unveröffentlichten Briefen der Frise Jacobi  
an Bernhard Hausmann

Herausgegeben von

Otto Koellreutter

Der im folgenden im Auszug veröffentlichte Briefwechsel wurde in den Jahren 1797—1799 zwischen Frise Jacobi in Düsseldorf und ihrem in Hannover lebenden Vetter, dem Kaufmann Bernhard Hausmann, geführt. Frise Jacobi wurde 1764 als eine der 12 Töchter des Fabrikanten Johann Arnold v. Clermont in Baals bei Aachen geboren. Der alte Clermont, Besitzer mehrerer Tuchfabriken, war ein angesehenener Mann und lebte in glänzenden äußeren Verhältnissen. Spero individiam setzte er als Motto über das in Baals erbaute Stammhaus der Familie. Seine Schwester Betty war vermählt mit dem Philosophen Fris Heinrich Jacobi, in dessen Hause Pempelfort in Düsseldorf (jetzt das Gebäude des Malkastens) sich stets ein geistig angeregter Kreis versammelte. Auch Goethe verkehrte dort. Frise Jacobi verkehrte viel im Hause ihrer Tante und verehrte in dem Philosophen „ihr Idol“. Das veranlaßte sie wohl in erster Linie 1794 dem jüngeren Bruder des Philosophen, Eduard Jacobi, einem braven und tüchtigen, aber nüchternen Geschäftsmanne ihre Hand zu reichen. Nach einem Aufenthalt in Cleve und Duisburg veranlaßte der Wunsch, in der Nähe des Bruders zu leben, das Ehepaar, nach Düsseldorf zu ziehen in der Hoffnung, den Philosophen und seine

beiden Schwestern, die vor den Franzosen geflohen waren, nach Pempelfort zurückkehren zu sehen, eine Hoffnung, die sich nicht erfüllt hat.

Auf einer Verwandtenreise lernte Frise den Vetter ihres Mannes Bernhard Hausmann kennen. Hausmann, ein Witwer, brachte den geistigen Liebhabe-rien Frises, die Georg Forster in einem Briefe an seine Frau Therese „die talentvollste und geistreichste der Schwestern“ nennt, mehr Verständnis entgegen als ihr Mann. Zwischen beiden entspann sich ein lebhafter Briefwechsel, dem der am 15. September 1799 erfolgte Tod Frises ein Ziel setzte.

Über die Familie v. Clermont und Frise insbesondere vgl. „Briefe und Tagebücher Georg Forsters von seiner Reise am Niederrhein, in England und Frankreich im Frühjahr 1790, herausgegeben von Albert Leismann, 1893, S. 16, 19, 22, 24, 26, 27, 106, 139. Die Originale der Briefe befinden sich im Besitze meiner Mutter, Frau Marie Koellreutter, geb. v. Clermont.

Düsseldorf, den 19. September 1797.

Ein Brief an Sie, mein liebster Vetter, den ich schreiben sollte und wollte, lag von dem ersten Tage meiner Zurückkunft hierher mit solchem Druck auf meiner Seele, daß er die Unruhe, in der ich lebte, wirklich noch vermehrte: und ebensoviele um mir selbst ein Genüge zu tun, als in Rücksicht auf Ihre Bitte, benütze ich eine meiner ersten freien Stunden, um Ihnen von Hause aus einen guten Tag zuzurufen, von Hausell! Ja, Gottlob Lieber, wir führen kein herumziehendes Leben mehr, und haben uns endlich niedergelassen, Gott gebe für lange Zeit. Wie wohl mir ist trotz der großen Verwirrung und Verwüstung, in der ich das Haus bei dem ersten Eintritt fand — denn die Franzosen hatten es übel mitgenommen — kann ich Ihnen nicht beschreiben. Dies kann mir nur ein armer Emigrant nachfühlen, der jahrelang ohne Ruhe noch Raft das Land durchzogen hat, und nun endlich am eigenen Herd zurückkehrt. Wir haben eine freundliche bequeme Wohnung und ich denke, es soll Ihnen wohl werden unter unserem Dache, wenn Sie uns einmal besuchen, welches hoffentlich bald geschehen wird. Wenn die Pempelforter!) einmal zurück sind, dann weiß ich, dürfen wir keine solche Ansprüche mehr an Sie machen. Also suchen Sie vorher noch einmal zu kommen, zu uns.

Düsseldorf, den 3. November 1797.

Lieber langer Vetter! Nicht wahr, es hat etwas lange gedauert, ehe ich zur Beantwortung Ihres lieben Briefes gekommen bin? Dafür kann ich Ihnen aber jetzt auch nicht nur einen recht freundlichen, sondern auch einen durch und durch frohen guten Morgen bieten. Die Friedensnachrichten, die sich immer mehr bestätigen, machen uns hier so glücklich, daß wir der überstandenen Leiden vergessen und sehr heiter in die Zukunft blicken. Es ist so lange an diesem Frieden gearbeitet worden, daß ich nicht zweifle, er werde auf einen dauerhaften Grund gebaut sein, und wir jetzt Lebende wenigstens keinen neuen Krieg zu besorgen haben. Wenn nur das Revolutionieren ein Ende nimmt! Doch haben sich die soi disant Freiheitsbringer (Gottlob möchte ich sagen) hier im Lande so sehr als Freiheitsräuber gezeigt, daß sie sich wenig Anhänger gemacht haben, und man sogar ihre Nachbarschaft fürchtet, viel weniger unter ihrer Regierung zu leben wünscht. Sie haben ihr Werk nicht mit Gott angefangen, wie wollte es bestehen können? . . . . .

1) Der Philosoph Friedrich Heinrich Jacobi und seine beiden Halbschwwestern Lotte und Lene Jacobi, vgl. die Einleitung.

. . . Was Sie mir von Caroline Jacobi<sup>2)</sup> schreiben, war mir leid und lieb für Sie. Leid, daß sie so kränklich geworden, und lieb, daß sie dieses Umstandes wegen den traurigen Hofdienst, diesem glänzendem Elend entsagen durfte. Ich hoffe ja, die Königin hat ihr eine Pension ausgesetzt, die dem Opfer ihrer schönsten Jahre, das Caroline ihr gebracht hat, angemessen ist. Grüßen Sie die liebe Cousine herzlich von mir.

Düsseldorf, den 26. März 1798.

. . . . Überdies sitzen die leidigen Franzosen uns noch immer auf dem Nacken: und Gott weiß für wie lange! Sie sind wie eine ägyptische Plage, und es findet sich kein Moses, der mit seinem Wunderstab sie wegzaubere. Uns kurzichtigen Menschen ist es unbegreiflich, wie der liebe Gott dem Anwesen so lange zusehen und es um sich greifen lassen kann. — Aus Ihrem Briefe zu urteilen muß ich glauben, daß die Franzosen Ihrer Herreise auch im Wege stehen. Wie das zusammenhängt, müssen Sie mir erklären, denn ich sehe es nicht ein. Mit der alles beherrschenden dreifarbigten Kokarde geziert sehe ich Ihnen dafür, daß Sie auch als Englishman hier wie in Lachen und Baals frei durchpassieren werden. Machen Sie sich nur auf, wenn sonst Sie nichts hindert.

Düsseldorf, den 1. August 98.

Liebster Hausmann! Ihr Brief mit der Nachricht von dem Aufschub Ihrer Reise hat mich schon wieder hier angetroffen. Wie leid mir diese Nachricht war, besonders da der Grund dazu in Ihrem üblen Befinden liegt, brauche ich Ihnen wohl nicht zu sagen. Ich hoffe, die Bäder, die Sie nun brauchen, werden diesen bösen Grund bald heben, und daß wir dieses Jahr doch noch die Freude haben werden, Sie bei uns zu sehen. Die abgebrochenen Unterhandlungen in Selz müssen uns nicht voneinander trennen. Wenn der Krieg auch wieder anfangen sollte, wird das Deutsche Reich doch nicht wieder darin verwickelt werden, sondern er ginge dann bloß den Kaiser an und würde in Italien geführt. So versichert man wenigstens hier, und durch Glauben an diese Versicherung halten wir uns an diesem Städtchen und leben in Hoffnung au Jour la Journée. Endlich muß doch einmal Luft werden in diesem Chaos. Wegen Ihres sicher Herüberkommens machen Sie sich keine Unruhe. Mit einem preußischen Paß versehen, kommen Sie ungehindert bis Düsseldorf, auch ohne Kokarde. Für die weitere Reise wird Eduard<sup>3)</sup> schon das Nötige besorgen, und die köstliche Kokarde stecke ich Ihnen auf den Hut, sobald Sie über den Rhein wollen. Am diesseitigen Ufer sind wir von dieser drückenden Zierde noch frei. Am jenseitigen puzen sie sich damit und liegen dafür auch in Ketten und Banden mancherlei Art. Man sollte sagen die Wirtschaft, wie sie die Franzosen dort führen, könnte schlechterdings von keiner Dauer sein, und müßte wegen so unzähliger Inkonsequenzen in ihrem Wesen sich von selbst zerrütten und auflösen, aber es scheint beinahe, weil es noch so lange besteht, daß sie auch die Gesetze der Natur in ihre Gewalt bekommen haben und daß sie diese sowie alle Gesetze und alles Recht mit Füßen getreten haben. — Ich hoffe nur, jeder brave Deutsche spiegelt sich darin und erstaunt zu seinem Glück noch beizeiten, wie tief man ohne Gott und Gebet herabsinken kann. — Aber ich gerate ja ordentlich in Eifer und es ist hohe Zeit, daß ich abbreche. Ade, liebster Cousin. Ich hoffe bald gute Nachrichten zu hören von Ihrem Befinden und Ihrem Kommen. . . .

Sie tun wohl am besten, daß Sie darein setzen lassen, daß Sie aus Hannover, man möchte Ihnen sonst als englischer Untertan etwas anhaben, wie es uns einmal gegangen, ehe die Franzosen Düsseldorf noch eingenommen hatten. Wir nahmen in Duisburg einen preußischen Paß, worin wir ganz aufrichtig uns für Düsseldorfer bekannten. Da-

2) Caroline Jacobi war eine Schwester der Gattin Hausmanns: Sie war Vicedomina des Klosters Heiligenrode, und zeitweise Hofdame der Königin von England. Sie lebte von 1757—1833.

3) Eduard Jacobi, Frißes Gatte, vgl. die Einleitung.

für wurden wir als Sujets des Ennemis de la grande Nation in Neuß 3 Tage arretiert, bis eine Erlaubnis vom representant du Reysle in Aachen, den mein Vater uns nach Neuß schickte, uns wieder befreite. Dies a governo.

Düsseldorf, den 7. September 1789.

Ich kann es mir nicht versagen, liebster Freund, Vetter und Chambellan, Ihnen mit der heutigen Post einige Zeilen zu schreiben und Sie in dem Kreis der Ihrigen mit so viel teilnehmender Freude willkommen zu heißen, als der blasse Neid mir es nur verstaten will. Meine gute Goldbeck<sup>4)</sup> hatte nicht wohl recht, als sie mir schrieb: Separation with Friends is the Devil's Invention. Wie wahr dies ist, können nur die Zurückgebliebenen in seiner ganzen Stärke empfinden. Man vermißt das Dagewesene ganz anders in den 4 Mauern, wo man es gesehen, gehört und gefühlt hat, wo also überall Lücken entstehen, die der Abgereifte nur in seinem Gedächtnis und in seinem Herzen auffuchen muß — und dies Herz ist natürlich und muß natürlich geteilt sein durch die Freude des Wiedersehens, die sein erwartet. — Gewiß, gewiß, Lieber, Sie haben es gestern weit besser gehabt als wir, dennoch möchte ich um vieles es nicht missen, daß Sie bei uns gewesen sind, in so fliegender Eile Sie auch Ihren Besuch — wenn ich für Besuch nur ein Diminutiv wüßte, ich brächte es gewiß hier an — abgemacht haben. Das Band unserer Freundschaft hat sich doch fester geschlungen, und die Zukunft sich uns lieblich aufgeklärt, und wenn man zwischen schönen Erinnerungen und schöneren Hoffnungen steht, dann erträgt man leichter das Unangenehme der Gegenwart. — Mein lieber Eduard fühlt den Verlust des Freundes wie ich, und weidet sich an der Vorstellung des Wohnens auf unserer lieben Bastion. Ich denke mir die Existenz dort wie im Himmel. Meine Hoffnungen bald dazu zu gelangen, haben heute einen Sieben-Meilen-Stiefelschritt getan, durch die Nachricht, die Schenk hierhin gemeldet haben soll, daß der Reichsfriede ehestens zustande kommen würde. Gott gebe es! Die Kriegspreparativs gehen indessen doch immer ihren Gang fort, diese Nacht marschirt unsere ganze Garnison weg, nach Mainz zu, wird aber leider morgen durch neue Truppen von der Nordarmee wieder ersetzt: und wir werden vorerst weder Ruhe noch Erleichterung spüren. Für heute nur diese Zeilen, bester Hausmann, denen ich noch meinen wärmsten Dank beifüge, für den Beweis Ihrer Liebe, daß Sie zu uns gekommen sind. . . .

Düsseldorf, den 25. September 1798.

. . . Von Aachen habe ich lange, d. h. seit 20 Tagen keine Briefe gehabt. Sie wissen doch, daß Friß<sup>5)</sup> Präsident geworden? Ich wollte, ich könnte ihn zu einem Mitglied des Direktoriums machen. Seine Redlichkeit und reine Gutmütigkeit könnte vielleicht manch' Spitzbüberei der anderen wieder gut machen. Wie gefällt Ihnen der Rapport von Treilhard über die Landung in Agypten? Mir scheint das, was er den Bess Schuld gibt, nur eine sehr gemilderte Darstellung des Verfahrens der Franzosen selbst überall, wo sie sich blicken lassen. — Den Brief von Lavater ans Direktorium haben Sie ohne Zweifel gelesen. — Er ist stark, aber was wird er fruchten, bei Menschen, wo Gewalt und Recht ganz synonyme Begriffe sind? Ich habe einen gewaltigen Appetit, unserm Commissaire du Pouvoir executiv und auch an Reinhard, beiden aber anonym ein Exemplar zuzuschicken, wenn das Schicken nur nicht so gefährlich wäre, da das böse Gewissen der Franzosen das Ding verboten hat. Aber auch bei diesen beiden, was würde es helfen? . . . .

4) Unbekannt.

5) Johann Friedr. Jacobi, ältester Sohn des Philosophen, verheiratet mit Johanna Catharina Louise (Betty) von Clermont, einer Schwester von Friße, war von 1798—1800 unter französischer Herrschaft Präsident der Municipalität Aachen.



Düsseldorf, den 16. Oktober 1798.

Meine herzliche Lotte<sup>6)</sup> hätte ich noch etwas länger bei mir behalten, wenn die ab-  
scheulichen Franzosen nicht wären. Gleich den andern Tag nach ihrer Ankunft schickte  
Henri<sup>7)</sup> eine Staffette mit der Nachricht, daß ein neues Dekret herausgekommen wäre,  
worin stünde: „que non seulement ceux là seroient traités comme émigrés qui avoient  
trahi leur Patrie et servis contre elle, mais aussi toute Personne qui l'avoit aban-  
donnée sans declarer ses motifs.“ Da nun dieses Lottens Fall war, weil sie mit meinem  
Bruder, und als zu seiner Familie gehörig, ohne förmlichen Paß Baals<sup>8)</sup> verlassen  
hatte, so drang George<sup>9)</sup> sowohl als Henri auf ihre schnelle Rückkehr, damit sie nicht  
Gefahr liefe, ihr Vermögen konfisziert zu sehen. Und so ist sie denn wirklich gestern  
herüber. Ob ich je den Franzosen wieder gut werden kann, die, alles andere abgerechnet,  
mir nun auch diesen Streich noch spielen, gebe ich Ihnen zu raten? Ich wünsche allen  
denen, die gegen sie streiten, Glück und Sieg, und hoffe es noch zu erleben, daß Eduards  
Pfeifenkopf glänzen wird, wie ein echter Solitaire.

Daß die Hamburger<sup>10)</sup> diesen Winter an keine Rückkehr weiter denken, wissen Sie  
vielleicht schon. Lene<sup>11)</sup> schreibt sehr melancholisch. Sie sagt an einer Stelle: „Fris  
hat mich oft Cassandra genannt, wenn ich nur das Böse vor mir sehen wollte. Leider  
ist Cassandra eine wahre Prophetin gewesen! Mit jedem Tage wird alles verworrener  
ringsumher. Schenk<sup>12)</sup> hat sehr schwarz aus Rastatt geschrieben, und sieht nichts als  
Krieg und Verderben. 120 000 Russen sind zur Verteidigung des Reichs im Anmarsch  
und 60 000 davon an den Rhein bestimmt. Was also bis dahin ungestört und ungeschoren  
blieb, mag jetzt an seinen letzten Tag gedenken. Claudius und die Stolberg<sup>13)</sup> sehen  
das alles nicht an, und freuen sich nur über die große Hilfe und Nelsons Sieg usw.“  
Was mich beruhigt ist, daß Lene sich in ihren Ansichten und Ahnungen sehr durch Schenk  
leiten läßt, wir dagegen halten Schenk nicht für unbefangenen genug, um ganz richtig zu  
urteilen. Er sieht gemeiniglich schwarz, wenn für die Franzosen der Himmel trübe und  
umwölkt ist, und dann leuchtet uns hier gerade die Sonne. Sollte es aber wirklich so  
kommen, wie die böse Cassandra prophezeit, denn adieu du liebe freundliche Bastion,  
wir ziehen dann wohl in die St. Georgen-Straße. Wie Schloffer<sup>14)</sup> der Erz-Anti-Franzose  
sich hat entschließen können, nach Frankfurt zu ziehen und sich dort zu etablieren gerade  
in diesem Moment, wo das Schicksal des Reiches noch gar nicht entschieden ist, begreife  
ich nicht. Indessen freut es mich sehr, daß wir den trefflichen Mann wieder so viel näher  
besitzen, ich denke, sein Weg führt ihn über Hannover, und dann besucht er Sie gewiß.  
Wir gäben viel darum, um bei dieser Entrevue mit gegenwärtig zu sein. Wir hängen  
mit recht warmer Liebe an dieser Familie. . . .

. . . Von Aachen haben Sie doch jetzt Briefe erhalten. Ich weiß nichts anderes,

6) Lotte, die jüngere Schwester von Frise.

7) Henri — Bruder von den Beiden.

8) Baals — Ort in Holland, dicht an der Grenze von Aachen, wo Johann Arnold  
v. Clermont seine Fabriken hatte; vgl. die Einleitung.

9) Georg — Georg Arnold Jacobi, zweiter Sohn des Philosophen, verheiratet mit  
Frises Schwester Caroline.

10) Fris Jacobi der Philosoph, der mit seinen beiden Halbschwestern Pempelfort  
der Franzosen wegen verlassen hatte, und nun in Hamburg lebte.

11) Lene — Halbschwester des Philosophen Jacobi.

12) Schenk war ursprünglich Unteroffizier in Düsseldorf, und bekam, als seine Fähig-  
keiten erkannt wurden, eine Stelle als Hauslehrer bei Jacobis in Pempelfort. Er avancierte  
später weiter und ward schließlich Minister in München. Er verschaffte später seinem alten  
Gönner die Stelle als Präsident der Akademie der Wissenschaften in München.

13) Claudius der Wandsbecker Bote, die Brüder Grafen Stolberg.

14) Schloffer, der Gatte der Cornelia Goethe, der nach ihrem Tode Johanna Fahlmer,  
Tante der Jacobis heiratete. Sie wurde von Goethe „das Tantgen“ genannt.

als daß dort alles gut geht. Im Fall Sie sie noch nicht hätten, schicke ich Ihnen die Rede unseres Präsidenten.<sup>15)</sup> Mich dünkt man merkt es ihr sehr an: qu'il a été obligé de heurler avec les Loups. George<sup>16)</sup> tut das freiwillig, wozu Fris gezwungen wird.

Düsseldorf, den 4. Dezember 98.

. . . . Gottlob, Lieber, daß Sie wohl waren, und so vergnügt und so zufrieden mit dem Besuch unseres Schlossers, den ich, wie Sie tun, von ganzer Seele schätze und liebe. Ich wünsche herzlich, daß er jetzt endlich den Ort gefunden haben mag, wo er den Rest seines Lebens mit Ruhe und Freude beschließen kann. Ich habe oft gedacht, warum doch aus ihm, der ja nicht gezeichnet ist wie Raim, ein solcher Wanderer geworden ist? Aber das ist wahr, daß er nicht leicht irgendwo zufrieden ist, und da sucht man denn freilich vergebens den Unannehmlichkeiten des Lebens zu entfliehen, car le Chagrin monte en Croupe et galoppe avec nous. — Seit Schlossers Sie verlassen haben, hörten wir nichts weiter von ihnen. . . . Daß die Zurückkunft der Eutiner<sup>17)</sup> uns keinen Strich durch die Rechnung machen werde, des bin ich beinahe gewiß, denn sie hängen nicht von sich, sondern von den Franzosen ab, und diese stehen sich gar zu gut bei dem langwierigen Hinhalten der Dinge, als daß sie damit nicht fortfahren sollten, solange sie noch irgendeinen Zipfel in petto behalten, den sie nöthigenfalls wieder ergreifen können, wenn man von der anderen Seite ernsthaft Miene zum Brechen machen sollte. Schent schrieb am 27. November aus Rastatt an Eduard: „Sonabend ist neue Sitzung, worin man sich, ohngeachtet des Sitzens, den Franzosen nähern wird“ — den Posttag vorher schrieb er auch an Eduard, daß „die Wahrscheinlichkeiten für den Reichsfrieden, dessen Abschluß vor einigen Wochen zweifelhaft geworden war, jetzt wieder weit mehr zu als abnehmen. Ich wünschte indessen“, fügte er hinzu, „daß er wirklich geschlossen wäre, weil der Krieg unserem Lande den letzten Stof geben, und die Erwartung einer besseren Zukunft darin auf eine ganze Generation hinaus vertilgen würde.“ . . . . Luise<sup>18)</sup> — nämlich Georgens Frau — erwarten wir täglich, denn ihre Antunft hängt bloß von einem Paß ab, den sie nicht erhalten konnte, als sie im Begriff war, abzureisen. Es ist doch arg, daß die Franzosen selbst einem Commissaire du Pouvoir executif so viele Schwierigkeiten machen, sich nur auf wenige Tage zu entfernen, als fürchteten sie, er ließe ihnen davon, und noch dazu einem, dem ihr Interesse ebenso sehr am Herzen als auf der Zunge zu liegen scheint. . . .

Düsseldorf, den 22. Februar 1799.

Point de rancune, liebster Vetter, wegen meines langen Schweigens. Meine Stummheit abgerechnet, die mich zuweilen befällt, und die Sie mir unter der Rubrik Erbsünde passieren lassen müssen, bin ich übrigens immer die Alte, d. h. Ihre unveränderte und unveränderliche treue Freundin: die Ihrer sehr oft gedenkt und sich weit lieber mündlich als schriftlich mit Ihnen unterhalten möchte. Seit dem Empfang Ihres letzten lieben Briefes haben wir keine schönen Tage verlebt, wie die Zeitungen Ihnen zum Teil verkündigt haben werden. Die große Not hat sich jetzt freilich wohl gelegt, indessen sind wir noch immer nicht in statu quo. Der Rhein ist ein böser Nachbar, liebster Vetter, Eduard entschuldigt seine bösen Mucken zwar damit, daß er ein echter deutscher Patriot sei, und im gerechten Eifer über die Grenze, welche die Franzosen ihm vorschreiben wollten und die ihm nicht anstünde, diese letzten Ausweichungen in das Gebiet der Re-

15) Fris Jacobi, Präsident der Municipalität Aachen.

16) George, sein jüngerer Bruder.

17) Eutiner, wieder der Philosoph und seine beiden Halbschwestern, die inzwischen nach Eutn verzogen waren.

18) Luise Brenckmann, zweite Frau des Georg Arnold Jacobi, der zuerst mit Frihes Schwester Caroline verheiratet war. Er war zuerst Amtmann in Wickrath bei München-Gladbach, später Geh. Reg.-Rat in Düsseldorf.

publit vorgenommen habe, welches sich freilich hören läßt, und ich auch an ihm nicht tadeln kann, jedoch ist es mir so nahe bei ihm jetzt etwas arg unheimlich geworden, und meine liebe Bastion hat viel von ihrem Reiz verloren. Ach Lieber! Ihre sanfte, friedliche Leine ist doch weit besser, wenngleich nicht so schön, und ich will mich gar nicht mehr dagegen sträuben, wenn unser Schicksal uns an ihren Ufern verpflanzte. In Düsseldorf ist mirs unbehaglich zumute. Luise Jacobi, Georgens Frau, hat doch unter allen diesen Unruhen ihr Knäbchen am 10. Februar glücklich geboren. Aber ich darf ihn wohl Knabe nennen, so gesund stark und groß ist er: wirklich ganz unbegreiflich für ein so mageres, kleines Frauchen. Luise ist vollkommen wohl, schenkt den Kleinen und äußert so viel Freude über das Kind, als sie nur Ausßerungs-Vermögen besitzt. George verließ sie am 9. Tag nach der Entbindung, nachdem er sich 4 Wochen hier aufgehalten hatte. Er hat mir tausend Grüße für Sie aufgetragen, und daß ich Ihnen von seiner neuen Vaterfreude erzählen sollte. Mich jammerte recht, daß der arme kleine Junge gleich ein paar Stunden nach seiner Geburt als französischer Bürger eingeschrieben werden mußte, und nun in 20 Jahren für sein so stiefväterlich gesinntes Vaterland vielleicht ins Feld ziehen muß. — Gott gebe doch, daß bis unser lieber Gustav dies Alter erreicht, das ganze Wesen eine andere Gestalt gewonnen habe. Eduard hat sich sehr gehütet, mit George über Politik zu sprechen, doch kam es den letzten Abend etwas zur Sprache: wobei mir anfangs nicht ganz wohl zumute war. Nachher fand ich aber, daß, da ihre Begriffe über diesen Punkt so himmelweit voneinander verschieden sind, der Disput aus eben dieser Ursache nicht heftig werden konnte. Es lief auch alles glücklich ab: obgleich ich glaube, daß beide Teile fühlten, es fehle ihnen ein wichtiger Vereinigungspunkt. Ach, ich wollte, George wäre Amtmann in Wickrath geblieben, und pflanzte dort seinen Kohl.

Düsseldorf, den 1. April 1799.

Und nun leben Sie wohl, lieber guter Vetter und Freund, und freuen Sie sich mit uns, daß die Franzosen, d. h. — in meinem Lexikon — der Antichrist, der alte Drache, der wie ein brüllender Löwe umhergeht, und suchet, welchen er verschlinge usw. — endlich anfangen, ein bißchen gedemütigt zu werden. Gott gebe dem guten braven Carl ferner Sieg. Seit einigen Tagen hat Bernadotte hier eine Proklamation anschlagen lassen, worin er die Düsseldorfser auffordert, mit ihnen gegen den Kaiser zu kämpfen, und die Tyrannen auszurotten, aber die zehnfache Tyrannei, die sie dagegen überall einführen, ist hier zu bekannt. Man lacht über die Proklamation, wie über jedes Versprechen von Freiheit, das sie tun. In der ersten Nacht wurden die Blätter theils abgerissen, theils verunreinigt; nun wurden sie gestern aufs neue angeschlagen, mit der beigefügten Drohung 10 Jahren Galeeren-Strafe, wenn man sie nicht in statu quo ließe.“ Ich denke Citoyen Bernadotte wird lange warten ehe sich einer auf seine Seite stellen wird.

Noch einmal Adieu, cher Cousin, Ami, et Chambellan Deserteur. Ich umarme Sie und die Kinder mit herzlichster treuer Liebe. Frise.

Düsseldorf, den 28. Mai 1799.

Liebster Hausmann!

Ich wünschte, ich könnte Sie und die Ihrigen herzaubern, damit Sie mir die nächsten Tage, Wochen, Monate, Jahre überstehen helfen. Sie wissen vermutlich schon, daß der Geheimrat<sup>19)</sup> und seine Schwestern den Entschluß gefaßt haben, Pemp. zu verlassen und in Cutin ihr Leben zu beschließen. Dort hat mein Schwager das Schlosser'sche Haus gekauft, und ich habe keinen Funken Hoffnung mehr, ihn je wiederkehren zu sehen. Sie müssen fühlen, mein Lieber, wie tief dieser gefaßte Entschluß mich schmerzen muß, und wie ich traure über die Vergangenheit, über die Gegenwart, und die Zukunft, die mir,

19) Der Philosoph Jacobi.

getrennt von allem, was mir lieb ist — Eduard ausgenommen, den ich doch auch wie Sie wissen, die wenigste Zeit sehe — wie eine sandige Wüste vorkommt, welche ich einsam durchwandeln muß. Ich bin sehr niedergeschlagen, doch nun wünsche ich, daß alle die Freuden, die die ehemaligen Pempelforter durch ihre Versetzung in einem so fernen Lande, ihren Kindern und Geschwistern entziehen, sich denn wirklich bei ihnen konzentrieren möge, und ihre Veränderung ihnen nie gereue. Aber ich fürchte für sie, daß die Ruhe, die sie dort auffuchten, die hiesigen Länder eher beglücken werde, als die Nordischen Gegenden, da, wie es heißt, der Russische Kaiser in Holstein Magazine anlegen lassen will. Wenn dies sich bestätigte, wieviel besser wäre es alsdann nicht hier?

Düsseldorf, den 14. Juni 1799.

In Eutin ist noch kein Haus gekauft, aber sie bleiben doch dorten. Man hat sie nun einmal, und will sie nicht gehen lassen, und streut ihnen Weibrauch, und der duftet immer süß. Der Geheimrat nennt Düsseldorf eine Barbarei, und streicht die Holsteiner kultivierte Welt sehr heraus. Nun, Kantianer haben wir freilich nicht, aber man braucht doch auch nicht wie Diogenes mit einer Laterne am hellen Mittag auf dem Markt zu gehen, um einen vernünftigen Menschen zu suchen, und dann dächte mir auch, wer so viel in sich hat, wie unser lieber Philosoph, der kann schon auf manches Verzicht tun, was ihm andere geben können. Dies alles, mein lieber Freund und Vetter, bleibt entre nous.

Ich muß für diesmal schließen. Leben Sie wohl, lieber guter Vetter, und nehmen Sie nochmals den herzlichsten Dank für den lieblichen Almanach und die brillante Nelsoniade. Eduard umarmt Sie mit mir aufs wärmste. Friße.

## Die taube Blume

### Novelle

von

Werner Schendell

(Schluß)

Um zehn Uhr sprach der Meister im großen Saale des Stadthauses. Er fand wenig Widerstand und war nach einigen einleitenden Sätzen über die zerfallende Zeit mitten in seinem Kurse. Er hatte den Anfang der Rede aus der andächtigen Menge herausgeholt, wie ein Durstiger einen Trunk Wasser aus dem Bache. Er tröstete und schritt gewaltig aus und führte die Gebannten schnell in seinen Glauben.

Niemand konnte sich seiner Wirkung entziehen. Es gab Leute, die innerlich über ihn lachten, die ihn verachteten oder haßten und mit der Absicht der Störung hergetommen waren. Sie schwiegen. Sie vermochten den Strom nicht auszuscheiden, der vom Sprecher auf sie eindrang. Sie stellten diese Wirkung verwundert fest und horchten zu und schauten um sich, als entführe man sie mit Gewalt auf einem schnellen Wagen, aus dem herabzuspringen das Leben kostete.

Dabei schritt er in seiner Darlegung nicht schnell von Gedanken zu Gedanken

vor. Vielmehr bearbeitete er eine bestimmte Vorstellung durch eine ganze Anzahl von Sätzen. Er rieb gleichsam ein Stück Bernstein oder Harz mit seiner Rede, bis sie elektrisch wurden und nun ihrerseits ihre Umgebung „influenzierten“, wie es in der Physik heißt. Die Idee selbst gab ihre verborgene Kraft her und strahlte auf die horchende Menge hernieder. Eine jede gab viel Erhebung, Erleuchtung, Frieden und heiligen Stolz.

Er sprach von dem Wunder des Gedankens, des Denkens überhaupt, das den Menschen geschenkt sei; von dem heiligen Willen der Selbsterziehung und dem inneren Wege, der zum Ziele führt, zur Erkenntnis und zum Schicksal.

Er sah die materialistische Zeit, ihre Triebkräfte und Ereignisse vor sich, als zuckten sie auf seiner Hand in Gestalt eines sterbenden Vogels. Und er schilderte die Verlassenheit, die Einsamkeit jener Menschen, die göttliches Streben in sich nicht töten ließen, so ruhig, sachlich und gründlich, wie ein Kliniker seine Befunde in den Krankenjournalen einzeichnet.

O, er wußte, wie verirrte Seelen dem entgegendrängten, der Heilandslicht entzündete. Und er konnte sich rühmen, entgegen seiner Zeit seit dreißig Jahren nur eins getan zu haben, das, was plötzlich die gebildete Welt anging, der alle Brücken fortgerissen waren, dies eine nämlich: den Bedrängten und Hungrigen, den geistig Armen und Wißbegierigen dies eine unaufhörlich gepredigt zu haben: „Glaube an den Geist — an den Sinn und verzweifle nicht an Deiner Seele, denn auch Du kannst gerettet werden durch Dich selbst.“

Lange Jahre hatte er in kleinen Sälen, in schlechten Stadtteilen vornehmlich Halbgebildeten seine Eröstung gereicht. Jetzt saßen andere Menschen zu seinen Füßen, Alter und Jugend, die obere Schicht, Führerkinder, die zu ihm überliefen, Frauen und Kinder seiner Feinde, die einst in wirrer Werbezeit, ehe er heimgefunden, mit ihm getrunken hatten und nicht begriffen, daß einer ein Werk aufbauen, eine Berufung haben und eine unauslöschliche Begeisterung finden konnte und kein Skeptiker und Betrüger war.

Das Ehepaar Eiselt sah seitwärts, an einem der hohen Fensterpfeiler. Charlotte sah das Profil ihres Mannes und den Redenden gleichzeitig, wenn sie Bewußtsein in ihre Augen legte und eine liebende Bitte sich vordrängte an den Gatten, der starr am Podium hing.

„Gib Dich hin“, flehte Charlotte. „Sieh, er weiß, was uns Not tut und weiß, was wir tun sollen!“

Innig war sie mit diesem Wunsche beschäftigt. Sie vergaß das Zuhören und erwartete ängstlich von ihrem Manne Zeichen des Urteils, der Ablehnung oder der Zustimmung. Bern Eiselt wendete sich um, als riefte ihn jemand. Er blickte aber an seiner Frau vorüber und sah aus den Wogenkämmen der Bänke den Argentinier auftauchen, der ernsthaft zuhörte, von Zeit zu Zeit die Stirne in dicke Falten zusammenschob und dann wieder langsam nickte, wobei sein Rinn eine Weile auf der Brust ruhen blieb und das dunkelbraune Männerantlitz mit der Habichtsnase sonderbar aufleuchtete zwischen den bleichen Köpfen seiner Umgebung.

Eiselt wurde von behutsamer Hand in das Herzstück seines Wesens geführt und atmete eigene Luft. Er dachte halbberußt an die seltsame Berührung mit den Blumen am vergangenen Abend und meinte, als dieselbe Stimmung sich von neuem auf ihn niederließ, ja, so war es, ich hatte das Süße vergessen! Er wuchs

stark auf, fühlte sich mächtig, schwellend Abenteuer und Gefahren entgegen und leuchtete dem Manne zu, der seine Kraft über sie alle ausgoß und sie hinauschoß aus dem flachen Troge ihrer Tage.

Ein Rausch war es. Er flog mit den tausend anderen Seelen dahin in der Blüte der Kraft und pries die Schöpfung. Menschenseele war das Kleinod der Welt, das Herrliche! Immer wieder glänzte es auf in neuer Geburt, und, wenn die Liebe starb, ging sie dahin und ward in der neuen geboren und war ewig nach unumstößlichem Gesetze.

Welche Botschaft für den gebildeten Verstand des Großstädtlers, der in Zweifel, Kampf, Ohnmacht und Überanstrengung seine Tage unter fremdem Gesetze dahinbringt!

Eine Kunde, oft gelesen und gehört, aber mit einem Lächeln abgetan, kaum beachtet, überlegen weggestoßen und verspottet als Plunder oder Betäubungsmittel für primitive Wilde.

Eine Botschaft, heute plötzlich vor ihn hingebreitet durch einen Mann, der Beispiel war, ein Turm, der funkelnad ragte und Strahlen hinabwarf in die Niederung der hockenden Menge wie Blitze, die zuckten und zündeten und entflammen ließen, was getroffen war, und den ganzen Saal entzündeten, den Saal, der als weißes Feuer des Geistes wogte und sauste, wie wenn ein Wind aus den Wolken fällt.

Da stand Erde, Mensch, Wald und Ebene in starkem, freudigem Lichte. Kraft brauste durch Männer und Weiber, Arbeit und Wert wurde Zeugnis des Geistes. Die Luft am Leben flatterte wie eine straffe Fahne am bunten Mast.

Wo war die Verzweiflung des Tages — langwierige Sklavenschaft? Das Elend des Mitgeföhls mit allen Leidenden, der Kummer über nichtentfaltete Gestalt, mißratenes Leben und versagende Kräfte? Es verging, es verschwand, es versank auf immer, weil die Gewißheit einzog, auf blauen Flammen langsam herniedersinkend, und einwuchs in jedes Herz wie der feste schlanke Stiel einer Lilie. Sie wölbte vom Herzen zur Stirne eine neue Brücke.

In der Stille, die am Schluß der dreistündigen Lehre folgte, erhob sich Bernt Eifelt und eilte nach der Tür, um von dem brutalen Lärm eines Beifalls nicht mehr getroffen zu werden. Aber es klatschte niemand. Jedermann glaubte, er hätte in stiller Kammer mit sich selbst gesprochen, und blickte mit heißen Augen umher, ob auch niemand etwas merkte. Der Mann, der gesprochen hatte, war schon entwichen und fuhr eben mit dem schwarzen Wagen in sein Quartier zurück, während Rufe und Beifall der Hände und Füße hallend sich in Bewegung setzten und ziemlich schnell von dem Zischen der Ergriffenen erstickt wurden. Eifelt gelangte vor die Stadt und durchlief einen Feldweg, der zwischen den Saalewiesen in lockerstehendes Gehölz führte und sich später an einer Obstpflanzung vorbei an hohen Pappeln und Erlenhainen entlangschmeichelte. Die Sonne flammte auf Blätter und Matten. Überall zuckte ihr Widerschein in der Bewegung der Flächen. Es roch nach Saft und Rinde und betäubte den Lebenden, der sich am Ufer des schnellen Flusses unter einen Weidenbusch legte und die Augen schloß.

Ihm waren seine Gedanken gleichsam fortgelaufen, nun erreichten sie ihn hier und brachen von überall über den Wall der Stille in seine Verzauberung ein. Wie er nun dalag und sich dehrend auf den Rücken warf und die Augen schloß, erinnerte er sich eines Tages, an dem er ähnliches Glück empfunden hatte: Damals

vor zehn Jahren, als ein Pilot ihn mitgenommen hatte, hoch in die Luft, zu jener Zeit, als das Fliegen noch ein Wagnis war und eine Sache für entschlossene Männer, die ihr Leben einsetzten und verloren. Er war mehrere tausend Meter aufgestiegen, ihm erfüllte sich der Traum der Jahrhunderte, die Erde öffnete sich vor ihm bis zum Gebirge und bis zum Meere und erschütterte ihn, während die brausende Todeslust, mit der das Flugzeug den Äther durchrauste, sich abschwächte, je höher man drang und je langsamer die Tragbecken über die Äcker, Wälder und Städte hinzogen.

Dann, als sie landeten, war er nur ein- bis zweihundert Schritte beiseite gegangen und unbemerkt im Grase liegen geblieben. Schrill sangen seine Ohren. Das Gebrüll der Motore, der Sturm der Luft hatte ihn taub gemacht für die Erde. Die Rufe, die der Pilot nach der Landung an ihn richtete, hatte er nicht verstanden, er begriff nichts. Der Pilot ließ ihn verwundert davontorkeln. Das Glücksgefühl hielt an, ein Singen kam in die Ohren, es war wie eine Steppe mit nächtlichem Gesang der Anken, wie eine Alm mit sommerlichen tausend Grillen, die süß schwirrten und auf den Rasen lockten zu Ruhe und Traum.

Es gab eine Empfindung, die jetzt wiederkehrte: Glück ohne Erinnerung an sich selbst! Dies Glück, wie ein Strom, der das Stauwerk Ich durchbrochen hat und dahinschnellt ohne Grenzen! Erst wenn die Fluten sich verdünnen, flach laufen, sich zerteilen und von der Erde aufgesogen werden, erscheint das Ich wieder — zugleich mit der auftauchenden Ackertrume.

Bernt Eifelt merkte, jemand dachte seit einiger Zeit an ihn. Das war nicht richtig, vielmehr mußte jemand in der Nähe sein und ihn anschauen. Als er die Augen aufschlug, stand Charlotte vor ihm. Noch war der weiße Glanz nicht aus ihren Augen gewichen; sie war noch umhüllt von der Flamme des Festes und schritt mit einem Kopfwinken an ihm vorüber, weiter ab vom Wege in das lichte Gehölz und das Gebüsch des Ufers. Unter der steilen Sonne schwanden die Farben. Das grüne Licht zitterte um sie, der Glanz des Flußbettes spiegelte sich von unten in den Bäumen; Steine, Geröll und kurze Wellen schossen ihre Lichter durcheinander und verwirrten das suchende Auge. Er ging ihr nach.

„Auch heute weichst Du mir aus?“ fragte sie leise.

„Dein Urteil hatte sich zwischen mich gestellt und die Sache, die mir ein Aufruf ist, ein Fanfare, der Signalschuß zum Angriff — euch aber eine Beruhigung, ein Trost und eine Erlösung.“

Eifelt wollte den Kampf auf sich nehmen, den Eingang in sein Wesen erzwingen und es bändigen nach freiem Willen. Deshalb mußte er seinem Dasein den Kampf ansagen. Er durfte nicht bleiben, was er war. Der Beruf verunstaltete und ließ erstarren. Die Lebensweise zerstörte Körper und Geist. Das Zusammenleben mit anderen Menschen hemmte die Sammlung der Kräfte. Menschengestalt war ihm jetzt greifbar, wie die Borke der Kappweide, an der Charlotte lehnte. Und er sah in der Frau und sich selbst zwei Gestalten, Träger wichtiger Kräfte, die nur eben des Leibes als Fahrzeug bedürfen. Die Pole hießen nicht Mensch und Mensch, sie hießen Mensch und geistige Welt — und so waren die Rosenbänder von Mann zu Weib Ketten und mußten zerreißen. Der große Austausch vollzog sich vom Sichtbaren hinauf zum Unsichtbaren, und der kleine Austausch der Pole Mann und Weib konnte begegnen, wie und wo es sich gab.

Charlotte begriff ihn nicht. Sie hatte Dank erwartet, irgendeine begeisterte, überschäumende Zärtlichkeit und Zustimmung, weil sie ihn zielbewußt jäh und so klug zu der Pfingstreife gebracht hatte. Irgendein anerkennendes, streichelndes Wort mußte fallen, wie etwa „meine kluge Frau wußte doch am besten, wohin ich gehöre“. Statt dessen folgte eine Loslösung, eine jäh Flucht in die Landschaft. Die Kühle umhauchte ihn, Versunkenheit hielt ihn umpackt und verhinderte ihre Weiblichkeit am Eintritt. Sie griff nach ihrem Herzen. Dann breitete sie die Arme theatralisch aus und verschränkte sie hinter dem Kopf. Sie hielt sich aufrecht und schritt aus; bald sank sie im hüllenden Gebüsch nieder und weinte. Eifelt eilte ihr nach, hielt ihr den Puls und dämpfte den Anfall mit ruhiger Rede. Nach einer halben Stunde, in der er weiter grübelte, ohne zu den Bergen der Kraft zurückzufinden, und feindlich auf den anderen niedersah, der ihm seine Vision zerrissen hatte, war Charlotte beruhigt und sah freundlich lächelnd zu ihm hinauf. Er mußte sich an ihre Seite setzen. Sie legte sich wieder hin und lächelte ihn durch halbgeschlossene Augen an, indem sie einen Grassalm ausrupfte und seine Rüstern damit beunruhigte.

Sie spielte. In ihm glimmte es und glühte auf bis ins Bewußtsein. Aber da rief ein Ruck. Es klang rotgolden und war dann schwarz, dieser Doppelruf: Ruck, Ruck.

„Hast Du ihn schon einmal gesehen, den Scheuen, den Versteckten?“ fragte sie lauschend.

Er erhob sich und schüttelte die Reizung von sich. Einen, den ihre Stimme eben schmeichelnd getroffen hatte, mußte er herausreißen: „Nein, immer hörte ich nur seinen Ruf, er äßt uns und ist nie zu sehen, wie auch — er sah sie fest gerade an — mich etwas anderes äßt und lockt. Ich glaube auch nicht, daß der Ruck vorhanden ist; er ist eine Erfindung der Kräuterweiber. Die Nymphen blasen den Doppelruf auf einer Klarina.“ . . .

Charlotte erhob sich und schritt an seiner Seite in die Stadt zurück. Und als sie am Eingang der Villenstraße, dort wo der Weg sich senkte und ein Haufen alter Pappeln neugierig beieinander stand, eine Holzfuhr vorüberließen, packte sie ihn am Arme und fragte angstvoll, halblaut, übertönt von dem Stoßen der Räder und dem Schlagen der Stämme:

„Was hat Dich zum besten wie der Ruck, mein Lieber?“

Er besann sich eine Weile, stand still und sah sie an. „Man kann es nur des Nachts sagen, Charlotte, und nicht hier. Mir wurde etwas klar — erst am Flusse, als der Ruck schrie, als Du lächeltest, als Du Dich an mein Begehren wandtest, ohne befallen zu sein. Du lächeltest nur so eben, weil Du Deine Waffen kennst, Du wolltest mich ohne Einsatz erforschen und Deinen Kurs darauf einrichten.“

Das andere sagte er nicht. Es war, als ob sich ein Trichter vor ihm öffnete mit einer besonderen hellen Explosion, deren Donner Kälte war, nur Kälte, Erstaunen und Fremdheit . . .

Es war ihr nicht ernst mit ihrer Frömmigkeit, wenn sie hinging aus dem Saale und, um ihn zu öffnen, ihn anlächelte, als ob sie nach ihm verlangte. War das oberflächlich, frivol, zynisch? Gleichviel, wie man es nannte, es war unwürdig. Aber noch eine andere Möglichkeit der Deutung erschien ihm: Vielleicht galten ihr auch die Dinge der Liebe weniger als ihm. Sie war wohl kühl und spielte mit, so oft er es verlangte, und gab Antwort, schlechthin Antwort auf die Blut seiner



Fragen. — War es das? Die Lehre befahl, den Leidenschaften und Begierden zu opfern, solange man sie hatte; denn es war verderblicher, sich durch Enthaltung Phantasie und Geist zu verderben, als sich hinzugeben dem Weibe, dem Manne, dem Weine und was es sonst gab an Lässigem und Spannung.

Noch ein Gewicht, ein letztes Gewicht beschwerte das eben gefundene Geheimnis. Eine Bemerkung Charlottens fiel ihm ein, er war an ihr achtlos vorübergegangen, wie man an einem Busche vorüberstreicht, wenn kein Vogel darin singt und auch nichts blüht. Und jetzt fand er den Grund, weshalb er sie begehrte und liebte; mit jener tödlichen, erschlaffenden, geheimnisvollen Hörigkeit, die alle seine Kraft in sie gab, sie eifersüchtig bewachte, die unruhig herumschlich, war sie anwesend, und sehnfüchtig und kraftlos war, wenn sie ferne weilte.

. . . Sie wußte, sie durfte sich nie ganz enthüllen. Sie hatte es einmal ausgesprochen, sie, nur sie blieb kühl, eigen und fremd. War das eine Lehre ihrer Mutter? Oder Scham? Oder war es die Unfähigkeit zu ganzer Hingabe — nur ein mangelndes Vermögen?

Wer die Distanz liebte wie sie, war im Innersten unbeteiligt, wer übereinstimmende Meinung für Eheleute als Gefahr und Langeweile ansah, wer das Gespräch um der Interessantheit willen pflegte und ohne innere Hemmung aussprach, was er selbst zu denken sich verbot, der mußte wohl im Innersten kalt sein, starr und ohne den geheimnisvollen Quell, die eigene Quelle, in die man hinabsteigt und sich auflöst, um durch die Welt hinzufließen — weite Ströme hinab — um vom Meere wieder hinaufzusteigen und wiederzutommen, verwandelt, selig und hingegeben mit jeder Kreatur. Ja, hingegeben und dadurch vom Sinne der Erde mit dem Wissen um alle Feindschaft, beschenkt und ausgerüstet mit der Geduld des Leidens und Mitleidens.

Eben, als Bernt in das gemeinschaftliche Zimmer ging, trat Charlotte bei Frau Mohn ein, die aus den flüchtigen Notizen des Vormittags sich eine Darstellung entwarf.

„Bernt ist aufgelöst“, sagte Charlotte und reichte der Tante die Hand. „Es sollte ihn aufrichten, aber zunächst scheint ihm auch das eine soziale Frage. Er ist nun mal zu schwach, seiner Bestimmung zu leben, und leidet immer wieder für die Masse.“ Charlotte war stolz auf ihre aristokratische Gesinnung.

Die Tante erhob sich vom Schreibtisch. „Hat er seine Persönlichkeit verloren?“ fragte sie überrascht, „nur Entpersönlichte pflegen nach dem Andern zu fragen; die Kräftigen wissen, tapferes Leben und mutiges Denken hebt empor und fürstet den Gefürchteten.“

Charlotte setzte sich tiefatmend in einen der großen Ledersessel, die um den runden Büchertisch in der Ecke am Fenster standen. Sie wußte nicht, woher die Spannung kam, sie fühlte nur ihre Stärke und suchte die Ursache dort, wo stets die stärkste Gegnerschaft zwischen ihr und Bernt aufbrach: In der verschiedenen Schätzung des Nebenmenschen. Damit hing ihre monarchistische und seine republikanische Einstellung zusammen. Gleichwohl war Eifelt in Dingen der Liebe ein Tyrann, während Charlotte darin mit erzentrischer Begeisterung Demokratie verteidigte und mit Widerspruch und Angriffs-lust Gleichberechtigung, Mutterherrschaft, ja Vielmännerei verteidigte, so oft er den tiefen Unterschied aufwarf zwischen der Liebe des Mannes und dem Geschenke der Frau.

Bernt Eifelt trat soeben ein und drückte der Tante schweigend die Hand und

bewunderte mit einem Nicken ihren Fleiß. Die beiden Frauen schwiegen anhaltend. So brachte er seine Bitte vor. Er bat für die Dauer der Tagung um ein gesondertes Zimmer. Frau Mohn schaute überrascht auf und sagte es ihm, erstaunt, zu. Er bedankte sich bestens, dann verließ er das Haus und suchte den Argentiniere.

Charlotte schaute ihm erschrocken nach. Frau Mohn lächelte und legte den Arm um die Schulter der geliebten Nichte.

„Er wird schon wiederkommen, mein liebes Kind“.

Die junge Frau schaute auf, mit der Handbewegung, die nachfühlte, ob ihr Scheitel fehlerlos lag. Sie war nicht gern allein, sie fürchtete sich im Dunkeln und liebte ein Wesen um sich. Einen Menschen oder einen Hund. — Ein Kind war ihr ja nun einmal versagt. Sie wollte ein Mißverständnis vermeiden und erklärte der Tante diese Furcht. Im übrigen war sie gottlob für eine Weile frei von der Anstrengung, den Mann zu fesseln. Ja, das war anstrengend; sie war bequem und froh, wenn Bernt sie nicht anziehend fand. Sie hatte sogar eine ganze Anzahl von Bemerkungen gefunden, kurz, scharf, geschliffen und ironisch, mit denen sie ihn verletzte und erschreckte, wenn sie für sich sein wollte.

Die beiden Frauen wurden sich im allgemeinen schnell einig über den Mann. Ganz sicher, der Mann war hinter seiner Zeit zurückgeblieben. Die Frau dagegen hatte einen ungeheuren Schritt vorwärts getan. Frauen pflegten ihre geistigen Interessen, während die Männer heute nur ihren Beruf anschauten und wenig Kraft für anderes erübrigten. Auch künstlerische Übung blieb den Frauen mehr und mehr vorbehalten, und nur sie hatten noch religiöse Spannung und den notwendigen freien und offenen Sinn für die geheimnisvollen Zusammenhänge der okkulten und metaphysischen Welt, mit der sie lebendiger als der Mann verbunden waren durch ihr ursprüngliches Gefühl, der Wurzel des Irdischen, dem Urgrund der Dinge.

Die Tante stimmte Charlotte durchaus bei. In ihrer Erinnerung war die Schwere ihrer Ehe nicht ausgelöscht; sie war stolz darauf, ihre Leiden nicht zu vergessen und ihrem Manne nicht zu verzeihen; er war ungebildet gewesen und hatte die zarte Wesenheit des weiblichen Daseins nicht begriffen. Nun erhoffte sie mehr Glück für ihre Nichte und erwähnte in der Freude des Einverständnisses nun doch ihr Testament, nach dem Charlotte ihr Haus und Vermögen erkte. Das war für später die beste Gelegenheit, getrennte Wohnungen für Bernt und sie einzurichten. Dann konnte Bernt im wesentlichen nicht stören und — man brauchte ja doch einen Mann. Man war zu schwach gegen das Leben.

Charlotte widersprach. Dem täglichen Leben war sie gewachsen. Nur die Dinge der Ehe störten sie in ihrer Regelmäßigkeit und hielten sie von ihrer Meditation zurück. Sie verstand das Entzücken des Mannes nicht, sie kannte es nicht, ihr war es versagt, wenn anders nicht eine sentimentale Übertreibung, irgendeine Annahme und ritterliche Haltung den Mann verpflichtete, Überschwenglichkeit und Ekstase zu zeigen und so der Weiblichkeit zu huldigen.

Sie kannte nur eine wahrhafte Befreiung und Entfesselung, oder wie man heute wohl sagte — Auslösung. Das war der Tanz. Das süße Muskelgefühl und Knochenschwingen, wenn sie zur Musik ihre Gedanken, Gefühle, Einfälle und Ängste in Bewegung und Nimit umschuf und ganz vor sich allein, allerhöchstens vor der Einen, die am Klavier saß, ihre Reigen und Szenen dem Gotte der Körper darbrachte. Ganz gewiß hatte auch sie Ehrgeiz und wollte einmal Beifall finden.

Je nach den Eindrücken der Tanzdarbietungen, die in diesen Tagen geboten wurden, wollte sie sich entscheiden, ob sie nicht am besten die strenge Schule der neuen, kultischen Körperzucht durchlief.

Diesen einen Wunsch hatte sie und die Hoffnung, Bernt möchte ihn verstehen und ohne allzuviel Leid auf sich nehmen. Das ging nicht ohne Szenen ab. Sie wußte es. Doch, sie kannte ja Drähte, an denen er lief, Schellen, die läuteten, und Spiele, die ihn betörten. Auf einige Wochen der Freiheit rechnete sie immerhin auf alle Fälle.

Frau Mohn war überrascht, sie hob die Augenbrauen und machte eine Miene, als wollte sie sagen: „Mehrere Wochen willst Du fortbleiben? — Wird er Dir treu bleiben?“ — Frau Charlotte zuckte die Schultern und schob die Lippen vor. Sie antwortete mit dieser Geste etwa: „Mein Gott, das ist doch alles dasselbe. Wir Menschen von heute denken anders darüber, liebe Tante. Wer weiß, vielleicht geht es auch gut und — wir haben ja beide unsere Erfahrungen. Also, was soll uns da zustoßen — nicht wahr?“

Die Tante wußte darauf nichts Rechtes zu erwidern. Die Unterhaltung war ihr peinlich geworden, deshalb schob sie der Nichte eine am Morgen gekaufte Broschüre zum Ausschneiden hin und vertiefte sich in ihre Niederschrift. Nach einiger Zeit hörte sie, wie Bernt sich im Schlafzimmer schwer aufrichtete, als habe er einen Alb abgeschüttelt. Er ging hinunter in den Garten und setzte sich zu den blauen Schwertlilien und ließ durch das Mädchen heraussagen, es sei Zeit für den Abendkurs. Sofort erhoben sich die Damen und machten sich fertig. Gemeinsam ging man durch die Straßen. Raum hatten sie im Saal ihre alten Plätze eingenommen, als die Stimme des Meisters begann und sie sogleich in die Höhen führte, die sie liebten.

\* \* \*

Acht Tage des Kongresses waren vorüber. Es hatte in den ersten Tagen einige harte Turniere gegeben. Alte Gegner hoben beim Beginne ihre Lanzen und wollten mit starkem Stoß die Sache in den Sand rennen. Die Entgegnung gab meistens eine Aufdeckung von Feindschaft, Absicht und Charakter des Angreifers. So wurden die Störungen leicht hinweggeräumt.

Selige Heiterkeit lag auf den Gruppen, die in den Freistunden durch die Stadt und das Wiesental des Flusses wanderten. Jeder neue Beginn warf dem großen Lehrer eine Sturmflut heiß begeisteter Dankbarkeit entgegen. Er hatte hier einen Acker aufgebroschen und gereinigt. Hier säte er mit vollen Händen und sprach zu den tausend Menschen im Saale, als ob er im Selbstgespräche säße und die heilig nüchternende Wahrheit der menschlichen Freiheit immer wieder ganz einsam vor sich hin memorierte. Er lehrte seinen Kreis die Schulung der Geisteskräfte und beschrieb den Weg der Vollendung, den der Große des Ostens zu Ende gegangen war, jener Weltüberwinder, der die ganze Welt in seine Liebe einschloß mit den Worten: „Vor mir habe jede Kreatur ihren Frieden.“ —

Die Hörerschaft war ein Körper. Spät in der Nacht entließ der festliche Raum die Versammlung, die unbeschwert, todmüde in die Quartiere ging und sich auf den frühen Morgen vorbereitete.

Bernt Eiselt hatte sich einem Kreis von Männern angeschlossen, die im Hotel ihre Mahlzeiten gemeinsam nahmen. Santos Duro hatte ihn eingeführt. Hier

sprach man die einzelnen Vorträge durch und brach die Gespräche erst ab, wenn die Glocke der Stadthalle von neuem rief. Es waren Männer der Prags, Zahnärzte, Beamte, Oberlehrer und Lehrer, Kaufleute und Schriftsteller, lauter Männer zwischen dreißig und vierzig Jahren, denen die Mühe des Berufes, der Kampf ums Brot und die jähe Sorge um Familie, Heimat und Vaterland die Erscheinung mitleidlos vermindert hatte. Es waren Menschen, die in ihrer Stadt, ihrem Haus oder Dorf eine kleine Gemeinde gläubiger Anhänger führten und leiteten und von dem hier Aufgenommenen ein Jahr lang durstige Seelen mit Glanz und Zuversicht besenkten, wie Vogelmütter, die zum Neste kehren und die Jungen füttern.

Die Jugend, die den Hotelgarten als Stammquartier behauptet hatte, war zahlreicher geworden. Die Klümplein hatten die Banner, Fähnlein und Abzeichen weggepackt, auch die Gitarren, Mandolinen und Kochtöpfe waren irgendwo unsichtbar verstaubt. Bücher, Broschüren, Zeitschriften und Zeitungen lagen auf Tischen und Bänken. Sie und da schrieb einer im Kollegheft oder auf lockeren Notizblättern oder suchte mit schwerfälligem Bemühen Stichworte zu entziffern, die er sich während des Vortrages, auf der Höhe der Fahrt, unleserlich aufs Papier gesetzt hatte.

Bei ganz besonderer Gelegenheit verträgt sich der Deutsche. Einige Male, in Jahrtausenden, wenn es ihm ganz schlecht ging, hat er sich einig zusammengefunden. Und auch hier, wo die heißhungrige Jugend auf jemanden stieß, der ihre ideale Haltung als die natürliche Verfassung der Jugend ihnen bestärkte, sie nicht zu einem politischen Ziele umbiegen wollte, sondern nur ein Einziges vor sie hinstellte: Die göttlich geistige Herkunft, Heimat und Mission des Menschen nicht zu vergessen, sondern neu zu begreifen — hier fanden sie sich zusammen, hier sanken die Trennungen, Hemmungen und Unterschiede, und es stieg nach Gesprächen, die über alle Tische hinweggeführt wurden, manch gemeinsames altes Lied a capella in den schwarzen Himmel, spät, wenn die Hotelleitung die Gartenlampen bereits abgestellt hatte.

Charlotte war mit Bernts Tischgemeinschaft durchaus einverstanden. Sie behielt dadurch Zeit, von der ungewohnten Anstrengung auszuruhen, und tauschte mit Frau Mohn weiterhin Lebenserfahrungen aus; besprach auch die Vorträge mit ihr und ließ sich von einer der Tänzerinnen in das „beseelte Turnen“ einweihen, das ihr eine epochale Neuerung, eine Befreiung und ein Geschenk an die Menschheit bedeutete. Diese Art der Tanzsystematik erweckte durch sein Zurückgehen auf Sprachanfang und Denkbeginn des Menschen in einem ihr nicht übersehbaren Systeme die menschliche Sinnlichkeit in Richtung der Gemeinschaft zu Tier, Pflanze und Stein. Und in das so erwachte Erdenstück Mensch leitete sich leicht und sicher das tiefe Wissen und Schauen frommer Völker. Nachdem gleichsam durch die rhythmische Übung des Tanzes eine leichtleitende Kupferleitung zu dem elektrischen Geiste hergestellt und ein lästiger Erdschluß beseitigt war.

Charlotte wußte nicht, was sie zu dieser Übung hintrieb, sie ahnte kaum in den glücklichen Gebärden der Abenden die Gnade des Gefühls, die sie entbehrte, und betrieb mit Starrsinn, was ihr Instinkt ihr riet, ohne viel nach Ursache und Folge zu fragen. Sie wollte Glück und Harmonie. Ihr Leben hatte nichts davon gebracht. Vielleicht enthielt diese Kunst eine Lösung für sie. Im übrigen sagte sie

ihrem Manne von den Anfängen ihrer Übungen nichts. Sie wußte, es würde ihn nicht freuen, deshalb erfuhr er es immer noch zeitig genug.

Eines Abends fiel der Kurs aus. Bernt Eifelt, der durch die Straßen ging, weil ein Gedanke in ihm aufkeimte und wuchs und wurde wie ein Baum wagte nicht, so in die Stube zu gehen, da er durch die Decke und das Dach stoßen mußte. Er traf auf Duro, der in den letzten Tagen immer schweigsamer bei Tisch gefessen hatte. Duro hieb einige Male mit seinem Stock durch die Luft und wies dann nach draußen, aus der Stadt heraus. Bernt Eifelt war einverstanden und nickte. Bald schritten sie nebeneinander auf einer Landstraße durch die Nacht, dann eine Waldblöße empor, später in eine Schlucht, bestanden von hohem Buchenwald, der hochhell rauschte, und dann wanderten sie endlich auf der Höhe der Berghänge entlang, die das Flußtal im Süden begleiteten.

Duro war unwillig über die Jüngerschaft, die den Lehrer umdrängte. Er mußte geradezu sagen, die ihn isolierte. Es war ihm nicht möglich gewesen, Aug in Auge ungestört ihm gegenüberzustehen und die wesentlichen Dinge zu berühren, vor denen beide erschauern mußten. — Beidel Der Meister nicht weniger als er. Duro war übers Meer gekommen, um drei Fragen zu tun. Es gelang ihm nicht, sie an den zu stellen, der vielleicht antworten konnte. Deshalb fuhr er zurück und mußte viele Jahre weitersuchen. Doch er war gewiß, eines Tages erschloß sich auch ihm die Antwort. Auch er drang vorwärts in der Erkenntnis und fand das Heil auf seinem Wege. Er wollte den Absprung kennen lernen, den Absprung aus der Selbsthypnose in das gedankenfreie Schauen. In ihm war irgendein inneres Organ noch zu wenig gestaltet. Er wußte nicht welches. Sodann konnte er gewisse telepathische Strömungen nicht zwingend ausschalten, und schließlich wollte er einen Rat, wie man sich einen Feind versöhne, der ihn haßte mit Leidenschaft und nicht vergaß.

Bernt Eifelt sah ihn lange an. Dann legte er ihm die Hand auf die Schulter und erinnerte sich an den ersten Abend, an dem er ihn so schnell verlassen hatte. Er sagte furchtbar, aber entschieden: „Ist dieser Feind eine Frau — Ihre Frau?“

Duro schwieg lange. Endlich sprach er. Sie war böse und verfolgte ihn über den Ozean. Ihr Haß sendete seinen Strahl über die ganze Erde. Er hatte entdeckt, daß sie ihn betrog, und er hatte sie gezwungen, sich von ihm scheiden zu lassen. Ihr hatte die Ehe und der Mann durchaus zugesagt; sie verzieh ihm nicht, daß er ihre Kreise, ihr Spiel, ihr Vergnügen störte.

Ja, wenn er damals schon gewußt hätte, daß sie ein Kind war. Nur ein Lüsternes, unerzogenes, launenhaftes Kind; ein Kind, das spielte und Unterhaltung brauchte. Ihm selbst war Hingabe nur einmal erlaubt. Und ihr Leib, der sich im Spiele weggegeben hatte, war doch sein Leib geworden, sein eigener, den er nicht vergaß, solange er atmete. Er vermochte die edelsten Kräfte, er vermochte sich selbst nicht wegzuschütten in den Schoß einer leichten Verbindung des Augenblicks, des Temperaments, des Vergnügens.

Man mußte die langhaarigen Kinder mit den weichen Händen in Europa nur reden hören. Wie sie die Gedanken nur handhabten, als zögen sie sie auf ihrem Beet für den Mittagstisch. Und wie sie die Vereiche des Geistes verdarben und die Seele des Mannes verseuchten. Oh, — er mußte vollends herauslachen, wenn er an Amerika dachte, wo die Verehrung, Anbetung, der Fetischismus der Frau ins Romische, ins Absurde, ins Abscheuliche ging. Die Kinder da drüben begannen

daselbe gefährliche Spiel, das Spiel, an dem Europa, an dem die Antike zugrunde ging. Wer dachte nicht an den Orient, den alten, klugen, weisen Erdteil, der der Frau Freiheit und Knechtschaft zuteilte nach ihrem Wesen und ihren Saken. Aber gewiß, das war heute unwürdig, deshalb galt es für den Mann einfach die ritterliche Verehrung, das Blutsgesühl und die heilige Liebe auszulsöfchen und auch den Anbetungszwang zu verlachen, der ihn in die Knie wirft vor dem Weibe einer frommen, alten, erloschenen Tradition. Man mußte sie ansehen, als das was sie war: Als Lustbringerin, als die Genossin heißer Nächste, die auch nur sich will; wenn es hoch kommt, die Liebe und nur ein wenig und selten den, der sie überglüht, sie erweckt und lebendig macht.

Und das war Duros größte Enttäufchung: Auch um den Lehrer drängten sich Frauen, Frauen aller Arten, und nur wenigen glänzte ein geistiger Eros von der hohen Stirn. Männer, die zu ihm kamen, wurden ferngehalten und mußten davongehen.

Bernt unterbrach ihn. Ob er denn nicht auch die Gewißheit mitnahm, die strahlende Zuversicht und das Wissen um die Gefügtheit der Welt, in der keine Seele verloren geht, in der ein jeder seinen Plas und sein Schicksal hat und jeglicher in jedem Leben weiter arbeitet an seiner Läuterung und immer höher steigen wird in die Reichen der geistigen Reiche, wenn er treu an sich schafft und immer und immer wieder das Glücksgesühl des bloßen Daseins in sich anregt und erhält.

Diese Gewißheit besaß Duro lange.

Schon lange baute er an seiner eigenen Stufenleiter und zwängte sich mühsam vorwärts. Aber es war schon so, wie es in der Apokalypse hieß: „Nichts hatte mehr Bestand. Die Ehen hielten nicht mehr. Alle Völker und alle Menschen alle Männer und Weiber sollten sich miteinander vermischen!“

Duro stöhnte auf. Er hieb den Stock tausend durch einen Haselbusch und stieß ihn dann tief in die Erde.

Der Mond zeigte seine scharfe, eisfarbene Sichel. Sie standen auf einem runden Plage, der von alten Platanen umwachsen war, wie in einer hallenden Rotunde.

Eine Schwermut rührte sie beide an, sie legten sich auf die Erde nieder und verschränkten die Arme unter dem Kopf. Dann fiel Bernt ein Satz von den Lippen, er zitterte, aber er sprach zu Ende: „Auch ich bin seit einigen Tagen hinter — mein Glück gekommen.“ Nach einer Weile fragte er stockend, halblaut, den Kopf nach dem Ohr des anderen Mannes gewendet: „Wenn ich frei bin, nehmen Sie mich mit hinüber auf Ihre unbescholtene Erde?“

Santos Duro reichte ihm die Hand. Ein Funken durchflog beide Leiber. Er entzündete ein stilles Wehgesühl.

„Wenn wir drüben sind, lieber Eifelt, werde ich Ihnen auch sagen, wie ich heiße. Sie brauchen sich meiner nicht zu schämen.“

Bernt Eifelt überlegte, dann überwand er seine Scham. Er wollte immerhin fragen, ob seine Vermutung richtig sein könnte.

„Halten Sie es für möglich, lieber Duro, daß eine Frau die volle, stürmische Inbrunst ihres Mannes wieder und wieder annimmt, und nur eine Rolle spielt, indem sie Erregung, Glück, Sehnsucht, Seligkeit und Hinschmelzung zeigt? Ist es möglich, daß der Körper einer Frau nicht antwortet — daß man also in den Wald hineinruft, ohne ein Echo zu erhalten?“ Ist es möglich, lieber Freund, daß eine Frau Begehren weckt, lockt, Sinnlichkeiten vorspiegelt und alle Wollust

verspricht, aber keine Befreiung gibt, weil sie unfähig ist zu ihr? — Gibt es das?" — Er schrie laut auf:

„Ich frage Sie, gibt es das?“

Santos Duro richtete sich schnell empor, er schaute langsam rundum in der Baumrotunde und sagte dann tief zu dem abgewandten Manne hinunter: „Ob es so etwas gibt? Nun — die schönen Blumen — ganz besonders unsere da drüben in den Tropen — die riechen nicht, die sind taub. Deshalb gerade locken sie die Insekten mit den buntesten Farben, die geniale Koketterie weiblichen Geistes erfinden kann. Denn auch das Taube hat Sehnsucht nach der Befruchtung und lockt doppelt alles an sich, was in seine Nähe kommt, alles ohne Wahl.

Sie erreichen ihren Zweck, die tauben Blumen, aber der Mann, dem ein solches Wesen an den Hals fliegt, verflucht seinen Instinkt, der ihn in die Irre führte!“ —

Jetzt erhob sich auch Bernt Eiselt. Sie stiegen den Hang hinab und kamen an einem Kloster vorbei, das in tiefer Versunkenheit schlief. Eines Schlafsaals Fenster stand offen, man hörte den Atem jugendlicher Kehlen; Jünglinge des Alumnaates schliefen und gaben hie und da träumende Laute von sich. Wenn man so stand und hörte, fürchtete man sie in Todesnot oder in der Lust des Lebens, des Lebens, das sie noch nicht enttäuschte.

Sie gingen weiter. Duro begriff, jede Liebe, die nicht erlöst, gelöscht wurde, entartete zur Hörigkeit. Und die Gefühle des Mannes, der nicht wußte, was ihm geschah, überflamnten, steigerten, erhitzten sich im ungeheuersten Verlangen, zu siegen, zu beglücken und zu lösen. Er mußte sich verzehren. Sein Selbstgefühl wurde aus einer unbekanntem Tiefe her angegriffen und er setzte seine Kräfte an ein Körperliches, weil sein Trieb wußte, daß — nachher erst Geistig seelisches zusammenfließen konnte. Das Selbstgefühl brach in der Länge der Zeit. Gewiß, auch der Mut, der Glauben und der Sinn gingen verloren. Die Gefährtin, die nicht wußte, was die Ursache dieses namenlosen, männlichen Verfalles war, empörte sich, rüttelte ihn auf, erfaßte ihn in Augenblicken und kam schließlich zu einer stillen Verachtung des minderwertigen Weggenossen.

Ganz sicher, auch die Frau wußte nicht, was ihr geschah, und hatte ein Recht festzustellen, daß in dem Gefährten etwas zerbrochen war und, daß Abhängigkeit wechselnd, daß Urteil und Sinnlichkeit ihm schwankend waren, unsicher und zum Widerspruche reizend. Sie spielte deshalb schließlich nur noch mit halber Kraft und fand es langweilig, mit einem Manne zu leben, der sie anders wünschte, als sie nun einmal war.

Die Stadt lag im Schlummer. Der Mond war hoch in den Himmel gestiegen. In seinem Scheine fanden sie das Haus. „Ich komme mit Ihnen, Duro, nach drüben“, sagte Bernt Eiselt leise.

„Ja, jetzt muß ich Sie mitnehmen. Gute Nacht.“

„Gute Nacht.“ Eiselt sah nach seinen Blumen.

Die blauen Schwertlilien waren abgeknippt, dicht über der Erde mit samt den Blättern.

\* \* \*

Am nächsten Morgen erwachte Eiselt spät. Seine Uhr belehrte ihn, er hatte schon zwei Stunden versäumt. Er fand nicht die Kraft zum Aufstehen. Die Klarheit, die unbezweifelbare, die er am Abend erhalten, vertauschte; es blieb

wie ein verwüftetes totes Land zurück. Nichts konnte mehr darauf wachsen. Es gab keinen Garten mehr und keinen Unterschlupf, man mußte jetzt fortwandern, das war es — und das war beschlossen!

Bei diesem Gedanken erhob er sich leichter. Unten im Hause begann plötzlich ein Impromptu von Schubert. Es brach ab und setzte dann wieder ein. Taktweise, als ob man einem Kinde mechanisch die Griffe auf den Tasten zeige. Er ging bald hinunter und fand Charlotte in einem langen, schwarzen Seidenkittel mit nackten Füßen, Tanzgesten ühend, während ein hageres Mädchen in einem grüngerauen, kuttentartigen Gewande mit einer Schnur Holzperlen gegürtet, am Flügel saß.

„Ah — die Übungen haben es Dir angetan,“ — sagte er leise und ließ sich der Dame bekannt machen, die den typischen Kopf aus dem Kreise des Meisters hatte.

„Ihre Frau hat ausgezeichnete Gaben für den Tanz. Sie bringt alles mit — von dem vorzüglichen Wuchse ganz abgesehen!“ meinte die Tänzerin.

„Ich fühlte mich noch nie so glücklich, wie in diesen Tagen, wo ich übe, lieber Berni,“ sagte Charlotte unsicher — mit der Bitte im Blick, seinen Unwillen später — allein — bei passender Gelegenheit zu entladen.

Aber Berni Eiselt war nicht unwillig. Vielmehr ging eine tiefe Windstille über sein Gesicht. Er freute sich, sagte er, wenn es ihr Glück ausmache. Er sagte es mit solcher absonderlichen Betonung, man mußte es ihm glauben. Da ließ Charlotte eine Suite spielen, und schritt, lief und wandelte ihm die Aufgabe vor, die sie sich in acht Tagen angeeignet hatte. Er sah sie an, lange und schweigend. Sie hatte die Lippen geöffnet und atmete heftig und tief. Die kleinen, untadeligen Zähne zwischen den feuchten Lippen leuchteten. Ihre Glieder lösten sich. Sie war weich, träumerisch, aufjubelnd und wild. Der Körper schmiegte sich, wiegte sich, zuckte und schmolz. Das Antlitz zeigte eine selige Verliebtheit, die in sich hineinhorchte und von allen Süßigkeiten eben naschte.

Da schrie es in ihm auf. So strahlend hatte er sie nie erweckt, so locker hatte er sie nie bei sich gehabt.

Jetzt wandelte sie mit erhabenen Schritten und breitete die Hände zu kultischer Gebärde und war sehr fremd, ehrfurchtgebietend, fast heilig. Eine Göttin, eine starre, unmütterliche Prieslerin, der Lust, Liebe und Rinder versagt sind, eine, die in den Spielen des Gehirns und den Visionen des Himmels entschädigt wird und freundlich lächelt, wenn die schönsten Jünglinge auf ihren Spuren sich opfern.

Die Tänzerin erhob sich vom Instrument und ging. Der allgemeine Vortrag begann in einer Viertelstunde.

„Du bist wunderbar gelockert, Charlotte — weißt Du das noch nicht lange, wie sehr der Tanz Dich erhebt?“

„Ich wagte es bisher nicht, Berni. Seit einigen Wochen habe ich an Kursen teilgenommen. Heimlich. Was Du gesehen hast, ist nicht die Arbeit von acht Tagen.“

Berni dachte nach und nickte dann. „Unterhalb Monate, nicht wahr?“ das war die Zeit, seitdem man sich voneinander zurückgezogen hatte. Charlotte bejahte es. Plötzlich fragte er unvermittelt nach ihrer verstorbenen Mutter. Er hatte sie nicht mehr gekannt, aber Charlotte sprach oft von ihr, denn sie hatte ihr Kind ganz an sich gezogen und dem Vater, dem Manne, entfremdet. Oft hatte sie von ihrer Enttäuschung gesprochen und noch öfter ihrer Tochter Charlotte Lust



und Erfüllung gewünscht, heiße Liebe und Glück, Weibeslos und Weibesbeglückung. Alles, das wünschte sie ihr, die sich im Alter noch wie ein Mädchen vorgekommen war, obgleich sie mehreren Kindern Leben und Leib geschenkt hatte . . . Vieleicht hatte ihr Mann sie für immer in sich gescheucht, wer wußte es denn.

Das war wenigstens Charlottes Ansicht, die sich über Eifelts Frage wunderte, denn ihn kümmerte sonst ihre Erinnerung an ihre Mutter wenig.

Sie eilte, sich umzukleiden, und kam schnell wieder zurück. Es war gar nicht so sicher, daß ihr Vater daran schuld war. Möglicherweise war die Mutter von Natur wenig zärtlich und warm gestaltet, meinte er später zu ihr. Deshalb konnte wahrscheinlich keine Liebe über sie und den Genossen ihres Lebens zusammenwachsen in einem Baum. Es kam vielleicht öfter vor, daß Frauen aus alten Familien — skeptisch, klug und geistig, erfahren und erzogen, zu altes, zu müdes, zu träges oder auch zu schlechtes Blut hatten und einen Körper, der nicht mehr auf den heißen Ruf des stürmenden Bräutigams mit zärtlichem Echo antworten konnte. Und dann — sie standen im Korridor des Saales, durch den die bunte Menge der Hörer beflissen einströmte, während hie und da Langschädel, gebräunte Gesichter mit feinen schmalen Nasen, wie Bojen über der Masse des schäumenden Saales schwammen, dann sagte Bernst Eifelt leise und ihr gerade und starr, schmerzlich ins Gesicht sehend, seine bittere Erfahrung: „Und auch Deine Mutter hätte viel mehr Glück im Tanze gefunden als in der Liebe. Der Tanz erweckt ein Gefühl, ein altes und heiliges zu sich selbst. Hätte sie getanzt — sie wäre glücklich gewesen wie Du!“

Charlotte starrte entsetzt in den Saal. Sie tat, als suche sie jemand Bekanntes und sei äußerst kurzichtig. Bernst Eifelt fuhr fort: „Nun ja, es ist einmal so: Du hast nicht einmal gegeben, Du bist arm, Du bist taub. Man kann es niemand verübeln, der die Dürftigkeit seiner Empfindung mit den Fanfaren des Geistes, den Girlanden der Einfälle, mit Anfällen der Lusternheit verdeckt. Nur weiß ich jetzt, weshalb ich siechte. Welch furchtbarer Betrug der Natur, die Dich hervorragend ausstattete, mit allen Gaben, mit unbeirrbarem Lebensgefühl und fabelhafter Bewußtheit — mit Wisz, Humor, Geist und Scharffinn, Mut und Geduld — aber Dir das eine versagte, was der Mann vom Weibe empfangen muß, als Gegengabe seiner Kraft, wenn er nicht verdorren soll und verächtlich werden vor Dir und sich selbst.“

Charlotte ließ sich auf den nächsten Stuhl fallen und starrte ihn mit offenem Munde an. Sie sah den Saal über sich wanken und fühlte, wie sich ihr Stuhl erhob und in mächtigem Schwingen schauerlich kreiste.

Erst wollte sie aufschreien, dann bezwang sie sich und wurde ruhig. Wozu noch etwas tun? Sie hatte lange genug Komödie gespielt, alle ihre Äußerungen nach dem anderen gerichtet und gelernt, die zweite zu scheinen.

Bernst Eifelt sprach weiter. Also war alles Lüge, es war Betrug — es war Vergeudung. „Und wir beide sind gesunken und müssen uns suchen, denn es ist viel zerstört!“

Charlotte machte diese Erklärung ungeduldig. Sie beherrschte sich, aber ertrug diese anstrengende Situation nicht lange. Er mochte mit seiner Entdeckung machen, was er mußte. Hier im Saale hieß es, Haltung bewahren. Auch hatte sie ihn einst geschätzt, weil er Haltung hatte und sich beherrschte, ganz gleich, welchen Tort sie ihm antat. Sie hatte gespielt, gewiß, aber was konnte sie dafür, daß ihr die

sogenannte Liebe nichts gab? Sie hatte die unermüdbliche Reizung lange satt, die Reizung, auf die nie eine Lösung folgte. Reizungen, die nur nervös, herrisch, bissig, scharf und bössartig machten und oft genug wie brennender Schwefel auf ihn zurückgefallen waren. Sie legte sich breit in den Stuhl zurück und zog eine zynische Grimasse, indem sie den Mund schief zusammenklemmte und ihn dann trozig verächtlich über den Zähnen schürzte. Sie lachte grell auf: Ein glucksendes, kokettes Lachen. — Hüflos und frech, anmaßend und dumm, feige und ohnmächtig. Fast erwartete sie, er würde die Hand heben und sie schlagen. Aber Bernt Eifelt schlug sie nicht. Er schaute sich die Frage an, die sich verraten sah und gemein und leer auf ihn starrte, schmutzig und durchtrieben, wie ein verdorbener, halbwüchsiger Dorfjunge.

Dann riß sein Bewußtsein ab, wie ein Seil reißt, wenn eine Fracht zu schwer ist! Er fiel rücklings auf die vordere Stuhlreihe. Augenblicklich erhob sich Charlotte und versuchte ihn zu halten. Doch verlor sie selbst das Bewußtsein und stürzte mit ihm vollends auf die Erde hinab.

Santos Duro hatte die beiden gesehen und ließ sie in ein Seitenzimmer führen. Die Bewußtlosigkeit dauerte nur kurze Zeit. Die Bevölkerung des Saales schob alles auf die Intensität der Vorträge und widmete sich, stolz auf ihre bessere Gesundheit, dem großen Vortrag des Lehrers, der wegen des Zwischenfalles ein wenig warten mußte.

Frau Mohn hatte einen Wagen kommen lassen und war Santos Duro für seine Hilfe dankbar. Man war kaum einige Schritte gefahren, da lächelte Charlotte schon wieder: „Das ist nun so bei uns leidenschaftlichen Naturen. Wir verdichten alles in einem Augenblick und erleiden die Qual hundertfach. — So weinen wir auch nur eine Nacht und schlafen dann ruhig ein, wie andere Nächte auch. Ganz gewiß, es gab da einmal einen General im Dreißigjährigen Kriege, der wollte sich töten, als seine Frau starb, und ah nichts bis zum Augenblicke des Begräbnisses in Münster, dort riß er noch einmal eine Pistole aus dem Bändel einer seiner Offiziere, aber plötzlich, jenseits der Gruft, sieht er da eine weinende junge Dame stehen. Er ist entzückt. Spornstreichs läuft er zu ihr hinüber, ehe die Gruft geschlossen ist. Sie muß neben ihm bleiben, beim Totenmahle, er nimmt ihre Hand und küßt sie und heiratet sie binnen zwei Wochen.“

Da mußte auch Bernt lächeln in seiner Trostlosigkeit und sagte viel weniger bitter, als er es meinte: „Liebes Großmäulchen“.

Charlotte wünschte Ablenkung zu haben und wollte unter keinen Umständen nach Hause. Also fuhren sie zu Bieren durch die hohen Wiesen des grünwogenden Flußtales zwischen den sanften Hängen der Hügel hindurch, die wie ein Versuch von Gebirge vorsichtig und zierlich bis hinauf in den Norden gesandt waren.

„Ich bin glücklich, meine Kinder“, sagte Frau Mohn. Ihre Kummerwolken zerstreuten sich, weil der Zwist beigelegt schien.

„Warum soll man es nicht sein. Wenn man die Klarheit hat, verehrte Tante“, sagte Eifelt.

„Ei nun, was man hat, das kann einem niemand nehmen, und der Tanz ist mein Glück“ meinte Charlotte nach aller Schwäche und Angst gegen ihre Gewohnheit plump und waghalzig.

Und Santos Duro schloß sehr vorsichtig den Reigen: „Ist einer, der nichts mehr zu verlieren hat, nicht der Glückichste, gnädige Frau?“

Charlotte tastete vorsichtig in seine dunklen, strengen Augen und fand, er mußte eine reine Seele haben. —

Als sie heimkehrten, standen die vier romanischen Türme des Domes rot in der Sonne. Der Flieder leuchtete über den Gärten und warf seinen Duft bis vor die Stadt.

Santos Duro nahm an dem gemeinsamen Abendessen in dem Hause der Frau Mohn teil.

Charlotte grübelte über die Rolle, die sie in ihrer Ehe nunmehr spielen sollte. Sie fand keine. Auch das war ihr gleichgültig, wie sie erstaunt feststellte. Das Zusammenleben mit Bernt war vielleicht eine Unnehmlichkeit, die Verpflichtung ihres Seins lag nur in ihrem persönlichen Leben. — Verpflichtungen hatte man nur gegen seine Blutsverwandten und nach ihrer Ansicht nicht gegen den Mann. Sie hatte keine Kinder von ihm, sie fühlte sich frei von ihm.

Bernt Eifelt sprach mit Santos Duro unterdessen von Tropenausrüstungen, er erkundigte sich nach Waffen und Ackergeräten und wollte Genaueres über Viehzucht und künstliche Bewässerung in Erfahrung bringen.

Wenn man Bernt Eifelt ansah, wenn man beobachtete, wie seine Augen leuchteten, wenn er mit dem Argentinier sprach, hätte man nie geglaubt, einen Beamten vor sich zu haben. Frau Mohn wunderte sich außerordentlich, Eifelt redete, als sei er selbst ein Farmer.

\* \* \*

Bernt Eifelt blieb zurück und packte langsam an seinen Koffern. Die anderen waren schon zum Stadthause gegangen, als er sie zuschloß. Er fand einen Zettel auf seinem Bett liegen. Er war von Charlotte. Wann war sie ins Zimmer gekommen? Er hatte es nicht gehört. Sie mußte hereingekommen sein und war ebenso schnell verschwunden, während er über den Koffern stand und nicht begriff, weshalb er seine Sachen hineinlegte, glatt und sorgfältig, ein Stück nach dem andern.

„Du bist mir auf die Schliche gekommen“, hieß es auf dem Zettel. „Über sage Du mir, was hätte ich tun sollen, was hättest Du getan an meiner Stelle. Ich wußte es nicht besser und habe es gut mit Dir gemeint.“

Er verbrannte den Zettel und blies die Asche zum Fenster hinaus. Er sah eine leere Droschke die Straße herabkommen. Er winkte dem Rutscher, anzuhalten. Dann trug er sein Gepäck in den Wagen und ließ es in das Hotel fahren, in das Quartier Duros.

Der Hotelportier fragte ihn, ob seine Koffer noch auf das Gepäck hinaufgeschminkt werden oder in den Wagen hinein sollten. Da trat schon ein Chauffeur heran und meldete sich ihm als der Begleiter Duros. Er sollte auf den Herrn warten, wie er sagte, und übernahm das Gepäck.

Eifelt folgte ihm in die Garage und stand lange vor dem dunkelblauen Phaeton, vor einer Maschine mit gewaltiger Motorhaube. Der Chauffeur ließ probeweise anlaufen. Murrend, märchenhaft begannen die verborgenen Eisenbrüste zu atmen und ließen den scharfgeschnittenen Kolos kaum merklich erzittern.

Jetzt lagen die Koffer geborgen im Wagen, Eifelt ging wie im Traume in das Stadthaus zurück und hörte die hämmernde, starke Stimme des Redenden. Der fand zum Abschied ein menschliches, deutsches Wort und warf goldene Lieder und silberne Versöhnung mit vollen Händen hinab in die Menge. Er ermahnte

zum Glauben, zur Zuversicht auf Volk und Heimat, zum Vertrauen auf die Bestimmung und das Gesetz der Deutschen, das sichtbar wieder aufgerichtet werde. Er tröstete sodann über die dumpfe Luft des Vaterlandes. O, schon Goethe hatte unter ihr gelitten und hatte sich fügen müssen — fügen und nochmals fügen, um ein fruchtbares Leben zu führen und das Unvermeidliche zu verwandeln. Heute war das trotz alledem leichter. Heute durfte sich jede Meinung rühren, heute durchdrangen Tapferkeit, Willensstärke, unerschrockene Eüchtigkeit schnell Verleumdung und Giftqualm!

Die Saaltüren öffneten sich. Langsam löste sich die Gemeinde auf. Duro wechselte wenige Worte halblaut mit Bernt Eifelt und verschwand. Die beiden Damen nahmen den Schweigenden in ihre Mitte. Er bat, als sie vor dem Hause anlangten, Charlotte möchte noch ein wenig mit ihm durch den Abend gehen. Die Nacht war feucht, windig und frisch. Die Baumgruppen hoben sich wie nasse Klöße aus dem Dunkel. Der Mond schlich durch die Wolken und leuchtete nur einmal kurze Zeit als glasiger Schein hinter einer durchlöcherten Wolkenwand auf.

„Willst Du mir Charlotte nicht einige Wochen hier lassen?“, fragte ihn Frau Mohn, als er ihr die Tür aufschloß und gute Nacht wünschte. Charlotte hielt sich abseits, sie war ein Stück vorausgegangen, als sei sie im Komplot. Eifelt antwortete halb scherzend, ohne zu verhindern, daß tief und grau ein Ton mitklang, der verriet, was noch verheimlicht werden sollte. „Wenn sie nun lange hierbleibt, Tante, kannst Du sie dann auch bei Dir behalten?“

Frau Mohn nahm seinen Kopf in die Hände und zog ihn hinunter, um in seine Augen zu schauen.

„Immer kann sie hierbleiben, wir werden zusammen arbeiten. — Aber sage, mein Lieber — tue ich Dir in Wahrheit einen Gefallen damit?“ Da zog er den Kopf zurück ins Dunkle und indem er sich abwandte, quoll es müde und wie entzündet aus ihm heraus: „Ich hatte sie doch lieb!“

Das Tor schloß sich schallend hinter ihr, Eifelt holte seine Frau ein und ging mit ihr zurück in die Stadt.

Ein sonderbarer warmer Wind hatte sich erhoben. Glühendheiß blies er, er führte Duft und fremden Staub mit sich, als sei er fern in einer Wüste aufgestiegen und fiel nun plötzlich senkrecht hernieder, um die Stadt auszudörren und südlich zu verwandeln.

Und nun standen sie am Dome, auf seinem Hofe, der von ernstern Kreuzgängen umzogen war. Uralte Gehänge von wilden Rosen wucherten über die Arkaden zum Dache empor und blühten duftend durch die Nacht. Die Feuchtigkeit dampfte vor Wohlgeruch.

Sie ließen sich auf einen der Steine nieder und sahen, wie sich im Gange eine Schar andächtig dafsender Jünglinge regte. Einer erhob sich jetzt und trat auf den Platz, in die Mitte des Kreuzganges — er sprach zu seinen Freunden und senkte die Erinnerung an diese glühenden Tage ihnen noch einmal unvergänglich ins Herz. Dann hob er seine Augen auf zu dem gefügten, runden Wohlaut des Domes und redete ihn an und gedachte des Geistes der Vergangenheit. Mit ihm ließen sich die Jünglinge, die alle hervorgetreten waren in den unsicheren Mond, nieder auf das Pflaster des Hofes und schwuren mit ihm das Gelöbniß, den Weg der Seele, den schweren deutschen, den inneren Weg zu gehen und niemals abzulassen, sondern zu erfüllen. —

Dann gingen sie, ihre Schritte verhallten auf altem Stein; der schwache Schall flog hinauf in die Türme und sank in die Himmel.

Eiselt und Charlotte waren allein. Er brach zwei Zweige von den Rosen und gab ihr einen. „Du hast gehört, Charlotte, den inneren Weg. — Ich weiß, Du suchst ihn seit langem schon, auch ich suche ihn. — Wir beide fanden ihn nicht zusammen. Mit dem Kompaß, den mir diese Tage schenkten, will ich mich nun allein aufmachen. — Ich gehe in ein Land jenseits der Meere, Charlotte —.“

„Du gehst mit Duro,“ weinte sie leise. „Es ist gut.“ — Dann warf sie sich auf den Stein, klammerte sich fest und schluchzte lautlos.

Nach einer Weile sagte sie: „Ich werde niemanden mehr finden, der mich nimmt. Nein, nein,“ sagte sie und küßte ihn, so herzlich sie es vermochte, von Unsicherheit und Angst geschneit, von Ungestüm und Abschiedsschmerz emporgerissen und außer sich. „Ich werde niemanden nehmen. Ich bin geboren, allein zu sein.“

„Wenn ich alt bin, Charlotte, und alles vergangen ist, was uns jetzt treibt, dann kehre ich wieder. Jetzt muß ich genesen. Eine neue Heimat — ein Land soll es sein und keine Geliebte.“

Man hörte einen Motorwagen durch die Stadt donnern. Er brüllte in der Gegend des Hotels einmal auf, wurde dann leiser und kam scharf murrend bis vor den Dombhof gefahren. Hier hielt er und fiel in einen leisen, summenden Nachtgefang.

„Behalte die Rosen, Charlotte. — Lebe wohl.“

Er stieg ein. Auf der Landstraße segten sie an einem Trupp wandernder Sänglinge vorbei; die jungen Burschen hatten die Hemden offen über der Brust und sangen ein Lied vom Wandern und Sterben — von Gefahren und heißem Leben, von Verrat und der ewigen Treue zum Volke, aus dem sie geboren. —

Der Wagen donnerte durch das Land. Er schnitt den Weg auseinander wie das Dampfschiff den tanzenden Ozean.

Duro hüllte eine Decke um Bernt Eiselt, der mit großen Augen in die tausenden Lüfte schaute.

Schließlich legte er seinen Arm um ihn und ergriff seine Hand. Bernt blieb stumm.

Die Straße bog nach Nordwesten — dem Meere zu.

Der Wagen brauste in stetem Stoß. Schon zerbrach die Nacht. Jetzt hörte Bernt Eiselt eine Lerche flimmern.

# Papst Julius II. und seine Geißel<sup>1)</sup>

von

Karl Hellwig.

Als Papst Julius II. zu Beginn des 16. Jahrhunderts sich anschickte, das Erbe Cesare Borgias in der Romagna anzutreten, um der Kirche ein „Reich von dieser Welt“ zu gründen, erdreistete sich Venedig, ihm seine Ansprüche auf diese Städte streitig zu machen. Ein Gebiet nach dem anderen hatte die „unerfättliche“ Beherrscherin der Adria schon überschluckt, in gleichem Maße aber, wie ihre Macht, war auch die Zahl ihrer Feinde gewachsen. Frankreich und Deutschland, Ferrara und Mantua, sie alle hatten eine Rechnung mit Venedig abzumachen, und so wurde es dem streitbaren Statthalter Christi nicht schwer, sie in der berüchtigten Liga von Cambray zusammenzuführen, um gemeinsam ihre Forderungen einzutreiben. Bei Agnadello wurde die Rechnung überreicht, und die Republik verlor an einem Tage, was sie, wie Machiavelli sagte, durch die mühevollen Arbeit von acht Jahrhunderten erworben hatte. Ein Weniges mochte es sie wohl trösten, daß ihr bald darauf der Markgraf von Mantua in die Hände fiel, ihre Lage erschien darum aber nicht weniger verzweifelt.

Die Venetianer verloren indessen nicht so leicht den Mut. Das Haupt des feindlichen Bundes war der Papst, und ihn zu versöhnen, waren sie daher zu jedem Opfer bereit. Julius aber, der mit schwerer Sorge sehen mußte, wie die Franzosen, die er selbst gerufen, anfangen, sich in Italien breit zu machen und drohten, der Kirche lästig zu werden, verschloß ihnen nicht sein Ohr. Die Liga hatte ihre Schuldigkeit getan, und leichten Herzens lehrte er ihr nun den Rücken. Er löste die demütig um Verzeihung bittende Republik vom Kirchenbann und schloß mit ihr einen Bund wider die „Barbaren“ und zur Unterwerfung Ferraras unter die Botmäßigkeit der Kirche. Mantua aber bestimmte er kurzer Hand zum Operationsgebiet und den unglücklichen Markgrafen, der in der „Corrèlla“ schmählich gefangen saß, zum Oberbefehlshaber der verbündeten Streitmacht.

Die Venetianer, denen es an einem angesehenen Feldhauptmann fehlte, waren gewiß nicht abgeneigt, den Gonzaga aus dem Gefängnis heraus an die Spitze ihrer Truppen zu führen, sie verlangten aber eine Sicherheit für seinen guten Willen. Trotz des anregenden Beispiels, das der Heilige Vater selber ihm vor Augen gestellt, war

1) Julius II., der gewaltige Renaissancepapst und Gründer des Kirchenstaats hat in der Forschung vielfach eine ungerechte Beurteilung gefunden. Erst durch das kostbare Briefmaterial, das der verdienstvolle italienische Gelehrte Alessandro Luzio aus dem Archivio Gonzaga zu Mantua an das Licht zog und der Öffentlichkeit übergab, werden viele Vorgänge verständlich. Die Dokumente, welche die Geißelhaft des kleinen Federico Gonzaga und sein merkwürdiges Eingreifen in die Geschichte der Welt bezeugen, finden sich in Alessandro Luzios Arbeiten: „Federico Gonzaga, Ostaggio alla corte di Giulio II.“ und „Isabella d'Este di fronte a Giulio II.“

es in der That nicht eben sehr wahrscheinlich, daß der Markgraf seine Feinde lieben und ihnen gar freudigen Herzens dienen würde, wenn sie ihn zwangen, seinen Freunden Feind zu sein und gegen Alfonso d'Este, den Bruder seiner Gemahlin Isabella, zu Felde zu ziehen. Julius schlug daher vor, Francesco solle seinen zehnjährigen Sohn Federico als Geißel nach Rom entsenden, und der ungeduldige Gefangene willigte nur zu gern ein. Am 14. Juli 1510 wurde er endlich seiner Haft entlassen, doch hatte er wenig Grund, sich der wiedergewonnenen Freiheit zu freuen, und ehrenvoller wäre es gewiß gewesen, er hätte sie mit dieser Bedingung nicht erkaufte.

Isabella aber mußte sich blutenden Herzens von ihrem Sohne trennen, der ihr von allen Kindern stets das liebste war. Nun mußte sie ihn von sich lassen, und niemand konnte sagen, ob es ihr je vergönnt sein würde, ihn wieder an ihr Herz zu drücken.

Nach einem mehrwöchigen Aufenthalt in Rom begab sich der junge Markgraf gegen Ende September zum Papste nach Bologna. Wie in Rom, flogen ihm auch hier die Herzen des Volkes zu, das ihn freudig umjauchzte, wenn er, prächtig in Weiß und Gold gekleidet, ein Samtbarett auf dem schönen, blonden Haar, den reich gezäumten Verberhengst durch die Straßen ritt. Doch auch der Heilige Vater fand ein Wohlgefallen an seinem munteren Geplauder und holdseligen Wesen. Die grimmigen Züge des jähornigen alten Mannes wurden weich, wenn der anmutige Knabe in sein Zimmer trat, und er gab sich redlich Mühe, ihm ein freundliches Gesicht zu zeigen.

Das aber mochte er in jenen Tagen ganz besonders schwierig finden. Denn erst hatten ihn mehrere Cardinäle verlassen, dann war er selber krank geworden, und schließlich erschienen gar die Franzosen unerwartet vor der Stadt und schlossen sie ein. Die Lage schien verzweifelt. Zum Glück aber ließ der unentschlossene feindliche Führer sich durch geschicktes Verhandeln so lange hinhalten, bis die Venetianer heranrückten und den Papst aus seiner bedenklichen Lage erretteten.

Ob Federico in jenen kritischen Tagen die vor der Stadt lagernden Franzosen als seine Befreier willkommen hieß? Wir wissen es nicht. Seine Eltern aber frohlockten bei dem Gedanken, daß die Gefangennahme oder gar der Tod des schwer erkrankten Papstes ihnen die Erlösung bringen könnte. Der Markgraf befand sich in der That in einer heiklen Lage, und Julius war sich darüber vollkommen klar. Immer wieder mahnte er den Zögernden, er solle nun endlich einmal Ernst machen und sich entschließen in den Kampf stürzen, der ihm Ehre und Gewinn bringen würde. Francesco aber, von der verschlagenen Gemahlin beraten, fand immer wieder neue Ausflüchte, um seine Untätigkeit zu entschuldigen. Als alles nichts mehr helfen wollte, schüßte er den bedenklichen Zustand seiner Gesundheit vor, der ihn zwingt, zu Hause zu bleiben, wenn nicht gar das Bett zu hüten. Die Venetianer aber, die ihn wohl durchschauten, warnten den Papst. Sie nannten Francesco einen „miles gloriosus“, der immer von großen Thaten rede und nichts zuwege bringe, und einen Weiberhelden, der seiner Frau den Kommandostab überlassen habe. Damit mochten sie übrigens nicht so Unrecht haben, denn es scheint, daß Isabella es trefflich verstand, ihren durch seine Krankheit und die Leiden der Gefangenschaft reizbar und unentschlossen gewordenen Gemahl immer mehr unter ihren Willen zu beugen. Sicher ist jedenfalls, daß sie, um ihren geliebten Bruder zu retten, der durch Federico's Geißelhaft gesicherten Verpflichtungen wenig achtete. Daß sie ihren Liebling so zu gefährden wagte, mußte ebenso unbegreiflich erscheinen, wie die Langmut des Papstes, der wohl wußte, wie sehr die Markgräfin ihm entgegen war. Nicht nur mit ihrem Bruder stand sie in geheimem Briefwechsel und unterrichtete ihn über alle Absichten des Feindes; auch mit den Franzosen traf sie verräterische Abreden und Vereinbarungen. Um den Heiligen Vater zu täuschen, wechselte man kriegerische Brandreden, über die man im stillen lachte, mußte man doch, daß den kühnen Worten keine Thaten folgen würden. Wie weit der Papst in dieses falsche Spiel einen Einblick gewann, ist schwer zu sagen. Was er aber davon erfuhr, genügte durchaus, seinen gerechten Zorn zu erwecken.

Wiederholt drohte er, er würde sich an seiner Geißel rächen und den Knaben an die Venezianer ausliefern, denen nichts lieber gewesen wäre. Auch wolle er selber nach Mantua kommen, um sich nach dem Befinden des „Kranken“ zu erkundigen, denn nur das Versagen seines Heerführers zwingt ihn, der Christenheit das ärgerliche Schauspiel eines kriegsführenden Priesters zu bieten.

Von Federico hörte die Mutter inzwischen nur Gutes. Seine Erzieher Ippoliti und Stazio Gadio und sein Lehrer Vigilio berichteten getreulich über seine Fortschritte in den Wissenschaften, und einer ihrer Freunde, der Prälats und Dichter Dovizi, der sich später, Kardinal geworden, nach seinem Geburtsort Bibbiena nannte, sandte ihr einen trostreichen Brief. Er wußte nicht genug der Worte zu finden, um den Knaben zu loben, der ihn so sehr an seine verehrte Mutter erinnere:

„Er ist der reizendste Junge, den ich je gekannt, klug, schlagfertig, über seine Jahre verständig und erfahren, dabei liebenswürdig, gutartig und, wie mir scheint von jedem Laster unberührt . . . Kurz, ich finde ihn ganz vollkommen, sowohl an Schönheit, wie an Geist und guten Sitten.“

Die beglückte Mutter, die gerne hörte, wie man ihren Liebling pries, und mit Vergnügen die Verse las, die Bibbiena ihm zu Ehren gedichtet, säumte nicht, ihn seinem weiteren Wohlwollen angelegentlichst zu empfehlen.

Gegen Ende Februar begab sich Federico mit Erlaubnis des Papstes nach Urbino, um dort bei seiner Tante den Karneval zu verleben. Wie der junge Markgraf an diesem glänzenden Hofe gefeiert und verhätschelt wurde, erfahren wir aus den eingehenden Berichten Gadios. Bis in den April hinein dauerte diese herrliche Zeit, dann verabschiedete sich Federico von seiner zärtlichen Tante, die ihn nur ungern scheiden sah.

Während der kleine Markgraf sich nach Rom in seine Geißelhast zurückbegab, ohne auch nur im geringsten zu ahnen, welche Gefahr ihm infolge der Treulosigkeit seiner Eltern drohte, reifte die Frucht des Verderbens, die Isabella im stillen gesät. Allen Verträgen und Versprechungen zum Trost, paktierte Francesco mit den Franzosen, die das Gebiet von Mantua zu ihrer Operationsbasis machten, von hier aus das päpstliche Heer in der Flanke bedrohten und so die Unternehmung gegen Ferrara zum Scheitern brachten. In zahlreichen Briefen dankte König Ludwig dem Markgrafen für die unschätzbaren Dienste, die er ihm geleistet. Julius aber sah sich gezwungen, nach Ravenna zu fliehen und die Verteidigung Bolognas seinem Günstling, dem Kardinal Alidosi, und seinem Neffen, dem Herzog von Urbino, zu überlassen. Nach zwei Tagen schon kapitulierte die Stadt, die vom Papste vertriebenen Bentivogli kehrten zurück, Siegesfeste wurden gefeiert, und der Pöbel warf das eiserne Standbild des Papstes vom Sockel. Alidosi, der die Schuld an dem Unglück auf den Papstneffen schob, wurde von dem erzkürnten Herzog erdolcht.

Hatte Julius den Verlust Bolognas mit männlicher Fassung ertragen: diese beispiellose Bluttat brach seinen Mut. Voller Bitterkeit über die erlittenen Enttäuschungen kehrte er nach Rom zurück: seine kriegerischen Erfolge waren vernichtet, sein Günstling, an dem er aufrichtig gehangen, ermordet, sein eigener Neffe, dem er so viel Gutes erwiesen, der Mörder, und ihm selber drohte schimpfliche Verjagung vom päpstlichen Stuhl durch ein nach Pisa berufenes schismatisches Konzil unter dem Schutze Frankreichs. Wahrlich, nicht gering wog die Last, die seine Seele drückte, als er, krank und leidend, am 27. Juli 1511 die ewige Stadt wieder betrat, die er vor zehn Monaten so hoffnungsfreudig verlassen hatte.

Es lag nicht im Charakter Julius' II., sich durch Mißerfolge von der Verfolgung seiner Ziele abbringen zu lassen. „Mein Wille geschehe, und wenn die Welt zugrunde geht“, soll er einmal geäußert haben. Die Kraft seines Willens wurde ihm auch von den ärgsten Feinden niemals bestritten. Sein hohes Alter machte ihm schnelle Entschlossenheit und rücksichtslose Durchführung seiner gewaltigen Pläne zur Pflicht. Er



hatte keine Zeit, zu warten. Bramante und Michelangelo wußten davon zu erzählen. Wehe dem, der sich ihm in den Weg zu stellen wagte. Sein Zorn kannte keine Grenzen, wenn er auf Widerstand stieß. Und nun wagte dieses kleine Ferrara seinem Willen zu trotzen! Unergründlich war sein Haß gegen Alfonso, der, aller schuldigen Ehrfurcht gegen den Heiligen Vater vergessend, seine Bronzestatue, das Meisterwerk des göttlichen Michelangelo, verhöhnt und bespion nach Ferrara schleifen ließ, um eine Kanone daraus zu gießen, die er frech die „Julia“ taufte. Nicht minder aber haßte er seinen Verbündeten, den „teuflischen, schismatischen König ohne Glauben“, der es gewagt hatte, ihn, das Oberhaupt der Christenheit, einen „Bauernlummel“ zu nennen, den man „mit dem Stocke prügeln sollte“, und der sich vermah, Seine Heiligkeit unter den niedrigsten Verdächtigungen vor ein Konzil zu fordern.

Es läßt sich ermessen, wie schwer Julius sein Mißgeschick treffen mußte, nachdem er schon geglaubt hatte, den Erfolg mit Händen greifen zu können. Er wußte wohl, wem er in erster Linie diese Demütigung zu verdanken hatte. Als schlecht verhehlten Hohn mußte er daher die Botschaft empfinden, die Francesco ihm übermitteln ließ: „Der Fall Bolognas hat uns sehr bewegt, indem wir bedachten, wie sehr er Seine Heiligkeit betrübt haben muß. Doch hat es uns ein Weniges getröstet, daß sie ihn mit so viel Geistesgröße trägt. Unser Mißgeschick hat uns leider gehindert, Seiner Heiligkeit von Nutzen zu sein.“

Francesco hätte nur lieber schweigen sollen, denn nach den Proben, die Julius von seiner wahren Gesinnung zur Genüge erhalten hatte, mußte er sich doch sagen, daß seine Heuchelei bei dem stets mißtrauischen Papste nicht mehr verding. Ob er glaubte, so leichten Kaufes die Gefahr beschwören zu können, die seinem Sohne, dem Unterpfand für seine Treue, von dem betrogenen Pontifex drohte? Was aber sollte man gar von der Mutter denken, die doch wahrlich klug genug war, alle Faktoren bei ihren politischen Berechnungen nach Gebühr zu würdigen? Bangte ihr denn gar nicht um ihren „süßen Buben“, den sie „wie ihre Seele“ liebte? Die Großmut des Papstes allein, von dem sie wußte, wie zuwider ihm alle Verstellung war, und wie furchtbar sein Zorn, konnte ihr nicht die Überzeugung geben, daß ihrem Liebling kein Unheil drohte. Die kluge Rechnerin mußte wohl wissen, daß ihr Vertrauen auf einem zuverlässigeren Grunde ruhte.

„Je zahlreicher die Briefe sind, und je länger, die von unserem Sohne Federico und den anderen Geschehnissen am Hofe berichten, desto lieber lesen wir sie“, hatte die Markgräfin kurz vor der Rückkehr des Papstes ihren Vertrauten in Rom kund und zu wissen getan. Und man hatte sie verstanden. Mit einer überraschenden Genauigkeit wurde Isabella über alle „Geschehnisse am Hofe“, will sagen: Leben, Meinungen und Taten des Heiligen Vaters unterrichtet. So gewann sie aus diesen vertraulichen Briefen süßen Trost für ihr Mutterherz und zugleich nachdenkliche Lehren für sich und ihren Bruder. Als immer deutlicher zutage trat, welcher Gunst sich Federico bei dem Heiligen Vater erfreute, da hatte sie schnell ihren Vorteil erkannt. Sie wußte jetzt, wie weit sie sich wagen durfte, und, je günstiger lautete, was sie erfuhr, desto verwegener wurde ihr Spiel.

Der Papst aber, der niemand trauen durfte, und denen am wenigsten, denen er Gutes erwies, fühlte sich nach den harten Schicksalsschlägen, die er erlitten, einsamer denn je. Wohl hätte er sich grausam rächen können, und niemand hätte ihn tadeln dürfen, wenn er seine Geißel entgelten ließ, was die Eltern ihm Ables getan. Doch der gewaltige Riese, den seine Zeitgenossen den „Furchtbaren“ nannten, vor dessen Zorn sie zitterten: in Federico's Nähe wurde er weich und gut. Sein holdes Kindeslächeln verschuchte die schwärzesten Wolken von seiner Stirn. Das Vertrauen, das er in seinen großen, schönen Augen las, war ihm ein süßer Trost nach so viel Falschheit und Verrat: „Wäre dein Vater doch, wie du!“ sprach er wohl und seufzte schwer.

Indessen die Eltern zu seinem Verderben ihre Ränke spannen, üb. schüttete er ihnen

Knaben mit der Fülle seiner Gunst. Ständig wollte er ihn um sich haben, und seines gutherzigen Geplauders, seiner drolligen Einfälle wurde er nicht müde. Bei den Mahlzeiten durfte der junge Markgraf allein an der Seite des Heiligen Vaters sitzen, während die Kardinäle an einem anderen Tische speisten. Da Julius es liebte, reichlich zu essen und zu trinken, so ließ man sich behaglich Zeit, all die guten Dinge zu genießen, und Seine Heiligkeit leistete darin ganz Erstaunliches. Geigenspieler und Sänger sorgten für auserlesene Tafelmusik, und bisweilen begleitete wohl ein Rezitator die einzelnen Gänge mit sinngemäßen Versen und sang zum Beschluß begeistert Federicos Lob. Nach der Tafel erging man sich dann im „galanten Grün“ des Belvederegartens.

Ende Juli begab sich der Papst mit seiner Geisel für einige Tage nach Ostia, um sich dort an der Fasanenjagd zu vergnügen. Leider aber zog er sich dabei ein Fieber zu, das sich durch seine Unmäßigkeit im Essen und Trinken noch verschlimmerte. Am Tage Mariä Himmelfahrt konnte er noch zur Messe in der Sixtinischen Kapelle erscheinen, drei Tage später aber lag er schon schwer krank darnieder. Sein Zustand war so bedenklich, daß man seinen baldigen Tod für sicher hielt. Schamlos füllten sich die Diener die Taschen mit frechem Diebesgut und schonten nicht einmal das Schlafgemach. Die Verwandten aber suchten von dem Sterbenden noch geschwind einige Zugeständnisse und Testamentsbestimmungen zu ihren Gunsten zu erpressen. Es schien, daß dem Heiligen Vater nicht mehr zu helfen war. Er fluchte und tobte, wenn man ihm Essen oder Arzneien brachte, und drohte, die Verwandten und Ärzte zum Fenster hinauszuerwerfen.

„Federico aber nahm eine Tasse Fleischbrühe mit zwei Eidottern, brachte sie dem Heiligen Vater an's Bett und bat, ihm zu Liebe und um der Heiligen Jungfrau von Loreto willen möchte er sie doch trinken.“

Da wurde der Kranke ruhig und nahm geduldig, was der Knabe ihm gab. In Rom aber erzählte es einer dem andern: „Kommt der Papst mit dem Leben davon, dann dankt er es Signor Federico.“

Und wirklich: der Kranke genas. Bald hatte er ganz vergessen, daß er jemals krank gewesen, die Kardinäle aber, die auf seinen Tod gehofft hatten, waren „halb tot vor Schrecken“. Raun genesen, richtete der kriegerische Pontifex wieder seine ganze Energie auf sein großes Ziel: die Vertreibung der Franzosen aus Italien. Am 5. Oktober 1511 wurde die „Heilige Liga“ proklamiert, in der sich Spanien mit dem Papste und Venedig verbündete. Die großen Erwartungen aber, die Julius an dieses Bündnis knüpfte, sollten sich nicht erfüllen. Und wieder hatten Federicos Eltern einen nicht geringen Teil an seinem Mißgeschick.

Da Isabella wohl wußte, wie fest ihr Liebling das Herz des gefürchteten Julius in seinen kleinen Händen hielt, so daß er nicht eigentlich mehr eine Geisel, sondern eher ein Schusschild war, das die Eltern gegen die Folgen ihrer Treulosigkeit deckte, so setzte sie getrost ihr gefährliches Doppelspiel fort, hielt es heimlich mit den Franzosen, lehnte aber eine offene Kampfansage ab, da diese es dem langmütigen Papste unmöglich gemacht hätte, die Dinge noch länger „mit den Augen seines Federico zu sehen“. Julius aber hatte sich damit abgefunden, daß der „Bannerherr der Kirche“ für die ihm zugedachte Ehre, der „Befreier Italiens“ zu heißen, kein Verständnis zu haben schien, und war es schon zufrieden, wenn er wenigstens nicht den Feinden Schuß und Beistand gewährte.

Die tröstende Nähe des kleinen Federico war dem Heiligen Vater immer mehr zu einem lieben Bedürfnis geworden. Jeden Abend pflegten sie Tric-Trac zu spielen, nicht selten bis drei oder vier Uhr Nachts! Am ersten Abend gewann der kleine Schelm „sechs Juli“, war das Glück aber gegen ihn, dann säumte der sonst so sparsame Heilige Vater nicht, ihm geschwind wieder das Börstein zu füllen. Während der kleine Markgraf gewiß mit großem Eifer bei der Sache war und kein Ende finden konnte, geschah es wohl, daß seinen greisen Gegenspieler die Müdigkeit einmal übermannte und der Schlaf ihm die Augen schloß.

Daß dieser nächtliche Zeitvertreib Federicos Studien nicht eben förderte, ist begreiflich. Da mag er denn nicht selten seinen Erziehern viel Verdruß bereitet haben. Wenn sie ihn aber strenge hielten, ihn gar vor anderen Leuten „an den Haaren zausten“, ihm „drohnten“ oder ihn gar „stäupten“, dann bekamen sie von der Mutter schwere Berweise, weil sie ihn zum „Gespött des Hofes“ machten. Es sei nicht recht, schrieb sie, „daß man seine Autorität mit den Händen beweise“. Ippoliti bestritt, den Jungen zu schlagen, er habe ihm mitunter einen „Nasenfüßer“ versprochen, und der Herr Markgraf habe doch oft erzählt, daß es ihm in seiner Jugend nicht besser ergangen sei.

Machten Federicos wissenschaftliche Studien nicht eben die besten Fortschritte, so war er in den „standesgemäßen“ Künsten jedenfalls nicht übel beschlagen. Er konnte „spanisch“ reiten und lernte, „nach französischer Manier“ zu tanzen. An Gelegenheiten, seine Fertigkeit zu zeigen, fehlte es nicht, als wieder einmal der Karneval nahte. Der Papst, der seinen Liebling gern in den bezaubernden Kostümen sah, welche die Mutter ihm selber mit Klugheit und Geschmack erwählte, gewährte ihm allein die volle Freiheit, sich maskiert zu zeigen. Unter einer Bedingung jedoch: kehrte er nach Hause zurück, dann mußte er sich sogleich zum Heiligen Vater begeben, der ihn nach Herzenlust bewunderte und es nicht müde wurde, mit ihm zu spielen und „von diesen Masken mit ihm zu schwätzen“, wobei ihm die Zeit verflieg, als wären „tausend Jahre nur eine Stunde“.

In denselben Tagen aber, da Julius sich so sorglos an der Anmut seines kleinen Gefangenen ergötzte, hatten die Franzosen, dank der verräterischen Hilfe Francescos, die Truppen der „Heiligen Liga“ empfindlich geschlagen. Durch Benutzung eines abkürzenden Weges, den der Markgraf ihnen geöffnet hatte, konnten sie vier Tage gewinnen, die Venetianer unvermutet überfallen und ihnen Brescia entreißen.

Über diesen Verrat Francescos, der denn doch alles übertraf, was er bisher gewagt, mit vollem Recht empört, führten die Venetianer bei Julius erbitterte Klage. Man hätte meinen sollen, daß der Papst in einem wahrhaft „heiligen“ Zorn alle nur denkbaren Bervünschungen, an denen es ihm in solchen Augenblicken nicht zu fehlen pflegte, auf das Haupt des Schuldigen gehäuft hätte. Statt dessen ließ er die fadenscheinige Entschuldigung mit dem „Zwange der Umstände“ gelten und „freute sich“, daß den anklagenden Venetianern damit „der Mund gestopft“ war. In der Tat: ein erstaunlicher Wandel des „furchtbaren“ Julius! Seine Geduld sollte aber auf eine noch härtere Probe gestellt werden.

Am Osterfonntag 1512 errangen die Franzosen bei Ravenna einen blutigen Sieg über die Verbündeten. Den Ausschlag sollen die Geschütze gegeben haben, die Francesco seinem Schwager im November heimlich zugeführt hatte. Nach dieser entscheidenden Niederlage schien die Lage des Papstes verzweifelt. Die Franzosen hatten indessen furchtbare Verluste erlitten, und ihr tapferer Führer Gaston de Foix war im Kampfe gefallen. Als sich nun vollends die für Julius angeworbenen Schweizer, seine „besten Ärzte wider die gallische Krankheit“, anschlachten, von den Bergen herabzustiegen, da traten die Franzosen, entmutigt trotz ihres Sieges, den Rückzug an.

Mit leichteren Herzen konnte der Papst am 3. Mai das Laterankonzil eröffnen und seine Autorität, die die Schismatiker auf dem pisanischen Konzil angegriffen hatten, voll wiederherstellen. In glänzender Laune scherzte er mit Federico, der ihn, in prachtvollem Kriegergewande, nach San Giovanni begleitete.

In Mantua aber paßte man sich mit erstaunlicher Schnelligkeit der veränderten Lage an. Die Franzosen, von den Schweizern bedroht und von allen Freunden verlassen, waren als Bundesgenossen nicht mehr zu empfehlen. Entschlossen wandte man ihnen also den Rücken und schmeichelte dem Heiligen Vater, der sich als der Stärkere erwies. Julius aber freute sich dieser späten Einsicht und lobte Francesco ob seiner „braven

Befinnung". Er wußte „seine Worte so gut zu setzen“, daß der Gesandte Mantuas ihm „beinahe glaubte“, obwohl er doch wußte, daß es ihm nicht ernst sein konnte.

Isabella aber hatte noch nicht alle Hoffnung verloren, den Bruder zu retten. Sie vertraute auf Federicos Fürsprache bei Seiner Heiligkeit und legte Alfonsos Geschick getrost in seine kleinen Hände, damit er es „geschickt und mit Diskretion“ zum Guten wende.

Am 4. Juli erschien der Herzog in Rom, und am 9. Juli erfolgte die Lösung vom Bann in der denkbar mildesten Form. Julius trat ihm mit einer Freundlichkeit entgegen, die das Beste erhoffen ließ. Leider aber drohten die Verhandlungen bald an dem beiderseitigen Mißtrauen zu scheitern, und Alfonso zog es vor, trotz seines Freibriefes aus der Stadt zu fliehen, ohne den Ausgang zu erwarten.

Als Julius das erfuhr, geriet er in einen furchtbaren Zorn. Um so entschlossener aber war er nun, das Unternehmen gegen Ferrara mit allen Mitteln zu betreiben. Da er indessen befürchten mußte, daß Isabella wieder versuchen würde, ihm entgegenzuarbeiten, so ließ er den Gesandten Mantuas zu sich entbieten, um ihm seine Meinung kund zu tun. Wohl eine halbe Stunde lang „schrie“ er auf ihn ein und fuhr ihm in der Erregung mit den Händen in die Haare, während der arme Gesandte vor ihm auf den Knien lag, bis er es „kaum noch auszuhalten vermochte.“

„Ich weiß wohl“, sagte Julius, „daß ich auf der Welt keinen größeren Feind habe, als den Markgrafen. Wenn er die Kühnheit hat, Ferrara zu helfen, es zu begünstigen, ihm irgendwelchen Beistand zu gewähren, dann werde ich die Truppen abberufen, sie gegen ihn schicken und ihm Mantua fortnehmen. Seinen Sohn aber werde ich, sofern er nicht vernünftig ist, nach Venedig in die Torre della sende, wo er selber war. Ich hatte gemeint, ihn zum ersten Manne in Italien zu machen, er aber sinnt nur, wie er mir alles Ungemach der Welt bereiten kann. Und doch könnte ich Federico nicht leiden sehen: ich habe ihn mir erzogen, er ist mein Sohn, er soll nichts damit zu schaffen haben. Wäre es nicht um Federicos willen, ich hätte ihn büßen lassen, was er mir alles tat.“

Deutlicher konnte Julius seine Liebe zu Federico nicht bekunden, Isabella aber blieb ungerührt. Sie sah darin nur ihren Vorteil und wagte ein Außerstes: sie berebete den Herzog von Urbino, die Unternehmung gegen Ferrara so lässig zu betreiben, daß sie auf das nächste Frühjahr verschoben werden mußte. Wieder sah sich der Papst in seiner Hoffnung getäuscht, doch mochte es ihn etwas trösten, daß nun einem anderen Wunsche die Erfüllung wurde.

Im November kam der Bischof von Gurt nach Rom, um mit Julius über die Anerkennung des Laterankonzils durch den Kaiser zu verhandeln. In S. Maria del Popolo wurde das neue Bündnis feierlich verkündet. Federico, der dabei nicht fehlen durfte, war, dank der Vorsorge seiner Mutter, wieder auf das prächtigste gekleidet. An seinem Barett trug er ein Schildchen, auf dem in diamantener Schrift die Buchstaben A. C. R. V. zu lesen waren, die der Papst deutete: „Amor Caro Ritorna Vivo“ (Seurer Liebling, lehre gesund zurück!). Auf einem kleinen Bronzerelief aber sah man Amor, der unter einem Laubdach ruhte. Die Anspielung auf die Eiche (im Wappen des Papstes), in deren Schutze Federico so trefflich geborgen war, wurde durch das Motto „Tuta Quies“ (Sichere Ruhe) noch deutlicher. Federico sah in seiner herrlichen Kleidung „wie ein Engel“ aus, erzählte Gadio, und „der Papst wandte sich in der Kapelle wohl an die 25 Male bewundernd nach ihm um“.

Federicos Mutter aber säumte nicht, Julius bald wieder auf das tiefste zu verletzen. Sie empfing ihren Bruder Ippolitti in Mantua, obwohl der Papst erst vor kurzem das Verbot erneuert hatte, ein Mitglied des Hauses Este auf dem Gebiete des Markgrafen zu dulden. Der Heilige Vater ergrimmte über die Mäßen, aber wieder beließ er es bei furchtbaren Drohungen, wenn „etwas Derartiges noch einmal vorkommen sollte“.

Der kleine Markgraf erfreute ſich inzwiſchen unvermindert der Gunſt des Papſtes und lebte das Leben eines großen Herrn. Es iſt bezeichnend für die Sittenverderbnis der damaligen Zeit, daß man ihn, ohne ſein zartes Alter zu ſchonen, an Vergnügungen teilnehmen ließ, die ſchon mehr als bedenklich waren. Am Dreikönigſtage war er mit zahlreichen geiſtlichen und weltlichen Würdenträgern zu einem Gaſtmahl eingeladen, bei dem man „mehr ſpaniſche Dirnen, als italieniſche Herren“ zählte. Selbſt ſein Onkel, der Kardinal Sigismondo, ſcheute ſich nicht, ihn zu einem zügelloſen nächtlichen Zechgelage zu laden, bei dem die bekannte Courtiſane Albina ſich mit dem Hofnarren Fra Mariano in die Ehre teilte, an der Tafel obenan zu ſitzen. Beim zweiten Gang waren die geiſtlichen Herren bereits ſo guter Laune, daß ſie mit jungen Bratbühnchen Fangball ſpielten und ſich die Gefichter und Kleider mit Suppen und Saucen begoffen. Was ſie nach dem Eſſen taten, meint Gadio, der ſeinem Herren dieſen erbaulichen Vorgang berichtet, das möge ſeine Gnaden ſich ſelber ausmalen. Federico aber habe ſich „mit Anmut“ in alles geſchickt. „Um fünf Uhr morgens ging ein jeder nach Hauſe. Die Albina wird wohl bei Herrn Cornaro genächtigt haben, denn ſie taten ſehr ſchön miteinander.“

Inzwiſchen war wieder einmal die Zeit des Carnevals herangefommen, und Federico würde ſich gewiß wieder ohne Rückhalt ihren Verlockungen hingegeben haben, wenn nicht Mitleid und Trauer ſein junges Leben überſhatteten hätten.

Der greiſe Papſt lag im Sterben. Seit den erſten Tagen des Februars hatte er ſchon unter Fieberanfällen gelitten. Er hatte deſſen anfangs wenig geachtet, da er, im Vertrauen auf die Voraussage ſeines Astrologen, noch auf wenigſtens drei weitere Lebensjahre rechnete. Bald aber fühlte er, daß der Tod ihm nahte. Mit ruhiger Faſſung und klarem Geiſte nahm er von den Kardinälen Abſchied und übermittelte ihnen ſeinen letzten Willen, der nur auf das Wohl der Kirche gerichtet war. Dann ging es mit ihm zu Ende. Am 21. Februar berichtete Federico ſeinem Vater: „In der vergangenen Nacht, um halb fünf Uhr früh am Montagmorgen, wurde Seine Heiligkeit Papſt Julius II. von Gott unſerem Herrn aus dieſer Welt abberufen, um in die Ewigkeit einzugehen.“

Als die Trauerkunde ſich in der Stadt verbreitete, da ſah man, wie Paris de Graſſis in ſeinem Tagebuche ſchreibt, das Volk in großer Bewegung. „Eine ungeheure Menge jeden Ranges, Standes, Alters und Geſchlechts drängte ſich in die Nähe des Toten, um ihn noch einmal zu ſehen und ihm den Fuß zu küſſen.“ Sie alle fühlten, daß ein großer Papſt dahingegangen war.

Den jungen Markgrafen aber, den nach dem Tode ſeines Wohltäters nichts mehr an Rom band, verlangte es, heimzukehren. Er wartete nicht einmal, bis Raffael das Porträt, das er von ihm begonnen hatte, vollenden konnte, ſondern nahm am 3. März ſeinen Abſchied von den Kardinälen.

Dann machte er ſich ohne Säumen auf den Weg und eilte in die Arme ſeiner Mutter.

# Vom Grenz- und Auslandsdeutschtum

## Neue Bücher

### Ein deutscher Märtyrer

Vor 75 Jahren, am 9. April 1850 wurden die Gebeine des siebenbürgisch-sächsischen Märtyrers Stefan Ludwig Roth<sup>1)</sup> von Klausenburg nach Mediasch überführt, drei Jahre darauf das Rothdenkmal in Mediasch eingeweiht. Im deutschen Reiche weiß man wenig oder nichts von diesem genialen Deutschen. Auch das übrige Grenz- und Auslandsdeutschtum kennt ihn nicht. Und doch verdient er Nachruhm. Roths Leben ist rasch erzählt. Er wurde 1796 als Sohn des Konrektors des Gymnasiums zu Mediasch, Stefan Gottlieb Roth, geboren. Sein Vater wurde zum Pfarrer im Jahre 1800 in Nimesch, 1803 in Kleinschelten erwählt, machte also den heute noch üblichen Weg über das Lehramt zum Pfarramt, den auch sein Sohn geben sollte. Dieser bezog nach Abschluß seiner Gymnasialstudien in Hermannstadt die Eübinger Universität und wandte sich, von der Dürre der theologischen Forschung abgestoßen, den pädagogischen Lehren Pestalozzis zu. Dieser Schweizer Schulreformer zog Roth (von 1818 bis 1820) als Lehrer an seine Anstalt nach Yferten in der Schweiz. Auf der Heimreise promovierte Roth in Eübingen in der philosophischen Fakultät über das bezeichnende Thema „Das Wesen des Staates als eine Erziehungsanstalt für die Bestimmung des Menschen.“ In seine Heimat zurückgekehrt versuchte er, die Pestalozzische Lehre dorthin durch Gründung einer Erziehungsanstalt für unbemittelte Kinder zu

Landschullehrern und einer Zeitschrift „Der sächsische Schulfreund“ zu tragen. Ohne Erfolg. Man verstand ihn nicht, man lachte ihn aus und gab ihm den Necknamen „Pestalozzi.“ Diese erste Enttäuschung war bitter, Roth überwand sie. Und so entschloß er sich, ausgetretene Pfade einzuschlagen. Er wurde Professor am Mediascher Gymnasium, wie es sein Vater gewesen war, 1828 Konrektor und 1831 sogar Rektor dort. 1834 wurde er Stadtpfarrer zu Mediasch, 1837 Pfarrer in Nimesch, 1847 in Meschen. Diese Jahre des Lehr- und Pfarramtes füllten die Zeit des geistreichen Roth keineswegs aus. Er ließ eine Reihe von Schriften erscheinen, die seinen Namen im ganzen Sachsenlande bekannt machten, ihm Anerkennung, aber auch Feindschaft einbrachten. Seine Vielseitigkeit ist erstaunlich. So schrieb er über den Pfarrberuf, über die Zünfte, über Ackerbau und Nomadenleben, „Wünsche und Ratsschläge, eine Bittschrift für das Landvolk“, endlich „den Sprachkampf in Siebenbürgen, eine Beleuchtung des Woher und Wohin.“ In diese Jahre fällt die Gründung des siebenbürgisch-sächsischen Landwirtschaftsvereins in Kronstadt, einer heute noch blühenden und höchst einflußreichen Vereinigung, an deren Zustandekommen Roth ein Hauptverdienst hatte. Im Jahre 1845 reiste er im Auftrage dieses Vereins nach Württemberg, um schwäbische Auswanderer, die damals in großer Zahl nach Amerika gingen, für Siebenbürgen zu gewinnen. Durch diese Schwaben sollte die siebenbürgische Landwirtschaft modernisiert und das deutsche Element zahlenmäßig gekräftigt werden. Es gelang Roth nur einen Teil des Planes auszuführen, indem er nur rund 1500 Schwaben im Sachsen-

1) Stürmen und Stranden. Ein Stephan Ludwig Roth-Buch, zusammengestellt und eingeleitet von Otto Folberth. Stuttgart 1924, Ausland- und Heimat-Verlag.

lande anflehte. Die Zeitverhältnisse erlaubten eine größere Ausdehnung nicht. Auch diese Pläne konnte Roth ohne Anfeindungen betreiben; sie trugen ihm von seinen Feinden den Spottnamen „der Schwabekönig“ ein. Mit diesen wirtschafts- und volkspolitischen Arbeiten war sein rastloser Sätigkeitssdrang noch nicht befriedigt. 1847 gab er „Wohlfelle Geschichtsbilder für das deutsche Volk in Siebenbürgen“ heraus.

1848 griff er in die Freiheitsbewegung durch eine Schrift „Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit“ ein. Damals wurde er auch in der evangelischen Kirche zu Mediasch als Führer des sächsischen Jugendbundes ausgerufen und etwa gleichzeitig zum Mediascher Deputierten für die sächsische Nationsuniversität (keine Hochschule, sondern eine Verwaltung des Kirchen- und Schulvermögens des sächsischen Volkes) erwählt. Am 1. November 1848 ernannte ihn der sächsische Nationsgraf zum Mitglied des siebenbürgischen Pazifikationsausschusses, der die gegenseitige Verständigung der Landesherrlichkeiten untereinander, vor allem der zur österreichischen Partei gehörenden Sachsen und Rumänen zum Ziele hatte. Die Völker Siebenbürgens waren damals in Streit geraten. Die Magyaren verlangten die Vereinigung des Großfürstentums Siebenbürgens, welches von Wien aus regiert wurde, mit Ungarn unter Aufhebung der sächsischen Sonderrechte und Anerkennung der magyarischen Vorherrschaft, die (zahlenmäßig stärksten) Rumänen dagegen, welche bis dahin nur Objekte und nicht Subjekte der Staatlichkeit gewesen waren, Anteil und Mitbestimmung. Siebenbürgen zerfiel damals nämlich einerseits in das Land der Ungarn im Westen und in der Mitte (etwa  $\frac{1}{11}$  des Ganzen mit 11 Gespanschaften und zwei Distrikten) und das Land der sich gleichfalls als Ungarn fühlenden Szekler im gebirgigen Südbosten (etwa  $\frac{1}{11}$  des Landes mit 9 Stühlen und 2 Distrikten). Zur Vorgeschichte des Siebenbürger Völkerstreits sei folgendes eingefügt: Als Josef II. die Hörigkeit abgeschafft hatte, waren die bis dahin rechtlosen wallachischen (rumänischen) Bauern unter Horas Führung gegen den Adel aufgestanden. 1784 war die Empörung unterworfen, nachdem freilich 264 Schlösser in Asche dahingefunken waren. Dann kam eine Zeit innerlicher Ruhe, bis die nationale (und zugleich liberale) Bewegung, welche im zweiten Drittel des 19. Jahrhunderts in Ungarn auflebte, ihren

Widerhall auch in Siebenbürgen fand, dessen inneres Leben dann durch Kämpfe zwischen Regierung und vorwiegend magyarischem Landtag erfüllt waren. Wir übergehen die einzelnen Phasen dieser Kämpfe, in denen z. B. 1835 der Landtag plötzlich aufgelöst wurde. Späterhin errang er jedoch gewisse Erfolge gegen die Regierung. Bis 1848 war es den vereinigten Magyaren und Szeklern gelungen, ihre Hauptforderung, die Vereinigung mit Ungarn durchzusetzen. Dem widerstrebten die Sachsen und die Rumänen.

Diese waren erbittert, weil 1843 ihr Versuch, als vierte Nation Siebenbürgens anerkannt zu werden, durch den Widerstand der Ungarn vereitelt worden war. Die Märzrevolution von 1848 mußte in dies Pulverfaß der Unzufriedenheit natürlich den zündenden Funken werfen. In Blasendorf sammelten sich 30—40000 Wallachen auf Aufforderung ihres Bischofs Saguna und entsandte dem Kaiser eine Deputation, um ihre Anerkennung als vierte Nation zu erreichen. Bald darauf kam es zu blutigen Sätlichkeiten und schließlich zum Kriege, als Feldmarschall Puchner, der kommandierende General in Siebenbürgen auf Grund kaiserlichen Reskripts vom 3. Oktober 1848, dem ohnehin amtlich enthobenen ungarischen Ministerium den Gehorsam aufkündigte. Die Wallachen griffen zur Unterstützung der Kaiserlichen zu den Waffen. Es kam zu einer Art von Rassekrieg. Ende 1848 war ganz Siebenbürgen in der Hand Puchners und seines Unterführers Urban<sup>2)</sup>. Roth ging in dieser Zeit als bevollmächtigter Pazifikationskommissar in die 13 sächsischen Dörfer der Rokelburger Gespanschaft mit dem Auftrage, diese Dörfer, welche bisher im Frondienst des ungarischen Adels gestanden hatten und durch die Flucht der Beamten jedes Schutzes entbehrten, den angrenzenden sächsischen „Jurisdiktionen“ einzuverleiben. Dies gelang Roth in wenigen Wochen, indem er „dem bis aufs Äußerste erregten und aufgelösten, Raub und Plünderung preisgegebenen Landstrich die Ruhe wiedergab.“ So war der Sieg der österreichischen Partei scheinbar auch ein Erfolg der Siebenbürger Sachsen. Dann wandte sich aber das Blatt. Am 17. Januar 1849 siegte der ungarische General

2) Am 4. März 1849 erhielt Siebenbürgen seine frühere Selbständigkeit wieder; es trat in die Reihe der anderen Kronlande ein. (Erst 1867 wurde die Vereinigung mit Ungarn vollzogen).

Bemm über die Kaiserlichen bei Székelyfalva an der kleinen Kofel. Roth kehrte in seine Heimat zurück und konnte, solange Bemm in Mediasch weilte, ungeführt seinem Pfarrerberuf nachgehen. Als Bemm aber nach Anfangserfolgen gegen die Russen, welche für die Kaiserlichen ins Feld gegangen waren, abzog, wurde Roth auf Veranlassung des noch verbleibenden ungarischen Regierungskommissärs Csany in Meschen verhaftet, an Hand und Fuß in Eisen geschlagen und in Klausenburg eingekerkert. Am 11. Mai 1849 wurde er von einem ungarischen Kriegsgesicht teils auf falsche Anklagen, teils auf richtige Tatbestände hin zum Tode verurteilt.

Das Urteil wurde, ohne in eine „überflüssige“ Untersuchung einzugehen, und ohne Zeitverlust gefällt und vollstreckt. Roth wurde ein Opfer des Grenzlandschicksals in aufgeregter Zeit. Der Abschiedsbrief, den Roth seinen zahlreichen Kindern hinterließ, nachdem er die Flucht abgelehnt hatte, lautet:

Lieben Kinder! Ich bin eben zum Tode verurteilt worden und über 3 Stunden soll das Urteil an mir vollzogen werden. Wenn mich etwas schmerzt, so ist es der Gedanke an Euch, die Ihr ohne Mutter seid und nun auch den Vater verlieret. Ich aber kann dieser Nacht, die mich zur Schlachtbank führt, keinen Widerstand leisten, sondern ergebe mich in mein Schicksal, wie in einen Ratsschluß Gottes, bei dem auch meine Haare gezählet sind. An Sophie (die älteste Tochter) schreibe ich Euch Alle fest an und betrachte sie als Eure Mutter. Seid gehorsam gegen Gott und ehrerbietig gegen Jedermann, damit es Euch wohlgehe, oder Ihr es wenigstens verdient. Mit dem Vermögen, das ich in großer Unordnung hinterlasse, haltet Rat, damit Ihr Mittel in den Händen habet zu Eurer Bildung. Es gibt noch viele gute Menschen, die Euch um Eures Vaters Willen raten und helfen werden. . . Das ungarische Findelkind, welches ich zur Aufziehung aufgenommen, bitte ich ferner zu unterhalten. Nur wenn es die Eltern verlangen sollten, hätten sie ein näheres Recht dazu. Ich habe ohnedem keins mehr auf dieser Welt. Meiner Meschner Kirchentinder, meiner Nimescher gedenke ich in Liebe. Lasse Gott diese Gemeinen reich an Früchten der Gottseligkeit werden, wie Fruchtbäume, deren belastete Äste bis zum Boden hangen. Ich habe wenig an ihrer Veredlung gearbeitet und nur wenigen Samen ausgestreuet. Möge der Herr der Ernte die Halme um so körnerreicher machen! Liebe habe ich gepredigt und

redliches Wesen. Mein Tod möge meinen ausgestreuten Worten in ihren Herzen einen um so größeren Nachklang verschaffen. Lebet wohl, lieben Leute!

Mit meiner Nation habe ich es wohl gemeinet, ohne es mit den anderen Nationen übel gemeinet zu haben. Meine Amtierungen in Elisabethstadt und Kofelburg habe ich aus Gehorsam in einen höheren Willen geführt. Dieses ist das politische Verbrechen, welches mir den Tod zuzieht. Eines Verbrechens bin ich mir nicht bewußt! Fehlgriffe könnten es sein, daß ich getan hätte — vorzüglich gewiß kein Unrecht. Es freut mich jetzt in in meinen letzten Augenblicken das Eigentum und das Gut des Adels nach Möglichkeit beschützt zu haben.

Unter meinem Schreibtisch befinden sich die Programme der herauszugehenden Schul- und Kirchenseitung. Der Nationalkörper ist zerschlagen — ich glaube an keine äußerliche Verbindung der Glieder mehr. Um so mehr wünsche ich die Erhaltung des Geistes, der einmal in diesen Formen wohnte. Ich bitte daher meine hinterbleibenden Brüder, für die Ausführung dieser Zeitschrift zu sorgen, um Charakter, reine Sitten und Redlichkeit des Willens in dem Volke zu erhalten, das historisch die jetzigen schönen Zeitaltern antizipiert hat. Ist es im Rat der Geschichte beschlossen unterzugehen, so geschehe es auf eine Art, daß der Name der Vorfahren nicht schamrot werde. . .

Die Zeit eilt. Ob der franke Leib meinen willigen Geist ehrlich tragen werde, weiß ich nicht. Alle, die ich beleidigt habe, bitte ich um herzliche Verzeihung. Ich meinesteils gehe aus der Welt ohne Haß und bitte Gott, meinen Feinden zu verzeihen. Mein gutes Verußtsein wird mich auf dem letzten Gangtrösten. Gott sei mir gnädig, führe mich ins Licht, wenn ich im Dunkeln war, und lasse diese Voranstalten, die mich umgeben, eine Sühne sein für das, was ich in dieser Sterbelichkeit gefehlet habe. So sei es denn geschlossen — in Gottes Namen.

Klausenburg am 11. Mai 1849.

Stephan Ludwig Roth  
evangel. Pfarrer in Meschen.

Nachträglich muß ich noch ansetzen, daß ich weder im Leben noch im Tode ein Feind der ungarischen Nation gewesen bin. Mögen sie mir dieses, als dem Sterbenden, auf mein Wort glauben, in dem Augenblicke, wo sonst alle Heuchelei abfällt.

Idem ut supra.“



Die Hinrichtung erfolgte jedoch erst zwei Tage später; Pfarrer Georg Hing tröstete Roth auf seinem letzten Gange. Er erzählte später von dem erschütternden Einzelheiten.

Auf dem angewiesenen Platze stand der edle Mann mit über die Brust gekreuzten Armen, mit verklärtem Blick gegen Himmel schauend — ein Anblick, der selbst bei seinen Feinden Achtung und Bewunderung hervorrief.

Da erscholl das schreckliche „Feuer!“ In kurzen Zwischenräumen aufeinanderfolgend fielen die Schüsse. Der erste traf den rechten Oberarm, den Roth sogleich sinken ließ, der zweite Schuß traf die linke Seite. Jetzt sank Roth auf die Knie und bedeckte mit der linken Hand die Wunde. In diesem Augenblick fuhr die dritte Kugel durch das teure Haupt. Da lag der große und geliebte Mann seines Volkes in seinem Blute. Lautlose Stille herrschte, nachdem das Opfer gefallen, bei der unabsehbaren Volksmenge. Da trat der kommandierende Hauptmann hingetrissen von der Größe des Augenblickes, vor und rief mit bebender Stimme: „Soldaten, lernt von diesem Manne, wie man für sein Volk stirbt!“

\* \* \*

Selbst ohne den Hintergrund dieses tragischen Todes für das sächsisch-siebenbürgische Volk müssen wir in Stephan Ludwig Roth einen sehr bedeutenden Mann verehren, dessen Schriften in der geschickten Auswahl Otto Floberth's für uns ein Schatzkästlein sind. Es tut unserer Würdigung keinen Abbruch, wenn wir feststellen, daß Roth von den liberalen, weltbeglückenden Gedanken seiner Zeit erfüllt war, die heute den Kredit verloren haben, und daß er manches höher wertete, als wir es tun, so die einseitige Überschätzung der Schule. Roth glaubte an die erzieherische Aufgabe des Staates fester, als wir es vermögen, Aber er war kein blasser Theoretiker, kein wirklichkeitsfremder Sandalenprophet. Ja, es ist erstaunlich, wie tief Roth ins Leben gesehen hat, und wie sich durch sorgfältige Beobachtung die Kritik an seinen Lieblingseinrichtungen offenhielt. Aussprüche wie „an der falschen Richtung, die ein Schulmeister seiner Schule gibt, hängt durch einen feinen Zusammenhang, den wir oft übersehen, das Glück einzelner Häuser oder ganzer Familien ab“ oder „während die Umstände der Nation stählerne Gliedmaßen wünschenswert machen, zieht man den

Jugendcharakter Schlafröcke an“ lassen ihn als Seelenkennner und Beobachter ersten Ranges erscheinen.

Roth ist in erster Linie Schulreformer. Sein grundlegender Gedanke, daß sich das sächsisch-siebenbürgische Volk in seiner verstreuten Siedlung nur dann halten könne, wenn es einen ausgezeichneten Schulunterricht erhalte, ist diesem in Fleisch und Blut übergegangen. Er ist in einem Maße verwirklicht worden, wie in keinem andern deutschen Stamme, einschließlic des Reiches. Heute besitzen die Siebenbürger Sachsen die größte Schul„rüstung“ und erhalten sie im Wesentlichen aus eigenen Mitteln durch Selbstbesteuerung. Roth argumentiert folgendermaßen: „Die ganze Tendenz der Romanen liegt wie ein scharfer Pfeil auf der Sehne der Seelenzahl. Dieses Prinzip ist ihr neues Evangelium.“ Sein vorausahnendes politisches Glaubensbekenntnis gegenüber der rumänischen Überzahl lautet: „Wenn aber die Seelenzahl die Rechte ausmessen soll, so ist keine Gleichheit und keine Brüderlichkeit. Sondern die Unterdrückung ist im voraus gegeben. Diesem Prinzip müssen wir uns mit aller Macht widersetzen!“ Es ist freilich Roth nicht gelungen, Mittel zu finden, wie die Sachsen in der Volksvermehrung mit den Rumänen gleichen Schritt halten können und die Möglichkeit ist nicht auszuschließen, daß die in den nächsten 70 Jahren planmäßig gesteigerte Volksbildung der Sachsen der zahlenmäßigen Volksvermehrung eher abträglich als förderlich war. Dies sah Roth wohl voraus und so veranlaßte er jene Einwanderung von Süddeutschen, welche freilich nur in verhältnismäßig geringen Umfange gelang.

Es ist nicht möglich, in einem so kurzen Aufsatz der Person des Stephan Ludwig Roth und dem schon zweimal genannten Büchlein Otto Floberth's, dem die angeführten Zitate entnommen sind, voll gerecht zu werden. Wir empfehlen es aufs wärmste. Es enthält eine geschickte chronologisch geordnete Zusammenstellung der besten, zum Teil noch ungedruckten Schriften aus einen Lebensabriß dieses wahrhaftigen Volksmannes, der von einseitigem Nationalismus völlig fern war. Wir wollen diese Betrachtung mit zweien seiner Aussprüche schließen, welche auch auf unsere Lage im Reich noch ihre volle Gültigkeit haben:

„Solange ein Volk sich nicht überwunden gibt, ist es noch immer unüberwunden. Qui potest mori, non potest cogi. Es ist uns

Deutschen oft viel schlechter gegangen wie jetzt und wir sind doch wieder auferstanden. Auf die Bestimmung kommt alles an."

Der andere Spruch lautet aber:

"Mögen Unglücksbögel auch jetzt, wie vor Jahrhunderten, unsern Untergang verkündigen. Diese falschen Propheten wer-

den von ihren Zweiglein, auf dem sie heiser mit gestrecktem Halse krächzen, fallen, mausetot, aber der Baum wird fortleben, wie er fortgelebt hat, als dasselbe Lied nun verstummte Raben sangen."

\* \* \*

## Böhmen und Mähren

Wir hören jedesmal auf, wenn der Brünner Archivar Bertold Bretholz<sup>1)</sup>, der als Erster die so verhängnisvolle Palatinsche Kolonisations-Theorie bis in alle Einzelheiten überprüft und als unbeweislich zurückgewiesen hatte, uns etwas zu sagen hat, um so mehr, als Bretholz kürzlich offenbar eben wegen dieser vom tschechischen Staatsvolf als peinlich empfundenen Forschungen „abgebaut“ worden ist.

Bretholz schildert zunächst die Auswirkungen des 30jährigen Krieges in Böhmen und Mähren. Wir entnehmen aus dem reichen Inhalt Folgendes: Bretholz legt dar, daß die weitverbreitete Annahme, als sei die Beschlagnahme der Güter der Evangelischen und ihr Verkauf an die Katholischen nach der Schlacht am Weißen Berge ein Akt der Germanisierung und der Überfremdung gewesen, irrtümlich sei. Der Besitzwechsel vollzog sich vielmehr innerhalb des böhmischen und mährischen Adels beider Nationalitäten, deren Familien vielfach religiös gespalten waren. Es handele sich damals um die Veraubung und Austreibung der tschechischen und der deutschen Protestanten und in wohl noch höherem Maße um die Niederwerfung der Opposition der vorwiegend protestantischen Stände. Auch die neue „Landesordnung“ kann nicht als Germanisierungsmaßnahme bezeichnet werden, denn sie legt wohl die alleinige Herrschaft und Gültigkeit der katholischen Kirche fest, stellt aber sonst nur die Gleichberechtigung beider Nationen, der Deutschen und der tschechischen, her. In den Landtagen wurde die deutsche Schrift neben der tschechischen (im Gegensatz zu früher) angewendet.

Ältere Bestimmungen, die dem Anwachsen des Deutschums einen Kiegel hatten vor-

schieben wollen, (wie die, daß Deutsche ihre Kinder Tschechisch lernen lassen mußten) fielen fort.

Der folgende Abschnitt endet etwa mit dem Jahre 1740. Bretholz leitet ihn ein mit der Wiedergabe des Inhalts der berühmten „Liste der abgebrannten Städter, Schlösser und Dörfer, meistens durch die Schäden selbst, anderen durch sie causieret oder von anderen feind weggebrannt und ruiniert worden“. Er schildert dann die Versuche der Habsburger, das Land wieder aufzubauen, Versuche, die freilich mit gegenreformatorischen Bestrebungen aufs engste verbunden waren. Eines der Mittel war die Heranziehung des böhmischen Adels an den Wiener Hof und seine Verschmelzung mit den zahlreichen landfremden Abenteurern, die erst gegen Ende des 30jährigen Krieges, zum großen Teile aber auch später, Güter in Böhmen erworben hatten. Bretholz schildert die Nöte der geplagten Bauern und der Städte und die Versuche der Habsburger, etwas daran zu bessern, vor allen Dingen durch Förderung der Industrie und des Bergbaues. Neues Unglück brachten zur Zeit Maria Theresias die Preußenkriege, die ihr Schlessien auf die Dauer entrißen, Böhmen aber auf lange Zeit zum Schlachtfeld machten. Wir müssen uns versagen, auf die sehr interessante Betrachtung der schlesischen Kriege aus der böhmischen Perspektive einzugehen und wenden uns mit besonderem Interesse jenem Abschnitt zu, welcher sowohl die gewaltigen politischen und sozialen Neuerungen (nämlich Verwaltungsreform, Bauernbefreiung, Toleranzen-Patent und Klosteraufhebung) unter Maria Theresia und Josef II., als auch die wirtschaftlichen Entwicklungen der Zeit von 1740—1792 zum Thema hat. Besonders fesselnd ist die Schilderung der Bevölkerungsbewegung:

1) Geschichte Böhmens und Mährens III. Band. 30jähriger Krieg und Wiederaufbau bis 1792. Veröffentlichung der Deutschen Gesellschaft für Wissenschaft und Kunst in Brinn. Reichenberg 1924, Paul Sollers Nachfolger.

„Böhmens Bevölkerung, die nach dem 30jährigen Kriege auf etwa 1 Million gesunken war und bis 1705 kaum viel mehr als 100 000 zugenommen hatte, erreichte erst im Jahre 1754 2—2,1 Millionen (Mähren

900 000) ging im 7jährigen Kriege bis 1762 noch einmal auf 1,8 Millionen (Mähren auf 850 000) zurück, um dann 1771 bereits 2,7 Millionen (1,6), 1789 etwa 3,1 Millionen (1,4) zu erreichen.“ Das sind Anzeichen für die außerordentlichen Erfolge der politischen und sozialen Neuerungen, welche im wesentlichen der im Jahre 1780 verstorbenen Kaiserin zu danken sind. Ihr Sohn erließ eine Fülle von umwälzenden Gesetzen, darunter für Böhmen bereits 1781 das bekannte Toleranzpatent, welches den gegenreformatorischen Bestrebungen ein Ende machte, dann die Leibeigenschaftsaufhebung und schließlich die Aufhebung der geistlichen Orden beiderlei Geschlechts. So tief diese Eingriffe in das Leben aller Schichten eingriffen, sagt Bretholz „irgend ein bedrohlicher Widerspruch tat sich in unseren Ländern nicht kund, besonders da die eine oder andere Verordnung zurückgenommen wurde, wenn man erkannte, daß sie bei dem Volke Mißvergnügen erzeugte.“ Selbst Adel und Klerus wagten keine offenen Beschwerden, obwohl die altständischen Rechte immer stärker verletzt wurden. Von besonders einschneidender Wirkung war das allgemeine bürgerliche Gesetzbuch, dem ein Jahr darauf, am 1. Januar 1788, das allgemeine Gesetzbuch über Verbrechen und deren Bestrafung folgte. Damit war für alle Stände das gleiche Recht eingeführt. 1783 wurden den Ständen „alle Zusammenkünfte bis auf die Landtage unterlagt, auf denen nur Vorlagen, die aus Wien eintrafen, beraten werden konnten.“ Eine offene Opposition war erst die Folge der Steuerreform Josef II., der ein Dekret über Katastervermessung voranging. Sie galt dem Adel als besonders peinlich und wurde im Gegensatz eigentlich zu den meisten sonstigen Zentralisierungs-Bestrebungen als völlig unerträglich empfunden, sowohl in Böhmen wie in Mähren, obwohl Böhmen, seit jeher eines der schwerstbelasteten Länder, durch das neue Steuergesetz keine Erschwerung, sondern eher eine Erleichterung erfahren hätte. Nach Josefs Tode setzte Leopold II. die Stände wieder in ihre frühere Wirksamkeit ein, ohne freilich an den Grundsätzen der Toleranz, der Bauernbefreiung und der Gerichtsorganisation etwas zu ändern.

Im fünften Abschnitt schildert Bretholz die Entwicklung der Industrie und des Handels, der Schule und der Wissenschaft in der gleichen Zeit. An beidem nahmen vorwiegend die Deutschen teil, ohne daß eine offensichtliche Benachteiligung der Tschechen zu erkennen

gewesen wäre. Ist es doch eine Tatsache, daß zwei der am meisten industriellen Kreise Bunzlau und Königgrätz vorwiegend tschechische Bevölkerung hatten. „Von einer strengen Scheidung der deutschen und tschechischen Bevölkerung nach Beruf und Betätigung kann bei solcher Siedlungsmischung nicht die Rede sein. Aber soviel läßt sich sagen, daß die Führung im „Kommerzwesen“ das deutsche Volk übernahm; gleichsam unbewußt anknüpfend an eine längst verschwundene Zeit, da deutsches Handwerk in Böhmen und Mähren einen goldenen Boden hatte, an das Jahrhundert vor den Suffizientkriegen.“

Wir hatten schon gehört, daß die Landesordnung nur die deutsche Sprache der tschechischen gleichgestellt hatte, und trotzdem sehen wir ein rasches Aufblühen der deutschen Schulen, der deutschen Kultur, gleichsam als eine natürliche und ungewollte Folge der veränderten Verhältnisse und des langsamen Wiederaufbaues in Böhmen und Mähren. Obwohl Klagen im Sinne der Zurücksetzung der Tschechen bereits in früherer Zeit auftauchen, so weist Bretholz nach, daß von einer gewaltsamen Verdrängung und Verfolgung der tschechischen Sprache um so weniger die Rede sein könne, als Anhaltspunkte vorhanden seien, daß bei Klerus, Adel und Hof ihr Schutz und Förderung zuteil wurden. Bretholz geht auf die verschiedenen Bestrebungen, die tschechische Sprache wieder zu pflegen, sorgfältig ein. Der amtliche Wirkungsbereich der tschechischen Sprache wurde auch von den letzten Habsburgern nicht angetastet, sie behielt ihren Vorrang vor der deutschen in der Landtagsordnung. Eröffnet, geleitet und geschlossen wurden die Landtagsverhandlungen tschechisch, die königlichen Forderungen wurden tschechisch und deutsch vorgetragen usw. In den Ausführungen von Bretholz über die Gründe für den Rückgang der tschechischen Sprache liegt wohl der Schwerpunkt des Buches für uns. Es ist leider nicht möglich, in einer Besprechung diese Gedankengänge wiederzugeben. Wir müssen uns begnügen, mit Bretholz festzustellen, daß damals beide Sprachen, das Tschechische und das Deutsche in gleicher Weise durch das Französische und Italienische in den oberen Schichten verdrängt waren. Beide kamen im Laufe des 18. Jahrhunderts mit dem Emporkommen des Bürger- und Bauernstandes aus ihrer verachteten Stellung wieder herauf: Da sich das Deutschum schneller auch wirtschaftlich und gesellschaftlich hob, so hatte die deutsche Sprache einen Vorsprung, der rasch

genug übrigens wieder eingeholt worden ist: nicht zuletzt dank der Tätigkeit des Udeš, welcher, obwohl selbst vielfach gar nicht das Tschechische verstehend, doch die Grundlagen für die moderne tschechische Literatur und

das moderne tschechische Volksbewußtsein gelegt hat. — Wir erwarten den demnächst erscheinenden 4. und letzten Band der „Geschichte Böhmens und Mährens“ von Bretschholz mit Spannung. Sylva nus.

## Zehn Jahre

### Zum Gedekten des Großen Krieges

#### XII.

Der Sommer 1915 brachte den Russen eine schwere Niederlage, so zwar, daß sie auf geraume Zeit als bedrohlicher Gegner an der Ostfront fast ausschieden. — Nachdem im Mai der große Durchbruch von Gorlice-Tarnow unter Mackensen gelungen war, kam es darauf an, die günstige, die Russen im Norden an der preußisch-polnischen Grenze umspannende Front durch eine Fortsetzung des Angriffs auf die gegnerische Flanke auszunutzen. Das geschah durch einen großen Durchbruch unter dem General v. Gallwitz an der befestigten Narowfront. Diese von Falkenhayn befürwortete und vom Kaiser genehmigte Operation ist bis auf den heutigen Tag bei den kritischen Betrachtungen über den Weltkrieg vielfach abfällig beurteilt worden. Es wäre vorteilhafter gewesen, so wird hervorgehoben, auf dem Nordflügel der deutschen Front am Njemen, Richtung Rowno, einen umfassenden Angriff anzusetzen, dadurch wäre, so glauben die Kritiker, die ganze russische Front nicht allein aus den Angeln gehoben, man hätte wahrscheinlich sehr große Teile des Gegners in einem riesenhaften Sedan umklammern, in einem gewaltigen Netz fangen und die russische Wehrmacht damit annähernd vernichten können. Falkenhayn hat diesen Plan als phantastisch, bei den gegenseitigen Kräfteverhältnissen als ganz undurchführbar angesehen und sich damit begnügen zu müssen geglaubt, mit dem gleichzeitigen Angriff von Süd nach Nord<sup>1)</sup> aus der Front über Cholm-Lublin-Swanogorod auf Brest-Litowst durch die Heeresgruppe Mackensen und über die Narowfront durch die 12. Armee unter Gallwitz

die Russen aus Polen zu vertreiben, erhebliche Teile von ihnen zu vernichten.

Das ist auch in den Monaten Juli und August glänzend gelungen, geschickte Führung und hingebende Tapferkeit der Truppen haben hier große Erfolge errungen, die sich am besten darin ausdrücken, daß die Russen im Frühjahr und Sommer neben den blutigen Verlusten gegen dreiviertel Millionen Gefangene und riesige Vorräte an Kriegsmaterial einbüßten. — Ob die Offensive am Njemen noch größere Ergebnisse gehabt hätte, oder ob es den Russen gelungen wäre mit ihrem auskömmlichen Eisenbahnnetz in Polen sich geschickter der großen Umklammerung zu entziehen, diese wieder durch Gegenstöße in Flanke und Rücken der Deutschen zum Stehen zu bringen ist eine nachträglich kaum zu entscheidende Frage. Das Oberkommando Ost hat noch versucht, durch einen Vorstoß über Wilna und nördlich davon diesen größeren Umfassungsgedanken im August zur Auswirkung zu bringen, konnte aber damit aus Mangel an ausreichenden Kräften keine großen Entscheidungen mehr erzielen. Die nachträgliche, namentlich beim Glase Bier sich entwickelnde und oft durch keinerlei Sachkenntnis behinderte, mindestens ohne ein richtiges Urteil über die großen Zusammenhänge des Weltkrieges sich breit machende Kritik ist so weit gegangen, die Oberste Heeresleitung, d. h. den General v. Falkenhayn, zu verdächtigen, sie habe aus Eifersucht über die Erfolge des Oberbefehlshabers Ost ihm geflistentlich die nötigen Kräfte zu einem riesigen, an der Ostfront schlechthin entscheidenden Erfolge ver sagt. Das ist ganz gegenstandslos und der Feldmarschall v. Hindenburg, der allerdings, wenn nicht von vornherein, so doch im Laufe der Operation eine Verstärkung seines Nordflügels ge-

1) Zum Verständnis genügt ein Atlasblatt vom westlichen Rußland.

wünscht hatte, sagt mit der ihm eigenen ohne subjektive Einflüsse getrübbten sachlichen Beurteilung über diese Frage in seinen Erinnerungen (S. 130): „Wir dürfen bei Beurteilung der Pläne der Heeresleitung den Blick über das Gesamtbild des Krieges nicht verlieren. Wir selbst sahen damals nureinen Teil dieses Bildes. Die Frage, ob wir unter dem Eindruck der gesamten politischen und kriegerischen Lage anders geplant und anders gehandelt hätten, mag unerörtert bleiben.“

Das Gesamtbild des Krieges zeigte nämlich gerade im Späthommer verschiedene recht dunkle Stellen. Zunächst bestand für die Oberste Heeresleitung kein Zweifel darüber, daß an der Westfront sich große Durchbruchversuche der Engländer und Franzosen vorbereiteten. Über den Zeitpunkt, wann dies Gewitter losbrechen würde, war völlige Unklarheit, noch mehr darüber, ob die schwach besetzten, jedenfalls dem Gegner stark unterlegenen deutschen Kräfte dem gegnerischen Ansturm sich gewachsen zeigen würden. Es hatte schon ein hohes Maß von Wagemut und Verantwortungsfreudigkeit der Obersten Heeresleitung dazu gehört, die Westfront zugunsten der russischen Front so zu schwächen, wie es für die Sommeroffensive in Polen geschehen war. Ein Mehr wäre verhängnisvoll geworden. Es konnte auch kein Zweifel darüber bestehen, daß alle und selbst die großen Erfolge im Osten wertlos werden mußten, wenn es mißlang, die Westfront im Großen so zu halten, wie sie war. Heute betrachten viele das eiserne Festhalten der Deutschen den Engländern und Franzosen gegenüber als etwas ganz Selbstverständliches. Wer aber in verantwortlicher Stellung an der Westfront gestanden hat, weiß, daß, wenn auch äußerlich nach guter Soldatenart die Sorge nicht zur Schau getragen wurde, doch jeden höheren Führer die Frage bedrückte: Werden wir halten können? Und als gegen Ende September die Schlachten im Artois und in der Champagne begannen, hing es an einem seidenen Faden, daß unsere Front nicht durchstoßen wurde. Die Ostfront hatte eben keinen Begriff von dem Trommelfeuer, das die Franzosen und Engländer schon damals aus ihren reichen Munitionsbeständen auf die deutschen Linien niederprasseln ließen. Die Russen verfügten über keine nennenswerte Munition, wäre es anders gewesen, hätten die Mittelmächte im Sommer schwerlich ihren Siegeszug durch Polen machen können.

Deshalb war es auch von entscheidender Bedeutung, daß die Türken an den Darbanellen hielten, die Durchfahrt nach dem Schwarzen Meere sperrten, und dazu war es geboten, den Landweg über die Balkanhalbinsel freizumachen, also die Vorbereitungen für den serbischen Feldzug zu treffen.

Der Abschluß der Militärkonvention mit Bulgarien gelang erst nach längeren Verhandlungen am 6. September, und daß er gelang, ist nicht zum geringsten dem diplomatischen Geschick Falkenhayns zu verdanken. Das tiefeingewurzelte Mißtrauen der Bulgaren gegen die habsburgische Balkanpolitik, die geringe Achtung, die sie vor den militärischen Leistungen der Monarchie hatten, erschwerten das Abkommen.

Am 28. Juli hatte der Papst an alle kriegführenden Mächte einen Aufruf zum Frieden erlassen, so gut gemeint wie er war, er verhallte wirkungslos. Dagegen drängten die Ententemächte Griechenland zum Anschluß und besetzten die Insel Mytilene.

Falkenhayn hat nach den großen Erfolgen in Polen die Frage bei der Reichsregierung angeregt, mit Rußland einen Ausgleich zu versuchen. Es sind in dieser Hinsicht auch wohl Bemühungen eingeleitet, die aber erfolglos blieben, auch war es kein glücklicher Gedanke, dem der Reichszanzer am 19. August im Reichstage Ausdruck gab, als er sagte: „Ich hoffe, daß die heutige Befestigung der polnischen Grenzen gegen Osten den Beginn einer Entwicklung darstellen wird, die die alten Gegensätze zwischen Deutschen und Polen aus der Welt schafft und das vom russischen Joch befreite Volk einer glücklichen Zukunft entgegenführen wird, in der es die Eigenart seines nationalen Lebens pflegen und entwickeln kann.“ Das schmeckte schon sehr stark nach einem selbständigen polnischen Reich, war also ein Schlag gegen Rußland, und mußte den Uberschwang der polnischen Nation entfesseln. Nur gänzliches Mißverstehen der polnischen Psyche konnte sich zu dieser Erklärung hinreißen lassen.

Der U-Bootkrieg erfuhr im Sommer 1915 eine weitere Ab schwächung durch den mit den Vereinigten Staaten gepflogenen Notenwechsel. Am 8. Juli schlug Deutschland vor, um die Gefährdung amerikanischer Bürger auf der Seereise nach Europa zu vermeiden, es möchten besondere Passagierdampfer unter amerikanischer Flagge den Verkehr vermitteln und die Vereinigten Staaten sollten die Gewähr dafür über-

nehmen, daß diese Schiffe keine Banntwaare beförderten. Der Vorschlag wurde natürlich abgelehnt, dagegen am 22. Juli gedroht, daß Amerika die Schädigung amerikanischer Bürger durch U-Boote als „unfreundliche Handlung“ ansehen würde. Schon damals konnte kein Zweifel mehr über Wilsons planvolle Perfidie bestehen. Als am 19. August die „Arabic“, ein Dampfer mit

Passagieren und Frachtgut, das U-Boot 24 zu rammen versuchte, versenkt wurde und 3 Amerikaner umkamen, folgte ein neuer Notenwechsel und die deutsche Zusage am 16. September, daß der U-Bootkrieg nach der Preisordnung geschlossen werden sollte, d. h. praktisch ausgeschaltet wurde.

General v. Zwehl.

## Literarische Rundschau

### Neue Schriften

#### Rhein

Zur Jahrtausendfeier und zur Rheinfrage sind weitere wichtige Werke erschienen. Als besonders bedeutungsvoll muß das zweibändige Werk des den Lesern der „Deutschen Rundschau“ wohlbekannten Düsseldorfser Archivdirektors Paul Wenzke „Rheintampf“ (Berlin, Kurt Bowinckel) gelten. Der erste Band trägt den Untertitel „1000 Jahre deutscher Schicksalsgemeinschaft“, der zweite „Im Kampf um Rhein und Ruhr 1919—1924“. Mit der ihn auszeichnenden Klarheit gibt der Verfasser, gestützt auf wahrhaft umfassendes Material, für ein volles Jahrtausend deutscher Geschichte die Grundzüge, um die sich alles andere übersichtlich gruppiert. Als das Besondere an seinem Werke will uns erscheinen, daß ein Buch mit vollem Anspruch auf geschichtliche Treue und historische Schulung hier von einem Manne geschaffen ist, dem das Schicksal unseres Volkes und insbesondere seiner rheinischen Heimat durch das Herz ging. Ihm hat diese Entzündung des Herzens gerade die Möglichkeit gegeben, das Material so zu formen, daß die wahren Grundzüge lebhaft vor Augen treten. Das Jahrtausend der Zugehörigkeit der Rheinlande zum Deutschen Reich ist ein Jahrtausend des Kampfes, eines Kampfes, der von unserem westlichen Nachbarn dem Reich und dem Rheinland aus der anscheinend unveränderlichen Grundeinstellung des französischen Volkes aufgezwungen ist, und der mit der Kraft eines Schicksals das Rheinland beschattet. Wenzkes Werk, dem recht gutes Kartenmaterial beigegeben und das in angemessener Ausstattung erschienen ist, kann

gerade wegen der inneren Einstellung des Verfassers als ein Werk gewertet werden, von dessen Art wir bisher nur wenig in der deutschen Geschichtsschreibung haben. Ganz klar geht aus ihm hervor, daß das rheinische Schicksal so oder so das Schicksal der Welt bestimmen wird. — Wendet sich Wenzkes Werk in erster Linie an die Gebildeten im deutschen Volke, so will die Sammlung „Rheinische Schicksalsfragen“, herausgegeben von Prof. Dr. Rühlmann (Berlin, Reimar Hobbing), weiteste Kreise ergreifen, und nach einem wohlüberlegten Plan allen Deutschen die rein gefühlsmäßige Auflehnung gegen alles das, was durch Versailles über uns gekommen ist, mit Tatsachenmaterial untermauern. Die sachkundige Auswahl und der geringe Preis sollten bewirken, daß die Schriften in ungezählten Exemplaren im deutschen Volke verbreitet würden. Bisher sind erschienen: Schrift 1/2: Dr. iur. Freiherr von Solemacher, „Die abgetretenen und besetzten Gebiete im deutschen Westen (Tatsachen und Zahlen)“; Schrift 3: Karl Linnebach, „Deutsche und französische Okkupationsmethoden 1871—73/1920—?“; Schrift 4: Dr. Gottfried Fittbogen, „Die französischen Schulen im Saargebiet“; Schrift 5 6: Dr. Rudolf Pechel, „Französische Rheinpolitik in amerikanischer Beleuchtung“. Ausgewählte Stücke aus dem Tagebuch des Oberkommandierenden der amerikanischen Besatzungstruppen Henry E. Allen mit einer Einführung; Schrift 7 9: Karl Linnebach und Graf Max Montgelas, „Die Sicherheitsfrage. Dokumentarisches Material mit Einleitungen und Schlußwort.“ — Erfreulicherweise ist der

hier feinerzeit angezeigte Literaturnachweis „Die Fragen des besetzten Westens“ von Prof. Paul Rühlmann (Berlin, Rheinischer Beobachter) bereits in zweiter Auflage erschienen mit einem Anhang zur rheinischen Jahrtausendfeier. Die bekannte Sorgfalt und die Sachkunde des Herausgebers machen das Büchlein unentbehrlich. — Gleichfalls an weiteste Kreise wendet sich die Schrift „Rheinische Tausendjahrfeier“ von Dr. Paul Kaufmann. Das flüssig geschriebene Buch wird, auch seiner Bildbeigaben wegen, besonders gute Dienste leisten, die weitesten Schichten mit der Kernfrage der Jahrtausendfeier vertraut zu machen.

### Rom

Das Heilige Jahr hat eine Fülle von Schriften auch des deutschen Verlages hervorgerufen, die besonders den katholischen Kreisen unseres Volkes willkommen sein dürften. Eine Mappe von hohem künstlerischen Wert ist unter dem Titel „Anno Santo“ erschienen mit 9 Holzschnitzungen von Bruno Zwiener (München, Josef Müller) und einer Einleitung von Arthur Dobsky, welche die Vorgänge bei der Eröffnung der Heiligen Pforte am 24. Dezember 1924 im Bilde festhält. — Im gleichen Verlage erschien ein sehr gut ausgestattetes Buch „Rom in Bildern“ mit erklärenden Texten von Dr. E. Rader, das wir sehr empfehlen möchten. — Auf großes Interesse kann auch das Buch von Ludwig von Pastor „Die Fresken der Sixtinischen Kapelle und Raffaels Fresken in den Stanzien und Loggien des Vatikans“ (Freiburg, Herder & Co.) rechnen. — Sehr frisch von dem Standpunkt geistiger Durchdringung Roms aus ist das Buch „Romfahrt“ von Hermann Otto Fichtner (München, Josef Kösel) geschrieben, der es versteht, das Erlebnis der heiligen Stadt in seiner Gesamtheit von dem Blickpunkt des Katholiken aus lebendig zu machen.

### Blaue Bücher

Über die „Blauen Bücher“ des Verlages Karl Robert Langewiesche brauchen viel Worte des Lobes nicht mehr gemacht zu werden. Unzähligen von uns sind diese Bücher von den Zeiten der heranreifenden Jugend an treue Begleiter durchs Leben geworden, Begleiter, zu denen wir mit tiefem Vertrauen und einem Gefühl starker innerer Verbundenheit zu greifen pflegten.

Es dürfte genügen, festzustellen, daß auch die neuen Bände mit der gleichen Sorgfalt, Sachkunde und Verantwortlichkeitsgefühl aufgebaut sind, die wir an ihren Vorgängern lieben.

Die Auswahl aus den kleineren Schriften von Leopold von Ranke, veranstaltet von Gustav Koloff, führt uns an der Hand unseres größten Historikers durch zwei Jahrtausende deutscher Geschichte, die uns durch die zusammengefaßten Darstellungen der großen Entscheidungen von Cäsar bis Bismarck lebendig werden. — Paul Rohrbachs Buch „Die Länder und Völker der Erde“, ein Teilband seiner „Weltkunde für Deutsche“, wird gerade den Kreisen, die ihr besonderes Interesse dem Auslandsdeutschtum zuwenden, willkommen sein, da es in hervorragendem Maße dazu beitragen wird, das deutsche Volk endlich zu lehren, was politisch reifere Völker längst können, nämlich in Erdteilen zu denken.

Auch die neue Veröffentlichung in den Kunstbüchern des Verlages „Innenräume deutscher Vergangenheit“. Aus Schlössern und Burgen, Klöstern, Bürgerbauten und Bauernhäusern, die Wilhelm Pinder meisterhaft ausgewählt hat, schließt sich ihren Vorgängern auf das würdigste an. Bekanntes und viel Unbekanntes wirkt im Zusammenhang dahin, die inneren Zusammenhänge deutscher Kunstentwicklung lebendig zu ergreifen.

### Ein Nachschlagebuch

Von dem bekannten Konversationslexikon des Verlages Herder ist der erste Band des „Kleinen Herder“, der die Buchstaben A—K umfaßt, erschienen, der zweckmäßigerweise mit vielen Bildern und Tafeln gutes Anschauungsmaterial zu den ganz besonders knappen Artikeln bringt. Wissenschaftliche Objektivität ist nach den Stichproben, die wir machen konnten, gewahrt, ja vielleicht sogar in politischen Dingen zu stark gewahrt, denn gerade von katholischer Seite aus sollte man auch in einem solchen Nachschlagewerk die Tätigkeit eines Mannes, wie Eduard Beneš es ist, wohl noch etwas anders charakterisieren können, als es in der folgenden klassischen Objektivität geschieht:

Beneš, Eduard, \* 1884: arbeitete im Weltkrieg mit Masaryk, seinem Schwiegervater, gegen Österreich-Ungarn: 21. 22. tschechoslow. Ministerpräsi., seit 18. Minister des Auswärtigen: Schöpfer der Kleinen Entente.

## Bücher der Anklage

In außergewöhnlich wirkungsvollem Umschlag erscheint das Buch von Wolfgang Breithaupt „Volksvergiftung 1914 bis 1918“ (Berlin, R. F. Koehler), das mit großer Klarheit und mit einer Fülle von Material die planmäßige Vorbereitung des deutschen Zusammenbruchs und der deutschen Revolution durch die raffinierte Propaganda unserer Feinde, aber auch die Unterstützung, die diese Bestrebungen bei gewissen Schichten des deutschen Volkes gefunden haben, in einwandfreien Dokumenten belegt. Wer im politischen Tagesstempel steht, darf an diesem Wert nicht vorübergehen.

Höchstens in jedem Zeitalter einmal kommt ein Mensch, der, innerlich frei von dem gewöhnlichen Denkschema, es versteht, von einem eigenartigen Blickpunkt aus das Chaos der Zeitströmungen als ein Außenfeind darzustellen. Solche Bücher werden immer bei den geistig Unbefangenen auf starken Widerhall stoßen, der dadurch nicht abgeschwächt wird, daß man vielleicht die Richtigkeit des Blickpunktes als solchen mit Fug bezweifeln darf. Wenn nun ein Mann wie Carl Christian Bry ein Buch herausgibt, das er „Verkappte Religionen“ nennt (Gotha, Leopold Klotz), so bringt er die grundsätzlichen Einwände, die man vielleicht hat, durch die ganz ungewöhnlich lebendige und geistreiche Art seiner Polemik so weit zum Schweigen, daß man mit Genuß seiner überlegenen Bossheit folgt und mit Spruch und Widerspruch das Theater an sich vorüberziehen läßt, in dem er die geistigen und die „geistigen“ Strömungen und Bewegungen unserer Zeit auftreten läßt.

„Blätter der Anklage“ nennt Willi Geißler, auf dessen Arbeit als Herausgeber des „Greifentalender“ wir schon häufiger hingewiesen haben, seine Mappe „Der künstliche Mensch“ (Rudolfsstadt, Greifenerverlag). Diese 10 Blätter sind sehr einprägsam, und man folgt trotz einem Einschlag von „Literatur“ in der Auffassung der aus ihnen spürbaren Auflehnung des wahrhaft geistigen und innerlich jungen Menschen gegen die Mechanisierung und die Geisteslosigkeit, die überall als vielleicht ernsteste Gefahr in der abendländischen Kultur zu spüren ist.

Das Buch „Des Bösen Moloche Ende“ von Alfred Reiffenberg (Wolfratshausen, Hoheneichen-Verlag) bezeichnet der Verfasser selber als eine politische Zukunftssphantastie. Aber die Richtigkeit von Utopien kann man

gewißlich verschiedener Meinung sein. Eine Schrift dieser Art jedoch hat unzweifelhaft den Wert, das Denken gerade der vaterländisch gestimmten Kreise von dem unerfreulichen inneren Sader abzulenken und sie darauf hinzuweisen, daß ja schließlich Deutschland wirklich nicht der Mittelpunkt der Welt ist, sondern daß sich im Laufe der Geschichte, und wohl schon jetzt spürbar, ganz neue große Zusammenhänge vorbereiten, auf die jeder sein besonderes Augenmerk richten sollte. Denn dann können die Möglichkeiten des Weltgeschehens benützt werden, um auch unserem Volke endlich die Freiheit wieder zu verschaffen. Wie gesagt, über die Richtigkeit dieser Phantasie wollen wir nicht streiten. Wir können in dem von uns ange deuteten Sinne jedoch das Buch, das fesselnd geschrieben ist, empfehlen.

## Reisebücher

Nach dem Ende der Inflationszeit hat der Verlag Karl Baedeker in Leipzig seine weltberühmten und schlechterdings unentbehrlichen Reisebücher wieder erneuert. Uns liegt „Deutschland“ in einem Bande vor, eine Musterleistung von Gründlichkeit, vereint mit Knappheit, die nicht nur dem außerdeutschen Reisenden, sondern auch jedem Binnendeutschen sachkundigste Führung zum Kennenlernen der Haupt Schönheiten Deutschlands gibt. Beim Baedeker liegt der glückliche Fall vor, daß man eigentlich ohne weitere Empfehlung nur festzustellen braucht, daß ein neuer Band erschienen ist.

Nach Befesung der Rheinlande, nach dem französischen Einbruch in das Sanktions- und Ruhrgebiet, nach den sehr matten und mißglückten Versuchen mit französischen Theaterstücken kommt eine neue, höchst gefährliche französische Invasion, denn Arsène Lupin hat nunmehr sein Tätigkeitsgebiet auch nach Deutschland verlegt. Es erscheint uns müßig, die Frage aufzuwerfen, ob wir es nötig haben, zur gegenwärtigen Zeit französische Bücher in deutschen Übersetzungen zu verbreiten. Diese Schriften von Maurice Leblanc (Berlin, Schreyerische Verlagsbuchhandlung) sind ein so ungewöhnlich begabter Ritsch, daß man ohne jede kritische Untersuchung die Waffen senkt. Denn wie jeder begabte Ritsch haben diese Bücher so starke Qualitäten der Spannung, daß man, ob man will oder nicht, sie höchst gefesselt, mit Freude und Ärger sonderbar gemischt, liest,



bis zum Ende lieft, ohne davon loskommen zu können. Arsène Lupin, der Gentleman-Einbrecher, der größte Kriminelle und Kriminalist, vereinigt eine derartige Fülle von Eigenschaften, daß es unhöflich wäre, die Maßstäbe der Wahrscheinlichkeit an ihn anlegen zu wollen. Bisher sind die Bände erschienen: Gentleman-Einbrecher; Die schwarze Perle; Der blaue Diamant; Die hohle Nadel; Das geheimnisvolle Auge; „813“.

**Klassiker**

Von dem Volks-Goethe, einem der letzten Geschenke Erich Schmidts, ist eine neue Auflage erschienen, die Gustav Roethe betreut hat, wobei hauptsächlich die ersten drei Bände an Inhalt wesentlich zugenommen haben. Die Beweggründe dafür waren, daß es heute mehr denn je notwendig erscheint, weitesten Kreisen der mittellosen Gebildeten den Besitz einer billigen Goethe-Ausgabe zu ermöglichen, in der doch alles Wesentliche enthalten ist. Man wird der Auswahl des „Wesentlichen“ von Roethe durchaus zustimmen und feststellen dürfen, daß „Goethes Werke“, wie der etwas feierlichere Titel des „Volks-Goethe“ lautet, diese Aufgabe vollständig erfüllen und in der traditionell guten Ausstattung des Insel-Verlages in jeder Weise als eine höchst erfreuliche Erscheinung zu bezeichnen sind.

In der großen Sammlung der Briefe Jean Pauls, die Eduard Berend besorgt (München, G. Müller), ist nach längerer Pause der 3. Band erschienen, der die Briefe Jean Pauls aus den Jahren 1797—1800 umfaßt, den Jahren, in denen seine Entwicklung, die innere, wie die äußere, die entscheidende Wendung nahm. Der starke Band ist nicht nur eine für den Literaturhistoriker unentbehrliche, sondern auch für den Laien höchst anziehende Lektüre, weil die umfassende und in allen Farbtönen schillernde

Geistigkeit Jean Pauls hier wohl ihren unmittelbarsten Ausdruck findet. Die Arbeit ist von dem gründlichen Kenner seiner Werke und seines Lebens, Eduard Berend, mit bekannter Sorgfalt geleistet worden. 7 Bilder auf Tafelbellenagen sind hinzugefügt. Als besonders erfreulich buchen wir, daß der 4. Band in Kürze erscheinen soll.

Von Jeremias Gotthelfs Werken hat Johannes Rumbauer eine vierbändige, geschickte Auswahl getroffen (Freiburg, Herder & Co.), die er sachkundig einleitet. Alle Bestrebungen, den erziehlischen Wert seines Wertes lebendig zu erhalten oder neu zu beleben, können wir nur begrüßen, und so seien diese handlichen Bände empfohlen. — Zum 300. Todestag Christoffels von Grimmlshausen ist sein unsterblicher Simplicissimus unverkürzt, in einem Bande, in guter sprachlicher Überarbeitung erschienen (Leipzig, Seffe & Beder), der hoffentlich dazu beitragen wird, dieses deutsche Volksbuch in seiner köstlichen Frische dem ganzen Volke zugänglich zu machen. — Neue Einzelausgaben liegen in netten Bändchen vor von Storm, Der Schimmelreiter; Zur Chronik von Griesbus; Immensee, Ein grünes Blatt; von Keller, Der Landvogt von Greifensee; Pankraz der Schmoller; Kleider machen Leute; Die drei gerechten Rammacher (Freiburg, Herder & Co.). — In der guten Romanreihe des rührigen Verlages Haessel-Leipzig tritt neben C. F. Meyers „Der Schuß von der Ranzel“, „Die Richterin“, „Die Hochzeit des Mönchs“ der begabte Schweizer Dichter Jakob Böhler auf mit drei sehr beachtenswerten Novellen „Wenn's lenzt“, „Vom Golbe“, „Salto mortale“, ferner Curt Blah mit der Novelle „Der Grund“, die wohl als Zeichen ehrlichen Ringens, aber noch nicht künstlerischen Gelingens angesprochen werden kann. D. R.

**Wirtschaftliche Rundschau**

Um die Frage der Zölle und im besonderen der Agrarzölle gruppiert sich heute so ziemlich das gesamte deutsche Wirtschaftsproblem.

Während, wie gleich noch ausgeführt wird, in der Frage der Industriezölle das Haupt-

gewicht auf den wechselseitigen Beziehungen zwischen eisenhaltender und eisenverarbeitender Industrie liegt und insoweit die Beseitigung von Schwierigkeiten in der Hauptsache den Verhandlungen dieser Industriegruppen untereinander überlassen war, hat sich der

Frage der Agrarzölle die öffentliche Meinung angenommen. Dies liegt deshalb nahe, weil die Behauptung einer allgemeinen Verteuerung der Lebenshaltung durch die Agrarzölle von vornherein an die Meinung der Öffentlichkeit gerichtet und weil überdies kein Problem so sehr wie dieses auch parteipolitisch behandelt und rein agitationsmäßig mit der stillen Hoffnung bearbeitet worden ist, unter den bekannten Stichworten der Liebesgabe für die Landwirtschaft und des Brot- und Fleischwuchers sich für politische Wahlen empfehlend in Erinnerung zu bringen.

Es kommt hinzu, daß zum ersten Male, solange deutsche Agrarzölle zur Erörterung stehen, die gesamte Wissenschaft sich ziemlich einmütig gegen einen lückenlosen Agrarzolltarif ausgesprochen hat.

Wie das provisorische Zollgesetz endgültig im Reichstag verabschiedet werden wird, steht zur Stunde noch nicht fest. Starke Wahrscheinlichkeit besteht dafür, daß die im Entwurf vorgesehenen Mindestzölle fallen gelassen werden und die sogenannten Bereitschaftszölle als Waffe für die Handelsvertrags-handlungen das Übergewicht bekommen. Inwieweit daneben etwa interne Bindungen bestehen, bei der handelspolitischen Gestaltung eines autonomen Zolltarifes in den einzelnen Handelsverträgen nicht unter eine gewisse Mindestgrenze herunterzugehen, auch ohne daß dies im Gesetz ausdrücklich vorgesehen ist, bleibt offen. Mit Agrarzöllen in der einen oder anderen Form wird deshalb unter allen Umständen gerechnet werden müssen. Dies scheint in der Tat die einzige bestimmte Feststellung, die heute möglich ist. Denn in der wichtigen Frage, wie die Zölle sich praktisch für die deutsche Wirtschaft und das deutsche Volk auswirken werden, ist heute ein klares Bild nicht zu gewinnen. Im allgemeinen wird man auch hier sich von einer unbedingten Bindung an Vortriebsvergleiche freizuhalten haben. Sowohl die Weltwirtschaftsverhältnisse im Markt der Agrarprodukte wie die deutschen Produktionsverhältnisse selbst haben sich ja durch Krieg, Gebietsverlust und mancherlei sonstige, Produktionsgang und Produktionsstand beeinflussende Entwürfungen der letzten 10 Jahre erheblich geändert. Man wird deshalb, wenn man heute schon die künftige Wirkung der Agrarzölle vorausbeurteilen will, immer mehr oder weniger auf Vermutungen angewiesen sein. Wenn z. B. von den Vertretern der Wissenschaft behauptet wird, alle Vorgänge auf dem Weltmarkt deuteten auf

ein weiteres Anziehen der Weltmarktpreise hin, das einen besonderen Zollschuß des deutschen Landwirts bei der engen Verbindung des deutschen Preisniveaus mit dem Weltmarktpreis entbehrlich mache, so kann dies zutreffen oder auch nicht. Die Tatsache, daß bis in die letzte Zeit australischer Weizen nach Europa verschifft wurde, ohne daß dort überhaupt schon Abnehmer vorhanden waren, die weitere Tatsache, daß die Aussichten über den Stand der Weltgetreideernte günstig lauten, daß aber ebensogut noch im letzten Augenblick durch unworhergesehene Katastrophen schwerste Schädigungen eintreten können — alle diese Umstände zusammengenommen geben lediglich ein Bild für die Unsicherheit und Undurchsichtigkeit der Lage. Deshalb wird man mit Recht seitens der deutschen Landwirtschaft einwenden können, daß die Vermutungen des Geheimrats Sering nicht sicher genug eintreffen werden, um daran das wirtschaftliche Schicksal der deutschen Landwirtschaft auch auf einen bemessenen Zeitraum hin zu binden, wenn wirklich die Frage für sich allein schon eine Schicksalsfrage der deutschen Landwirtschaft ist! Man will mit Hinweis auf die dringende Notwendigkeit, einer weiteren Exportstärkung unserer Landwirtschaft vorzubeugen, gleichzeitig durch intensivere Landwirtschaft unsere Handelsbilanz zu beeinflussen suchen. Der Gedanke ist zweifellos bestechend. Es wird vor allem auch von dem Grafen Ranitz darauf hingewiesen, daß die Möglichkeit bestünde, durch Intensivierung der deutschen Landwirtschaft eine Mehrerzeugung im Wert von 2,5 Milliarden Goldmark sicherzustellen und dadurch nicht nur das deutsche Volk auf der Einfuhrseite seiner Handelsbilanz außerordentlich zu entlasten, sondern vielleicht sogar noch die Handelsbilanz überhaupt zu balanzieren. Die Vertreter dieser Ansicht finden eine wesentliche Stütze in dem gleichzeitigen Hinweis darauf, daß eine Aktivierung der Handelsbilanz, wie von uns auch schon früher ausgeführt wurde, auf der Seite der sonstigen Einfuhr oder durch verdoppelten Export industrieller Erzeugnisse angesichts der Lage der deutschen Wirtschaft und der Beschaffenheit des Weltmarktes nicht in Frage kommt. Deshalb verdient die Frage der Intensivierung der Landwirtschaft zweifellos das allergrößte Interesse jedes deutschen Politikers, wennschon man hier nicht übersehen darf, daß die so erhofften Wirkungen bestenfalls erst in Jahren, wenn nicht vielleicht sogar erst in Jahrzehnten sichergestellt werden

können. In Verbindung mit dem Schutzzoll kommt der Intensivierung der Landwirtschaft insofern Bedeutung zu, als der Schutzzoll dem deutschen Landwirt die Mittel für technische und agrikulturnelle Verbesserung an die Hand geben soll. Damit bekommt aber das Schutzzollproblem einen stark finanziellen Charakter, und es ist der Zweifel nicht von der Hand zu weisen, ob diese finanzielle Seite nicht in dem Herzen des weitaus größten Teiles der Landwirtschaft über die produktionstechnische Seite bei der Betrachtung der Dinge das Übergewicht hat. Die Landwirtschaft leidet außerordentlich unter dem Mangel an Betriebskapital und unter der Kreditnot. Sie wird um so schwerer dadurch getroffen, weil von einer hohen Rente des Bodens auch der Kaufwert wie der Beleihungswert des Bodens außerordentlich abhängt. Die Not vieler Landwirte ist darauf zurückzuführen, daß im Erbgang entweder eine Teilung oder eine finanzielle Abfindung der nachgeborenen Erben notwendig wird. Die frühere Form durch langfristige Realcredite die für solche Abfindungen notwendigen Mittel sicherzustellen und damit die Güter ungeteilt in die nächste Erbfolge zu geben, ist heute außerordentlich erschwert, wenn nicht ausgeschlossen. Es würde deshalb an sich psychologisch schon näher liegen, wenn bei weiten Kreisen der Landwirte diese allgemeinen finanziellen, im strengsten Sinne stark egoistischen und nichts weniger als volkswirtschaftlichen Gesichtspunkte für die Einstellung zur Zollfrage überwiegen. Wo dies dann zutreffen mag, wird jedenfalls nicht ohne weiteres behauptet werden dürfen, daß das Sinnen und Trachten dieser Wirtschaftskreise ausschließlich auf die Steigerung des Ertrages der Ernte gerichtet ist, wenn der Schutzzoll allein schon bei dem gegenwärtigen Ernteertrag eine Steigerung von Bodenwert und Bodenrente gewährleisten kann.

Hier sind also Motive wie Wirkungen noch mit viel Unklarheiten belastet, die jedenfalls ein schlüssiges Urteil über die unbedingte volkswirtschaftliche Berechtigung der derzeitigen Zollgesetzgebung nicht absolut einwandfrei ermöglichen. Insofern wird also die Zollgesetzgebung ein Experiment bleiben, das allerdings kaum zu vermeiden sein wird, um sich von falschen Ausgangspunkten der Vorkriegszeit freizumachen und auf neuerliche Erfahrungen gestützt das endgültige Urteil zu finden.

Nicht weniger groß ist der Kreis der

Vermutungen über die Wirkung der Agrarzölle. Wir haben schon davor gewarnt, die Frage lediglich parteipolitisch und agitatorisch zu betrachten. Fast muß man den Eindruck gewinnen, als habe die Agitation, die nicht genug von Brot- und Fleischwucher reden konnte, geradezu die Preiserhöhungen hervorgerufen oder zum mindesten eine starke Feuerungspsychose nicht nur beim Händler, sondern auch bei dem Konsumenten verursacht, der solchen Psychosen ja nach den Erlebnissen der Kriegs- und Inflationszeit so außerordentlich zugänglich ist. Hier tut sich ein in der Tat trauriges Kapitel der kurzfristigsten privatwirtschaftlichen Betrachtung der deutschen Wirtschaftszusammenhänge auf. Berechtigte Vorwürfe sind hier nicht nur gegen den Handel, sondern auch gegen die Industrie zu erheben. Was soll man dazu sagen, daß in industriellen Offerten für Bedarfsgüter wieder die gedruckt der Hinweis auf bevorstehende Preissteigerungen zu finden ist, um den Kunden zur schnellsten Ausnutzung des gerade jetzt noch günstigen und billigen Angebots aufzufordern. Die in solchen Rundgebungen liegende Kurzsichtigkeit ist um so verderblicher, wenn bei denselben Offerten an anderer Stelle auch für die angebotenen Preise noch die Gleitlohnlausel wegen der bevorstehenden Lohnerhöhung angebracht ist. Hier haftet der Preisgebarung schlimmste Inflationssehnsucht an. Der Industrielle, der so vorgeht, hat kein Recht, dem Händler einen Vorwurf zu machen, der seinerseits unter dem Druck der Psychose der Preisverteuerung durch die Agrarzölle versucht, so schnell wie möglich zu einer höheren Preiskurve zu kommen. Wenn in Händler- wie in Gewerkschaftskreisen ohne jede Grundlage immer wieder die Behauptung hingeworfen wird, daß die Zollgesetzgebung eine 40 proz. Vertenerung der gesamten Lebenshaltung bringen müsse, so muß am Schluß das Ergebnis sein, daß in der Preis- wie der in Lohnpolitik diese 40 proz. Steigerung als etwas selbstverständliches schnellstens in Anspruch genommen wird. Durch dieses Vorgehen wird die ernste Prüfung der vielleicht entscheidenden Frage nur erschwert, wie es zu erklären ist, daß heute gerade bei landwirtschaftlichen Produkten zwischen dem Erzeugerpreis und dem Ladenpreis eine so außerordentlich große Spanne besteht, die vielfach das Doppelte und mehr der Friedensspanne ausmacht. Man hat den Eindruck, daß im Einzelhandel wie im Handwerk, z. B. im Fleischergerwerbe, der Grund-

faß des großen Nutzens bei kleinem Umsatz herrscht, weil der einzelne Ladeninhaber gegen die Einschränkung seines Konsumentenkreises durch die Verdoppelung der Zahl der Ladengeschäfte kein anderes Hilfsmittel wie das des höheren Preises zu kennen glaubt und durch diese bequeme aber überaus schädigende Politik seinerseits sich jeder Mühe enthebt, nachzuprüfen, inwieweit der Ernst der Wirtschaftslage mit den für das deutsche Volk daraus fließenden Entbehrungen auch ihn in seiner Lebenshaltung, in seinem Geschäftsgedahren und in der Frage des eigenen Aufwandes an Geschäftsunkosten treffen muß.

Übertriebene und bewiesene Behauptungen über die Auswirkung der Zollgesetzgebung müssen Mängel und Auswüchse auf diesem Gebiet fördern. Deshalb sollten sich vor allem doch die Gewerkschaften hier zurückhalten. Denn sie, die ihre Aufgabe darin sehen, durch ihre Wirtschaftspolitik die große Masse zu entlasten, schädigen sich und ihre Anhänger am meisten. Jede theoretische Errechnung, inwieweit etwa der Getreidezoll sich in höherem Brotpreis ausdrücken kann, kann durch die preispolitischen Vorgänge im Weltmarkt über den Haufen geworfen werden. Ob der Agrarzoll den deutschen Konsumenten trifft, hängt allein von der Frage ab, in welchem Umfange möglich sein kann, den Zoll auf den ausländischen Lieferanten abzumwälzen. Bei guter deutscher Ernte, die zu Weltmarktpreisen in Deutschland abgesetzt werden kann, sinkt das deutsche Importbedürfnis und verengert sich der Exportradius des Auslandes. Gute Welternte könnte zu einem Überangebot führen, das dem ausländischen Erzeuger und Händler die Einfuhr nach Deutschland auch selbst dann noch begehrenswert macht, wenn der deutsche Zoll zu seinen Lasten geht. Man wird also überhaupt gar nicht in der Lage sein, im voraus zu berechnen, wie die unmittelbare Auswirkung des Zolles auf die deutsche Lebenshaltung aussehen wird. Jede Übertreibung und die von ihr ausgehende Nervosität und Teuerungssphynose wird zudem geeignet sein, unvermeidliche unmittelbare und mittelbare Auswirkungen noch um ein vielfaches zu verstärken. Deshalb wird man heute besonders eindringlich dem deutschen Volk sagen müssen, daß es seine Nerven behält und sich davor hütet, durch überstürzte Maßnahmen in der Preis- wie in der Lohngestaltung schließlich seine Wettbewerbsverhältnisse und damit seine Lebenshaltung selbst zu verschlechtern.

Allmählich fängt man an zu begreifen; daß neben den vielfachen Fehlern deutscher Politik und des Verhaltens der einzelnen Volksteile zueinander ja die letzte Wurzel unseres Elendes in dem Versailler Diktat und in der Reparationslast zu erblicken ist. Diese Feststellung erscheint in einem Zeitpunkt um so wichtiger, als heraufziehende schwere Krisen zu wirtschafts- und sozialpolitischen Konflikten in unseren eigenen Reihen führen können, deren Tragweite noch gar nicht abzusehen ist. Von der Krise des deutschen Industriereviere an der Ruhr hat man die sichtbarsten Beweise. Die Eisenindustrie hat den Versuch gemacht, im Zusammenhang mit den deutsch-französischen Handelsvertragsverhandlungen auch ein deutsch-französisches Eisenabkommen in Kraft treten zu lassen, das neben dem der Saarindustrie zugestandenen zollfreien Einfuhrkontingent nach Deutschland (Süddeutschland), auch eine gewisse zollbevorzugte Eiseneinfuhr Frankreichs nach Deutschland vorsah, im übrigen aber der deutschen Eisenindustrie zu einer Preis- und Absatzgestaltung im deutschen Inland wie im Export verhelfen sollte, aus der eine Überwindung der deutschen Eisenkrisis ermöglicht würde. Die eisenverarbeitende Industrie hatte sich diesen Vereinbarungen angeschlossen, da sie sich durch die Kontingente des Saargebietes und Frankreichs vor der rücksichtslosen monopolmäßigen Ausnutzung des deutschen Inlandsmarktes seitens der deutschen eisenzeugenden Industrie gesichert glaubte und zudem die Garantie der Weisbegünstigung für Export nach Frankreich erhielt. Die Voraussetzungen dieses Abkommens, das auch für die Frage der deutschen Eisenzölle entscheidende Bedeutung hatte, sind insofern nicht erfüllt, als das deutsch-französische Abkommen nur mit dem deutsch-französischen Handelsvertrag in Kraft treten sollte und sein Schicksal deshalb heute noch ungewiß ist. Deshalb bedeutet die Verabschiedung des deutschen Eisenzolles zweifellos eine erhebliche Stärkung der Eisenindustrie, die zu einer Überwindung der Krisis in dieser Industrie führen könnte, (wobei allerdings offen gelassen werden muß, inwieweit sie nicht eine Krisis in der eisenverarbeitenden Industrie zur Folge hat, die ohnehin schon zu den schwierigsten Wettbewerbsbedingungen exportieren muß). Doch trotz dieser Hoffnungen sprechen die fortschreitenden Betriebseinschränkungen und Entlassungen in der eisenzeugenden Industrie eine ernste Sprache. Noch offensichtlich ist die Krisis im gesamten

Bergbau, was u. a. der Umstand beweist, daß über 10 Millionen t Kohle im Ruhrgebiet auf der Halbe liegen, in ihrer Qualität nutzlos und tagtäglich eine ungeheure Mühselarbeit verschlingen. Die Stilllegung von Zechen schreitet weit über den Kreis der unrentablen Randzechen bis in das Kernrevier vor. Die Krisis marschiert, und keinerlei Selbsttäuschung an Hand der deutschen Arbeitslosenziffer kann den Ernst der Lage verschleiern. Noch ist es möglich gewesen, die in altangestammten Produktionsstätten überflüssig werdenden Arbeitskräfte in der Landwirtschaft und in der Bauwirtschaft aufzunehmen: Die Beschäftigung der Landwirtschaft hat Saisoncharakter, und es wird hier zu Beginn des Winters mit einem erheblichen Abstoßen von Arbeitskräften zu rechnen sein. Die Bauwirtschaft lebt heute im wesentlichen von den Aufträgen der öffentlichen Hand, die ihre thesaurierten und durch die Hauszinssteuer auch ständig vermehrten Kapitalien in die mannigfaltigsten Aufträge steckt. Auch hier ist zum Teil mit Saisoncharakter zu rechnen. Zum anderen Teil wird die von der Regierung dankenswerterweise zielbewußt erfolgte Politik strengster Sparsamkeit in der Verwendung öffentlicher Mittel zu gewissen Einschränkungen führen müssen. Es kommt hinzu, daß die allzu große Nachgiebigkeit der öffentlichen Verwaltung gegenüber den Forderungen nach Gleitpreisen und Gleitlöhnen in der Bauwirtschaft in den letzten Wochen schon zu einer erheblichen Verteuerung der Baukosten führte, was wieder eine erhebliche Einschränkung des Aktionsradius dieser öffentlichen Mittel zur Folge haben muß. So hängt eines am anderen, und man wird deshalb auch auf diesem Gebiet mit Einschränkungen zu rechnen haben, durch die zahlreiche jetzt noch in Arbeit gebrachte industrielle Arbeitslosen schließlich doch in die Erwerbslosigkeit hineinkommen. Wenn in Unternehmerkreisen heute noch von einer vielfach künstlich verfechten Arbeitslosigkeit gesprochen wird, die sich bei fortschreitender Krisis erbarmungslos enthüllen muß, so wird man leider dagegen wenig sagen können.

Es wäre deshalb nur zu wünschen, daß sich die beiden Träger der sozialpolitischen Auseinandersetzungen über die Voraussetzungen und Wirkungen der Wirtschaftskrisis rechtzeitig genug klar werden, um eine unnötige Erschwerung der an sich schon nicht einfachen Auseinandersetzungen zu vermeiden. Für den objektiven Beschauer der Vorgänge

im Lager der Arbeitgeberverbände und der Gewerkschaften zeigen sich hier noch mancherlei Widersprüche und Unklarheiten. Die Arbeitgeberseite hat zweifellos recht, wenn sie gerade jetzt mehr als in der Vergangenheit von den Gewerkschaften die Erkenntnis über die Auswirkung von Kriegsverlust und Versalles auf die deutsche Wirtschaft und die deutsche Lebenshaltung verlangt. Die Beweisführung der Arbeitgeber hat durch die neuerliche Rede des Reichsbankpräsidenten Dr. Schacht bei der Industrietagung in Köln und bei der Reise Schachts nach der Pfalz einen neue große Unterstützung erfahren. In diesem Sinn haben wir bereits vor kurzem die Eingabe der Vereinigung der Deutschen Arbeitgeberverbände an die Reichsregierung gewürdigt. Heute liegt eine Begeneingabe der Gewerkschaften vor, die den Eindruck der vorhandenen Unklarheiten und Widersprüche leider nur noch verstärkt. Die Arbeitgeber behaupten, die deutsche Produktion liege, gemessen an ihrer Menge und an den beschäftigten Arbeiterzahlen, immer noch erst um 70 % des Vorkriegsstandes, wenn auch in weitem Umfange die Kopfleistung des einzelnen Arbeiters wieder Vorkriegsstand erreicht oder überschritten haben mag. Die Gewerkschaften behaupten, daß mindestens der Produktionsstand der Vorkriegszeit erreicht sei. Gleichzeitig aber führen sie aus, es seien mehrere Millionen Arbeiter heute über dem Friedensstand in der deutschen Gütererzeugung tätig. Ist diese letztere Behauptung, was wahrscheinlich ist, richtig, dann würde auch die Vorkriegsproduktionsmenge noch nicht ausreichen, um die Behauptung der Gewerkschaften schlüssig zu machen. Im Gegenteil würde daraus die Richtigkeit der Arbeitgeberbehauptung gefolgert werden können, die zum mindesten dahin geht, daß von derselben Arbeitermenge wie in der Vorkriegszeit nicht die gleiche Gütermenge wie früher erzeugt wird. Aber selbst wenn man die völlige Richtigkeit der Behauptung der Gewerkschaften unterstellt, so ergibt sich doch die große Frage, wo denn die 100 proz. deutsche Produktionsmenge eigentlich bleibt. Daß sie nicht in gleicher Höhe wie in der Vorkriegszeit in den Weltmarkt abfließt, ist angesichts der Handelsbilanz richtig und trotz mancher Zweifel an den Bilanzziffern im wesentlichen auch unbestritten. Wir exportieren alles in allem erst 50 % unseres Vorkriegsexports. Es müßte also folgerichtig der den Export überschneidende Betrag der 100 proz. Produktion heute im Inland bleiben und zwar, wenn die Behauptung

tung von der Einschränkung des Inlandsmarktes richtig wäre, dann schließlich auf Lager gearbeitet werden. Unfreiwilliges Arbeiten auf Lager ist offensichtlich im Bergbau, und wir wissen, daß gerade daraus die Hauptkrisis im deutschen Bergbau kommt. Ob aber in allen übrigen Industrien in gleicher Weise auf Lager gearbeitet werden kann, erscheint angesichts des Kapitalmangels und der ungeheuerlichen Zinsen, die jedes Lager frist, doch nachgerade ausgeschlossen. Es bleibt dann lediglich der Rückschluß, daß in der Tat der gesamte übrige Teil der deutschen Produktion im deutschen Inlandsmarkt Aufnahme findet. Dann könnte aber die Behauptung von der erheblichen Einschränkung des deutschen Inlandsmarktes nicht richtig sein. Die schöne Argumentation für die deutsche Zollpolitik, die sich die Hebung des Inlandsmarktes zum Ziel setzt, wäre dann nichts anderes wie ein Schlagwort. Ebenso wäre aber als Schlagwort die Behauptung der Gewerkschaften enthüllt, daß der Rückgang des deutschen Inlandsmarktes die augenfälligste Begleiterscheinung der unklugen, auf Lohndruck abgestellten Politik der deutschen Unternehmerschaft wäre. Bei einem als so ausnahmefähig erwiesenen Inlandsmarkt könnte deshalb folgerichtig weder von starkem Kapitalmangel noch von zu niedrigem Arbeitseinkommen die Rede sein. Der Volkswirt, der das Bestreben hat, einwandfrei die Wahrheit zu ermitteln, steht hier also vor Widersprüchen und vielleicht vor Irrtümern, die dringend der schnellsten Aufklärung bedürfen. Es müßte deshalb eine gerabezu als historisch zu bezeichnende Arbeit der deutschen Gewerkschaften und der Unternehmerverbände sein, mit oder ohne neue Arbeitsgemeinschaft, einmal nüchtern, aber gemeinsam diesen Dingen nachzugehen und vor allem zahlenmäßig einwandfreie Grundlagen zu erbringen. Wer sich einer solchen Aufgabe entziehen würde, müßte sich in den Augen der Öffentlichkeit dem Vorwurf aussetzen, an der Niederkämpfung agitatorischer Schlagwörter ernsthaft nicht mitarbeiten zu wollen.

Angesichts solcher weittragender Erwägungen treten andere an sich nicht minder wichtige wirtschaftliche Vorgänge dieser Tage fast in den Hintergrund. Die steuerlichen Arbeiten des Reichstags verschwinden hinter den Arbeiten des handelspolitischen und des Agrarausschusses. Das Aufwertungs-gesetz ist verabschiedet worden, ohne daß in dem Trübel der Dinge eine wirkliche gründliche Prüfung des Für und Gegen von der Öffentlichkeit vorgenommen und verstanden

worden wäre. Der ganze Gedanke des Aufwertungs-gesetzes, wie er vor allem von dem Abgeordneten Best vertreten worden ist, ist innerlich falsch. Die Aufwertung ist kein Rechtsproblem, sondern ein reines Sozialproblem. Rein rechtlich betrachtet ist es unmöglich, einen gewissen Abschnitt der deutschen Wirtschaftsentwicklung der letzten 10 Jahre aus dem historischen Lauf der Dinge einfach herauszuschneiden und ihm den Charakter zu geben, als habe sich in diesen 10 Jahren nichts ereignet. Als soziales Problem mußte in irgendeiner Form die Aufwertungsfrage angepackt und gelöst werden. Schon in einer früheren Rundschau haben wir diese Seite der Frage betont und unterstrichen. Die ganze Wirtschafts- und Steuerpolitik der letzten 1½ Jahre, ja am Schluß selbst der Dawesplan ist auf der Tatsache aufgebaut, daß die Vernichtung deutscher Werte und Entwertung noch vorhandener Güter als Folge der Kriegs- und Inflationszeit nun einmal eine gegebene Tatsache ist. Was deshalb heute durch das Aufwertungs-gesetz an Mehrrechten und Mehrpflichten innerhalb der deutschen Grenzen geschaffen wird, bedeutet eine Überbelastung über das hinaus, was durch die Entwicklung der Gesetzgebung der letzten 18 Monate für Volk und Wirtschaft bestimmt war. Wären wir in unseren ganzen Wirtschaftsgrundlagen bereits auf festem Boden und in unerfüllterlich stabilem Gleichgewicht, so hätte die Lösung der Aufwertungsfrage selbst unter Überschreiten des reinen Sozialproblems unbedenklich schon so erfolgen können, wie sie erfolgt ist. Heute aber sollte das deutsche Volk, das seine Parteien zur Verantwortung ziehen will, nicht vergessen, daß kein Geringerer als der Hüter unserer Währung, Herr Reichsbankpräsident Schacht selbst, sich als einen ausgesprochenen Gegner des ganzen Aufwertungs-gesetzes hat erklären müssen. Der Ernst unserer Soziallage birgt so viele Reime neuer wirtschafts- und innerpolitischer Krisen in sich, daß eine verantwortungsvolle Betrachtung der Aufwertungsfrage nicht darüber hinaus noch zu weiterer Züchtung von Gegen-sätzen führen sollte, die weit über den Kreis des sozial Gebotenen hinaus auf das Gebiet des Gefühls und zwar auch verderblichster Gefühle, wie der Mißgunst und des Neides, führen kann.

Wir leben in Tagen, bei denen stündlich die Erkenntnis wachsen muß, daß nur mit Zusammenfassung aller aufbauenden Kräfte unter verantwortungsbewußter Führung Besserung erwartet werden kann. Solon.

## Politische Rundschau

Die Initiative in der Weltpolitik ist in den letzten Wochen an China und an den Islam übergegangen. Das bedeutet, daß auch die Russen mit am längeren Hebel der Weltpolitik sitzen. In China hat das Vorgehen vollkommen die Formen einer von den Bolschewisten genährten Streibewegung angenommen. Der Bewegung ist immer mehr eine Spitze allein gegen England, allenfalls daneben noch gegen Japan gegeben worden. Im Sinne der russisch-asiatischen Mächtegruppe ist der Erfolg davon, daß die Einigkeit der Angelsachsen am entscheidenden Punkte des Ringens gefährdet erscheint. Man hält die Vereinigten Staaten bei ihrer überlieferten Politik, sich als Freund Chinas aufzuspielen und dort keine Sondervorteile zu beanspruchen, fest und bringt sie damit in Gegensatz zu England, daß man als ausbeuterisch und hochfahrend ausschreit. England mußte sich daraufhin schon die Demütigung einer Untersuchung seines Verhaltens durch eine gemischte Kommission gefallen lassen, in der zwar die Vereinigten Staaten und Frankreich vertreten sind, aber nicht England selber, und sieht mit Beklemmung in Zukunft dem Zusammentritt einer von den Vereinigten Staaten gewünschten Konferenz zur Beratung der chinesischen Fragen entgegen. Die Chinesen benutzen die offenbare Verwirrung im Lager ihrer Gegner, um allmählich ihre Forderungen auf Abbau der Vorrechte der Fremden zu steigern. Die Russen bieten unterdessen alles auf, um durch Schüren auch des politischen Gegensatzes im Gebiet des Stillen Ozeans die Japaner festzuhalten und sie durch Einbeziehung von Mexiko fester zu binden. Es ist darüber schon zur Erneuerung der Spannung zwischen den Vereinigten Staaten und Mexiko gekommen. Offenbar ist der bolschewistische Einfluß, seit Calles in Mexiko Präsident wurde, erheblich gestiegen. Die Vereinigten Staaten haben diesmal nicht die Politik, sondern die Bodenpolitik der Mexikaner als Vorwand für die Drohung mit der Entzündung einer neuen Revolution genommen. Wir können nur davon lernen,

daß die Russen selbst den Gedanken des Sicherheitspacts zu ihrer Verteidigung aufgegriffen und sich für die Erörterung regionaler Sicherheitsverträge ausgesprochen haben!

Auf Seiten des Islam liegt der Schwerpunkt der Bewegung noch durchaus in Marokko. Abd el Krim beunruhigt die vorgeschobenen französischen Posten auf dieselbe Weise, wie er im vorigen Jahr die Spanier zum Zurückgehen auf die Küste gebracht hat. Die Franzosen würden gern Frieden mit ihrem geschickten und mutigen Gegner schließen. Aber sie stellen noch als Bedingung, daß er sich dem Sultan von Marokko, in Wahrheit also ihnen, unterordnen muß, wenn sie ihn umgekehrt anerkennen sollen. Zwischen ihnen und den Spaniern kommt es nur langsam zur Übereinstimmung in den militärischen Operationen, die Spanier bleiben mit ihren Maßnahmen ängstlich innerhalb der Grenzen ihres Gebietes. Die über die marokkanische Küste verhängte Blockade hat nach wie vor in Tanger ein Loch, weil dort die Engländer mitzureden haben, und weil auch Italien die internationale Stellung Tangers auszunutzen versucht, um doch noch in das marokkanische Spiel seine Karten mischen zu können. Die Türken haben die gefangenen Führer des Kurdenaufstandes getrost hängen lassen, obwohl sie die Nachweise dafür in den Händen zu haben behaupten, daß englisches Geld die Kurden zum Aufstand ermutigte. In Indien hat der Tod von Das beim Führerwechsel wieder eine gewisse Annäherung an die Grundzüge Gandhis zur Folge gehabt. Den Anstoß gab dazu eine Rede Birkenheads im englischen Unterhause, in der Birkenhead den Indern bestritt, daß sie eine nationale Einheit bilden und ein weiteres Entgegenkommen in der Ausbildung der indischen Selbstverwaltung vor Ablauf der nächsten 4 Jahre ablehnte.

Wenn auch in Marokko Frankreich der unmittelbar betroffene Teil ist, so ist doch gar nicht zu verkennen, daß der wirklich leidende Teil der beiden Westmächte Eng-

land ist. England befindet sich in einer ausgedehnteren und ärgeren Krisis seiner Geltung als Weltmacht wie im Sommer 1917 und im Herbst 1922. In der größten Erregung bemüht es sich, gegen die russisch-asiatische Mächtegruppe eine Front zu bilden, auf deren Führung ihm ein Einfluß zufließt. Während es den Russen wieder einmal droht, erweckt es den Anschein, als wenn sich seine Beziehungen zu Japan aufs neue herzlich gestaltetes und es dadurch auch an dem immer noch in Tientsin und Peking stehenden Chang tso lin gegen den General Feng und gegen die Nachfolger Sun Yat-sens in Kanton einen Bundesgenossen hätte, und arbeitet an der Festigung des Einflusses, den es in den Randstaaten bis hinein nach Polen sich erworben hat. Es scheint mit dem Gedanken umzugehen, auf einer der Inseln vor dem Finnischen Meerbusen Fuß zu fassen, und hat auch in seinem Staatshaushalt Mittel für den Unterhalt einer Flotte in der Ostsee eingestellt. Wir dürfen damit rechnen, daß es sich alle Mühe geben wird, zwischen uns und Frankreich den Sicherheitspakt zustande zu bringen und uns in den Völkerbund hineinzuziehen, weil es sich davon ebenso wie von der Entwicklung in Marokko verspricht, uns ebenso wie die Franzosen in sein System gegen die russisch-asiatische Mächtegruppe einzufügen. Die letzten Wochen haben in dieser Hinsicht alles bestätigt, was an dieser Stelle zur Warnung vor den Voraussetzungen gesagt wurde, von denen sich das Auswärtige Amt bei der Abfassung des Aide-Memoire vom 9. Februar leiten ließ. England denkt nicht daran, irgendwie die Aussprache über unsere Ostgrenze weiterführen zu lassen, weil es die Randstaaten ebenso nötig für den Ausbau seiner Verteidigungsstellung hat wie uns und die Franzosen. England hat andererseits den Franzosen seine Hilfe auch am Rhein und in Genf zugesichert, damit die Franzosen von Moskau sich wieder entfernten. Das für uns bedauerlichste Ergebnis der englischen Festlandspolitik während des Berichtsmonats ist der Beschluß in Genf, daß die Minderheitsfragen künftig von einem Ausschuß des Völkerbundsrats behandelt werden sollen, von dem Mächte ausgeschlossen sind, die an den Beschwerden mit interessiert sind. Der Hauptgrund, der bei uns immer für den Eintritt in den Völkerbund geltend gemacht wurde, die Unterstützung, die wir unseren Minderheiten leisten könnten, ist damit entfallen. Auch in diesem wichtigen Punkte werden wir aus unserem Eintritt

in den Völkerbund keinen Nutzen ziehen können.

Wertwürdig unklar ist immer noch die Lage der österreichischen Nachfolgestaaten und der Balkanstaaten zwischen den beiden Mächtegruppen. Unsere österreichischen Volksgenossen hatten mit ihrem Antrage beim Völkerbunde auf eine Untersuchung der mitteleuropäischen Wirtschaftszustände die Absicht verfolgt, aufzudecken, wie groß die Schuld ihrer slawischen Nachbarstaaten, insbesondere der Tschechoslowakei an ihrem Elend ist. Die großdeutschen Gefinnnten unter ihnen hofften, daß sich endlich auch der Völkerbund von der Notwendigkeit, Österreich an das Reich anzuschließen, überzeugen würde. In Genf hat man die Absicht in ihr Gegenteil verkehrt. Die Sachverständigen sind mit dem Auftrag nach Wien gekommen, den Österreichern teils zu beweisen, daß ihre Klagen unberechtigt sind, teils einige Zugeständnisse der Nachbarstaaten zu vermitteln. Benesch hat in dem hochmütigen Tone, in dem er sich gewöhnt hat, von Österreich zu sprechen, die Hilfe schon in Aussicht gestellt. Andererseits ist aber nicht zu verkennen, daß Herr Benesch's eigene Stellung beträchtlich schwächer geworden ist. Er und seine Freunde sind im letzten Jahre in einen Konflikt mit der Kurie hineingesteuert. Vermutlich schlossen sie aus der bisherigen Nachgiebigkeit der katholischen Geistlichkeit ihres Landes, daß es Rom nicht auf den Druck antommen lassen werde. Rom aber hat daraufhin, daß der dem Andenken von Johann Sus gewidmete Feiertag auch für die römischen Katholiken verbindlich gemacht wurde, seinen Nuntius abberufen. Man ist darüber ebenso betroffen in Paris wie in Prag und gibt sich die größte Mühe, den Riß wieder zu leimen. Jedoch sind über dem Geschehnis die inneren Schwierigkeiten grell sichtbar geworden, mit denen die Tschechoslowakei zu kämpfen hat. In Jugoslawien haben sich, da Pašić doch wieder die Zügel aufnehmen konnte, die Führer der Raditsch-Partei und die Radikalen verständigigt. Die Raditsch-Partei wird die Verfassung trotz ihres zentralistischen und monarchischen Gepräges vorerst nicht mehr bekämpfen und hat dafür einen starken Anteil an den Ministerien und auch sonst an der Verwaltung erhalten. In Bulgarien geht der Guerillakrieg zwischen Kommunisten und der bisher immer noch gleichmäßig rücksichtslos durchgreifenden Regierung weiter. Griechenland ist der Schauplatz einer neuen Offiziers-



revolte gewesen, die von Saloniki ausging und auf der Stelle den Übergang der Gewalt in die Hände der Auführer zur Folge hatte. Die Auführer machen geltend, daß die vorige Regierung Jugoslawien zu weit entgegen kam. Für einen Augenblick erschien die Möglichkeit eines griechisch-italienischen gegen ein jugoslawisch-bulgarisches Bündnis am Horizont.

Messen wir an dieser Gesamtlage der Weltpolitik den Notenwechsel zwischen Frankreich und Deutschland, so bleibt kaum ein anderer Schluß übrig, als daß es auch der neuen deutschen Note wieder ebenso wie dem Aube-Memoire an der Einstellung auf die Gesamtlage der Weltpolitik fehlt. Wie es vielleicht zur Zeit von Mac Donal, Herriot und Marz möglich war, so wird im Auswärtigen Amte noch jetzt nur der kleine Ausschnitt aus der Erdoberfläche in Betracht gezogen, durch den der Rhein hindurchfließt. Die Parteien haben zunächst ihre innerpolitischen Sorgen auch bei der Behandlung der Außenpolitik. Für sie galt es in diesem Augenblicke die endliche Ausbalanzierung der im Januar gebildeten Regierungskoalition. Vom parteipolitischen Gesichtspunkt aus läßt sich der Wert der Note nicht verkennen. Bedingt wiegt dieser Wert auch außenpolitisch mit. Anders steht es beim Urteil über die Note vom außenpolitischen Gesichtspunkte. Man macht freundliche Worte und erhebt dabei Einwände gegen die französischen Vorschläge, die, wenn sie ernst gemeint sind, auf der Stelle den Abbruch der Verhandlungen zur Folge haben müßten. Man erklärt, nicht zu verstehen, warum die Franzosen in ihrer Note davon rebeten, daß die Regelung der Sicherheitsfrage keine Änderung der Friedensverträge mit sich bringen dürfe, und fügt dann sogleich hinzu, die anderen wollten doch hoffentlich nicht Änderungen der Verträge auf dem Wege friedlicher Unterhandlungen ausschließen. Man legt nahe, daß die Besetzungsfisten für das Rheinland gekürzt werden. Man lehnt ab, daß mit dem von deutscher Seite vorgesehenen Schiedsvertragssystem das von den Franzosen vorgesehene Garantiesystem verbunden wird. Man beharrt darauf, daß, solange die allgemeine Abrüstung noch nicht erfolgt ist, für Deutschland die schon bisher geforderten Ausnahmen vom Artikel 16 der Völkerbundssatzung zugestanden werden. Von der schweren Beeinträchtigung des Rechts der deutschen Minderheiten durch den vorhin erwähnten Beschluß des Völkerbundsrats

wird nicht mit einer einzigen Silbe in der Note gesprochen. Es wird in keiner Weise der Fortgang der Verhandlungen irgendwie abhängig gemacht davon, daß die uns feindlichen Mächte von den Vorschriften ihrer letzten Note über das Luftrecht und den deutschen Luftverkehr wieder Abstand nehmen oder daß über die Entwaffnung und die Räumung Kölns eine endgültige Verständigung zustande kommt. Nichts an dem Wortlaute der Note läßt den Leser ahnen, daß vor zwei Wochen die Handelsvertragsverhandlungen zwischen Frankreich und Deutschland wieder abgebrochen worden sind und erst im nächsten Frühjahr wieder aufgenommen werden sollen, und daß Frankreichs nächster Bundesgenosse Polen in durchaus herausfordernder Weise mit uns sogar einen Handelskrieg begonnen hat. Es steht zu hoffen, daß beabsichtigt wird, dies alles in den mündlichen Verhandlungen nachzuholen.

Welche Stellung nimmt zu dem ganzen Fragenkomplex Italien ein? Italien wird geradezu planmäßig während der letzten Monate aus allen festländischen Verhandlungen herausgedrängt, in denen es mit uns und wir mit ihm gemeinsame Interessen wahrzunehmen haben. Ist im Auswärtigen Amte das kluge Wort überhört worden, das im Dezember 1923 im Reichstag der Zentrumsabgeordnete Raas aus seiner Kenntnis der Lage am Rhein heraus sprach: es könne uns bei den Verhandlungen über den Rhein nichts Schlimmeres widerfahren, als wenn wir uns mit den Franzosen allein an den Verhandlungstisch setzen müßten? Als vor vier Wochen das Aube-Memoire vom 9. Februar endlich im Wortlaute bekannt gemacht wurde, stellte sich erst heraus, in welcher Abhängigkeit von den Ratschlägen Englands das Auswärtige Amt vorgegangen war, und wie nicht ein selbständiger Gedanke oder eine eigene Vorstellung von der politischen Weltlage darin zum Ausdruck gelangt ist. Darum konnten uns die Franzosen in ihrer Antwort vom 16. Juni die Schlinge so leicht um den Hals werfen. Die neue deutsche Note zeigt unsere Regierung mit der Schlinge um den Hals. Sie spürt den Druck der Schlinge. Alles, was sie tut, ist, daß sie hier und da versucht, den Druck der Schlinge mit den Händen etwas zu erleichtern. Den Kopf aus der Schlinge herauszuziehen, versucht sie noch nicht, und auch die Parteien halten sich dazu anscheinend nicht für fähig.

Pertinacior.

## Literarische Notizen

**Der Weltkrieg 1914—1918.** Bearbeitet im Reichsarchiv. Die militärischen Operationen zu Lande. 1. Band: Die Grenzschlachten im Westen. 2. Band: Die Befreiung Ostpreußens. Berlin 1925, E. S. Mittler & Sohn.

Es hat reichlich lange gedauert, bis die offizielle Schilderung, gestützt auf das ganze archivische Material, soweit es militärischen Inhalts ist, erscheint, namentlich im Vergleich zu dem Seekriegswerk, das schon lange weit fortgeschritten ist. Die fest der alten Armee und dem ganzen deutschen Volke gebotene Darstellung muß dafür aber auch als durchaus gelungen, ja vortrefflich anerkannt werden. Es haften ihr auch nicht solche Mängel an, die sonst wohl offizielle oder von einzelnen Personen geschriebene Kriegsdarstellungen aufweisen, nämlich geflüsterte oder zufällige Ungenauigkeiten; das Streben nach rückhaltloser Wahrheit ist überall erkennbar. Wo Fehler vorgekommen sind, geht das Werk in maßvoller Kritik nicht an ihnen vorüber, denn das deutsche Heer braucht die Wahrheit nicht zu scheuen, kann überall den Vergleich mit den Gegnern wohl bestehen. Natürlich ist in vielen Fällen die Kritik Sache der Ansicht, und der aufmerksame sachkundige Leser wird hier und da zu anderen, abweichenden Ergebnissen kommen. Auch bleibt die Kriegsgeschichte etwas Flüßiges, in der Beurteilung nicht nur dem Wandel der Zeiten unterworfen, sondern von neueren Nachrichten abhängig. Das Werk wird aber auf alle Zeiten den Grundstock für weitere Forschungen bilden.

Diesen Forschungen ist allerdings noch ein sehr weiter Spielraum geblieben. Obgleich der Band 1 über 700 Seiten, der Band 2 deren 300 enthält, und jener nur die an die Aufmärsche mit den anschließenden Grenzschlachten, dieser die Befreiung Ostpreußens — Gumbinnen, Tannenberg, Schlacht an den masurenischen Seen — bringt, schließt die Darstellung im allgemeinen nach unten mit der Tätigkeit der Divisionen ab. Es bleibt also für die Schilderung der Gefechtsabwicklung kleinerer Verbände noch ein breiter Raum zu mehr privaten Studien. Dafür hat die Arbeit des Reichsarchivs die Entschlüsse der oberen und obersten Führung

mit ihren Beweggründen möglichst genau zu ermitteln sich bemüht und daran ihre Betrachtungen geknüpft. Daraus folgt, daß nur in denjenigen Fällen, wo die Gefechte kleinerer Verbände auf die großen Entschlüsse stärker zurückwirkten, ein genaueres Eingehen auf Einzelheiten notwendig war, und wer in dem Werke die Errichtung eines Denkmals für die Heldentaten unserer Unterführer oder kleinerer Verbände sucht, wird enttäuscht werden.

Beide Bände sind ausschließlich dem militärischen Verlauf des Krieges in den ersten Wochen gewidmet, von einer politischen Einleitung, so willkommen sie gewesen wäre, ist ganz abgesehen. Die Gründe für diese Zurückhaltung lassen sich unschwer erkennen, ohne daß sie etwa in dem Vorwort oder der Einführung auch nur angedeutet worden sind. Was man sonst über das Ausscheiden bei der Schilderung historischer Vorgänge sagt, die Zeit wäre dazu noch nicht gekommen, es müßten noch weitere Veröffentlichungen abgewartet werden und Ähnliches, braucht man nicht immer gelten zu lassen. Aber in der politischen Einleitung des Krieges hätte neben manchen anderen schwierigen Problemen z. B. die ganze Kriegsschuldfrage aufgerollt werden müssen. So wünschenswert es gewesen wäre, würde es etwas vom Wege, den eine militärische Beschreibung des Krieges gehen will und muß, abgeführt, auch eine Einigung aller bei einem solchen offiziellen Werke beteiligten Bearbeiter erschwert, wenn nicht unmöglich gemacht haben.

In der Einführung zum 1. Band heißt es: „Die historische Kommission hat Herrn Generalmajor a. D. Rudolf v. Borries in Potsdam und Herrn Geheimen Regierungsrat Dr. Alois Schulte, ordentlicher Professor der Geschichte an der Universität Bonn, mit der Prüfung des 1. Bandes beauftragt. Das Reichsarchiv sagt beiden Berichterstellern seinen „besonderen Dank“; beim 2. Band wird in der gleichen Form dem verstorbenen General Freiherrn von Freytag-Loringhoven und dem Geheimen Hofrat Dr. Walter Goetz, ordentlicher Professor der Geschichte an der Universität Leipzig, gedankt. Von einer Einverständnis- oder ähnlichen Erklärung wird abgesehen.

Der Leser fragt, wenn er neugierig ist, unwillkürlich, was steckt dahinter?

Das Karten- und Skizzenmaterial ist zwar allenfalls ausreichend, steht aber nicht ganz auf der Höhe der übrigens würdigen Ausstattung. General v. Zewel.

**Die ersten Wochen des großen Krieges.** Von J. C. van den Belt. Berlin 1922, E. S. Mittler & Sohn.

Ein niederländischer Oberst schildert die Eindrücke, die er in den ersten Kriegswochen gewonnen. Sein soldatisches Herz steht unzweifelhaft auf Seiten Deutschlands und seiner Verbündeten. Trotzdem blieb er im Urteil durchaus objektiv. Die Marneschlacht steht im Mittelpunkt der Abhandlungen; ihr Verlauf beweist ihm ein Versagen der deutschen Heeresleitung und eine im Ausland kaum erwartete Überlegenheit der französischen Führung. Daß sich diese Überlegenheit in derart entscheidender Stunde auswirken konnte, daß sie überhaupt nur für wenige kurze Tage vorhanden war und nur zu einem Entschluß ausreichte, darin liegt das „miracle“ an der Marne. Das Buch ist unbedingt lesenswert. Paul Fleck.

**Das Rotor Schiff und seine physikalischen Grundlagen.** Von J. Uderet. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht.

Ich habe das Rotor Schiff nie gesehen, da ich aber zu jenen Kreisen gehöre, denen die Seeschifffahrt besonders nahe liegt, so haben mich die Zeitungsmeldungen über die ersten Probefahrten der „Buckau“ stark interessiert. Ich entsinne mich, vor einem guten halben Jahr tauchten sie auf, und kein Mensch wußte, wie eigentlich die Wirkung zustande kam; es war ein großes Rätselraten. Dann hörte ich den Vortrag Flettners in der Schiffbautechnischen Gesellschaft, sah den Film und war immer noch erstaunt über die fabelhafte Wirkung der sich drehenden Türme. Flettner hatte zwar in seinem Vortrag alles erklärt und bewiesen, daß es so sein mußte, aber ein Vortrag setzt unter Umständen viel Vorwissen voraus, selbst die sogenannten Grundlagen nützen nicht viel, wenn man sie sich nach langer Zeit erst wieder vergegenwärtigen muß, und das stört außerdem beim Zuhören.

Nun habe ich ein Heftchen, das den obigen Titel führt in der Hand. Der Verfasser ist J. Uderet, Diplom-Ingenieur und Abteilungsleiter an der Aerodynamischen Versuchsanstalt in Göttingen. Er hat an den Vorarbeiten für das Rotor Schiff regen Anteil. In diesem Büchlein finde ich nun sauber und klar alle die Grundlagen aneinander gereiht, die man gegenwärtig haben muß, um einem Vortrag über das Rotor Schiff folgen zu können. Leicht, nett, und verständlich sind sie gehalten und geben ein sehr gutes Bild von den physikalischen Grundlagen, die zur Konstruktion des Flettner-

schiffes führten. Sie sind so faßlich gehalten, daß selbst derjenige, der seine Sekundanerweisheit noch nicht ganz vergessen hat, sich ein anschauliches Bild von den in dem Rotor Schiff ausgenutzten Kräften machen kann. Aber auch der etwas fachkundige Laie kann sogar mit Erfolg den Versuch wagen, eine solche Anlage überschlägig zu berechnen.

Das Heftchen ist eine sehr willkommene Gabe an die Öffentlichkeit und wird dazu dienen, weitesten Kreisen das Verständnis für die Wirkungsweise des Rotor Schiffes zu eröffnen und wird gleichzeitig die Grenzen aufzeigen, die phantastisch veranlagte Gemüter in der ersten Begeisterung weit übersprangen. Hier ist wieder einmal der Beweis geliefert, daß man auch eine schwer darstellbare physikalische Erscheinung durch geschickte Handhabung des Stoffes dem allgemeinen Verständnis zugänglich machen kann. Das schnelle Vergreifen der ersten 15000 Exemplare ist ebenfalls ein Beweis hierfür.

Hans Christoph.

**Maria am Meer.** Von Friede S. Kraze. Rempten, Kösel und Pustet.

Eine große über zweihundert Seiten starke Erzählung, die vom Anfang bis zum Ende in der Gegenwartsform geschrieben ist. Das müßte katastrophal sein, wenn es sich tatsächlich, wie die Dichterin vorgibt, um einen Roman handelte. Dem ist aber nicht so. Friede S. Kraze tut etwas weitaus Besseres: sie erzählt ein schönes bunt und geheimnisvoll glühendes Märchen, oder richtiger: sie singt ein langes von Wundern erfülltes Gedicht in einer zarten, leicht und frei schwingenden Prosa. Wohl enthält das Buch auch Romanelemente, doch unter der Hand der Verfasserin wandelt sich Gegenständliches in Traumbilder, Menschen der heutigen Zeit werden Sagengestalten, und alles Geschehen verdichtet sich zur Mythe. Die Präsenzform aber bewährt sich in diesem besonderen Fall als ein sehr glückliches Kunstmittel; sie läßt das Märchen von der wunderfeinen Elsalil Jesi mit dem Cherub im Herzen Bild für Bild vor den Augen des Lesers entstehen und zwingt ihn so zu rascherem Mitleben oder vielmehr Mitträumen, als es bei einem epischen Wert in der Bergangheitsform gewöhnlich der Fall sein mag. Allerdings ist auch die Nachwirkung nicht so stark wie die einer historisch vorgetragenen Erzählung. Mir ging es mit dem Buch ähnlich wie mit einem Musikstück. Sobald der letzte Akkord verrauscht ist, hört die große unmittelbare Wirkung auf; es schwingt noch mancherlei nach, diese oder jene Einzelheit haftet, im ganzen bleibt jedoch nur eine schöne und deutliche Erinnerung zurück. — Ferner soll auch nicht verschwiegen werden, daß die Dichterin (durch ihre starke musikalisch-visionäre Begabung wohl oft zu einem improvisierenden Schaffen gedrängt) sich

manchmal kleine Sünden wider den Geist deutscher Prosa zuschulden kommen läßt und im Eifer seltsame und geschraubte Ausdrücke gebraucht, die einer gründlichen Prüfung auf ihre Zweckmäßigkeit hin nicht standhalten. Ich wenigstens kann z. B. von einem „bläulich ermtenden Duft bitterer Mandeln“ keine Vorstellung gewinnen. Das „ermattende“ gebe ich zu. Auch mit der Tatsache, daß bestimmte Düfte und Klänge bei sensiblen Menschen die Vision bestimmter Farben hervorrufen, bin ich durchaus vertraut. Von jenem zeugte bereits Vater Baudelaire. Und der Deutsche Otto Ludwig vermochte sogar das Gesamtschaffen großer Dichtergehalten in Farben umzusehen. Immer, wenn er Goethe las oder über ihn nachsann, erblickte er ein tiefes goldhaltiges Orangegeß, und wenn er sich mit Schiller abgab, sah er ein leuchtendes Scharlachrot. Diese Möglichkeiten stehen außer Zweifel. Etwas anderes jedoch ist das Verlangen, daß der Geruch selbst eine Farbe tragen oder (noch schlimmer), daß er die ihm eigentümliche Wirkung auf eine farbige Art und Weise ausüben soll. Daran vermag ich nicht zu glauben. Ob aber der Wandelgeruch tatsächlich mit der blauen Farbe in einem korrespondierenden Verhältnis steht? Oder hätte vielleicht der unbewußte Gedanke an Blausäure, deren Urstoffe ja in der bitteren Mandel enthalten sind, der Verfasserin einen kleinen Streich gespielt? Doch Blausäure ist wie die meisten scharfen Gifte farblos. — Das wäre nun ein Beispiel für jene unvorsichtig konstruierten Wendungen, die man hier und dort im Buche findet. Jetzt noch etwas Grundfäßliches zur Frage des Sachbaues. Ich habe die Überzeugung, daß sich eine noch so musikalische und rhythmische Prosa, wenn sie ohne Eitelkeit, gründlich von einem noch so frei und locker gebauten Vers unterscheiden wird. Einer der Unterschiede besteht aber darin, daß die sogenannten poetischen Lizenzen, die im Verse notwendig sind, in der Prosa niemals geduldet werden dürfen. Und zu diesen Lizenzen gehört auch die Voranstellung eines mit Artikel und Eigenschaftswort beladenen Genitiv vor das zu ihm gehörende Substantivum. Kleinstädtische Festsredner mögen beispielsweise höchst zweckvoll von „des deutschen Reiches erstem Kanzler“ (ich würde hier nur Bismarck sagen) oder auch etwa von „des rauhen Nordmeers weißgischender Flut“ sprechen. In einer anständigen Prosa sollte man derartiges tunlichst umgehen. Friede H. Kraze hat jedoch solche Enthaltsamkeit nicht immer zu üben vermocht. Jetzt aber bekenne ich laut: der dichterische Reichtum des Buches fesselte mich so stark und seine wunderbare Melodie trug mich so sicher vorwärts, daß eine Störung des Genußes durch jene sonst bitter gehaltenen Sprachsünden niemals ernstlich in Frage kam.

Erich Kramer.

**Deutsche Kunst.** Schloß Sanssouci von Friedr. Winkler. Das Marmorpalais in Potsdam von Theodor Hezer. Das Stadtschloß in Potsdam von Paul Seidel. Das Münster zu Aachen von Paul Clemen. Der Dom zu Münster von Kurt Wilhelm-Räfner. Schloß Augustusburg in Brühl von Edmund Renard.

**Deutsche Lande.** Priegnitz-Ruppin von Gustav Wolf. Das deutsche Ordensland Westpreußen von Arthur Fahlberg, Berlin, Deutscher Kunstverlag.

Diese Reihen sind als vorbildliche Leistungen künstlerischer Heimatliteratur zu rühmen. Die Sammlung „Deutsche Kunst“ bringt ausnahmsweise einmal keine philosophisch-ästhetischen Traktate, sondern wirklich praktische und brauchbare Führer beim Besuche von Bauwerken, bei dem sie den Leser mit den erforderlichen sachlichen Angaben versehen. Diesem Rundgange vorausgeschickt ist jedesmal eine Übersicht über die Baugeschichte des betreffenden Werkes, und da die Verfasser durchweg bewährteste Kenner sind, so zeichnen sich diese Übersichten durch Zuverlässigkeit und Gediegenheit aus, und es kann z. B. der Besucher von Brühl es wohl zufrieden sein, die einigermaßen verwickelte Baugeschichte des Schlosses so klar und bequem zu empfangen. Ähnliches will die Reihe „Deutsche Lande“ für ganze Landschaften leisten, und hier ist das Büchlein von Gustav Wolf über Priegnitz-Ruppin als eine ungewöhnlich glückliche Leistung hervorzuheben. Nicht nur weil es aus warmer Heimatliebe entfloßen, nicht nur weil es in einem herzhaften, frischen, abwechslungsreichen Stile geschrieben ist, sondern vor allem, weil der Verfasser — ein Architekt — sich überall befreit zeigt, auf die räumliche Gestaltung von Land und Stadt zurückzugehen, und dies halten wir für eine vortreffliche, wenn nicht überhaupt die fruchtbarste Grundlage künstlerischen Heimatverständnisses. Fügen wir hinzu, daß die Hefte beider Sammlungen hübsch ausgestattet und mit Abbildungen geschmückt sind, so glauben wir genug gesagt zu haben, um sie allen ans Herz zu legen, die in der Erschließung und Stärkung des Heimat sinnes durch die Kunst eine nationale Lebensaufgabe erblicken.

dr.

**Carl Alexander und die Wartburg.** In Briefen an Hugo von Ritzen, Moritz von Schwind und Hans Lucas von Cranach. Zweites Heft der Freunde der Wartburg E. B. Eisenach. Hannover, Ernst Leisch.

Die geschickt zusammengestellten Briefe des Großherzogs an den fachkundigen Wiederhersteller der Burg, Ritzen, wie die an Schwind lassen den Leser den aus eingehendsten

Studien erwachsenden, alle Hindernisse sach-  
verständlich überwindenden Aufbau der Burg  
miterleben, wie sie Einblick gewähren in die  
Gedanken- und Empfindungswelt des Bau-  
und Burgherrn, die zu ihrer künstlerischen  
Ausstattung führte. Schon die einleitenden  
Worte aus der Urkunde im Grundstein des  
Turmes vom 10. Dezember 1853 tun dar,  
in welchem umfassenden und weitblickenden  
Sinn Carl Alexander diese Aufgabe, die  
ihm zum Lebenswerke werden sollte, erfährt.  
Als Ausfluß seines eigensten Wesens und  
seiner innersten Gesinnung verkörpert die  
Burg in ihrer von ihm erhaltenen Gestalt  
den Fürstenauftrag, zu dem sich Carl  
Alexander dem deutschen Volke gegenüber  
berufen fühlte. In diesem Sinne schreibt er  
dem Kommandanten der Burg, von Cranach:  
„Diese Stätte hat die Bedeutung bekommen,  
ein höchst wichtiges Glied der Kette von  
Pflichten zu sein, welche ich und mein Haus  
in treuem Dienst seiner großen Vergangen-  
heit gegenüber dem Vaterlande, gegenüber  
der gebildeten Welt zu erfüllen haben.“ Dies  
Denkmal dem deutschen Volke zu erhalten,  
ist das Ziel der Freunde der Wartburg,  
beizusteuern durch Gaben, Mitgliedschaft und  
Verbreitung ihrer Veröffentlichungen sollte  
Pflicht jedes Deutschen werden, der die  
Werte der deutschen Vergangenheit, wie sie  
in der Wartburg, in dem Wirken dieses  
Fürsten zum Ausdruck kommen, erkannt hat.  
Eleonore von Bojanowski.

Paul Cézanne. Von Ambroise Vollard.  
Mit 24 Abbildungen. München, Kurt  
Wolff.

Das Buch bildet eine biographische  
Hauptquelle für Cézanne. Der Verfasser  
erspart uns erfreulicherweise alle Kunst-  
philosophie und Kunsttheorie und begnügt  
sich damit, vom Leben und der Persönlichkeit  
seines Helden zu erzählen. Er hat auch nicht  
einmal den Ehrgeiz des Biographen, dafür  
jedoch den Vorzug, daß er zu den frühesten  
Bewunderern, man darf sagen: Bekennern  
Cézannes gehörte und wohl der erste gewesen  
ist, der es der Mühe wert hielt, die gering  
geachteten, ja verspotteten Werke dieses  
Malers zu sammeln. So berichtet er denn,  
was er von seinem Leben in Erfahrung ge-  
bracht, vor allem aber, was er selbst mit ihm  
erlebt hat, wie er auf ihn aufmerksam wurde,  
ihn kennen lernte, ihn in Alg besuchte, ihm  
zu seinem Bildnis sah. Er erzählt Anek-  
dotten — und erzählt sie gut —, gibt Unter-  
haltungen wieder, läßt Cézanne selbst zu  
Worte kommen, und das Ergebnis ist ein  
sprechendes und geistreiches Porträt. Es  
fällt viel Licht auf Cézannes Arbeitsver-  
fahren, wie denn z. B. seine Stellung gegen-  
über dem naturalistisch gesinnten Impres-  
sionismus kaum schlagender gezeichnet werden  
kann als etwa durch den kleinen Zug, daß er

seine berühmten Stilleben unbedenklich nach  
Papierblumen malte. Cézannes Persön-  
lichkeit ist mit Liebe, mit einer Bonhomie,  
wie man sie in der guten französischen Lite-  
ratur nicht selten findet, und zugleich doch  
auch mit einer feinen Ironie geschilbert, die  
das Salz des Buches bildet: seine breite,  
volle Natur, seine Abneigung gegen alles  
Gemachte, seine Urwüchsigkeit, in des Wesens  
Tiefe ein „temperament“ gärend, und doch  
bei aller Unabhängigkeit eine Persönlichkeit  
von stark bürgerlicher Prägung und selbst  
Betonung. Röstlich die ironische Silhouette,  
die Cézanne von dem alten Freunde Zola,  
dem „Bourgeois“, entwirft, der literarischer  
Geschäftsmann geworden ist. Aber auch  
in ihm steckt ein Bourgeois und auch in  
Vollard, und kann man nicht eigentlich  
sagen: fast in jedem Franzosen? Es ist ein  
Vergnügen, nach all den Analysen und Spe-  
kulationen über Cézanne dies gesunde Buch  
zu lesen. Schade, daß der Übersetzer dies  
Vergnügen gelegentlich durch überflüssige  
Gallizismen stört. Im Deutschen macht man  
nicht „faillite“ und Exemplare einer Auflage  
werden nicht „gezogen“. Kleiner Schön-  
heitsfehler einer auch im äußeren Gewande  
erfreulichen Veröffentlichung. tr.

Bibliothek der Kunstgeschichte. Her-  
ausgegeben von Hans Tietze. Leipzig,  
E. A. Seemann.

Diese hübsche Sammlung ist, seit ihre  
Begründung hier zur Anzeige gebracht  
wurde, rüstig fortgeschritten. Sie mag jetzt  
wohl schon ein halbes Hundert Bändchen  
umfassen, die ihrem Inhalte nach sich auf  
das ganze große Gebiet der Kunstgeschichte  
verteilen: von der diluvialen Kunst  
(F. Bayer) bis zu Wilhelm Leibl (E. Wald-  
mann) und van Gogh (E. Glaser), von der  
Kunst der Ägypter (Das Bildnis im alten  
Ägypten von S. Schäfer) und der Kreter  
(E. Praschniker) bis zu der Ostasiens, über  
die R. With, W. Cohn und D. Burchard  
Beiträge geliefert haben. Noch sind freilich  
ganze Kunstprovinzen unvertreten: so Eng-  
land, der skandinavische Norden, Rußland,  
merkwürdigerweise auch Frankreich; der Lö-  
wenanteil entfällt vorläufig auf die deutsche,  
die italienische und die niederländische Kunst.  
Unter der engen räumlichen Begrenzung,  
die das Programm der Sammlung vor-  
schreibt, haben diejenigen Bändchen am  
wenigsten zu leiden, in denen übersichtliche  
und geschlossene Sonderthemata zur Behand-  
lung stehen, wie die römischen Barockbrunnen  
(W. Friedländer) oder die Geschichte des  
Pieta-Motivs (W. Pinder). Aber in einer  
Reihe von Bänden ist es doch den Ver-  
fassern auch geglückt, die Darstellung größerer  
Kunstgruppen durch kräftige Hervorhebung  
der großen Linien anziehend und wertvoll  
zu gestalten; hier wären etwa die Beiträge

von A. Grisebach über die deutsche Baukunst des 17. Jahrhunderts, über den spätgotischen Kirchenbau in Deutschland von G. Dehio und über die oberitalienischen Trezentisten von J. Schlosser zu nennen. Unter den monographischen Behandlungen einzelner Künstler verdient das Büchlein von S. Tietze über Michael Pacher eine besondere Erwähnung. Ein Vorzug der Sammlung liegt darin, daß in ihr manche Erscheinungen der Kunstgeschichte, die in den Handbüchern nur ge-  
kreift werden können, zu selbständiger Dar-

stellung gelangen, so die neuattische Kunst (E. Loewy), die griechischen Münzen (S. Bärger) oder das romanische Kunstgewerbe in Deutschland (R. Schmidt). Immer aber hat es seinen Reiz, eine künstlerische Erscheinung, eine Periode, eine Problemgruppe in den Bänden der Sammlung für sich und in dichtester Zusammenfassung zu überblicken, und vielen wird gerade diese zugleich bequeme und anregende Behandlung der Kunstgeschichte willkommen sein. tr.

## Ein Preisauschreiben

Es ist nicht unsere Gewohnheit, von Preisauschreiben Notiz zu nehmen. Wir weichen heute bewußt davon ab und teilen unseren Lesern mit, daß die Wochenschrift „Der Deutschen-Spiegel“ ein Preisauschreiben zur Gewinnung von Vorschlägen zur wirtschaftlicheren Gestaltung der öffentlichen Verwaltung in Deutschland veranstaltet und namhafte Preise dafür ausgesetzt hat. Diese Preise (8000 M. 1. Preis, abgestuft bis zu 500 M. für den 6.—9.) und die Namen der Preisrichter, welche den verschiedensten Parteien angehören (Dr Busch, Staatssekretär z. D., Dr Drews, Staatsminister a. D., Hamm, Reichsminister a. D., Dr Kulenkampff, M. d. R., Dr Moll, Ministerialrat, Dr Raab, Privatdozent, Saemisch, Staatsminister a. D., Dr Vogt, Ministerialdirektor z. D., Dr von Wolf, Staatsrat, M. d. Reichsrats) gewährleisten den Ernst des Unternehmens. Es besteht kein Zweifel, daß die Frage der wirtschaftlicheren Gestaltung der gesamten öffentlichen Verwaltung Deutschlands die im übrigen in der „Deutschen Rundschau“ L. 1 Dr Karl C. von Loesch („Staatspolitische Zeitfragen“) bereits in der Inflationszeit als eine der wichtigsten Aufgaben hingestellt hat, ernsthafteste Beachtung verdient. Wir würden wünschen, daß auch die Leser und Mitarbeiter der „Deutschen Rundschau“ sich an diesem Preisauschreiben beteiligen. Ja wir wären bereit, da der Rahmen des Preisauschreibens sehr eng gezogen ist, darüber hinausgehenden Vorschlägen Raum zu gewähren.

Das Preisauschreiben will unter der „gesamten öffentlichen Verwaltung Deutsch-

lands“ sowohl die Reichsverwaltung als auch die Verwaltung der Länder, Gemeinden, Gemeindeverbände und sonstigen öffentlich rechtlichen Verbände verstanden wissen. Die Vorschläge sollen sich auf folgende Fragenbereiche erstrecken: Beschränkung und Abgrenzung der Befugnisse und des Geschäftsbereichs der einzelnen Verbände, Verwaltungen und Behörden, insbesondere im Verhältnis von Reich und Ländern; Vorbereitung, Festsetzung und Durchführung der Haushaltspläne und der übrigen Gesetze, Verordnungen, Beschlüsse und Entscheidungen; Rechnungs- und Rassenwesen; Gliederung und Aufbau der Behörden; Gestaltung ihrer Tätigkeit, ihrer Technik, ihres Verkehrs untereinander und mit dem Publikum. Bezüglich der Länder, Gemeinden usw. genügt die Berücksichtigung der besonderen Verhältnisse eines oder mehrerer der größeren Länder. Erwünscht, aber nicht gefordert sind Vorschläge zur wirtschaftlicheren Gestaltung der Einnahmen der öffentlichen Verbände sowie ihrer Wirtschaftsunternehmungen.

Die Vorschläge müssen unter den gegenwärtigen politischen und wirtschaftlichen Verhältnissen ohne wesentliche Änderungen der Verfassung durchführbar sein. Die Befügung von möglichst bestimmten Richtlinien für die Durchführung ist erwünscht, ebenso eine überschlägige Berechnung der Ersparnisse, welche voraussichtlich für die öffentliche und auch private Wirtschaft eintreten. Eine Begründung der Vorschläge, insbesondere aber eine Darstellung und Kritik der gegenwärtigen Verhältnisse ist insoweit zu geben, als sie zur Verdeutlichung und zum

Nachweis der Zweckmäßigkeit der gemachten Vorschläge unerlässlich ist.

Die Arbeiten sind bis zum 15. November 1925 an den Notar, Herrn Rechtsanwalt Dr. Karl Görres, Berlin W. 9, Potsdamer Str. 9, portofrei und eingeschrieben zu senden. Näheres durch das Kuratorium für Spar- und Vereinfachungsmaßnahmen, Berlin W. 35, Potsdamer Str. 118 c.

Wir sind mit der Formulierung der Bedingungen durchaus einverstanden. Jedoch erscheint uns die Bestimmung „ohne wesentliche Änderungen der Verfassung“ 1. reichlich unbestimmt in der Fassung und 2. von vornherein kaum durchführbar. Man legt so den Vorschlägen gerade dort,

wo sie am wichtigsten sind, Fesseln an. Ferner weisen wir darauf hin, daß es sich nicht nur um die Änderung der Reichsverfassung handeln kann, sondern vielleicht in noch viel höherem Maße der Verfassung der Länder, Kreise und Gemeinden. Wir glauben, daß eine Reihe von Aufgaben, welche diesen heute zugewiesen sind, in Zukunft ausgeschoben und der privaten Initiative überlassen werden müssen. Endlich vermischen wir in der Aufzählung des Fragenbereiches die Parlamente. Die Vereinfachung wird gerade bei diesen selbstgewählten Herren unseres Volkes zuerst anfangen müssen, soll es sich wirklich um eine Reform an Haupt und Gliedern handeln. D. R.

## Literarische Neuigkeiten

Von Neuigkeiten, welche der Schriftleitung bis zum 15. des Monats zugegangen sind verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

**Meyer.** — Die Heimstättenfrage im Lichte der Geschichte von Geh. Reg.-Rat Dr. Eduard Meyer. 54 S. Berlin 1924, Gebr. Mann. (1.—M.) (Soziale Zeitfragen.)

— Spenglers Untergang des Abendlandes von Eduard Meyer. 24 S. Berlin 1925, Carl Curtius.

**Mind.** — Gottfried Mind, der Rassen-Raffael. Versuch eines Lebensbildes von Adolf Roelsch. 12 Tafeln, 29 S. Zürich 1924, Montana-Verlag. (6.—M.)

**Misch.** — Warnbagen von Ense in Beruf und Politik. 177 S. Gotha-Stuttgart 1925, Perthes N.-G.

**Modes.** — Goethes Faust-Tragödie für jede Bühne von Theo Modes. 270 S. Graz 1925, Leykam.

**Montgelas.** — Abraham Lincoln, Präsident der Vereinigten Staaten von Nordamerika von Dr. Graf Albrecht Montgelas. 179 S. mit 28 Abbildungen. Wien u. Leipzig, Karl Böhm.

**Mühsam.** — Alarm von Erich Mühsam. 98 S. Berlin D. 34, Der Syndikalist.

**Neef.** — Der Geist der Wissenschaft von Dr. F. Neef. 139 S. Karlsruhe i. B., G. Braun G. m. b. H.

**Oderet.** — Das Rotorsschiff und seine physikalischen Grundlagen von J. Oderet. 48 S. Göttingen 1925, Vandenhoeck & Ruprecht.

**Offenbaur.** — Der englische Boccaccio. Den erbaulichen und ledigen Canterbury-Geschichten des seligen Herrn Chaucer nach erzählt von Kurt Offenbaur. 273 S. Dresden 1924, Sibyllen-Verlag.

**Ovid.** — Liebestkunst von Publius Ovidius Naso. Lateinisch und deutsch. Nach der Übersetzung Herzbergers bearb. v. Franz Burger. 106 S. München 1923, Ernst Heimeran.

**Papesch.** — Das Fegefeuer des deutschen Theaters von Joseph Papesch. 93 S. Dessau 1925, Karl Rauch. (2,50 M., geb. 4,50 M.)

**Pastor.** — Die sätinsche Kapelle von Ludwig von Pastor. 169 S. Freiburg i. Br., Herder & Co.

## Verzeichnis der Mitarbeiter dieses Heftes:

F. Freiherr von der Goltz, Bad Sachsa. — Dr. Leopold Ziegler, Achberg b. Lindau. — Georg Britting, München. — Dr. Max Fischer, Berlin. — Prof. Dr. Otto Koellreutter, Jena. — Dr. Werner Schendell, Berlin. — Dr. Karl Hellwig, Berlin.

# Polen

Von

Karl C. v. Loesch

Polen liegt zwischen Westeuropa und dem Osten, nicht nur im geographischen Sinne. Darüber besteht kein Zweifel. Sicherlich liegt Polen dem „Westen“ näher als dem fernen Osten, dessen wesentlichste Unterschiede, insonderheit den zwischen China und dem westlichen Europa und Amerika der geistreiche Engländer Bertrand Russell in seinem Buche: „China und das Problem des fernen Ostens“<sup>1)</sup> auf folgende Formel zu bringen versucht: Das westliche Geistesleben gehe auf drei Quellen zurück: die griechische Kultur, die jüdische Religion und Ethik und endlich den modernen „Industrialismus“, der selbst aber nur ein Ergebnis der modernen Naturwissenschaft sei. Russell leitet Literatur, Künste, Philosophie und Mathematik von den Griechen her, ebenso die milderer Seiten unserer sozialen Anschauungen. „Von den Juden“, so sagt dieser Skeptiker, „bekamen wir die fanatische Überzeugung, die ihre Freunde „Glauben“ nennen, den moralischen Eifer mit dem Begriff Sünde, die religiöse Intoleranz und einen Teil unseres Nationalismus. Von der Naturwissenschaft wie sie im Industrialismus angewendet ist, haben wir die Macht und das Gefühl für Macht, die Überzeugung, daß wir wie Götter sind und gerechtemaßen den unwissenschaftlichen Wesen gegenüber Herrscher über Leben und Tod sein dürfen.“ Es ist hier nicht unsere Sache, uns mit dem religiösen Indifferentismus Russells, der hinter diesen Thesen steckt, auseinanderzusetzen. Für unsere Betrachtungen treffen sie aber das Richtige, denn wir kommen mit ihrer Hilfe an die Kräfte heran, die das heutige Polen von Westeuropa scheiden, ohne daß es Asien und erst recht Ostasien zugehört, welches in der Tat ja von diesen drei Elementen (abgesehen von schwachen und indirekten Einflüssen Griechenlands auf die chinesische Malerei, Bildhauerkunst und vielleicht auch Musik) unberührt blieb. Polen ist vielmehr trotzdem echtes „Europa“, wenn es auch im Sinne des Fortschrittes der Zivilisation hinter den west- und mitteleuropäischen Ländern „zurückgeblieben“ ist. Es wurde aus allen drei Quellen Russells gespeist, freilich sehr ungleichmäßig.

Am klarsten liegt die griechische Wurzel seiner Kultur, die ja einmal in der Zeit der Christianisierung und zum andern in der des Humanismus ganz West-

1) Eingeleitet von Prof. R. Haushofer (in deutscher Übersetzung). München, Drei-masten-Verlag.



europa ergriff. Polen war in jenen Zeiten dessen Grenzland nach Osten. Hat das polnische Volk auch — in Verarbeitung der griechischen Quelle — auf keinem Gebiete der abendländischen Geisteswissenschaften Erhebliches geleistet, vielleicht weniger aus Mangel an Begabung und Stetigkeit, als aus der Ungunst der inneren und äußeren politischen Verhältnisse, so stand es und steht es auch heute noch seiner geistigen Einstellung nach in der Reihe der europäischen Völker. Es hat den Willen zum Griechentum, und so erklärt es sich auch, daß in Polen das Gefühl für diese Minderleistung ausgeprägt ist und sie peinlich empfunden wird. Es findet seinen Ausdruck in dem Versuch, noch nachträglich dem polnischen Volkstum einen der fruchtbarsten Denker und Gelehrten der Wende des 15. und 16. Jahrhunderts zuzueignen: den am 19. Februar 1473 in Thorn, einer damals rein deutschen Stadt, geborenen Nikolaus Kopernikus, dessen Vater, der Großhändler Niklas Kopernigt, aus Frankenstein in Schlesien stammte. Seine Mutter, die Tochter des Großkaufmannes Lukas Waselrode, entstammte einer der angesehensten Ratsfamilien in Thorn; der andere Schwiegersohn Waselrodes, Thielemann v. Allen, war 38 Jahre lang Mitglied des Rates von Thorn. Nikolaus Kopernikus selbst war jahrelang als Domberr Verwalter des ermlandischen Bischofs in Allenstein und also nicht nur seiner Abstammung nach, sondern auch in seiner außerwissenschaftlichen Lebensarbeit klar als Deutscher gekennzeichnet. Es mag sein, daß die Wiedererwerbung der seit alters von den Deutschen bewohnten Stadt Thorn und die Ansprüche auf Schlesien für die Polen von gestern und heute einen besonderen Anreiz bildete, den großen Sohn des deutschen Volkes noch nachträglich mitzuannektieren, ähnlich wie die Italiener in Südtirol es neuerdings mit Andreas Hofer versuchen. Derartiges muß natürlich fehlschlagen; es ändert

den Tatsachen nichts, daß der innere Verfall Polens im 17. und 18. Jahrhundert und schließlich auch Hemmungen, welche aus der Teilung Polens der polnischen Wissenschaft und der polnischen Geisteskultur erwachsen sein können, es verhindert haben, daß mehr als Durchschnittsleistungen vollbracht wurden. Bemerkenswert ist aber, daß Polen auf dem Gebiete der Musik und der Literatur gerade im 19. Jahrhundert, in der eigenstaatlosen Zeit, Erhebliches geleistet hat. Daß seit Errichtung einer selbständigen Republik Polen im Jahre 1918 neuerliche Leistungen nicht zu verzeichnen sind, mag in der Kürze der seither abgelaufenen Frist und den inneren Wirren dieses Staatswesens seine Erklärung finden. Immerhin ist es kennzeichnend, daß der erste Präsident der Republik, Paderewski, ein Klaviervirtuose von internationaler Anerkennung war.

Die zweite Quelle Ruffells ist dafür um so reichlicher geflossen, die jüdische.

Obwohl Polens Bevölkerung die größte Zahl von Juden unter sämtlichen europäischen Staaten aufweist, kann freilich von einer direkten Beeinflussung der polnischen Mentalität durch dieses landsässige Judentum kaum die Rede sein, wenn auch unter allen polnischen Parteien, sogar unter den antisemitischen Nationaldemokraten und Faschistenführern solche jüdischer Herkunft sind. Zwischen den Polen und der großen Masse der Juden steht heute noch eine unsichtbare Ghettomauer. Die schlechte Behandlung, welche gerade die Juden in der neuerrichteten polnischen Republik erfahren haben, führte diese, trotzdem sie in zahlreiche Parteien zerfallen, einigermaßen geschlossen in das Lager der übrigen, unter dem gleichen Schicksalsdrucke lebenden völkischen Minderheiten. Die Macht des jüdischen Einflusses in der ganzen Welt, vor allem in der Presse und in der Hoch-

finanz, ließ es den Polen, vor allem dem Finanzminister Grabski, notwendig erscheinen, gerade diesem Teil ihrer Fremdvölkischen einige Konzessionen zu machen. Und so ist es denn mit amerikanischer Hilfe vor einigen Monaten gelungen, eine zahlenmäßig nicht unbedeutende Gruppe von jüdischen Abgeordneten durch Konzessionen von ihren Volksgenossen und den übrigen völkischen Minderheiten abzuspalten und in das Lager der Regierungspartei zu führen. Ein Erfolg, dessen Ausmaß freilich erst die nächsten Wahlen erweisen werden. Denn es ist zweifelhaft, wieviele der jüdischen Wähler den ins Regierungslager Abgeschwenkten folgen und wieviele sich jenen Führern zuwenden werden, die diese Konzessionspolitik mißbilligen.

Der „jüdische“ Einfluß im Sinne Ruffells ist ganz anders geartet; er wurde auf dem Wege über das Christentum vermittelt. In Polen spielt in der Tat die Kirche eine größere Rolle als in anderen europäischen Ländern und zwar die katholische, obwohl der Staat bis zum Herbst des Jahres 1922 in dem bekannten sozialistenfreundlichen Marschall Pilsudski ein Oberhaupt hatte, das nichts weniger als katholisch gesinnt war. So ist wohl zu erklären, warum in der Verfassung der polnischen Republik der katholische Charakter des Staates nicht festgelegt wurde. Die in der zweiten Lesung der Verfassung bereits angenommene Bestimmung, daß der Staatspräsident stets katholisch sein müsse, ist in der dritten Lesung wieder beseitigt worden. Immerhin bestimmt Artikel 114 der polnischen Verfassung: „Das römisch-katholische Bekenntnis als Religion der überwiegenden Mehrheit nimmt im Staat eine Hauptstellung unter den gleichberechtigten Religionen ein.“ Wir gehen darüber hinweg, daß bei der knappen Mehrheit von etwa 55 bis 60 vom Hundert römischer Katholiken von einer überwiegenden Mehrheit nicht hätte gesprochen werden dürfen; überwiegend römisch-katholisch ist nämlich nur die Mehrheit der Polen (des Staatsvolkes), während die übrigen Völker Polens (45 v. H. der Gesamtbevölkerung) größtenteils anderen Konfessionen und Religionen angehören. Wir verweisen jedoch ausdrücklich auf den (nach Kompromissen schmeckenden) Widerspruch im Artikel 114: denn wären alle Religionen gleichberechtigt, so könnte nicht eine derselben eine Hauptstellung einnehmen. Diese „Hauptstellung“ tritt auch in der Praxis viel mehr als in der Verfassung selbst in Erscheinung. Sie hat z. B. bereits in der Frage der Mischehen zu außerordentlichen Schwierigkeiten geführt. Priester genießen Portofreiheit; Mönche und Nonnen dürfen zum größten Teil frei die Eisenbahn benutzen. Die großen Zuschüsse zu den Gehältern der katholischen Geistlichen durch den Staat finden allerdings ein (wenn auch aus anderen Gründen entspringendes) Gegenstück in den „Zusatz“gehältern an die von dem bekannten Polonistator, dem Generalsuperintendenten Bursche geleiteten evangelisch-augsburgischen Kirche in Warschau. Bursche erhält 574 Zloty monatlich, die Mitglieder des Konsistoriums 67,5, die Superintendenten 41, die gewöhnlichen Geistlichen 20½ Zloty (der Zloty beträgt etwa 80 Goldpfennige). Das ist aber doch sehr wenig im Vergleich zu den durch das am 10. Februar 1920 abgeschlossene Konkordat für die katholische Geistlichkeit festgesetzten „Zusatz“gehältern. Danach erhält der Kardinal monatlich 1025 Zloty für sich und 800 für seine Kapläne. Der Erzbischof bezieht 820 und 600, die Mitglieder des Domkapitels 241, Pfarrer 110, Konsistorialbeamte usw. 82 Zloty. Der Unterschied tritt besonders deutlich in Erscheinung, wenn man berücksichtigt, daß katholische Seminarprofessoren 241 und die Schüler

der Priesterseminare sogar 51 Slotz, also 10 Slotz mehr als evangelische Superintendenten und das Doppelte der evangelischen Pfarrer beziehen.

Die Bevorzugung der katholischen Kirche unterscheidet das heutige Polen von allen modernen Staaten West- und Mitteleuropas. Diese hohe Stellung der katholischen Kirche in Polen soll von uns nicht abschätzig beurteilt werden. Bedenklich erscheint nur die indirekte Bevorzugung des Staatsvolkes, welche damit verbunden ist, und des Systems, mit dem sie verquickt wird.

Rehren wir zu Bertrand Russell zurück. Er sieht vom Christentum nicht nur allein den jüdischen Ursprung, sondern will ihn — als Engländer — natürlich auch in einem Teil des nationalen Gedankens erkennen: nämlich in der Auffassung, welche die Engländer von den Juden übernommen haben, nur sie seien das auserwählte Volk; ihre Taten gegen fremde Völker geschähen doch in höherem Sinne nur zu deren Besten. Wenn diese Auffassung richtig ist, so dürfen wir wohl sagen, daß die Polen in dieser Hinsicht noch einen weit größeren Anteil jüdischen Erbgutes bekommen haben als die Engländer. Die Polen sind von ihrer Mission noch weit stärker überzeugt als es Juden und Engländer jemals gewesen sind. Ihre nationale Unbuddsamkeit und ihr rüchichtsloses Vorgehen gegen alles Nichtpolnische seit Neuerrichtung der polnischen Republik sind weltbekannt. So ist es vielleicht auch überflüssig, ausdrücklich festzustellen, daß Polen in dieser Beziehung den größten Gegensatz zwischen Westeuropa einerseits und dem seiner nationalen Kultur sich wohl bewußten, aber in der Praxis keineswegs aggressiven China andererseits, verkörpert. In diesem Sinne ist Polen äußerstes, letztes Europa. Es ist, als verdoppelten und verdreifachten sich an den Grenzen der abendländischen Zivilisation alle Fehler dieser sonst mit so vielen Vorzügen ausgestatteten Entwicklung, während sich das benachbarte Rußland, welches nie voll darinstand, seit 1917 in bewußten Gegensatz stellte und unter der Führung atheistischer Wirtschafts- und Sozialfanatiker die Nationalitätenfrage der Sowjetunion dadurch zu lösen suchte, daß es in allen übrigen Lebensfragen den nichtgroßrussischen Nationalitäten die größtmögliche Freiheit gab. Polen steht auf genau entgegengesetztem Standpunkt; ja sogar seine Außenpolitik steht unter dem Zeichen seiner Minderheitenfeindschaft. Der Eintritt Polens in die gegen Ungarn gerichtete Kleine Entente war bisher ebensowenig möglich, wie in den sich bildenden ostbaltischen Staatenverein. Seit der Bukarester Konferenz der Kleinen Entente im vergangenen Herbst ist jedoch deutlich zu spüren, daß es einen Punkt gibt, in dem Polen mit dieser nicht bloß übereinstimmt, sondern fraglos auch — wenngleich hinter den Kulissen — mit ihr zusammen operiert. Es ist das Vorgehen aller dieser Staaten gegen ihre Minderheiten, die Sabotage der ihnen auferlegten Schutzverträge, ja der Versuch, diese schwachen Hemmnisse des Chauvinismus abzuschütteln und alle Bemühungen des Völkerbundes und völkerbundsfreundlicher Kreise, das Schicksal der den neuen Staatsvölkern ausgelieferten Minderheit zu mildern, zunichte zu machen. Es ist Tatsache, daß Polen die Haager Entscheidung über die Entschädigung der vertriebenen Ansiedler noch immer nicht durchgeführt hat; gleichzeitig vertreibt es, auf Grund des Raedenbeek'schen Spruches und des ungeligen Wiener Abkommens, weitere 30 000 Deutsche, die sogenannten Optanten, aus den ehemals polnischen Teilgebieten. Während diese Zeilen geschrieben werden, ist die Presse nicht nur des Deutschen Reiches, sondern sogar des Auslandes erfüllt von Schilderungen der Leiden dieser Vertriebenen (und von Vorwürfen über

brutale Rücksichtslosigkeit auf der einen und mangelhafter Vorfürge auf der anderen Seite). Die qualvollen Bilder aus Schneidemühl und anderen Grenzorten sind aber nur als die bliglichtartige Beleuchtung eines sonst im Verborgenen liegenden Vorganges aufzufassen, über den sich die Weltmeinung bisher recht wenig empört hat. Bei dem erstaunlich kurzem Gedächtnis der Öffentlichkeit muß vielmehr daran erinnert werden, daß die 10 000 in Schneidemühl im August 1925 über die Grenze geschobenen Deutschen nur der hundertste Teil der Opfer Polens sind. Denn von 1919 bis 1924 sind (nach polnischen Angaben) bereits gegen 950 000 Deutsche teils durch Ausweisung, teils durch andere Maßnahmen indirekt aus Westpreußen, Soldau, Posen und Oberschlesien verdrängt worden. Was heute die Gemüter erregt, ist also nur der Schlußakt eines Vorganges von grauigem Ausmaß, gegen den die vielgeschmähten Hugenottenvertreibungen Ludwigs XIV. unbedeutend erscheinen. Die Massenvertreibungen in Kleinasien und am Balkan und all ihr Elend müssen schon herangezogen werden, wenn man ein zutreffendes Beispiel finden will: westeuropäisch-bestimmter (unorientalischer) Nationalismus paart sich mit baltanischer Verachtung der Wirtschaftlichkeit. Denn solche Zwangsumsiedlungen, wie sie auch der brave, aber arges Unheil heraufbeschwörende Friedhof Ransen empfohlen hat, zerstören in ihrer praktischen Auswirkung die naturgewachsenen Wirtschaftszustände des Landes. Nicht nur der Vertriebene wird brotlos gemacht, sondern das Land selbst auch. Denn von einer „Erfegung“ der Vertriebenen durch „wirtschaftlich gleichwertige“ Mitglieder des Staatsvolkes kann keine Rede sein. Die wirtschaftliche Überlegenheit der Deutschen in Polen über die Angehörigen des Staatsvolkes ist zudem unbestritten.

Mit diesen Feststellungen sind wir aber bereits bei der dritten Gruppe Bertrand Ruffells, dem modernen Industrialismus. Daß die polnische Nation an der naturwissenschaftlichen Grundlage der modernen Kultur- und Industrieentwicklung nirgends in nennenswerter Weise mitgearbeitet hat, daß sie dagegen im 19. Jahrhundert noch wie im Mittelalter ihre gesamte materielle Kultur, Landwirtschaft, Gewerbe, Handel- und Verkehrswege für und fertig zumeist von den benachbarten Deutschen bezog (von Einwanderern, deren Nachkommen mangels Zuzuges und aus einer Reihe von anderen Gründen später im polnischen Volkstum aufgegangen sind und schließlich ererbte Eigenschaften mit diesem Mentalitätswechsel verloren haben): das sind auch außerhalb von Mitteleuropa bekannte Tatsachen.

\* \* \*

Die Tatsachen des vorhergehenden Abschnittes erfahren erst die richtige Beleuchtung, wenn man im Einzelnen durchdenkt, daß es zum größten Teil Deutsche aus Preußen oder Österreich waren, die bis in die jüngste Zeit hinein den Fortschritt der abendländischen Industrie und Landwirtschaft, im Eisenbahn- und Nachrichtenwesen, im Bergbau usw. nach Polen brachten, wenn auch die zahlenmäßig zurücktretenden französischen und belgischen Niederlassungen (im ehemaligen Kongresspolen) zum mindesten verzeichnet werden sollen. Im Zusammenhange dieser Untersuchung kommt es gar nicht darauf an, welches der mittel- und westeuropäischen Völker, die in ihrer Gesamtheit die Träger der Entwicklung moderner materieller Kultur waren, diese auf den Boden des heutigen Polens verpflanzten. Die Genossenschaften, der Gedanke der

gegenseitigen Hilfe von Bauern und Gewerbetreibenden gegen die Härten einer Manchester-Entwicklung, welcher im polnischen Volke und zwar speziell im sogenannten preussischen Anteil Wurzel geschlagen hat, ist deutsches Kulturgut. In der Schule des preussischen Staates und der deutschen Wirtschaft hat — und das muß jeder objektive Beurteiler billig anerkennen — das polnische Volk diese Anregungen in tüchtiger Selbsterziehung seit den 60 er Jahren verarbeitet und im Posener Agrargebiet sehr Beträchtliches geleistet, wie es Ludwig Bernhard, Professor an der Berliner Universität, in seinem grundlegenden Buche „Die Polenfrage“ dargestellt hat. Aber mit diesem doch durchaus begrenzten Gebiete ist auch das Wesentlichste erschöpft. Wirkliche originelle Leistungen finden wir nirgendwo. In der oberschlesischen Industrie waren „Polen“ — wenn es überhaupt dort welche gibt, worauf einzugehen der Umfang dieses Aufsatzes nicht gestattet — höchstens die Handlanger. Weit geringer waren Landwirtschaft und Industrie im ehemals russischen Anteil entwickelt — (von der Arbeit der Deutschen in Lodz sprachen wir ja bereits; sie ist alles, nur nicht echt polnisch). Am schlimmsten war es von allen polnischen Landen um dasjenige bestellt, in welchem die Polen selbst regierten, wo ihr Genius keine Schranken fand, in Galizien. Die Wirtschaft dieses Kronlandes, für welches das übrige Osterreich (besonders Böhmen und Schlessien) alljährlich Steuergelder abführen mußte, stand trotz reichster natürlicher Hilfsquellen sprichwörtlich schlecht. Daraus ist der Schluß erlaubt, daß den Polen im ganzen das Talent zur wirtschaftlichen Entwicklung und Verwaltung eines Landes abgeht, was von der Neigung des Einzelnen zu strupelloser Bereicherung durchaus verschieden, ja deren Gegenteil ist. So standen die Dinge, als das Schicksal dem polnischen Volke einen eigenen Staat schenkte. Wie hat der polnische Staat die weiter von fremden Völkern bewohnten Länder, die ihm in den Schoß fielen, verwaltet? Nichts berechtigt uns, von dem harten Urteil über die wirtschaftlichen und die Verwaltungsfähigkeiten der Vorkriegspolen abzugehen; die soliden Anfänge im ehemals preussischen Teilgebiet machten nicht etwa Schule. Vielmehr bemächtigte sich ein Taumel des Volkes, ein Rausch über den Sieg . . . der Entente-staaten. Im Größenwahn und in schrankenloser Beutepolitik wurde ein Heer von Soldaten und ein noch größeres Heer von Beamten und Staatsangestellten geschaffen; das reiche Erbe in Westpreußen, Posen und Oberschlessien mit ihrer guten Verwaltung und Wirtschaft wurde vertan. Greifen wir Beispiele nur aus der jüngsten Zeit heraus, so sehen wir mit Schaudern, daß nirgendwo auch nur die einfachsten Aufgaben der Erhaltung gelöst wurden. Die Eisenbahnkatastrophe im sogenannten Korridor und der Bruch der Weichseldämme im Niederungsgebiet von Thorn bezeugen dies auf das Deutlichste. Fast noch schlimmer als dies Versagen der Verkehrsmittel und der Sicherheitsmaßnahmen ist der Rückgang der Wirtschaft. Schon vor der vom Völkerbund angeordneten Teilung des oberschlesischen Wirtschafts- und Industriegebietes wurde von allen Sachverständigen ein Zusammenbruch des polnischen Anteils vorausgesagt, da fast alle Absatzgebiete im Deutschen Reiche lagen. Durch die Ruhrgebietsbesetzung war die Absatzkatastrophe nur hinausgeschoben worden; heute ist sie da und wird noch einerseits durch die Weltkohlenkrise, andererseits durch den Wegfall der zwangsweise vom Deutschen Reiche zollfrei einzulassenden Kohlenkontingente verschärft. Der über die neuen Kohlenkontingentforderungen Polens ausgebrochene Zollkrieg mit dem Deutschen Reiche ist eine Folge der unnatürlichen Verhältnisse; leid-

tragend ist in erster Linie der Bergbau Ost-Oberschlesiens, der z. T. durch allerbhand Machenschaften in französisch-polnischen Besitz gekommen ist. Der heute noch in deutschen Händen verbliebene Anteil dieser ganz aus deutscher Kraft erbauten Wirtschaftsprovinz wird von den Polen auf  $\frac{3}{4}$  Milliarden Zloty (= 0,6 Milliarden Goldmark) geschätzt.

Auch die Lage der Wirtschaft, besonders der mittleren und größeren Betriebe ist keineswegs rosig; Kreditnot, übermäßige Steuerbelastung und jähe Preissprünge in den landwirtschaftlichen Erzeugnissen bei ungeheuren Kosten für alle Bedarfsmittel kennzeichnen sie. Ganz wie im Deutschen Reiche, aber mit dem Unterschiede, daß der Kleinbauer in Polen praktisch steuerfrei ist und alle öffentlichen Lasten dem etwas größeren Besitze zufallen. So trägt der nur 35 Prozent der landwirtschaftlich genutzten Fläche umfassende Anteil der größeren Besitze 80 Prozent aller aus der Landwirtschaft fließenden Steuern, wogegen der doppelt so umfangreiche Kleinbesitz nur 20 Prozent aufbringt. Dazu kommt, daß heute zahlreiche Güter aller Größenklassen, wenigstens im westlichen Polen, in die Hände von Nichtlandwirten gelangt sind — der Besitz jener Million von vertriebenen Deutschen. Mag er von diesen noch so billig, entschädigungslos oder in der Inflationszeit gegen wertloses Geld, erworben sein: er muß sachgemäß verwaltet werden. Das Defizit an einer Million bester Kräfte und die unmordentliche Verwaltung von rasch Zusammengerastem verursachen den dauernden Rückgang der Wirtschaft.

So sehen wir ein Verfagen Polens auf dem ganzen Gebiete des modernen „Industrialismus“ Russells. Nur ein Auswuchs davon ist erfolgreich vertreten in jenen Advokaten und Verwaltungsbeamten vom Schlage Korfantys, die für sich Industriewerke und Rittergüter ohne Geldzahlung zu erwerben verstanden. Folgen wir der Diktion Russells, so dürfen wir feststellen, daß es vom gesamten modernen Industrialismus in Polen bloß eine Karrikatur gibt: den Industrieritter. Ein weiterer Rückschritt steht Polen unmittelbar bevor: die Durchführung der jüngst beschlossenen Agrarreform. Sie sieht eine fast völlige Vernichtung des größeren und mittleren Besitzes vor, da nur noch Besitzgrößen von 180 ha, in den östlichen Wojewodschaften von 300 ha von Enteignung freibleiben, und auch diese nur, wenn die Besitzer nachweisen, daß ihre Vorfahren seit mindestens 1795 innerhalb des heutigen Staatsgebietes wirtschafteten. Das landwirtschaftliche und damit finanzielle Fundament des polnischen Staates wird durch diesen Vorgang bei der geringen Kulturhöhe der kongresspolnischen und galizischen Bauern zerstört werden, aber auch schon vor der Durchführung des Gesetzes, die sich natürlich durch viele Jahre hinziehen wird (vorgesehen sind zehn), auch den noch nicht enteigneten Großgrundbesitz dadurch von intensiver Wirtschaft abhalten wird, daß er keine Investitionen wagen kann. Daß Polens Kredit durch dies Gesetz auch im Auslande vollends untergraben werden wird, ist klar. Gegen dies Gesetz haben die Vertreter der nichtpolitischen Völkerschaften im polnischen Reichstag leidenschaftlich, aber erfolglos gekämpft: sahen sie doch, daß die nichtpolnischen Bauern von Landerwerb ausgeschlossen, die nichtpolnischen größeren Grundbesitzer dagegen als erste ihres Landes beraubt werden sollen. Daß diese Absicht besteht, geht aus den Sonderbestimmungen hervor, welche besagen, daß alle Rentenanfiedlungen und alle sogenannten regulierten Besitzungen — im Gesetze werden sie als Grundstücke bezeichnet, die ihre Eigentümer oder auch deren Erblasser oder

Schenker unter besonderen Bedingungen und Vorbehalten von den Teilungsmächten erworben haben — soweit sie der Besitzklasse von über 45 ha angehören, den Eigentümern in vollem Umfange abgenommen werden. Zum Unterschiede von den für die anderen Besitzungen geltenden Bestimmungen, sogar einschließlich der Forst- und Wasserflächen, wobei diese „mindere Kategorie der Staatsbürger“ durch ein besonderes Schätzungsverfahren geringere Entschädigungen erhält. Hier wird also die Vertreibung den Deutschen von Grund und Boden legalisiert.

\* \* \*

Fassen wir zusammen, so dürfen wir sagen, daß das heutige Polen, zwar durchaus Europa, aber auch schlechtestes Europa ist: die Fehler der abendländischen Zivilisation sind ins Groteske vergrößert, ihre Vorzüge vermessen wir dagegen. Geringe Kulturböhe paart sich mit übelstem Raffinement einerseits und schrankenloser Demagogie chauvinistischer und kleinbäuerlich landraubender Art andererseits. Die moderne polnische Republik ist ein abschreckendes Beispiel dafür, wie in Versailles Staaten gemacht wurden. Man hat einem Volk, dessen Staat im 18. Jahrhundert an eigener Unfähigkeit langsam zugrunde ging (vgl. Hochland, Märzheft 1923) — denn die Teilungsmächte waren in diesem Sinne nur Totengräber — einen Staat gegeben, der von vornherein mit allen Nachvollkommenheiten einer westeuropäischen Demokratie, mit einer kompletten Souveränität auf allen Gebieten des Rechts und der Wissenschaft ausgestattet war. Die als Folge von Mängeln im polnischen Volkscharakter einsetzende Mißwirtschaft wäre hinzunehmen gewesen, wenn dieser Staat nur das Siedlungsgebiet der Polen umfaßt hätte; Mißregierung durch Volksgenossen erträgt man einigermaßen. Aber man gab der Republik Polen von 1919 viel zu weite Grenzen; 45 Prozent der Bevölkerung sind Nichtpolen. Dieser Vielvölkerstaat ist damit beschäftigt, mit Hilfe seiner formaldemokratischen Verfassung nach französischem Muster die „unterworfenen“ Nichtpolen zu vertreiben oder zu Polen zu machen. Und über diese Verfassung hinaus ist jede administrative Teilmaßnahme darauf eingestellt, diesen Vereinheitlichungsvorgang zu beschleunigen, selbst auf Kosten der polnischen Volkswirtschaft, welche immer tiefer sinkt. Hierin liegt ein Gefahrmoment ersten Ranges für Europa. Die Wiederherstellung geordneter Verhältnisse in Gesamteuropa hängt davon ab, daß überall vernünftig gewirtschaftet wird. Es sind, abgesehen von verletzten nationalen Gefühlen, nicht bloß Gründe der Menschlichkeit, sondern es sind in hohem Grade auch Gründe der Wirtschaft, welche eine Abstellung der heutigen Zustände fordern. Es würde nicht ausreichen, wenn der polnische Staat — ganz gleich auf welchem Wege — auf seine natürlichen ethnographischen Grenzen zurückgeführt würde. Es ist auch erforderlich, auf wirtschaftlichem Gebiete Änderungen eintreten zu lassen. Polen ist nicht fähig, mit der Sorgfalt eines ordentlichen Hausvaters zu wirtschaften. Vielleicht bietet der heute von so vielen Menschen vertretene Plan der Vereinigten Wirtschaftsstaaten von Europa, der in seinen Grundzügen durchaus richtig ist, den Weg, der zu begehen ist, um die Wirtschaft und die Verkehrsmittel Polens unter sachgemäße Kontrolle zu bringen. Es geht nicht mehr an, daß kleine Völker aus nationalistischen Bedürfnissen heraus eine irrsinnige Wirtschaftspolitik betreiben und hierzu Rechtsfäße machen dürfen, die keine Rechtsfäße sind. Auch diesen Unfug zu verhindern ist Europas Pflicht.

# Der Krieg in Nordafrika

Von

El-Hadj Abdallah

## **Ethnographische Anmerkungen über die Riffleute und die Djebalas**

Der geschlossene Ansturm der Riffleute und Djebalas hat zwei Triebkräfte: in erster Linie die bewundernswerte Willenskraft Abd El Krims — dann aber auch die geistigen Bruderschaften, für die der Norden des westlichen Marokkos die Hauptpflegestätte geblieben ist. Mit Unrecht nennen die Franzosen diese Bruderschaften „religiöse Bruderschaften“, während wir Muselmänner sie „Tarut“ oder sufistische Orden nennen. Die sufistische Bruderschaft ist eine Vereinigung von Männern, Frauen und Kindern, die einem bestimmten Gesetz, einer „Ordensregel“ anhängen und ihr gehorchen, einer „Regel“, die in diesen Bruderschaften durch einen Führer oder Gelehrten, einer Art muselmanischen Apostel, aufgestellt wurde. Solcher Orden läßt theologische und politische Lehrsätze zu, die nicht viel von der muselmanischen Religion abweichen, aber die aus einem Partikularismus hervorgegangen sind, in dem seine Anhänger all das wiederfinden, was ihrer Natur und ihrem Charakter entspricht. Bekanntlich gibt es in ganz Afrika sufistische Bruderschaften mit den verschiedensten Berufungen und Ordensregeln. Die Stämme ein und derselben Gegend aber — z. B. die Riffleute, die Djebalas usw. — gehören im allgemeinen auch ein und derselben Bruderschaft an.

Nach der Ansicht des berühmten arabischen Historikers Ibn Kaldun wurde um die Mitte des 10. Jahrhunderts der Hedschra (XVI—J. C.) der erste Keim des Sufismus in Afrika eingeführt, und zwar durch das nordwestliche Marokko. Ein arabischer Imam, der Imam El-Djazouli, der seine Studien auf der Orient-Hochschule<sup>1)</sup> vollendet hatte, und der ein Jünger des Imam Chadhili, des Doktors der sufistischen Predigt war, wurde im Stamme der Beni-Arous (Djebalas) an-sässige. El-Djazouli hatte sich dort aus mehreren Gründen niedergelassen. Er gründete dort sogleich eine Zaouia<sup>2)</sup>, um die Berber in den Sufismus einzuführen, denn nachdem die Berber einmal für die islamische Gemeinschaft wiedergewonnen

1) Sufistische Schule, die von Imam Chadhili gegründet wurde als erste Schule zur Einführung sufistischer Jünger in die Lehrsätze des Sufismus.

2) Religiöse Stätte, an der u. a. auch politische Fragen öffentlich oder privat behandelt werden können.



waren, konnten sie daran gehen, die Portugiesen zu vertreiben, die schon einen großen Teil der Häfen des marokkanischen Reiches besetzt hatten. Er hatte damit vollsten Erfolg.

In wenigen Jahren schlossen sich die Berberstämme begeistert der Chadhili-Djazoulistischen Lehre an und bald darauf waren es aus den Berbern hervorgegangene Anhänger wie Jouffef El Fasi, Berraiful, Ali-Chibli, die sich selber daran machten, den Sufismus unter den andern Berberstämmen Afrikas zu verbreiten. Unterdessen wurden die Portugiesen am 4. August 1578 (J. C.) in der berühmten Schlacht von l'Oued El-Maghazin geschlagen, in der König Sebastian von Portugal den Tod fand, und aus Marokko vertrieben. Nach diesen glücklichen Erfolgen vermehrten sich die sufistischen Bruderschaften immer stärker, um neue Cheikhs<sup>3)</sup>, um neue Zaouias, um neue Orden, die jedoch alle der Hauptforderung unterworfen waren: Außerste Freiheitsliebe, absoluter Gehorsam dem Imam oder Cheik der Zaouia gegenüber. Einige marokkanische Sultane wurden zuerst sehr durch die sufistischen Einrichtungen beunruhigt und gehindert, weil sich diese Unternehmungen mutig gegen die Herrscher erhoben, die sich schwach zeigten oder die die Unabhängigkeit Marokkos nicht sichern konnten. Aber sie unterwarfen sich schließlich aus Erfahrung den sufistischen Bruderschaften und erkannten sie öffentlich an. Der Sultan Monlay Smail ging sogar soweit, den großen Zaouia d'Quezzan als Glaubenszentrum zu bezeichnen, um damit die offiziellen Beziehungen zwischen dem Maghzen<sup>4)</sup> und den Führern der sufistischen Bruderschaften zu festigen. Von da an hatten die fremden Bestrebungen, die Einstimmigkeit zwischen Arabern und Berbern zu zerstören, keinen Erfolg mehr, die einige Jahrhunderte vorher mit so viel Geist und Geschick der General Otha besiegelt hatte, der Hauptführer der arabischen Armee, die als erste in das abendländische Marokko eingefallen war. Als Otha die Meeresküste der Rifflente und Djebalas im Jahre 62 der Hedschra (682 J. C.) überquert hatte, war er tatsächlich überrascht, daß die früheren Besitzungen der Phönizier, Karthagener, Römer und Byzantiner fast keine Fühlung mit den Berberstämmen genommen hatten; diese lebten unabhängig, waren aber einer Abgötterei verfallen, die ganz auf den Feuereult eingestellt war, und sprachen nur die Berberdialekte ihrer Ahnen, ohne Wurzeln semitischer oder christlicher Sprachen aufgenommen zu haben. Der General Otha hatte zweifellos große Schwierigkeiten, sie zu unterwerfen, aber er begriff schnell die Notwendigkeit, auf Grund der er den Stämmen gegenüber sich behaupten und mit ihnen in Fühlung bleiben konnte: dadurch nämlich, daß er sie von der Abgötterei befreite und ihnen die Hauptgrundsätze der muselmanischen Religion beibrachte. Aus diesem Grunde ordnete General Otha den Bau von Moscheen und Mederças<sup>5)</sup> an. Dann setzte er an die Spitze dieser Einrichtungen Morabitiner<sup>6)</sup>, die auf diese Rolle im Ribat<sup>7)</sup> vorbereitet wurden, — der heutigen Hauptstadt Rabat des Marschall Lyautey. Wenn man die bewundernswerten Werke des

3) In Nordafrika Führer einer Bruderschaft — und im weiteren Sinne Führer eines Stammes.

4) Regierung des Sultans von Marokko.

5) Öffentliche Schule verschiedener Stufen.

6) Lehrer oder Missionar, der aus dem Ribat hervorgegangen ist.

7) Anstalten zur Pflege des arabisch-berberischen Studiums, die zur Zeit des arabischen Eindringens in Afrika gegründet wurden.

Historikers Ibn-Raldun durchliest, entdeckt man, daß die Riffleute und die Djebalas Nachkommen zweier alter Berberstämme sind. Als Othba in diesem Lande ankam, trugen die Riffleute noch den Namen R'omara, und die Djebalas den Namen Berghuata. Die R'omara und die Berghuata hatten beinahe die gleichen Länderstriche inne, die noch heute ihre Nachkommen bewohnen: Die Mittelmeerküste von der Mündung der Meluia (Moulaya) bis nach Tanger bewohnten die R'omara (Riffleute) und die Küste des atlantischen Ozeans von Tanger bis zur Mündung der Sebaou (Sebou) die Berghuata (Djebala). Jeder der beiden Berberstämme besaßen einen Führer, den man einem König gleichsetzen konnte. Sie lebten in einem Bundesverhältnis, um ihre gemeinsame Unabhängigkeit zu sichern und übten eine Art Unterdrückung auf die andern weniger mächtigen Stämme aus. Der König der Berghuata (Djebalas) hatte jedoch in diesem Bündnis ein Übergewicht. Wie ihre Ahnen vor 12 Jahrhunderten sind auch die Riffleute und Djebalas von heute zwei mächtige und tapfere Völkerstämme. Zum Islam bekehrt, setzen sie Leib und Seele in den Dienst der arabischen Familie. Frei von Aberglauben stehen sie bald an der Spitze des andalusischen Reiches und der Historiker Ibn-Raldun spricht den arabischen Stämmen in einem Schlusssatz, der bewundernswert ist, in folgenden Sätzen sein Lob aus: „Das arabische Vordringen in Afrika war eine reine Eroberung der Herzen. Man kann die Behauptung aufstellen, daß die Eroberung Andalusiens mehr durch die zum Islam übergetretenen Berberstämme als durch die Araber selbst durchgeführt worden ist, und zwar deshalb, weil die Bekehrung dieser Stämme zum Islam mehr durch die ersten neubekehrten Berber als durch die Araber erfolgt ist.“

Und wenn man zugibt, daß die Geschichte sich oft wiederholt, so ist man versucht zu glauben, daß die gegenwärtige französische Politik durch die Gründung von Berberschulen und durch die Einrichtung anderer, von französischen Priestern geleiteter Institute zur Einführung junger Araber in den Katechismus nicht weniger bestrebt ist, die islamischen Berber von Nordafrika abzutrennen, um sich so ganz allmählich einige Millionen Menschen zur Verbesserung des Defizits der französischen Nation einzuverleiben.

### Der Krieg gegen Abd El Krim

Der Krieg, der von Frankreich gegen Abd El Krim geführt wird, ist ein Krieg der Tyrannei, der von einem starken Volk gegen einen Teil eines unterdrückten Volkes unternommen worden ist. Frankreich will diesen Volksteil züchtigen, um der weiteren Ausbreitung des Islam in Afrika zuvorzukommen. Aber dieser Krieg ist gleichzeitig auch das Vorspiel zu einem Drama, das an dem Tage beginnen wird, an dem die Feindseligkeiten im Riffgebiet beendet sein werden. Ob Abd El Krim Sieger oder Besiegter sein wird, so wird es doch nicht mehr gelingen, die Erregung der Muselmänner in Afrika zu besänftigen.

Als General Lyautey bekannt gab, daß „Abd El Krim die marokkanischen Ortschaften in der französischen Zone angreife“, war das weiter nichts als eine Geschichte nach Art der Fabel vom „Wolf und Lamm“. Indem Frankreich die Rolle des Wolfes spielte, warf es eine furchtbare Armee gegen die Riffleute, stellte an die Spitze dieses Heeres seine besten Generale und stellte diesen zur Ver-

fügung die fürchterlichsten Mordwerkzeuge der Erde, des Wassers und der Luft. Amerikanische Flieger haben ihre Dienste angeboten, um die Marokkaner niederzuzemeln, und Frankreich empfängt sie mit Begeisterung. Es ist außerordentlich bedauerlich, daß die öffentliche Meinung Amerikas, die sich immer dafür eingesetzt hatte, die Interessen der unterdrückten Völker zu wahren, nicht diesen Entschluß der Flieger verhindert hat, der nicht dazu geeignet ist, besonderen Ruhm einzuernten. Wenn Frankreich trotz seiner großen Macht das Bedürfnis verspürt, seine Expeditionsarmee durch fremde Kräfte zu vergrößern, so dürfte es doch auch dem Islam gestattet sein und dem guten Willen anderer fremder Völker, den Riff-Rabylon zu Hilfe zu kommen, die ihren ererbten Boden verteidigen und die oft mit primitiven Feuersteingewehren kämpfen.

Als Abd El Krim noch allein mit den spanischen Truppen im Kampf lag, folgte die öffentliche Meinung der afrikanischen Muselmänner den Ereignissen tatsächlich nicht mit gespanntester Aufmerksamkeit. Verschiedene gingen sogar soweit, diesen Feldzug zu mißbilligen. Spanien, sagte man, bilde sich nicht ein in den „muselmanischen Machtbereich“ zu gehören, wie Frankreich; es habe nicht den Pakt von Algésiras hervorgerufen, und sich nicht 3 607 000 km muselmanischen Gebietes angeeignet; auch herrsche es nicht über 20 Millionen Muselmänner wie Frankreich in Nordafrika. Aber wenn auch die Eingeborenen den Ereignissen zwischen Riff-Rabylon und Spaniern nicht mit besonderer Aufmerksamkeit folgten, so verfolgte hingegen die französische Regierung in Marokko diese Ereignisse mit fieberhafter Ungebuld. Die ersten Erfolge Abd El Krims gegen Spanien wurden in Rabat zuerst freundlich aufgenommen, aber das dauerte nicht lange, denn General Lyautey beunruhigte sich — im gleichen Maße wie die Erfolge wuchsen — außerordentlich darüber. Er hatte nicht geglaubt, daß Abd El Krim ein wirklicher Kriegsführer sei, berufen, andere Kämpfe zu leiten, als sie von den übrigen marokkanischen Führern in der französischen Zone gewöhnt waren. Ihn noch weiter gewähren zu lassen, wäre für den General Lyautey unausstehlich gewesen: Frankreich liebt es nicht, wenn sich „eingeborene Personen“ bemerkbar machen, die sich über einen gewissen Grad hinaus des Vertrauens ihrer Glaubensgenossen erfreuen, selbst in einem Lande, das nicht französischem Einfluß unterworfen ist. Es sei daher nötig, Abd El Krim zu unterwerfen und die Riff-Rabylon unter das Joch zu zwingen.

Man inszenierte daher im letzten März diesen schönen Theaterschmarren, nach dem General Lyautey bekannt gab, daß „die Riff-Rabylon marokkanische Ansiedlungen in der französischen Zone angriffen“. Man erklärte also Abd El Krim den Krieg, ohne daß dieser gewußt hätte, warum. Der Führer der Riffleute gab einem amerikanischen Journalisten, der ihn interviewte, folgende offizielle Erklärung ab: „Ein Bote des Hauptquartiers von Rabat hat mir eben ein Schriftstück übergeben, das mir befiehlt, einen Abschnitt der Ebene von Duedel-ourga zu räumen, von der das Hauptquartier in Rabat vorgibt, daß es zur französischen Zone gehöre. Ich hatte kaum das Schreiben entfaltet, um es zu lesen, als bereits Bomben von französischen Fliegern geworfen auf meine Truppen niedergingen“. Das ist keine öffentliche Kriegserklärung, sondern reine Hinterlist, eine Politik der Schikane und Herausforderung. Das Riffgebiet liegt nicht in der französischen Zone: es ist — nach französischer Auffassung — „die Fortsetzung von Frankreich jenseits des Meeres“. Das ist

so „offenkundig“ geworden, daß eine französische Behörde kaum mehr versteht, wenn man statt „Französisch-Afrika“ Algerien, Tunis oder Marokko sagt. Und gerade dafür hat Frankreich schon Millionen ausgegeben und Soldaten mit den gefährlichsten Nordwerkzeugen herbeigeholt, um Abd El Krim einzuschüchtern und mit ihm alle Riffleute, ja überhaupt alle Muselmänner in Afrika — und wird auch noch in Zukunft Millionen ausgeben.

Doch Abd El Krim zitterte nicht. Er berief seine treuen Riffabylen und Djebalas um sich, er führte sie gegen die französischen Truppen, die nachgaben und zurückwichen. Marokkanische Raids der französischen Zone, „Kommandeure“ der Ehrenlegion, die von General Lyautey Orden und Ehrenzeichen empfangen hatten, sind in das Lager des Islam und Abd El Krims übergegangen, um die Unabhängigkeit ihres Landes mit dem Schwerte zu verteidigen. Algerische Soldaten aller Chargen laufen ununterbrochen zu Abd El Krim über und wir glauben zuversichtlich, daß der eingeborene Soldat bald ganz aufhören wird, Frankreich zu helfen, seine Landsleute niederzumeheln, die ihre Freiheit verteidigen. Der französische Kriegsminister Painlevé war über die Kriegursachen nicht gut unterrichtet. Er benutzte den kürzesten Luftweg, um sich nach Marokko zu begeben und dort an Ort und Stelle den Tatbestand festzustellen. Doch es war zu spät. General Lyautey hatte einfach geltend gemacht, daß das Ansehen Frankreichs auf dem Spiele stände und daß man bis zum äußersten gehen müsse. Es gibt (zumal in Dingen der Kolonialpolitik) nichts, was der französischen Psyche über das „Prestige Frankreichs“ ginge. Dieses „Prestige“ muß überall vorherrschen, es bestimmt alles andere, selbst die traurige Notwendigkeit, Frauen und Kinder der Riff-Rabylen zu töten, die doch nicht diesen Krieg angezettelt haben. Das ist eine Politik mit doppeltem Gesicht, die außerordentlich gefährlich ist. Einerseits spiegelt man das Bild des „lieblichen Frankreich“ vor, um mit vielem Samtam Regimenten mit „frantomuselmanischen Soldaten“ aufzustellen zur Verteidigung des „Rechtes“ und der „Zivilisation“, andererseits zeigt man das häßliche Bild des „Prestige“, mit dem man die Gutgläubigkeit der „franto-muselmanischen Soldaten“ täuscht, und dann läßt das „liebliche Frankreich“ Muselmänner durch Muselmänner niedermeheln!

Es ist notwendig, daß wir uns das alles recht genau vergegenwärtigen, denn es ist immer schwer, Leute mit dem doppelten Gesicht zu begreifen und da, wo es dieses Doppel-Ansicht gibt, darf man nicht viel Vertrauen haben.

# Das Brauthemd

## Novelle

von

Werner Bergengruen

Die böhmischen Grafen von Czernin haben ihrer schlesischen Stadt Schmiedeberg wenig Acht gehabt, und erst nachdem Schlesien preussisches Land und Schmiedeberg freie Bergstadt geworden war, gewannen Weberei und Leinwandhandel Aufschwung und Blüte, die ihnen eine ungünstigere Gestaltung der bürgerlichen Dinge bisher verwehrt hatte. Und es konnte wohl geschehen, daß Schmiedeberger Leinen ungebleicht nach Holland ging und von dort gebleicht und appretiert als holländische Ware verschickt wurde. Wenige Jahrzehnte waren vermögend gewesen, aus den Reihen Kleinbürgerlich-gräflicher Untertanen einen Kaufherrschaft zu lassen, der an Reichtum und Selbstbewußtsein, an Weitblick und Weltverbundenheit hanseatischen Geschlechtern nur wenig nachgab. Aber wie dieser Stand rasch und fast fiebergetrieben hochgeschossen war, so mangelte ihm auch ein gelassenes Gleichgewicht, altererbte selbstverständliche Sicherheit und heiteres Beruhen in sich selbst, so erschien er gejagter, breitspuriger, ungebändigter und häuerlich starrköpfiger, als es die Glieder der großen Kaufherrschaften von Nürnberg, Bremen oder Riga waren. Und es war, als peitschte diese Schmiedeberger Handelsherren eine geheime Ahnung, daß ihre Herrlichkeit nicht lange währen würde, zu Hast und Hege und fieberhaftem Erraffen, und selbst ihre üppigen und geräuschvollen Feste hatten nichts von dem fatten und lächelnden Rotweinbehagen hanseatischer Kaufmannshäuser.

Dieser Kaufherrschaft einer war der gewaltige, vierschrötige Johann Ferdinand Andermann, dessen neues Haus am Ring für das stattlichste und reichste von Schmiedeberg galt, und der allein nach Cadix in Spanien Jahr für Jahr um hundertzwanzigtausend Reichstaler Creas-, Leder- und Doppelleinwand ausführte. Denn mit geringeren Sorten wie Hanfleinwand, Hede- oder Wergleinwand, geschweige denn Leinen mit Baumwollzusatz, wollte der stolze Mann nichts zu schaffen haben, auch hatte es den Anschein, als sei es ihm weniger um Ausdehnung seines Absatzes und Gewinnes denn um immer neue Verbesserungen im Webeverfahren und in der Güte seiner Erzeugnisse zu tun. Und sein Warenzeichen, der eingewebte Anker, nur scharfem und geübtem Auge erkennbar, galt weit, bis Venedig und Lima. Um des Franzosen Berthollet neues Bleichverfahren beurteilen und anwenden

zu können, ergab er sich Gemischen Studien, erbaute Laboratorium und Trockenhaus und brachte es so weit, daß auf seinem Bleichplan anstatt sechstausend Schock Leinwand deren zehntausend zugleich gebleicht werden konnten. Und es gab keinen, der lehrend, ratend, beobachtend so viel unmittelbaren Anteil am Weben seiner Leinwand nahm wie Johann Ferdinand Undermann.

Denn zumeist waren die Schmiedeberger Kaufherren weniger Hersteller als Händler, und ihnen zur Seite oder, will man das Ding vom anderen Ende her betrachten, ihnen gegenüber standen die Weber: ein Geschlecht von Hörigen, das nicht zu Klagen hatte, solange ein wohlhabender und tatensüchtiger Herr Arbeit und Lohn gleicherweise reichlich zuwies, das aber von jeglicher Schwankung des Marktes, jeglichem Überschuß der cyprischen oder westindischen Baumwollente, jeglichem Rückgang des Leinenverbrauches, jeglicher Erhöhung der polnischen oder französischen Einfuhrgebühren jederzeit der Sorge, dem Hunger, dem unbedachten Mitgerissenwerden in rasch und verzweifelt aufzuckende Unruben preisgegeben werden konnte.

Undermann hatte, obgleich bereits wohlhabender Leute Sohn, das Weberhandwerk von Grund auf erlernt und sich später einen Stamm der tüchtigsten und geschicktesten Weber geschaffen, die ihn nicht nur um seiner Stellung, sondern auch um seiner selbst und um seiner Kenntnisse willen achteten; ob auch widerwillig. Denn wie mit sich selber, mit Frau und Tochter, ging er auch mit ihnen kurz um, Leistung für Gegenleistung fordernd, und auch Wohlthat und freigebige Hilfe den Notleidenden nur gewährend, um sich geschickte Hände und anschließige Köpfe zu erhalten, so daß auch solche Wohlthat und Hilfe letztlich doch wieder seinem Hause zugute kommen mußte.

War es nun unter den Schmiedeberger Handelsherren Sitte, sich Schwieger söhne wiederum aus der Zahl der Schmiedeberger Leinwandhändler zu wählen, so versah man sich auch von Johann Ferdinand Undermann keines anderen. Allein so tat er nicht, sondern gab der Werbung eines Auswärtigen und Studierten um seine einzige Tochter Friederike Gehör, nämlich des juris utriusque Doctor Christian Weingart, Auditeurs im Grenadierregiment von Lattdorf, das bazumal in Breslau garnisonierte. Die jungen Leute waren bekannt und vertraut geworden, als wegen einiger Tumulte unter Webern und Bleicherknechten mehrere Wochen lang Militär in Schmiedeberg gelegen hatte, und der Auditeur, ein zwar vermögensloser, aber stattlicher und heiter-würdiger Mann, unter den Quartiergästen des Undermannschen Hauses gewesen war. Und vier Wochen nach dem Abziehen der Grenadiere ließ Undermann seine Tochter ins Comptoir rufen, das zu ebener Erde rechts vom Flur lag. Während er noch die Fakturen und Gespinstproben auf seinem Schreibpult zurechtschob, hatte die hinter ihm stehende Friederike bereits aus einem Stoß Papier den unteren Teil eines Briefes hervorragen sehen und mit Herzklappen gelesen: — — und Dero Demoiselle Tochter allezeit einen getreuen und sie höchlich verehrenden Gatten haben sollte an Dero untertänigstem Diener

juris utriusque Doctor

Christian Weingart

Auditeur des Königl. Grenadierregiments von Lattdorf."

Dann las der Vater ihr den Brief vor, sah sie fragend an und sagte kurz: „Ich habe nichts dawider.“ Und Friederike, die sich über dem Vorlesen gesammelt hatte, erwiderte halblaut und mit leichten Erröten: „Ich auch nicht.“

So war Johann Ferdinand Undermanns Tochter die Braut des Auditeurs, der ein kräftiger und schöner Mann war, eine Uniform und einen Burschen hatte, mit lauter Edelknechten zusammen im Vorjahr bei Valmy im Quartier gelegen war und mit der Zeit gar noch Pagenhofmeister oder Geheimer Kriegsgerichtsrat werden konnte. Und sie verschmerzte es leicht, daß sie sich nun nicht mehr wie bisher von dem jungen Hasenklever — Gebr. Hasenklever in der Hammerstraße, Damastwebwaren — den Hof machen lassen konnte, einem munteren und geschäftigen Sünzling, dessen Flötenspiel sie häufig auf dem Clavicord accompagniert, der ihr manche Artigkeit gesagt und beim Eislauf, bei Schlittenpartien im Eglistal, bei Pfänderspielen und Bällen ihren Cavalier gemacht hatte. Sie verschmerzte das ebenso, wie sie es vor fünf Jahren verschmerzt hatte, daß es ihr als einer Eingegneten und schon nahezu Erwachsenen verboten wurde, mit Thomas Schwandt, dem Sohn des Stadtkorporals, Blindetuh zu spielen und Kirschen zu pflücken. Ubrigens hoffte sie, auch Thomas Schwandt möchte nicht nur dieses verschmerzt, sondern auch ein anderes vergessen haben: nämlich, daß sie sich eines Abends beim Kirschenpflücken von ihm hatte küssen lassen. Sie begegnete ihm noch manchmal auf der Straße oder vor ihres Vaters Comptoirtür — denn er war Johann Ferdinand Undermanns geschicktester und anständigster Weber geworden — und jedesmal grüßte er sie mit einer höflichen Verneigung und einem Blick, dessen kalter und herausfordernder Spott sie erschrocken zusammenfahren ließ.

Aber das Verlöbniß der Demoiselle Undermann, die sich mancher Schmiedeberger Kaufherr als Schwiegertochter gewünscht hatte, wurde viel gesprochen. Und da nun kein Schmiedeberger Leinwandhändler glauben mochte, einer seinesgleichen könnte in eine Heirat willigen, für die nichts als die wechselseitige Neigung junger Leute zu sprechen schien, so nahm man an, Undermann hoffte durch seinen Schwiegersohn die Lieferung von Leinwand zu Monturen, Wäsche, Zelten, Bett- und Verbandszeug für die Lattdorffschen Grenadiere zu erhalten, welches denn freilich einen beträchtlichen Posten ausgemacht hätte. Aber die so dachten, betrogen sich, denn Johann Ferdinand Undermann wäre jeder andere ansehnliche Mann als Schwiegersohn ebenso willkommen gewesen, wie der Dr. Weingart, mit dem einzigen Bedingen, daß es kein Leinwandhändler sein durfte. Denn in einem solchen hätte er nicht nur einen seinem Eigenwillen und Selbstbewußtsein unleidlichen Berater, sondern auch einen Erben gehabt, und das gerade dünkte ihn ärger als alles andere. Denn sich einen Erben wählen oder auch nur denken, bedeutet ein Sichabfinden, ein Anerkennen der Notwendigkeit, den eigenen Platz anderen zu räumen, wann es nur dem Geiste beliebt wird, sich von Hülle und Werkstatt zu scheiden. Es bedeutet das Fallenlassen des Anspruches, als einzige Ausnahme dem allen Geschöpfen verhängten Todesurteil nicht unterworfen zu sein — dieses Anspruchs, den ungewußt und insgeheim jedes kräftige Herz aller Erfahrung und allem Urtheil des Verstandes zuwider erhebt. Und diesen Anspruch erhob Johann Ferdinand Undermanns ganzes Wesen, ihn erhob der riesige, kraftgesättigte Körper, der wenig Schlafes bedurfte und kein Nachlassen kannte, ihn erhob seine unverdroffene und nie ermüdende Geschäftigkeit, ihn erhob die brünstige Gier, mit der er über jede Leinwandprobe herfiel, die verbissene Hartnäckigkeit, mit der er Nächte lang über Mustern und Zeichnungen brütete und über Verbesserungen des Webstuhls oder der Bleichlaugen nachsann, die vollkommene Liebe, mit der er dem schneeigen Stoff entgegenfieberte und die ihn über den unvollkommenen Gegenstand hinaus

nach dem vollkommenen jagen ließ. Nichts konnte ihn sättigen, nichts ihm volle Genüge tun. Denn jenseits alles von ihm Geschaffenen mußte er sich höhere Leistung, höhere Stufe, die er erklimmen mußte, und hinter jeder höheren eine noch höhere. Das war ihm Trieb und Sporn des Triebes und immerwährender Durst und immerwährende Erfüllung zugleich und neuer Durst, der über die Grenzen der Erfüllung stets von neuem hinauslangte, und so spannte sich die Kette der Wirkungen ins Unendliche fort. Wie konnte er auf Stillstand, Abbruch und Erben denken?

Die Hochzeit sollte um Ostern stattfinden. Die Brautzeit war, von häufigen Besuchen des Auditeurs unterbrochen, eine Zeit glücklicher Sorgen, endloser Beratungen zwischen Mutter und Tochter, emsiger Geschäftigkeit, sorgsamem Prüfen und endlich entschlossenen und entzückten Wählens. Friederike sollte eine Aussteuer erhalten, die selbst an den Gewohnheiten des Schmiedeberger Leinwandpatriziats gemessen besonders reichlich und gebiegen erschien. Einiges wurde in Breslau bestellt, zu anderem Hirschberger und Schmiedeberger Handwerksmeistern der Auftrag gegeben, alles Leinen den Beständen der Firma entnommen, alles Tischzeug bei Hasenklevers — Gebr. Hasenklever in der Hammerstraße, Damastwebwaren — erworben. Wieder und wieder überflog Friederike mit der Mutter, einer rundlichen, flinken, dem Vater mit pfißiger Furchtsamkeit ergebener Frau, die Liste des Beschafften und des noch zu Beschaffenden, konnte sich nicht genug tun in Vorschlägen, Fragen, Wünschen und Erinnerungen und fand allem ein williges Ohr und freundliche Bereitschaft zu sorgfältiger Erwägung. Aber da sie eines Abends stockend und mit anmutigem Erröten nach dem Brauthemd fragte, da hatte die Mutter ihr die volle Wange geklopft und sie lächelnd bedeutet, sie möge sich dieserhalb keine Sorge machen, der Vater selbst habe des Brauthemdes Beschaffung als ein Reservat für sich beansprucht, und es werde zu gehöriger Zeit nicht fehlen. Was aber Johann Ferdinand Andermanns Vorhaben mit dem Brauthemd war, das hatte er auch seiner Frau verborgen, ihr jegliches Fragen verwiesen und bis zum Tage der Hochzeit Geduld geboten. Denn dies Vorhaben rührte zutiefst seines Wesens Kern, es erschien ihm wie Dienst an einem Heiligtum, und er trug eine verschlossene Scheu, profanen Ohren davon zu reden.

Wunderlich hatte sich in seinen Gedanken der Festtag seines einzigen Kindes mit seinem eigenen Wirken und Wünschen verschwifert. Wurde alle übrige Wäsche aus der besten Leinwand gefertigt, die seine Weber herzustellen vermochten, so sollte dieses eine Stück, feierlicher und bedeutungsvoller als jedes andere, von der edelsten Leinwand sein, die der Wettstreit der Welt überhaupt hatte entstehen lassen: das Vollkommene sollte es sein, das, was des Vaters unablässige Arbeit, all sein Studieren und Grübeln zuwege zu bringen noch nicht vermocht hatte. Damals stand die Herstellung von Leinen in manchen Ländern in hoher Blüte, außer in den schlesischen Bergen vornehmlich in Holland, England und der Schweiz, vielfach wurden Neuerungen eingeführt und Fortschritte gemacht, und es war nicht möglich, jederzeit einen Überblick darüber zu haben, welches der höchste Stand war, den im Augenblick gerade das Mühen der Wettstreitenden erreicht hatte. Nun sollte des einzigen Kindes Heirat der Anlaß sein, der Andermann diese Kenntnis geben, der ihn das edelste Stück, Vorbild und Ansporn, sehen und mit Händen greifen lassen sollte.

So schrieb er denn an den Wynheer Donder in Amsterdam, seinen erprobten



Geschäftsfreund und Kommissionsär, auf den er sich verließ wie auf sich selbst, er möge in allen Handlungshäusern, Messen und Märkten forschen lassen und ihm endlich so und so viel Ellen von jener Leinwand erwerben, von der er mit ruhigem Gewissen sagen könne, sie sei das Vollendetste, was je über Wehstuhl und Bleichplan gegangen war. Er möge alle seine Korrespondenten und Handlungsfreunde in Bewegung setzen, keine Kosten scheuen, sorgfältig prüfen und wählen und aus dem solchergestalt Erhandelten nach neuestem und bestem Geschmack und unter reichlicher Verwendung der schönsten Mechelner und Brüsseler point à l'aiguille-Spizen von dem ersten Meister der Niederlande das Brauthemd für seine Tochter anfertigen lassen. Ostern solle die Hochzeit sein, hier seien die Maße, und er verlasse sich wie immer ganz und von Herzen auf des liebwerten Herrn und Freundes bewährten goût und Kenntnis der Materie.

Wynheer Donder, ein rühriger Mann von wenig Worten, antwortete, er solle nach Wunsch bedient werden. Und mit nicht geringerer Ungebuld und bräutlich-sehnlischer Erwartung als Friederike maß nun Johann Ferdinand Andermann den Gang der Zeit.

Um Weihnachten war der Auditeur einige Tage im Andermannschen Hause. Ruhig und ohne Erregung, wie er alle Dinge anzusehen und zu behandeln gewohnt war, verbreitete er sich über die Zeitläufte, stellte es als möglich, wenn nicht gar wahrscheinlich hin, daß sein Regiment gegen Ende des Winters zur Ablösung eines anderen würde in die Pfalz gesandt werden, und schloß daran die sichtlich mit Friederike vereinbarte Bitte, die Brautzeit abkürzen und die Hochzeit beschleunigen zu wollen. Friederike unterstützte ihn, die Mutter konnte sich den Gründen der beiden nicht verschließen, der Vater schwankte. Das Verlangen der jungen Leute schien ihm billig, aber der Gedanke an die kurze Frist, die Donder blieb, sprach ihm dagegen. Allein dann fiel ihm bei, eine solche Beschleunigung müßte die Zeit des Harrens nicht nur den Verlobten, sondern auch ihn selbst abkürzen. Zudem war Donder ein erfahrener, gewandter und verlässlicher Mann, der mit Rücksicht auf seine ausgedehnten Verbindungen, seine Kenntnis der Märkte und Handlungshäuser von Holland das Übernommene auch eher auszuführen in der Lage sein würde, wenn Johann Ferdinand Andermann ihn darum anging. So willigte er denn ein, die Hochzeit ward für den ersten Sonntag im Februar festgesetzt und Andermann schrieb noch selbigen Abends an den Wynheer Donder, setzte ihn von der Änderung in Kenntnis und bat ihn, dem Rechnung zu tragen. Er vertraue fest auf Donders Pünktlichkeit, das Hemd müsse zur rechten Zeit ohne Rücksicht auf Kosten und Schwierigkeiten zur Stelle sein, und wenn ein erpreffer Bote Tag und Nacht Extrapost von Amsterdam nach Schmiedeberg fahren sollte.

Die Zeit ging hin. Einige Male fragte Madame Andermann den Hausherrn besorgt, schüchtern und nicht ohne zögerndes Widerstreben, wie es denn mit dem Brauthemd stünde. Aber jedes Mal antwortete er kurz: „Das laß meine Sorge sein, Johanne.“ Und niemanden ließ er seine Ungebuld merken, die unerträgliche Qual der Spannung, mit der er brünstig dem näherrückenden Tage entgegenharrte. Was dieser Tag dem Rasstlosen bringen sollte, das war Erfüllung und Krönung, aber dennoch nicht Abschluß und Ruhe, sondern Absprung zu neuer Aufgabe, zu neuem Anfang. Denn erst dann, wenn er das Vollkommene geschaut hatte, würde sein wahres Wirken beginnen: das Wirken über sich selber hinaus.

Aber es verlief eine Woche nach der anderen, nur Tage waren es bis zur Hochzeit, nur eine Nacht noch, und endlich war auch diese Nacht herum und weder das Hemd noch ein Brief aus Amsterdam war zur Stelle. Allein Undermann tat seinem unruhigen Herzen Gewalt an, rief sich immer von neuem alle Proben ins Gedächtnis, die er von seines Geschäftsfreundes Verlässlichkeit empfangen hatte, und setzte seine ganze, wiewohl nicht mehr unerschütterte Hoffnung auf die Stunden bis zum Abend. Einen seiner Handlungsdienere hatte er zu Pferde auf der Hirschberger Landstraße halben Weges als Estafette postiert.

Der Zug begab sich zur Kirche, Neugierige weideten sich am gestickten Schleier der Braut und der Galauniform des Bräutigams, der Waisenchor sang, der Pastor sprach von jenem höchsten Wesen, das da am Webstuhle der Vorsehung sitze, vom Anker der Hoffnung und dem schneeweißen Linnen, das Gottes Ausgewählte dereinst würden zu tragen bekommen; aber als fürchtete er, der Jenseitsgläubigkeit der Schmiedeberger Leinwandhändler mit diesen letzten Worten bereits etwas zu viel zugemutet zu haben, begann er gleich darauf rasch und ein wenig unvermittelt von Hymens Rosenbanden und dem Segen eines wohlgefügteten, auf festem Grunde errichteten Haus- und Ehestandes zu reden. Die Rekopulation war geschehen, Hochzeiter und Festgäste ins Undermannsche Haus zurückgekehrt, man überreichte Geschenke, man brachte Glückwünsche an und nahm Glückwünsche entgegen, bevor man zu Tische ging.

Peter Hasenklever — Gebr. Hasenklever in der Hammerstraße, Damastwebwaren — entschuldigte seinen Sohn, der vor einigen Tagen in dringlichen und unaufschiebbaren Geschäften habe nach Breslau fahren müssen, aber, wenn es irgend tunlich sei, gewiß noch kommen werde. Und man kannte die Hasenklevers zu gut, als daß man für das Fernbleiben des jungen Mannes nach anderen Gründen gesucht hätte.

„Undermann?“ flüsterte die Brautmutter während der Gratulationscour zaghaft ihrem Gatten zu, „ist das Brauthemd —?“ Aber er sah sie so finster und drohend an, daß die kleine Frau erschrocken abbrach und dem nach allen Seiten verbindlich und doch zurückhaltend lächelnden Schwiegersohn in stummer Ergriffenheit den Arm preßte.

Bei der Tafel ging es laut und breit zu, es wurde lärmend geredet und gelacht, viel gegessen und viel getrunken, und je mehr Musik, Wein, Dunst und allerlei Geruch, Tischreden und verstoßene Händedrücke des soeben Angetrauten einen verwirrenden Nebelschleier glücklichen Behagens um Friederikes Sinne legten, um so eifriger glitten ihre Gedanken, von mädchenhaftem Zagen jetzt mehr beflügelt als gehemmt, über die weiteren Stunden des Festes hinweg, tasteten sich an die Schwelle ihres neuen Frauenlebens heran, und unter allem Wunderbaren, das sie erwartete, schwebte ihr auch das Brauthemd vor Augen. Denn da der Vater seine besondere Heimlichkeit damit gehabt hatte, glaubte sie eines unvorstellbar köstlichen Stückes gewärtig sein zu dürfen. Undermann trank ihr und dem Schwiegersohn häufig zu, sein Gebahren wechselte rasch zwischen hastiger Erregung und starrer Selbstversunkenheit, und oft schrak er auf, wenn er durch Musiklänge, Stimmengewirr, Gläser- und Messerklirren hindurch den Hufschlag eines galoppierenden Pferdes zu vernehmen meinte. Beim dindon à la Périgord erschien ein Diener, flüsterte dem Brautvater etwas zu, Undermann wurde bleich vor Erregung, erhob sich und ging hinaus. Niemandem fiel sein Weggang auf, auch der Braut

als einem Schmiedeberger Rauffherrnkind nicht, es mochte ein Schreiben von Cadix, Sedan, Triest oder Krakau gekommen sein, das sofortige Entscheidung und Antwort erheischte. Und je mehr Trunkenheit, Behagen und Lustigsein wuchsen, um so weniger hatte man seines Fortbleibens Acht.

Im Comptoir erwartete ihn seine Estafette. Andernmann nahm dem Manne das Paket ab, schenkte ihm einen Taler und entließ ihn. Ein rascher Scherenschnitt zertrennte die Verschnürung, eilige Finger streiften die Wachstuchhülle ab und hoben den Deckel der dichtgeflochlenen Korbschachtel. Zu oberst lag ein Brief. Andernmann riß ihn auf und las, sein Amsterdamer Geschäftsfreund habe nichts außer Betrachtung gelassen, was von den berühmtesten holländischen Leinenhäusern seinen Ursprung genommen, er habe zahlreiche Proben aus England und der Schweiz eingefordert und könne nun guten Gewissens versichern, das Brauthemd sei aus dem edelsten und vollendetsten Stoffe gefertigt, welcher derzeit überhaupt in den Handel gelangen könne.

Fieberbebend und doch behutsam packte Andernmann der Korbschachtel Inhalt aus, und da lag es ausgebreitet vor ihm, fest und dicht gewebt und dennoch daunenleicht, schneeweiß, mit Spitzen und Blondes hauchig verziert, zart erstarrtem Schaumgeträusel leichtbewegten Gewässers. Die Augen glänzend und weit geöffnet, strich er erst prüfend, dann lieblosend über das weichgriffige, glatte, schmiegsam-feste Weiß, staunend und wie ein Trunkener. Dann hob er es gegen das Licht, spähte scharf hin und fuhr erlassend zurück. Denn des Hemdes Leinwand trug als Webzeichen den Anker seines Hauses.

Mit einem Stöhnen, das wie Auffschrei klang, ließ Andernmann sich in den Armstuhl fallen und barg das Gesicht in den Händen. Unwirklich und verworren scholl Tusch, Geklirr und Lachen herüber. Nun war das geschehen, dessen er sich nicht versehen hatte: Ziel war zerronnen, zu Erreichendes war Erreichtes geworden. Ferne, groß und geheimnisvoll lockend, war nah geworden, irdisch-klein, schal und erbärmlich. Unerfättlicher, willig zu nacheifernder Verehrung über sich selbst hinauslangender Trieb griff plötzlich ins Leere.

Lange saß Andernmann so da. Verändert erhob er sich, schwerfällig gebückt und mit greisenhaft zitternden Knieen.

„Wenn es nichts Höheres gibt als den Dreck, den ein Jeder selber macht — —“ sagte er gebrochen und erschrak vor dem Widerhall der eigenen Stimme. Sein Blick fiel auf den Spiegel über dem Schreibpult, und das Gesicht, das ihm entgegen sah, war grau, welt, verfallen, eines müden und gerichteten Mannes.

Johann Ferdinand Andernmann setzte sich wieder und begann zu schreiben, ordnete an und verfügte. Machte eine Pause und setzte dazu: „Item soll man mich begraben in einem Hemd von grobem Zwilch, weil mir nach diesem keine Leinwand mehr an den Leib soll.“

Andernmann verschloß die Tür. Dann wühlte und wühlte er in allerhand Leinzeug, drehte ein starkes Stück zu einer Schlinge zusammen und befestigte sie hoch oben am Fenstertreuz. Er zögerte, trat zurück, eine Blutwelle schoß ihm ins Gesicht, wieder stürzte er auf das Pult zu, noch einmal beugte er sich zitternd über das Hemd, schob hastig allerhand Schreibgerät zur Seite, bis er das Vergrößerungsglas gefunden hatte, legte es auf das Gewebe, und was er nun sah, das war ein Anderes: wohl blieb der Anker stehen, untrüglich und unerbittlich, aber in der Mitte war er gebrochen, dergestalt, daß zwischen oberer und unterer

Hälfte ein haarfeiner, unter der Wirkung der Glases aber deutlich erkennbarer Zwischenraum blieb. Und über dem geborstenen Anker schwebte, eines Wappenschildes Krone oder Helm vergleichbar, winzig klein und flüchtig in die Rette gewebt, ein Ding, das er wohl kannte aus Beschreibungen, fliegenden Blättern, Kupferstichen: die phrygische Mütze, wie sie in Frankreich die Jakobiner trugen und wie sie auch in manchen Städten des westlichen Deutschland auf Freiheitsbäumen und Rednerhäuptern geprangt hatte. Und plötzlich war die Mütze vor ihm, die er in Thomas Schwandts, seines besten Webers, Stube hatte liegen sehen. Kurz und erstaunt gefragt, was die Mütze da solle, hatte er ruhig erwidert, für Weber gelte nicht, was für Mustetiere gälte, daß alle einerlei Zeug auf dem Kopf haben müßten, und es stehe ihm frei, in seiner Stube zu tragen, was ihm gefalle. Und Andermann hatte das hingehen lassen, da er dem Ding keine Bedeutung beimah, auf Thomas Schwandt große Stücke hielt und mit ihm als seinem besten Mann keine Verdrießlichkeiten wünschte.

Das fiel ihm jetzt ein, und plötzlich öffnete sich sein Sinn, und hellfichtig begriff er, wie dieser Mann, den er sich hörig glaubte nicht nur in seiner Arbeit, sondern auch in all seinem innern Wesen und Denken — wie dieser Mann tagaus tagein, Woche um Woche, Jahr um Jahr gebückt an seinem Webstuhl gefessen, in ewig wandelloser Gleichform der Fron, und seines Herzens Haß und Wut und zähneknirschenden Ingrim mit diesem Zeichen in seiner Fronarbeit Gebilde hineingewebt, sich von der Seele gewälzt und als formgewordenen Urteilspruch einem unbekanntem Schicksal zur Vollstreckung heimgestellt hatte.

Andermann sprang auf, riß die Schlinge vom Fensterkreuz, barg sie in der Lade und schellte. Einer der Angestellten des Hauses kam, Andermann schickte ihn nach dem Weber und ging, die Hände auf dem Rücken, schwer und stoßweise atmend auf und ab. Der Comptoirbote kehrte zurück und meldete, zu Hause habe er Schwandt nicht angetroffen, habe ihn dann im „Schwarzen Kopf“ gesucht und gefunden, wo er inmitten seiner lauschenden Genossen gefessen und rot und heiß vom Trinken das Wort geführt habe. Der Werktag sei des Herrn, der Sonntag sei sein, habe er erwidert, er komme nicht, und es werde nicht lange mehr währen, bis der große Sonntag der arbeitenden Leute anbrähe.

Der Comptoirbote hatte stockend gesprochen und stand nun mit gekrümmtem Rücken da, eines jener rasenden Zornesausbrüche gewärtig, mit denen Andermann jeden Versuch einer Widersetzlichkeit zu beantworten pflegte; er erinnerte sich des herrischen Wutgebrülls, mit dem Andermann vor wenigen Monaten unbewaffnet unter die tobende Menge der stangenbewehrten Bleichertnechte gefahren war und sie auseinandergepresst hatte. Aber dieser gleiche Andermann nickte jetzt, sagte ruhig: „Es ist gut“, und winkte ihm zu gehen.

Dann nahm er das Hemd, stieg langsam die Treppe zum ersten Stock hinauf und betrat die festlich hergerichtete Brautkammer, die das junge Paar aufnehmen sollte. Über das große, betränzte, schneeweiß leuchtende Doppelbett, dessen Pfosten lachende Engelsköpfe trugen, breitete er sorgfältig das Hemd, lächelte bitter und geringschätzig und ging wieder in sein Comptoir. Verschloß hinter sich die Tür und nahm die Schlinge aus der Lade.

Inzwischen hatte sich Madame Andermann über ihres Mannes langes Fortbleiben mit dem Gedanken beruhigt, er werde wohl eine Überraschung vorbereiten, die mit dem Brauthemd zusammenhänge. Bei der crême panachée mêlée erschien,

eben aus Breslau eingetroffen, der junge Hasentlever, wußte sich vor Begrüßen und Beglückwünschen kaum zu lassen und überreichte der Demoiselle Braut zum Präsent eine silberne Kaffeekanne, welche in erhabener Arbeit die drei Parzen zeigte, die eilig flüchtend geflügelten Amoretten ihren Platz am Webstuhl überließen. Und als er dann unter den Gästen saß, raunte er ihnen die aus Breslau mitgebrachte Neuigkeit zu, die Franzosen hätten ihren König mit dem Fallbeil vom Leben zum Tode gebracht. Man horchte auf, man fürzte ein wenig, und der Auditeur zog finster die Brauen zusammen. Aber dann taten die Gäste alle Sorgen wieder beiseite, denn jedes der großen Handlungshäuser, die durch ihre Chefs an der Hochzeitstafel vertreten waren, konnte Wirren und Absatzstocungen übersehen. Und wenn überfüllte Kaufmannsspeicher für die Weber leere Hände und Mägen bedeuteten, so mußte Zuspruch und Almosen eben das Gewissen der Kaufherren entlasten, die zum Überfluß auf die Garnisonen von Landeshut und Schweidnitz rechnen konnten. Und einer, der selbst als armer Weber begonnen hatte, flüsterte seinem Nachbarn mit behäbigem Lächeln zu, er wüßte nur, daß der Rowent einem jeden Fallbeilkandidaten ein Sterbehemd von Schmiedeberger Leinen zu-billige.

Und wie keiner der fröhlich Schmausenden ahnte, was für eine Last ein zusammengedrehtes Stück Schmiedeberger Unterleintwand in des Hausherrn Comptoir trug, so ahnte auch niemand, daß mit dem Tode des französischen Ludwig der Weiser der Geschichte auf ein anderes Feld gerückt war, daß der Parzen Los die Amoretten treffen sollte, und daß eine harte Zeit schattende Schwingen zu spannen sich anschickte — eine Zeit, in der mehr noch und Gewaltigeres fallieren mußte als elf Zwölftel der Schmiedeberger Leinwandhäuser.

## Vom deutschen Wesen der rheinischen Landschaft

Von

Fritz Gräng

Wie das große deutsche Land nur zu einem verschwindenden Teile noch ungebrochne Natur geblieben ist, sich vielmehr fast völlig, in seine Berge, Wälder und Heiden hinein, zu Kultur- und Siedlungsland umgewandelt hat, so nimmt an diesem Schicksal in besonderem Ausmaße das westliche Gebiet am Rheine teil, in dem seit Jahrtausenden ältere und reichere Kulturen sich übereinander-schichten und durcheinanderrachsen konnten, als irgendwo in der Mitte oder im Osten. In der rheinischen Siedlungslandschaft prägt sich dies augenfällig genug aus, und was dieser neben ihrem den Verkehr immer neubelebenden und verjüngenden Ströme, was ihr inmitten eines den Wellen und Fluten der Völker und Stämme, dem Streit und Kriege von je ausgesetzten, an lothenden Bodenschätzen reichen Grenzstreifen an Bedeutendem und Ausdrucksvollem abhanden

lam, das ersetzt sie uns heute durch eine noch immer vorhandene und wirksame Mannigfaltigkeit, durch widerstandsfähige Eigenart und künstlerische Steigerung. Es gibt in entlegeneren Landschaften, etwa im Mainfränkischen oder im Schwäbischen, Gegenden, die reicher sind an geschlossenen und einheitlichen alten Siedlungsbildern; dafür beschenkt uns der Rhein, trotz seiner Zerstörungslandschaften, noch immer mit vielem Einzelnen, worin Größe und kraftvolle Schönheit wohnt und wirkt. So dürfen wir denn auch am Rhein das deutsche Wesen zunächst in den älteren, aus keltischen Anfängen und römischen Gründungen erwachsenen Siedlungslandschaften erkennen, in denen, vielerlei Mischungen und Einflüssen ausgefetzt, deutsches Volkstum und Stammestum, das fränkische im Norden und in der Mitte, das alemannisch-schwäbische im Süden, ihr eignes Wesen ausgedrückt und behauptet haben.

Aber diese Siedlungsformen wachsen auch, wie Strauch und Baum, aus dem Boden heraus, ergänzen, betonen, steigern oder vergeistigen seine Grundformen. Jedes zwischen Strom und Schieferhang sich langhinstreckende Winzer- oder Schifferdorf am Rhein oder an der Mosel, jede ihrem Schiefer- oder Sandsteinfelsen entsteigende Burg, jede ins Tal blickende Hochrandsiedlung, jede Hügelstadt, jeder Brückenort, jede in der freien Landschaft stehende Kapelle, jedes Berg- oder Talloster bezeugen es. Von solchen Bildern ist das formenreiche rheinische Land voll. Die Verbindung der Landschaft mit der Siedlung wirkt dort am innigsten, wo diese sich des Bodengesteins zum eignen Bau bedient oder doch ihren Baustoff aus heimatischer Nähe bezogen hat. Zu den Mittelrheinufern, zu Mosel und Lahn gehören nicht nur die vielen Schieferburgen, sondern ebenso die Schieferdörfer und Schieferstädtchen, an deren Gemäuerresten und Türmen im Frühling der Goldsack zwischen dunkelverwitternden, rauhen und ungefügten Steinen und Platten hervorleuchtet. Was wäre das bergische Land ohne das saubere schwarzbeschieferte bergische Haus? So gehören zum Niederrhein die alten großen, grauen Saffsteinkirchen, vom Bonner Münster und der Kirche von Schwarzrheindorf bis zum romanischen Barock des herrlichen Neuper Doms und zur Abteikirche von Werden an der Ruhr. Landschaftlich mächtiger noch stehen die mittel- und oberrheinischen Sandsteindome gegen Himmel, Strom und Berg, mit ihnen abendlich verglühend. Wir spüren vor ihnen auch, wie das der Künstlerhand entgegentommende Gestein die Bildung selbst zu feinsten Zierformen anreizt und belebt, und ahnen hier vielleicht am stärksten die geheimen Zusammenhänge, die neben den offensichtlichen zwischen Bau- und Siedlungsform und natürlicher Landschaft obwalten.

Natur und Menschenwert üben eine Wechselwirkung aufeinander aus, vom schlichtesten, dem Boden und dem Bedürfnis des Tages ganz verhafteten Nutzbau bis zu geistigsten, vom Boden sich lösenden Gebilden. An dieser Wechselwirkung nimmt der Strom der Geschlechter teil, der unaufhörlich diese Formen durchfließt und sie, bald vernichtend, bald absetzend, immer umgestaltend, sich angleicht, so wie er selber ihnen sich angleichen muß. Wird die Wirkung als rein, echt und tief empfunden, so entsteht jenes Einheitsgefühl, das für landschaftliche Schönheit unerläßlich ist. Dieses Einheitsgefühl strahlt dann von den alten Siedlungen selbst, als den Brennpunkten des Lebens, über Wege, Brücken und Fähren auf die Kulturlandschaft weiteren Sinnes aus, auf Wald und Weinberg, Fluß und Feld, Obstgelande und Wiese, deren Bewirtschaftung als volkstümlich deutsch

erkannt wird, mit vielfältigen Stammesabwandlungen. Das Gefühl des Deutschen überträgt sich schließlich auch auf die vom Menschen zunächst unabhängigen Erscheinungsformen der Landschaft, auf Berggestalten und Ebenen, auf Taldurchbrüche und wolkenverhangene Gebirgswälder, auch wenn diese, so verwandt sie anderen deutschen Landschaften sind, sich in volksfremden Ländern so oder ähnlich wiederholen. Es ist der Hauch des Heimatlichen, untrennbar verbunden, wie mit seinem uralten, immerjungen Strome, so mit dem Hauch des Geschichtlichen, in dem dieses Gefühl des Deutschtums atmet. Dabei darf das Geschichtliche so eng und so weit sein, wie es will, von den Lebensschicksalen der einzelnen Familie bis zu den größeren des Stammes, die wiederum nur einen Teil der aus der Sage aufquellenden und immer wieder in sie abzweigenden Volksgeschichte bedeuten. Die rheinische Landschaft ist von deutscher Sage und Geschichte aller Art gesättigt.

Schwerer schon ist es, aus den fast noch geschichtslos erscheinenden, die reine Landschaft unterjochenden und mißachtenden Gebilden neuer und neuester Zeit, aus rheinischen Großstadt-, Verkehrs- und Industrielandschaften das Deutsche herauszufinden. Denn was sich hier vollzogen hat und weiter vollzieht, ist eine Angleichung über Volks- und Landesgrenzen hinaus, ein Vorgang von tragischer Größe. Wie der Ruhrorter Hafen, der größte Hafen der Binnenschifffahrt, in seinem Umkreis Bilder erzeugen mußte, die durchaus hamburgisch anmuten, so werden die wachsenden Ränder rheinischer Großstädte den nichtrheinischen Industrie- und Handelsplätzen immer ähnlicher, mögen sie in Deutschland oder draußen liegen. Das Wort von der Amerikanisierung des Lebens und der Landschaft ist kein bloßes Gerede. Und doch hat das Rheinland auch da einen Trost bereit. Wer kann sich im rheinischen Industriebezirk, in dieser gewaltigen Bergwerks-, Hochöfen-, Eisenbahn- und Fabriklandschaft, die sich längst, Dörfer und Höfe, Weiden und Herden verdrängend, von den bergischen Hügeln in die Flusstäler und in das Flachland hinuntergezogen hat, der Erkenntnis verschließen, daß da ein Volksschlag von besonderem Gepräge und zäher deutscher Kraft am Werke ist? Der schärfere Blick erkennt dies schon an den Formen dieser erstaunlichen Arbeitslandschaft, noch ehe er sich von dem Wesen der niederfränkischen und westfälischen Werkleute selbst die Bestätigung geholt hat.

Rehren wir zu ausdrucksvollen Einzelbildern zurück! Noch stehen außerhalb des Industriegeländes am Niederrhein in der Gegend von Xanten und Cleve alte Einzelhöfe in ihren Feldern und Wiesen, im Schatten der Baumkronen, die ältesten noch mit abgewalmtem Strohdach. Sie erzeugen landschaftliche Bilder, die hier ins Holländische, dort ins Westfälische hinüberleiten. Ihr Einheitshaus entspricht durchaus dem altsächsischen. Talwärts verschwinden sie etwa bei der Ruhrmündung und südlich von der mittleren Wupper, während die niederfränkische Mund- und Volksart viel weiter südwärts, bis über die Ahrmündung hinaus, mit mancherlei Übergängen und Anklängen freilich, erkennbar bleibt. Im übrigen wird das ländliche Siedlungsbild der Talungen, zum Teil auch der Höhen, von dem sehr wandlungsfähigen fränkischen Gehöft der Hausen- und Straßendörfer bestimmt, aus dem vielfach noch, von der Erftmündung rheinaufwärts den alten Backsteinbau der Niederung ablösend, das rheinische Fachwerk herauslacht. Dieses fröhliche, schmuck- und farbenfreudige rheinische Fachwerk ist auch die Zierde unverdorbenener oder erst halbentstellter Flecken und Kleinstädte geblieben, wie denn im ganzen fränkischen, teilweise auch im schwäbischen Land zwischen dörf-

licher und Kleinstädtischer Erscheinung keine so scharfen Grenzen laufen wie anderswo.

Die mittelhheinländischen Fachwerkgiebel auf schiefersteinigen Erdgeschossen sind zumeist schmaler, schlanker, steildachiger als die oberrheinischen und die an Main und Neckar, landschaftlich am reizvollsten dort, wo sie sich in der hellfarbigen Strömung spiegeln, wo Fährleute und nehwurfende Fischer, Flößer und Schiffer an ihnen vorübergleiten, wo unter ihren Ertern noch Reste des alten Leinpfades am Ufer sichtbar werden oder wo sie, von Tor und Mauerwerk notdürftig zusammengehalten, von älteren steinernen Burghäusern, vom Rathausdach, vom romanischen Kirchturm überragt, sich frisch von ihren helldunklen, hochgestaffelten Weinbergen abheben. Eine Wingertkapelle, eine Stromkapelle hält jahrhundertalte Nachbarschaft. Zur Weinlese oder bei sommerlichen Wittgängen und Wallfahrten fangen diese Bilder noch tiefer zu leben an. Auch das sind deutsche Arbeitslandschaften, ebenso fröhliche wie ernste, und tiefgeschichtliche zugleich. Die Wingerte erzählen nicht nur von Lebensgenuß, sondern noch mehr von Mühe und Schweiß; mancher, in den Nebentälern zumal, ist bereits aufgelassen worden und hat sich in gestuftes Ackerland oder gar in verwilderten Buschhang verwandelt, weil er die Arbeit des Winzers nicht mehr lohnte. Längst sind die Zeiten vorüber, wo tief in die Rölner Bucht hinein und auf die Eifel- und Hunsrückberge der Weinbau vorgeedrungen war.

Kräftige deutsche Siedlungsbilder altrheinischer Art gibt es zum Glück auch heute noch, nur muß man sie suchen: in Erpel unter der basaltisch schroffen Erpeler Lei, in Niederbreisig und Leutesdorf, in dem entzückenden Rhens, in Niederpsay und Oberpsay, in Filsen und anderen Orten. Landschaftlich fast noch kostbarer, vom Anmutigsten bis zum Düstersten spielend, sind viele Moselorte, deren feines und echtes Fachwerk hier und da, nicht nur in der Trierer Talweitung, der römisch-deutschen Landschaft großen Stiles, auf römischem Steinbau aufsticht, umgeben von mächtigem, landschaftbeherrschendem Kirchen- und Klosterwerk und von den steinernen Sigen landsässiger Geschlechter. Römer waren ja die vorbildlichen Steinbauer in dem ursprünglichen Waldband. Carden, Clotten, Bruttig, Fankel, Weilstein, Ediger, Bremm, Entkirch, Urzig, Cröv sind nur einige Glieder der schöngeklungenen Kette, die den Wanderer jedesmal mit neuen köstlichen Dingen überrascht. Leider hat sich auch in dieser unvergleichlichen deutschen Mosellandschaft viel Rohes, Sinn- und Geschmackloses eingemischt. Im Oberrheinischen feiert das deutsche Fachwerk, alemannisch gewandelt, besonders in den elsässischen Weindörfern und -städtchen abseits vom Strom zu Füßen der Wasgauerge seine lebendigstillen Feste in sonniger Landschaft, mit Holzgalerien unter breitbehängigen Giebeln, inmitten einer altdeutsch reichen und farbigen Formenwelt. Kayzersberg, Oberehnheim, Reichenweier glänzen aus der Menge heraus.

Von seinen Schweizer Anfängen bis in das Niederland hat der Rhein kraftvolle deutsche Städtebilder geschaffen, die der Landschaft etwas von der Wehrhaftigkeit, von der Lebens- und Handelslust, von der Kunstfreude des alten echten Bürgertums, freilich auch von seinen schlimmeren Schicksalen mitteilen. Schaffhausen am Oberrhein mit seiner Feste Munoth beginnt die Reihe mit klangvollem Auftakt. Es steht neben den andern wie die Fülle Gottfried Kellers neben der reichsdeutschen Dichtung. Nördlich von Basel ziehen sich die stärkeren Siedlungen von dem unfteten Fluß und seinen Altwässern an die Gebirgsränder und an die



elßfische Ill zurück. Nur Breisach, das einst so wichtige, hält auf vulkanischem Kaiserstuhlaufläuffer sein altes Münster dem Strom entgegen. Speyer und Worms, nördlich der Neckarmündung, sind halbzerstörte Städte und nur durch ihre Dome landschaftlich bedeutend. Mainz, gleichfalls dombeherrscht, gibt den ersten volleren Klang rheinländisch warmblütigen Stadtwesens. Die landstädtischen Orte des Rheingaaues bilden in gesegneter Landschaft — sie galt einst als schönste des ganzen Rheins — an ruhig breiter, auenumfließender Strömung, an die sie ihre Gärten und niederen Herrensitze hingebreitet haben, fast eine einzige geschlossene Siedlungsreihe. Uraltetes Hausgemäuer birgt sich hier im Umkreis ältester Kirchen, unter denen die in ehrwürdiger Schlichtheit am Ufer sehr eindrucksvolle Mittelheimer Klosterkirche mit ihrem Vierungstürme genannt sei.

Erst die Städte des Rheindurchbruchs aber beschwören das ganze mittelalterliche Wesen im Bilde wieder herauf. Die landschaftlich schönsten und deutschen unter ihnen sind wohl Bacharach und Oberwesel, womit nichts gegen die Schönheit der anderen gesagt sei. Sie sind zumeist in Erscheinung und Einzelzügen verwandt, durch Neubauten mehr oder minder geschändet. Fügen sich in Bacharach Mauerreste und Mauertürme mit der Burg, der Kirche, der gotisch edlen Ruinenanmut der hochstehenden Wernerkapelle, den ins Steeger Seitental hinaufziehenden Häuschen, den schroffkantig zerschnittenen Rebsteinen und dem Lichtglanz des Stromes zu einem unvergeßlichen Bilde zusammen, so steigert sich der Eindruck noch in der Oberweseler Landschaft, wenn man von halber Höhe, neben dem massigen, dachlosen Schieferturme von St. Martin stehend, über die Efeuüberhänge, die Efeuüberhänge der wie in Bacharach von der Burghöhe sich herabziehenden Wehrmauer zur schlanken, roten, hochschiffigen Liebfrauentirche, zum Bogen des Rheins, zu Wein und Wald der Talhänge und zur Schönburg hinüberblickt. Das ist einer der allerprächtigsten Ausblicke im deutschen Land. Wie eine niederdeutsche schwere Abwandlung dieses rheinischen Mittelalters hebt sich unter den niederrheinischen, an schweren Kirchen und Sagen reichen Geschwifern das kleine, mauer- und turmbewehrte Söns einsam und abseits, fast unheimlich, aus dem Weidicht seines Flußufers. Mit dunkelroten Ziegeln, denen schwarzer Basalt eingemauert wurde, ist der verschlafenen Stadt das streitbare Schloß eines Kölner Erzbischofs des 14. Jahrhunderts verwachsen, fremd und gewaltig hingelagert, von ältestem Efeu überquollen. Innerlich verwandte Spuren der drei mächtigen geistlich-weltlichen Herrschaften Kurköln, Kurtrier, Kurmainz begegnen uns am Rhein und seinen Zuflüssen noch vielfach in Burgen und Stadtbildern wie Koblenz, Niederlahnstein, Andernach.

Die rheinischste aller Städte aber ist Köln. Während bei dem nahen Bonn von den schönen Linien und Farben des Siebengebirges her, der hellsten und aufgeschlossenen Strom- und Berglandschaft des Rheins, das melodische Wesen volltönig ausschwingt, ragen die geselligen Türme und Kirchendächer Kölns als ehrwürdige Zeugen rheinischer Städtkraft aus der erweiterten Bucht in ihren oft die Meeresnähe verratenden niederdeutschen Wolkenhimmel. Man mag vom rechten Ufer dem schönen Stadtbogen am Strome folgen und an dem edeltroßigen Turm von Groß-St. Martin vorbei zu den steilen Domtürmen aufblicken; man mag vom Dampfer aus oder von irgendeinem Hügelrand des rechts- oder linksrheinischen Landes die türmestolze „hillige“ Stadt im Dunst der Ferne aus ihrem schimmernden Gewässer auftauchen sehen: immer empfindet man die Lebens-

und Ausdruckskraft dieser einzigen Stadt, die sich, begünstigt durch die Lage, von Römerzeiten her bis zur Gegenwart, abseits dem stillen Ruinendasein anderer, als Mittelpunkt rheinisch-deutschen Lebens behauptet hat.

Den wehrhaftesten Ausdruck gewinnt der Rhein durch seine Burgen, besonders dort, wo sie unverbunden mit Stadt und Dorf, die Talsiedlung misachtend, selbstherrlich frei an halber Wandhöhe des Durchbruchstales, über den Schieferfurchen der Seitentäler, auf waldigen Vorhöhen begleitender Gebirge, Pässe sperrend, Flußübergänge bewachend, sich gegenseitig die Zähne zeigend, in ungezählter Schar und Vielgestalt gewachsen sind. Was sie in ihrer Häufung für die urdeutsche elsässische Landschaft bedeuten, weiß schon der alte Spruch: „Drei Schlösser auf einem Berge, drei Kirchen auf einem Kirchhof, drei Städte in einem Tal ist das ganze Elsaß überall.“ Tief in die Pfalz hinein erstreckt sich dieser landschaftliche Vorzug des Südwestens. Geschichtlich gesehen, bedeuten solche Wehrbauten freilich Krieg und Zerstörung, noch mehr Binnensehde und Zersplitterung und sind auch darin deutsche Landschaft. Aber solche Überlegung hat kaum am unmittelbaren Eindruck teil, so sehr sich darin das Geschichtliche der Landschaft zu einem Kerngefühl verdichtet. Das Volk, der Fahrende, der Wandernde begrüßen die rheinischen Burgen als Gestaltungen kernig deutschen Volks- und Stammeswesens, das naturhafte Wurzeln hat und mit Berg und Strom, Felsen und Wald so verbunden ist wie Sage und Märchen. Wie diese Verbindung in der Zertrimmerung wächst, bei der Bergfried, Dallas und Schildmauer wieder dem Felsgestein und der lebendigen Pflanzendecke anheimfallen, in einer sich dauernd wandelnden Schönheit, das gehört zu den geheimnisvollsten landschaftlichen Vorgängen.

Es ist ein eigener Reiz des mittlrheinischen Haupttales, daß seine Burgen und Ruinen von einem reichen Volks- und Verkehrsleben umflossen werden. Freilich ist dies auch mit daran schuld, daß nicht wenige zu Familiensitzen von Rünflern, Kaufleuten oder anderen Gegenwärtsmenschen und so durch Um- und Ausbauten auch für die Landschaft verfälscht wurden. Um so echter und ursprünglicher wirken so abseits verwitternde, wie die aus Schieferbruchsteinen geschichteten derben Ruinengestalten des Wispertales, die einsam und stark dastehen wie nur irgendeine verschollene Talburg Süd- oder Mitteldeutschlands. Was an den mittlrheinischen Burgen künstlerisch erscheint, ist fast immer das Naturhafte ihres Wachstums, nicht das Architektonische. Auch da gibt es Ausnahmen, wie die seltsam schöne Burg Reichenberg seitwärts von St. Goarshausen.

Gedenken wir auch einiger Moselburgen noch! Da ist die düsterschöne doppelstürmige Burg Thurandt, über den hohen Weinbergen des altersgrauen Dorfes Alten, über umwachsenen Rapellenschieferstufen ein großes Landschaftsbild krönend. Da ist im Ehrenbachtal über Brodenbach die prächtige Ehrenburg mit weitsehendem Bergfried. Da ist endlich in laubwaldumhögtem Seitentälchen das Kleinod aller rheinischen Burgen, die Burg Elz, als Ganerbenburg allmählich gewachsen und geschaffen, seit dem 12. Jahrhundert im Besitze desselben Geschlechts, heute noch Wohnburg und doch unverstelltes, lebendigstes Mittelalter. Gehen wir aber von der Ehrenburg das Tal vollends hinauf, so entdecken wir die kleine Hunsrückburg Schöneck. Dort hat bis tief in den Krieg hinein, der vom Westen her dumpf über die Bergwälder herüberdrohte, ein deutscher Maler, Wilhelm Steinhausen, sich in die Seele seiner Wälder und Wiesen versenkend, heimische und

heimliche Landschaften gemalt, die nicht minder im eigentlichen Sinne deutsch sind als seines Freundes Hans Thoma Oberrheinbilder von Laufenburg und Säckingen.

Das Bedeutendste und Geistigste hat das Rheinland der deutschen Landschaft in seinen kirchlichen Schöpfungen gegeben. Aus zahllosen Münster-, Kapellen-, Klosterlandschaften setzen sich diese frommen und kunstfrohen Gauen zusammen, darin vielen ostfränkischen, schwäbischen und bayrischen Landschaften ebenbürtig. Die rheinischen Rhombenhauben oder Spizen schlichtester romanischer Kirchtürme schenken vielen ländlichen Siedlungsbildern ihren tiefsten heimatlichen Ton, ähnlich wie die einfachen Satteldächer der Türme den alemannischen. Herrlich und streng, fast unvermittelt, recken sich die drei großen romanischen Dome von Speyer, Worms und Mainz über Gassen und Zeiten in den rheinischen Himmel und künden in zeitloser Kunstsprache zugleich von der Hoheit mittelalterlich deutschen Kaisertums. Der unbestrittene Landschaftsherrscher unter ihnen ist der am wenigsten veränderte, der Wormser, dessen dunkle Turmpaare über das uralte Lorsch Klosterbereich hinweg bis in die Randberge des Odenwaldes schauen. Mächtig durch die Schönheit seiner Maße wirkt der Speyerer Dom über dem Stromufer.

Was sich noch im 12. Jahrhundert bei der großartigen Entfaltung dieser rheinisch-romanischen Kunst abspielte, ein Lebendigwerden der strengen Außenform von innen heraus, in den zierlichsten Zwerggalerien, in wechselfarbigen Plattenfriesen oder, wie in Köln, in der kleeblattartigen Lagerung dreier Apsiden um die Vierung herum, vielleicht auf römischer Grundlage, war nichts anderes als ein künstlerischer Durchbruch rheinisch-deutscher Art, auf die wesensverwandte Landschaft ausstrahlend. Die herrlich vollendeten Kölner Kirchen, St. Aposteln voran, und die vielen andern Bauten des sogenannten Übergangsstils beflügeln Geist und Sinne zugleich. Es ist eine zu hoher Kunst geadelte Spielfreude in ihnen, sie sind wie rheinische Glockenmusik. Wenn große und edle Bauten überhaupt das Gefühl für Gestalt und Raum der Landschaft steigern, so gilt dies in besonderem Maße von diesen phantasiereichen, lichtvollen Kirchen. Wie schwingt sich die Schwarzheindorfer Kirche über ihre Mauer empor! Der Limburger Dom, an den nahen herberen Felsenbau von Dietkirchen erinnernd, steht da, als wäre er aus seinem Lahnfelsen herauskristallisiert; er vergeistigt Stadt und Landschaft.

Die lebendige Seelenkraft solcher deutschen Kunst verstärkt sich in der rheinischen Gotik zu einem glühend aufstrebenden, flammenhaften Leben. Was der leidenschaftliche junge Goethe vor dem Straßburger Münster, dem Wahrzeichen der oberrheinischen Tiefebene bis zu den südlichen Vorbergen des Schwarzwalds, fühlte und erkannte, das naturhafte, naturverbundene Innenleben großer deutscher Kunst, ist auch anderen Werken rheinischer Gotik eigen. Gewiß läßt der Kölner Dom das westliche Vorbild und den westlichen Einfluß noch stärker spüren als der Straßburger, gewiß wirken seine beiden Türme, einer andern Zeit zugehörend als ihr eigener Baugedanke, weniger urwüchsig und phantastisch als jener eine der Straßburger Plattform vom schwäbischen Meister aufgesetzte kerndeutsche Turm. Aber es ist entscheidend, daß gerade die Kölner Türme, darin durchaus deutsch, die strenge französische Fassadengliederung von Grund aus durchbrechen und auflösen, daß sie als freie Gestalten, baumhaft oder felsenhaft, aufschließen. Den vollendeten Ausdruck solchen Emporstrebens zur Höhe, das doch zugleich in eigener Form ruht, hat die deutsche Gotik im Freiburger Münsterthurm gefunden, dessen durchbrochener Helm selig mit dem Äther zu spielen scheint. Was wäre die Breisgau-

stadt, so fein sie sonst ist, ohne ihr Feinstes, diesen Turm? Seinen Landschaftswert kennt, wer ihn im Morgen- und Abendlicht, vor der Helle der Ebene, des Kaiserstuhls, des fernen Wasgenwaldes, aber auch vor den nahen tannendunkeln Schwarzwaldböhen über den alten bunten Dächern gesehen hat.

Die Schönheit großer Kunst vertieft sich, wenn sie sich mit der Einsamkeit der Natur verschwifert. Es ist dann oft, als sei sie zu ihrem Ursprung heimgekehrt. Das Rheinland hütet solcher doppeltsöflichen Landschaften die Fülle. So steht manche ernste und schlichte Zisterzienserkirche in der klösterlichen Stille ihres Wasgautales, so hebt sich abseits von Niederlahnstein die uralte Johanneskirche, ganz für sich allein, von ihrer Rheinwiese nahe der Lahnmündung; so schwebt Arnstein, das Klösterchen, auf seinem Laubwaldhügel über der gewundenen Lahn. So blickt die Ruinenpracht des Heisterbacher Klosterkirchenchors vornehm über Rasen und Bäume. Schließen wir die Reihe mit zwei der edelsten deutschen Werke zu beiden Seiten des Rheinstroms, einem romanischen und einem gotischen, die zum Glücke noch keine Ruinen sind. Das ist Marialaach, die wunderbare Klosterkirche am Laacher See, und das ist der Altenberger Dom, der turmlose Bruder des kölnischen, das heimliche Juwel des bergischen Landes, in waldblüthiger Einsamkeit, unfern der hastenden, streitbaren Welt und dennoch ihr weitentrückt.

Die Zeit, wo man im Durchbruchstal zwischen Bingen und Bonn, in den Burgen, Städtchen, Wein- und Waldbergen nördlich und südlich vom Lurleifelsen die Blüte aller landschaftlichen Schönheit sah, ist ebenso vorüber wie jene frühere, die dem offneren, idyllischeren Rheingau die Krone zusprach und in jener andern Strecke vielmehr das Schauerlichenge und Wilde fühlte. Man entdeckte die meeresnahe Weite und malerische Größe des Niederrheins und spiegelte sie, der holländischen Verwandtschaft bewußter werdend, in der Kunst kräftig ab. Darüber wurde man leicht ungerecht gegen die Verherrlichung des Mittellaufs, deren innerstes Recht man über ihren Schwächen verkannte. Ziehen wir von der überlieferten Rheinromantik diese Schwächen und Auswüchse ab, den allzu spielerischen Singang in Wort und Farbe, die Altertümerei der Wirtshäuser, die Sünden einer übereifrigen Fremdenindustrie, so bleibt etwas sehr Lebendiges, Volkstümliches übrig, in dem sich die Geister des Weines und des frischen, starken Bergstromes, der Sinn für Landschaft und der Sinn für Vergangenheit und Sage begegnen. Das ist deutsch und nicht umzubringen, mögen wir es romantisch oder anders nennen. Wer aber in diesem Tale des kulissenhaften Bilderwechsels, der „theatralischen“ Häufung der Kleinbilder überdrüssig wird — schon in echten Romantikerzeiten war Ludwig Grimm, der Malerbruder Jakobs und Wilhelms, so ein gelegentlicher Widersacher —, der braucht nur auf den Rand der Hochfläche zu steigen, bis er die Strömung in tiefer Furche silbern stehen oder in glänzende Dreiecke seenhaft zerschnitten sieht. Wenn dann unten die Burgen in ganzen Reihen ihrem Gestein sich andrängen, oben die Laubwälder hüben und drüben unter fließenden Wolkenschatten ins Endlose sich dehnen, von fernen Ringwallhügeln unterbrochen, dann wird er der Größe auch dieser Landschaft inne. Es ist schon in Ordnung, wenn es den Bürger und Handwerker aus dem Gewinkel seines mittelrheinischen Salsbüchchens einmal nach Köln oder Düsseldorf und ins niederrheinische Land zieht und wenn der schaffensfrohe Niederrheinländer gern auf fröhlicher Bergfahrt seinen Strom dort auffucht, wo er am gewundensten ist. Zwei Strö-

mungen beherrschen das deutsche Wesen schicksalhaft: die eine geht in beschauliche Enge und Tiefe, die andre in sich entfaltende Welt.

Der Rhein ist ein starker, einigender Strom. Er verbindet, die Ufer trennend und doch kraft seines Wesens zusammenhaltend, den Süden mit dem Norden, das Alemannische mit dem Fränkischen bis ins Niederland. Er wird bleiben, was er für das rheinische und für das deutsche Volk immer gewesen ist: ein Landschaftszauberer und als solcher ein Schicksalsstrom und Strom des Lebens zugleich, vom Wirtschaftlich-Körperlichen bis tief ins Geistige und Seelische hinein.

## Die Stellung der Deutschen und der Franzosen zum Staat

Von

Wilhelm Rapp

Die Unruhen und Gärungen, die besonders seit der Nachkriegszeit die meisten Staaten im Innern durchzittern, haben auch zu erneutem Nachdenken über das Wesen des Staates angeregt. Überall taucht in der wissenschaftlichen Literatur, auf den Tagesordnungen von Versammlungen das Thema vom Staate auf, ein Beweis, wie stark das Interesse für das hier vorliegende eigentümliche Problem ist. Es soll hier nicht vom Staatsgedanken an sich geredet werden, sondern von der Einstellung, der Haltung, die ein Volk zu seinem Staate einnimmt. Diese Einstellung, dieses Verhalten ist wesentlich bestimmt durch die ganze Wesensart des Volkes. Von hier aus muß also die eigentliche Art, wie ein jedes Volk sich zu seinem Staate stellt, begriffen werden. Es handelt sich also um die *volkspychologische* Seite des Staatenproblems. Aber es ist natürlich, daß die Art und Weise der Verwirklichung des Staatsgedankens in einem Volk auch wieder dessen Stellungnahme zum Staat bedingt und umgekehrt die Art der Einstellung wieder ihre Rückwirkung übt auf die Verwirklichung des Staatsgedankens. Beides kann also nicht voneinander säuberlich getrennt werden, es fließen beide Problemstellungen doch ineinander über.

Alles Psychologische im Volkswesen ist irgendwie geschichtlich begründet. So will auch die psychologische Haltung der Deutschen zum Staat geschichtlich begriffen werden. Am Anfang der geschichtlichen Entwicklung, die alles Deutsche bis heute beherrscht, steht der Territorialstaat. An der regulierenden, kontrollierenden Tätigkeit, die mit diesem Staat beginnt, ist erst den Deutschen aufgegangen, was Staat und Staatsfunktionen bedeuten. Er hat zuerst die Menschen seines Umkreises in größerem, umfassenderem Maße erfaßt und in ein geordnetes System staatlicher Bewirtschaftung eingewöhnt. Von daher haben sie dann die Formung und Prägung empfangen als politische staatsbürgerliche Wesen, wie sie es bis heute geblieben sind.

Es handelt sich bei diesen staatlichen Gebilden um mehr oder weniger eng

begrenzte, überschaubare Territorien. Da konnte alles und jedes zum Objekt obrigkeitlicher Regulierung gemacht werden, woraus sich allmählich die peinlich genaue Technik in der Handhabung des staatlichen Apparates entwickelte. So entstanden diese Kleinwelten, in denen das heimatlische Eigenleben staatlich organisiert war, und je mehr dies der Fall war, desto mehr boten sie dem Bedürfnis nach einem überindividuellen Ganzen, an das man sich anlehnt, mit dem man sich triebhaft, instinkthast zusammenschließen möchte, Befriedigung. Was man an Hingabe, Gehorsam, Opferwilligkeit fähig war, das wurde diesem Heimatstaat gegeben. Heimat, Vaterland, Volk, Staat flossen in eins zusammen. Der Heimatstaat wurde alles. So ist in und aus der Geschichte das Rückgratbildende des öffentlichen Geistes die am Einzelstaat haftende Staatsgesinnung als unmittelbares gefühlsmäßiges Erlebnis herausgewachsen. Diese Staatsgesinnung war natürlich nicht in gleichem Maße Gemeingut aller Glieder des Staatsverbandes, sie war ursprünglich mehr oder weniger beschränkt auf die, welche dem Gemeinwesen durch Beruf, Stand, Stellung näher standen, also auf den Landesherrn, das Beamtentum, die privilegierten Stände, alles übrige ist Objekt des Staates. Was dann in der Folgezeit noch Anteil am Staate erhielt, aus bloßem Objekt staatliches Subjekt wurde, das wuchs von selbst ebenfalls in diese Struktur der Staatsgesinnung hinein. Eine bewußte intensive völkisch-deutsche Gesinnung konnte da schwer aufkommen. Das Preußentum ist die klassische Ausprägung dieses ganz am Staate haftenden und vom staatlichen Formprinzip gestalteten öffentlichen Geistes. Mehr oder weniger zeigen die größeren süddeutschen Länder, Baden, Württemberg, Bayern denselben Prozeß. Jedes dieser Gemeinwesen ist ja ein Konglomerat von Territorien, selbständigen Gemeinwesen der allerverschiedensten Art, die lediglich durch die gemeinsamen staatlichen Formen und Institutionen, durch Dynastie, Bürokratie und Volksvertretung zu einer festen Einheit mit charakteristischem Gemeingeist, sei es badischen, sei es württembergischen oder bayrischen zusammenwachsen. So begreift sich auch, daß dieses föderative deutsche Staatsvolk besonders in seinen den Staatsgedanken besonders repräsentierenden Schichten den volksdeutschen nationalen Bewegungen so lange instinktiv zähen Widerstand leisteten.

Es war dieses Widerstreben aus der natürlichen Frucht geboren, die körperliche Struktur staatlicher Formung zu verlieren, wie sie innerhalb eines halben Jahrtausends geworden war. Nachdem also die nationale Einheitsbewegung von 1848 mißlungen, war in der Konsequenz der deutschen Geschichte die Bismarcksche Lösung die einzig mögliche, die die Staaten, die einzelnen Staatsregierungen zu einem „ewigen Bund“ zusammenfügte und das Reich nur mehr als einen Art Überstaat darübertölbte. So ist mit Hinzunahme der frei schwimmenden ideellen nationalen Motive, aber in erster Linie aus der Idee des staatlichen Reichsganzen Stimmung und Gesinnung deutscher Staatsnation seit 1870 erwachsen.

Welch anderes Bild zeigt sich da demgegenüber in Frankreich. Gerade als in Deutschland die Epoche des Territorialstaates begann, der dem Deutschen den Blick für Volk und Nation mehr verbaute als öffnete, da erhob sich dort der nationale Staat, der Staat, in dem das Nationale, die Idee Frankreich, das Bewegende waren, der Staat, d. h. das Königtum mit Kronjuristen und Beamtenstab nur die Zusammenfassung dieser nationalen Kräfte, das Werkzeug, das Organ für die Ausrichtung des elementar aufstrebenden nationalen Willens. Dieser

Staat von Haus aus um der Nation, um des „süßen Frankreichs“ willen da. Aller Glanz, der auf dem Staate liegt, stammt von der Nation. Seine Ordnungen, Formen sind nicht an sich etwas absolut Geheiligt, Unantastbares, daher fällt es schon im vorrevolutionären Frankreich nicht schwer, sich gegen sie aufzulehnen, Staat im Staat zu bilden. Es sei nur an die Hugonottenkriege, die Fronde, die Parlamente, d. i. die obersten Gerichtshöfe erinnert. Mit dem Fall des Königtums in der Revolution verlor dieser französische Staat auch die letzte Spur von Eigenglanz, und trat das Zufällige, das Relative des französischen Staates um so greller erst ins Licht des Tages. Er wurde von da an im Bewußtsein der Franzosen eine Art Nothbehelf, ein Außengerüst um die Nation herum. Wenn es auch notwendig ist, dieses Gerüst, wird man sich ihm doch nicht mit dem Herzen verschreiben. Veränderungen, Wechsel in diesem Gerüst können darum den Franzosen gemeinlich nicht erschüttern, das normale Leben der französischen Nation wird durch alle Revolutionen nicht fühlbar berührt.

Es kann danach auch nicht das Bestreben des Franzosen unbedingt darauf gehen, sich am Staat zu beteiligen, sich in das Interesse am Staat hineinziehen zu lassen. Gewiß weiß er, es gilt nicht mehr „l'état c'est moi,“ sondern l'état c'est le peuple, und er ist stolz darauf, aber es fällt ihm nicht ein, das in concreto zu verwirklichen, er überläßt den Staat denen, die den individuellen gout dafür haben, die Leidenschaft, aber beides ist nach seiner Ansicht nicht jedermanns Sache. So beschränkt sich die überwältigende Mehrheit der Franzosen auf das Zuschauen. „Es existieren in Frankreich einige hundert oder einige tausend Personen, welche die öffentliche Macht unter verschiedenen Titeln in Händen halten . . . . . Es ist nicht die Regierung eines einzigen, noch die Regierung aller, es ist die Regierung einer gewissen Anzahl!“ (Robert de Jouvenel, La Republique des Camarades S. 262). Es hat schließlich auch nicht so viel auf sich, wer diese Staatsgeschäfte besorgt, wie sie besorgt werden, es hängt das Gedeihen der Individuen nicht davon ab. „Dies Land hat keine Institutionen mehr, es wünscht nicht sein Gedeihen seinen Institutionen zu entleihen, es gedeiht ja“ (S. 411). „Erst seit dem Kriegsende“, meint Jouvenel, „fangen die Bürger an zu begreifen, daß die Arbeit der Regierungen nicht gleichgültig ist für das Gedeihen der Individuen (Robert de Jouvenel, Le Journalisme S. 65).

Diesem Instinkt, der mehr vom Staat weg als zu ihm hin will, entspricht darum naturgemäß die Tendenz der möglichsten Beschränkung der Staatsaufgaben: Der Staat soll nicht mehr Raum haben, als unbedingt nötig, es muß Sphären geben, in die er nichts drein zu reden hat. Daher der Kampf gegen den Etaisime. Die Rentner wollen sich nicht in ihr Portemonnaie sehen lassen, die Industriellen wollen nicht in ihre Betriebe hineingeredet haben, die Eltern wachen eifersüchtig dem Staat gegenüber über das Verfügungsrecht über ihre Kinder. Daher kommt das Einkommensteuergesetz nicht vom Fleck, ist staatliche Sozialpolitik, Sozialgesetzgebung denkbar unpopulär, ist die allgemeine Schulpflicht immer noch bloß auf dem Papier, hat die Staatschule die übermächtige Konkurrenz der Privatschulen auszustehen. Das alles erklärt sich aus diesem Trieb der Franzosen, in allen Lebensverhältnissen und Beziehungen Private zu bleiben. Ist doch der Staat auch nichts anderes als eine Vereinigung Privater, die eine große „Camaraderie“ bilden, in der in Geltung ist: eine Hand wäscht die andere. Dieser

Camaraderie schiebt man nicht ohne Not noch Bezirke zu, um ihr Jagdgebiet zu vergrößern.

Von dieser französischen ist die deutsche Einstellung durch eine Welt geschieden. Für uns ist der Staat niemals der von einer zufälligen Camaraderie bediente Apparat, niemals auch ein bloßes Gehäuse über der Nation. Es ist das organisch aus dem Volk herausgewachsene Gebilde, die höchste Funktion des Volkes, die alle übrigen Funktionen in sich befaßt und ihnen erst zu Höchstleistungen verhilft. Staat und Volk muß der Deutsche stets zusammendenken, der Staat ist das Volk und ist das ganze Volk, das organisierte Volk. Wer zur Ausrichtung von Funktionen dieses organisierten Volkes berufen ist und sei es in noch so untergeordneter Stelle, hat Ehre, Ansehen in besonderem Sinne. Staat erhebt, gibt Würde. Daher die hohe Wertung des Beamten und subjektiv die traditionelle Auffassung von Beamtenehre, demgemäß aber auch von Beamtenpflicht. Es folgt daraus, daß für den Deutschen das Gebiet des Staates gar nicht groß genug sein kann; es ist so groß, als die Lebensbetätigung des Volkes reicht. Daher im Gegensatz zu dem Franzosen, der staatsfreie Sphären will, die Neigung, die Staatssphären zu erweitern. Jedenfalls darf ihm, dem Staat, nichts, was zum nationalen kulturellen Leben gehört, fremd oder gleichgültig sein. Was im Volk ans Licht strebt, Religion, Kunst, Wissenschaft, soll Gegenstand seiner Pflege sein. Darum verstehen die deutschen Elsäßer und Lothringer die ganze französische Laiengesetzgebung nicht.

Daraus ergibt sich, wie groß die Desorientierung, die Erschütterung, die Unsicherheit werden mußte in Deutschland, als dieser traditionelle Staat zerbrach. Wenn der Deutsche mit dem Staat uneinig ist, dann ist er mit sich selbst, seinem eigenen Ich, seiner Volkspersönlichkeit zerfallen, darum greifen Kampf und Kritik gegen den Staat in Deutschland viel tiefer. Was in Frankreich die Nation ohne jeden Schaden erträgt, daran reibt sich die deutsche Seele wund. Was in Frankreich als Widerspruch gegen den Staat die Nation dennoch in fester Form läßt, das weckt in Deutschland alle Reime der Auflösung und Zersetzung. Man kann also den französischen Stil nicht nachmachen, daran könnte das deutsche Volk zugrunde gehen. Wenn wir mit dem *l'état c'est le peuple* Ernst machen, Ernst machen müssen, so geht es nicht nach der französischen Weise, daß die Masse der Bürger sich auf das Zuschauen beschränkt und die Staatsgeschäfte einer kleinen Minderheit passionierter Berufspolitiker überläßt, die man je nachdem beliebig herunterreißt, vom Zuschauerraum gleichsam mit faulen Eiern bewirft. Dagegen sträubt sich der deutsche Volksinstinkt im tiefsten Innern, so sehr man auch auf dem Wege dazu sich befindet. Das deutsche Volk will in seiner Gesamtheit ein Staatsvolk sein und bleiben. Wollen wir aber nicht zum Staate kommen, der von der Gasse bestimmt wird und lediglich eine Beute der Parteien ist, dann bleibt nur, daß wir mit aller Energie den Staat wieder als selbständige Größe wollen, der aber allen Kräften des Volkes sich öffnet und im Dienst des ganzen Volkes sich weiß. Diese ethische Stellung zum Staat entspricht allein der Seele des deutschen Volkes, und jedes Volk bleibe seiner eigenen Seele, seinem eigenen Genius treu.



# Der Teufelsstein

## Novelle

von

Hans Jüngst

In den ersten Tagen des August 1914 kam Ulrich, der letzte Sproß eines westfälischen Adelsgeschlechtes, den der Kriegsruß im Norden Scandinaviens mitten aus friedlichster, fleißiger Arbeit gerissen — er hatte sich einer naturwissenschaftlichen Forschergesellschaft angeschlossen — in seiner Heimat an. Es dunkelte schon stark, als er den Wagen bestieg, den ihm der Verwalter des Familiengutes an die kleine Station geschickt hatte, und während ihn das leichte Gefährt durch die Heide der dunklen Wand des Teutoburger Waldes entgegenrollte, geisterte die geliebte Landschaft, so sehr auch seine Augen sich mühten, sie aufzunehmen, im Schleier der Dämmerung mehr geahnt als geschaut an ihm vorüber. Dieser Reiz des Verhüllten jedoch ließ die Sehnsucht nach seinem Jugendlande, dem seit fast zwanzig Jahren entbehrten, heißer noch aufwallen als in jener Stunde, da es ihn getrieben, die bis zum Abbrücken nach seinem Regiment verbleibenden wenigen Tage zu einem letzten Gruß an das Fleckchen Erde, in dem er wurzelte, zu nutzen und hier noch einmal die stillen, entschlossenen Kräfte zu sammeln, deren es bedurfte, nun es galt, die Bücher mit dem Schwert zu tauschen.

Raum, daß die Pferde, die Ulrich hergefahren, wieder im Stalle standen, und nachdem er sich in merkwürdiger, fast schroff erscheinender Hast der halb neugierigen, halb verschüchterten Begrüßung durch ein ihm fremdes Gesinde entzogen, auch des Ubereifers, mit dem der schon unter seinem Vater die Scholle betreuende Verwalter ihn hinhielt, sich kurz und bündig erwehrt hatte, verließ Ulrich das am Fuße des Höhenzuges gelegene Herrenhaus und stieg durch den bereits völlig eingedunkelten Buchenwald auf den Gipfel des Berges, wo in wipfelumrauschter Einsamkeit ein Jagdhaus stand.

Das laute Knirschen und Kreischen, unter dem das eingeroßtete Schloß dem entwohnten Schlüssel wich, scheuchte eine taumelige Gesellschaft von Fledermäusen aus ihrem Geniste. Die Treppenstufen, die sich Ulrich im Dunkeln des Hauses hinauftastete — ein Weg, den er vor zwanzig Jahren auch im Finstern hinaufgeflogen — gaben unter seinen Sohlen jenen seltsam leeren Hall von den Wänden wider, mit dem jahrelang in Stille eingesenkte Räume vor überraschenden Geräuschen gleichsam erschreckend aufwachen.

Im höchsten Gemach, das sich über das ganze Geviert des turmartigen Gebäudes erstreckte und hoch über das gewaltige Meer der Buchentronen hinaus unter die Ruppel des Himmels gehoben schien, stand Ulrich eine Weile still und genoß, überwältigt, den Anblick, der sich ihm bot: eingefast in die Rahmen von vier mehr breiten als hohen Fenstern, deren jedes, einen wahren Luginsland schaffend, eine der Wände durchlichtete, gliserte von allen Seiten ein Stück des von Silberglanz durchschlagenen Sternenhimmels herein, und jener Strom eines nährenden und befruchtenden Lebensgeföhles, der unmittelbar aus den Quellen der Jugend sprudelt und dessen Rauschen wie halbvergessene Melodie lang, lange nur von ferne, zu seltenen Stunden vernehmlicher, in die Unrast von Ulrichs Tagen hineingeraunt, mündete mit eins seine lebendigen Wasser wieder mitten in das weitgeöfnete Herz des heimgekehrten Mannes.

Mit einem Handgriff jezt, so sicher, als sei er ihm Gewohnheit von gestern her, nahm Ulrich vom ordnungsmäßigen Platz einen Armleuchter und fand, als er dann ein Zündholz strich, die halbniedergebrannten Lichte wie er sie vor zwanzig oder achtzehn Jahren spielerisch gelöscht hatte —: ein silberner Fingerhut, den er dabei verwendet, stand noch, mit dem Kreisrand in das Wachs eingehärtet, aufgefüllt über dem Dochtfaßen der mittleren Kerze. Ulrichs Hand, die das Streichholz hielt, zitterte. Wie ein schillerndes Auge glutete ihm der rote Stein, den das Hüthen als Zierat trug, entgegen und hielt ihn mit fesselndem Blick in Bann, aus dem ihn erst mit brennendem Schmerz das bis an seine Fingerspitzen hinabzüngelnde Flämmchen des Streichholzes aufriß.

Benommen, wie unter einem Traum, entzündete er dann ein anderes Holz und steckte die Wachskerzen, eine nach der anderen, an — nur jene nicht, von der das Fingerhüthen zu entfernen er sich scheute.

Es dauerte lange, bis Ulrich mit dem Schwarm von Erinnerungen, der über ihn fiel, fertig wurde. Während er in seltsamer Unrast auf und abwandelte, halb selbstvergessen am Fenster lehnte, das er aufgerissen, den heißen Kopf in der Nachtkühle zu baden, verstrich Stunde um Stunde. Jezt schien sein Blick, der eben noch, entrückt, Bilder der Vergangenheit auftauchen sah, fern in dem dunklen Abgrund, der ihm zu Füßen die von Finsternis verdeckte Heide barg, eine Richtung, ein Ziel, zu suchen, und ein knabenhaft holdes Lächeln blühte in dem Gesicht des Mannes auf und umwob die festen klaren Züge seines Angesichtes für eines Augenblickes Dauer mit einem Schimmer von Jugend. Aber jäh entwich dieser Abglanz einer aus tiefstem Innern hervorquellenden Helle vor dem Aufsteigen eines bitter peinigenden Gedankens: gramvoll grub er seinen Schmerzszug um die schmaler werdenden Lippen und prägte eine dunkle Spur auf die still sich neigende Stirne.

Ulrich schüttelte sich wie unter einem Frösteln. Mit kurzer Bewegung und hartem Griff schloß er das laut zusammenschlagende Fenster, trat an eine Truhe, entnahm ihr wahllos ein Buch, stellte den Armleuchter neben ein Ruhebett und ließ sich darauf nieder. Er begann zu blättern, zu lesen.

Es fand sich, daß der Band, den der Zufall neben andere Bücher in die Truhe geworfen, ein altes Manuskript war, eine Art Familienchronik. Johannes Ulrich, der Grammatiker, wie er sich nannte, der erste Gelehrte in dem alten Geschlecht, das sich dieses Ahnherrn ohne nähere Kenntniss seiner besonderen Leistungen und Verdienste noch heute auf eine vage und ein wenig verschämte Weise rühmte,

hatte sie im Jahre 1732, wie aus dem Titelblatt zu ersehen, zu schreiben unternommen.

Wenn Ulrich gehofft hatte, sich mit Hilfe der vorgenommenen Lektüre wieder in ein Gleichgewicht seiner Stimmung hineinschaukeln zu können, so sah er sich betrogen. Mit einer Art freudiger Neugier schlug er zuerst Blatt um Blatt um und freute sich an den mit kalligraphischer Bemühung gleichsam sonntäglich hingefesteten Gelehrtenbuchstaben, sog auch den Duft des leicht angegilbten, handgeschöpften Papiers, der ihm die Atmosphäre eines ganzen abgeklungenen Zeitalters vorzauberte, begierig ein. Aber kaum entschlossen, das Skriptum von Anfang an durchzulesen, um seine Gedanken in fester Richtung aus der aufgewählten Enge der Menschenbrust fort und in eine kühlere, über das erregte Ich hinausgreifende Region zu leiten, warf er das Buch, nachdem er nur den ersten Abschnitt überflogen, mit einer Gebärde des entschiedensten Unwillens auf den Teppich, hüllte sich bis an die Schultern in eine Flauchdecke, löschte die Kerzen und schloß, jeden weiteren Gedanken streng verbannend, die Augen, um Schlummer und Vergessen herbeizuzwingen.

Der Schlaf kam. Doch mit ihm kamen auch Träume, die willkürlich an den Erlebnissen des Abends weiterspannen und eigenmächtig aus den Bruchstücken von Erinnerungsbildern groteske Zergewilde türmten.

Der Kerzenschein, der die Fenster des Jagdschloßchens auf dem Berge in dieser Nacht unversehens erhellte, flimmerte bis ins Thal hinunter und bewirkte, daß auch dort unten, in dem Hause der Frau Gertrud, Verwirrung und Nöte mancher Art gestiftet wurden.

Frau Gertrud wohnte inmitten einer triumphierenden, blutroten Rosenwildnis, die außerhalb der kleinen Stadt in der Heide — nach der Richtung hin, wo die Kammlinien des Teutoburger Waldes schwingen — eine Bodenwelle überwucherte. Diese Bodenerhöhung, kaum ein Hügel, aus der vom südlichen Horizont her unabschbar herangebreiteten Ebene sich mäßig emporwölbend, wurde von den Bewohnern des Plattlandes der Hilgenberg genannt.

Die historisch betrachtete Vergangenheit dieses Rosengartens übte noch nicht einmal dessen mächtigsten Reiz aus, obschon es etwas heißen will, im ungeschriebenen aber wohlverbürgten Buche der Fama als unmittelbarer Nachkomme des Rosenstockes am Hildesheimer Dom zu gelten und wie dieser stolze Ahn auf eine tausendjährige Vergangenheit pochen zu können. Der Hilgenberg war vor hunderten von Jahren der infernalische Schauplatz einer Hexenverbrennung gewesen. Der seit dem Teufelsput einer gewissen Isabein in seinem Fanatismus bis zu blindem Wüten aufgepeitschte Klerus brachte es fertig, an einem Tage nicht weniger als zehn Holzstöße, jeder das grause Grab für eine der verführerisch schönsten Jungfrau ringsum, auf dem Hilgenberge aufflammen zu lassen. Der Bischof von Hildesheim, dessen Weisheit und Gerechtigkeit jene finstere Zeit wie eine milde Leuchte durchhellte, soll, als er hiervon die Kunde vernahm, sich trauernd sieben Tage und Nächte verborgen gehalten haben: am achten Tage ging er barhaupt und barfuß in den Domgarten, schnitt von dem jungen Edelrosensträuchlein, das er dort — als seltene Zier unter norddeutschem Himmel — kürzlich hatte setzen lassen, ein Reislein ab und trug es selbst, bei seinem Alter unter mancherlei Mühen und Entbehrungen über Berge und durch die Heide

## Der Teufelsstein

pilgernd, auf den Hilgenberg und senkte hier, indes die Geistlichen in der Kapelle ein Miserere absangen und das Glöcklein kläglich zum Himmel rief, den Ableger mit eigenen Händen in das blutgetränkte Erdreich. Wie ihm nachmals, da er sich erkundigte, ob das Reislein Wurzel geschlagen, zu Ohren kam, daß es, aller bekannt gewordenen Naturbeobachtung zuwider, wild und üppig ins Wuchern gekommen sei, Schößling über Schößling kreuz und quer nach allen Richtungen auswerfend, ließ er die aus dem Herzenblut sich ergießende Rosenflut allem Volke unzugänglich abgrenzen, setzte mitten in den Duft und die glutenden Farben ein Häuschen und in das Häuschen einen Wärter.

Aber diese Historie wäre längst vergessen, hätte sie nicht die unvergleichliche Gegenwart des Rosengartens im Gedanken der einander ablösenden Geschlechter wach gehalten: Als wolle der Boden, den man das lebensfiebernde, klagende Blut der jungen Anschuld zu trinken gezwungen, dessen Haupt man mit der Asche aus Leibern, prangend nach ihres Schöpfers Ebenbild, bestreut hatte, den Frevel mit roten Zungen hinausschreien! Als vermöchte er das vor seiner Zeit und Bestimmung hinabgeschüttete Leben nicht zu halten, weil es drängte und pochte und ans Licht wollte, so daß er es hervorbrechen ließ — verschwenderisch, aus vertausendfacher, immer neuer Fülle, unerschöpflich einen Rausch von Wohlgeruch und Farbe!

Am frühesten und spätesten Treiben der Natur hatten diese Rosen teil: ihr Duft, voll und stark zwar, doch erfrischend durchwürzt, stand in den Lüften, wenn eben der Flieder zu knospen begann, und kaum wollte er weichen, wenn im sterbenden Herbst die Astern gilbten. Das Rot dieses Blumenfeldes war vom Auge wie Samt zu erfühlen, und ein in den zartesten, unberührbaren Tiefen der Blütenblätter miftender Schimmer von Purpurbläue verlieh ihm den einzigen Reiz einer mystischen Lösung.

Das Wachsen und Wuchern der Stöcke, die längst den Hilgenberg in Länge und Breite überspinnen hatten, griff in die Höhe, führte eigenwillige Gebilde gegen den Himmel und ließ sich, wie es in seiner Armüchigkeit jeder Pflege entbehren konnte, auch von keiner Hege beikommen: so, daß dem Gärtner, dem die Versorgung des dereinst vom Hildesheimer Bischof eingesetzten Amtes oblag, nicht viel mehr zu beschicken übrig blieb, als den von der Zugangspforte bis zur Türe seines Hauses führenden schmalen Pfad von der mit jedem Jahre unter neuem Ansturm überschießenden Kraft des jungen Betriebes frei zu halten.

Seit Jahr und Tag war Verweserin dieses Dienstes Frau Gertrud. — Das Haus, in dem sie wohnte, war das alte nicht mehr, das der Bischof hatte aufführen lassen; nur die gewichtigen Quadersteine der Grundmauern ruhten noch, wo sie damals festgelegt waren, aber über sie hinaus war ein leichteres, lichteres Gehäuse schlank in die Höhe geführt. Viel Licht strömte durch blißende Fenster hinein, grüne Läden belebten die in sauberstem Weiß gehaltenen Mauerflächen, und weite, hoch ansteigende Dachflügel nahmen das kleine Gewese — wie eine Glucke sich schirmend über ihre Brut breitet — in trauliche Hut. —

Frau Gertrud hatte bei frühesten Jahren ihre Mutter und wenig später auch den Vater verloren. Als sie, ein verwaistes Mädchen von kaum zwanzig, nach dem Tode ihres Vaters von der gräßlichen Herrschaft, in deren Besitz seinerzeit aus geistlicher Hand der Hilgenberg übergegangen war, mit dem in ihrer

Familie gewohnheitserblich gewordenen Wächteramt über den Rosengarten betraut wurde, gab das ihrer Selbstständigkeit, auf die ihr Wesen von Natur aus gegründet war, den kraftvollsten Antrieb. — Ihre Position, von Bedeutung nicht viel mehr als ein historisches Schaustück, war nur auf knappe Einkünfte angelegt; dafür aber ließ ihr die damit verbundene Arbeit vollauf Zeit, sich nach fruchtbarer Tätigkeit umzutun: die junge Gertrud ließ ihren Händen für ein im Westfälischen alteingesessenes Leinenhandelshaus die Anfertigung solcher Ware anvertrauen, die überall in der Welt, wo kostbare Gewandung gesucht wird, den vornehmsten Ansprüchen und dem erlesensten Geschmack genügen mußte und der die rechte Weihe zu geben selbst die ausgeklügeltsten Maschinen nicht den Pfiff hatten.

So bewies Gertrud im Gleichfluß der Tage und ihrer Daseinsforderungen aufs beste ihre Charaktertugend, bis sie, vom Strudel eines Herzenserlebnisses gepackt und umgerissen, an die spitze Klippe jenes Ereignisses geworfen wurde, das, allem Herkommen Hohn sprechend, ihre Eigenschaften auf eine Probe stellte, deren Ausgang zwischen Bewährung und Untergang nichts duldete.

Wie mag ihr damals, vor gut 18 Jahren, zumute gewesen sein, als das lebenslustige Stimmchen eines unschuldigen Wesens hell durch die Stuben trompetete, die ihr Lebtag nichts als Ehrbarkeit und Bürgerwürde umfriedet hatten, und arglos jedem Ohrenpaar, das draußen vorbeigetragen wurde, nachdrücklichste Kunde von seiner Existenz gab!

Mit heroischer Gebärde und herausforderndem Stolze war hier nichts getan! Gertruds Waffen hießen: Mut und Zucht, Güte, Fleiß und Rechtllichkeit. Mit ihnen wirkte sie so sieghaft, daß man bald über ihren Fehl hinweg nur auf ihren guten Menschenwert sah und sie, die niemals neben einem Mann am Altar gekniet, nicht mehr anders hieß als die Frau Gertrud. Und das war ein Ehrenname für beide — für die, welche ihn trug, und jene, die ihn gaben.

Frau Gertruds blonder Junge aber wuchs auf, und ob schon seine Herkunft ein Geheimnis blieb, lud doch niemand den Mühlstein um seinen Hals, ihm Argernis zu werden. Das heranwachsende Kind verschloß vor dem Schweigen der Mutter die Lippen, und mit der Zeit ergab sich selbst das stille Fragen seiner Augen.

Gerd wartete auf die Stunde, da die Mutter ihn rufen würde. —

Da saß Frau Gertrud in dem geräumigen Zimmer, das den Ausblick auf die Berge freigab, wie auf einer festen Insel mitten in einer Flut von frischem Leinen. Tiefbefriedet, so still und unbekümmert ihrer Arbeit hingegeben saß sie da, wie nur je ein Mensch, der sich in Sicherheit geborgen weiß. Ihr gebräunter Nacken, der schwer nach unten drängender, dunkler Haarfülle Halt bot, neigte sich und zeigte eine Schwingung rührender Rindlichkeit. Die Klarheit ihrer Stirn war nicht verborgen, aber ihre Augen, von den gesenkten Lidern bedeckt, leiteten im Schoß die Arbeit, das durch fest ausgeformte Hände wandernde Leinzeug und die Nadel, von sicheren Fingern emsig zwar, doch ohne Hast geführt.

Ferner dem Fenster, da, wo um diese Stunde das Zimmer einzudunkeln begann, hantierten behende zwei Arme über der Tischplatte. Leinwand wurde gefaltet, geordnet; aufgeschichtet wurden die Stücke und gezählt.

„Mutter“, heißt es dann, „hör’ auf, es wird dunkel. Ich habe alles aufgeräumt.“

Die Mutter sah nicht auf, als sie erwiderte:

„Eine Viertelstunde noch, Gerd.“ — Seltsam warm klang diese Stimme und sie schmeichelte, obschon für eine Frau zu tief beinahe, dem Ohr mit wohl lautendem Klange.

Der Junge gab nicht nach. Er trat vor die Mutter hin, legte ihr die Hände auf die Schulter, und sein Blick suchte eindringlich den ihren.

„Gib acht“, sagte sie, „daß Du nicht auf die Leinwand trittst.“

„Mutter . .!“ bat Gerd.

Da hob die ihre Augen; sie strahlten eine Flut von Güte, ernster Milde und lachendem Mut auf ihren Sohn.

„Du läßt mich gehen, Mutter! Ja?“

Frau Gertruds Hände lagen nun feiernd, wie ein Segen, auf dem weißen Linnen in ihrem Schoß.

„Ich glaube fast, mein Junge. Aber laß mir noch Zeit“, sagte sie still.

„Wie lange, Mutter?“ drängte Gerd, und da er sah, wie sein Ungestim ihr wehe tat, nahm er ihre Hände. — „Darum bin ich ja gekommen, Mutter! Die ganze Prima ist leer. Man müßte sich schämen! Hättest Du gesehen, vorgestern, wie die Reservisten auszogen! Die ganze Stadt war auf den Beinen. Es litt mich nicht! In den Zug hinein —! Und nun bin ich hier.“

„Am Abschied zu nehmen . . .“

„Mutter!“

„— Willst Du Licht anzünden, Gerd?“

Gerd sah der Mutter noch einmal, ihrer Zustimmung gewiß, mit lachender Frage in die Augen. Frau Gertrud nickte. — „Ein paar Tage noch bleib bei mir!“ — Er küßte ihr die Hände und ging hinaus.

Frau Gertrud stand auf. Das weiße Zeug glitt zu Boden.

Als Gerd nach einer Weile zurückkam, die brennende Lampe in der Hand, stand die Mutter am offenen Fenster und sah hinaus. Sie wendete sich nicht. Gerd setzte die Lampe auf den Tisch.

„Komm, Mutter“, rief er sie und freute sich auf eine der abendlichen Plauderstunden, die er von den Ferienzeiten her liebte und die ihm nun unerwartet für kurze Zeit wiedergegeben waren.

Dreimal rief er. Frau Gertrud stand unbeweglich und antwortete nicht. Gerd erhob sich. Er trat an ihre Seite in die Woge Rosenduftes, die der Abendwind hereinpülte.

Da erschrak die Mutter. Sie sah auf ihren Jungen. Gerd erfror unter diesem Blick, so abwesend, fremd und starr kam er über ihn. Noch stand er erbebend, als die Mutter, wie wenn sie dem Zwange einer magischen Gewalt gehorche, ihr Antlitz wieder dem Fenster zkehrte. Gerds Augen suchten den ihren zu folgen, als müßten die Blicke sich draußen irgendwo treffen. Aber da war nichts in der Finsternis. Nichts als fern in der Höhe der vom Dunkel verhängten Berge zuckend ein winziges Licht in der Nacht . . .

Dann saß Gerd wieder, einsam, im Schein der Lampe. Besorgt und forschend schaute er zur Mutter hinüber — lang, lange — bis sie, ihre Starrheit lösend, das Fenster schloß und stumm an Gerd vorüber aus dem Zimmer ging. — Es war ihr weiches, sicheres Schreiten in fraulicher Kraft. Aber ihr kindlicher Nacken war tief geneigt.

Ulrich erhob sich früh am Morgen. Aus unruhvollem Schlaf, gelockert durch wirres Träumen, blieb ihm eine dunkle Erregung. So griff er, als er schon bereit war, das Haus zu verlassen, noch einmal nach der Chronik, hob sie vom Teppich auf, legte sie auf den Tisch, und stand, den Hut auf dem Kopf, den Wanderstock in der Hand, über die erste Seite gebeugt und las langsam beim nüchternen Morgenlicht die Stelle, von der er nicht loskommen konnte:

„Als Stammutter unseres Geschlechts glaube ich eine junge Bauernmaid bezeichnen zu dürfen; man sagt, sie sei pechschwarzen Haares gewesen und gar wilden Wesens, doch von bedeutender Schönheit des Angesichtes und der Leibesbeschaffenheit. Sie vagierte in den Wäldern und erschien des öfteren, ihm wie ein Hündchen anhangend, bei unserem Ahn, der um die Zeit, da der „gute Bischof“ zu Hildesheim residierte, in hiesiger Gegend den Wald zu roden und sich ansässig zu machen begonnen. Von ihren Genossen heftig verfolgt, sei sie dann einst in einer bösen Gewitternacht, gänzlich aufgelöst, zu ihm geeilt und habe ihn Lebens und Sterbens willen angefleht, sie nicht von sich zu stoßen; da behielt er sie, sintermalen sie von ihm schwanger war, bei sich. Sie gebar auch ein Söhnchen, das er für eigen anerkannte, ob die Frau gleich nach erfolgter Niederkunft verstarb, ohne daß er Gelegenheit genommen, sie rechtmäßig zu ehelichen . . .“

Ulrich schlug das Buch zu. Er brach noch, ehe er sinnend die Treppe hinunterstieg, daß silberne Fingerhütlein von der Wachskerze ab und steckte es in die Tasche. Sein Weg ging in die Heide.

Mitten in der Heide liegt ein Granitblock. Er ist ein Fremdling in der stillen schlichten Landschaft. Das sieht man ihm auf den ersten Blick an. Stolz und überheblich steht er da. Beträchtlich aufgerect über seine nähere und fernere Umgebung gibt er dem schlanksten Föhrenstamm an Größe nichts nach, ganz zu schweigen von den Wachholderbüschen, die sich ihm zu Füßen angesiedelt haben und die er völlig übersieht. In eitler Selbstbespiegelung läßt er an sonnigen Tagen seine glatte Oberfläche flimmern und schillern, und so weltfern liegt dem Hochbetagten das junge christliche Wort vom Alter und der Weisheit, daß er, anstatt sich auf eine ruhigere Würde zu besinnen, je höher er in die Jahre kommt, recht heidnisch in die Eitelkeit erst noch hineinwächst: immer blendender, verwegener, fragwürdiger kommt sein Farbenspiel heraus, und immer tiefer fällt er in Anagnade, der dünelhafte Tropf — und nicht nur bei Gott und den Menschen. Die Natur ringsum kann es ihm nicht vergessen, daß er ein Zurückgebliebener aus dem Troß eines furchtbaren, tyrannischen Feindes aus eisigem Norden ist. Sie troßt ihm mit dem stetigen warmen Rot ihres Eriateppichs, den sie bis an die in sanftes Buchengrün gekleideten Hänge der Teutoburger Berge ausbreitet. Sie verspürt keine Lust, den lächerlichen Gefellen in sich aufzunehmen, wie sie es schließlich doch mit jedem frischgezimmerten simplen Bretterzaun, jedem grellroten Ziegeldach tut, das eines der heimatberechtigten Strohdächer zu verdrängen sich unterstand, indem sie mit Hilfe ihrer beiden Gefellen Wind und Wetter jede aufdringlich sich hervortuende Neulingsstracht still und stetig zur Umgebung abdämpft und herunterstimmt. So steht er, wie schon seit Jahrtausenden, noch immer als eine Größe da, der niemand Anerkennung zollt, als ein Ausgestoßener in der Eintracht friedlicher Heideinsamkeit. Doch der vornehme Bursche sucht der Lächerlichkeit, der man ihn preisgeben möchte und die ihn abtun soll, zu begegnen. Seit Urzeiten in ihm schlummernde, geheimnisvolle Kräfte läßt er lebendig werden, verbündet

## Der Teufelsstein

sich mit den nordkalten Nebeln der Herbsttage, die ihn gespenstisch umhüllen, seine harten Konturen verwischen oder verzerren, ihn riesenhaft über sich hinauswachsen lassen; er muß das farblos dämmernde Zwielicht, wenn der wache Tag müde wird, um, wo nun die Schatten doch alles glätten und milder einebnen, als einzig noch erkennbares Wesen ungefüge dazustehen; und in Finsternissen, da weder Mond und Sterne aufzogen, steht er plötzlich, schwärzer als die schwarze Nacht, ein Abgesandter des Leibhaftigen selbst, unvermittelt vor dem harmlosen Wanderer, den spät sein Weg noch durch die Heide führt. So versteht er es, seine Fremdart mit Spuk und Grausen zu umwittern. Aber seine besten Zeiten, da er sich im Hochgenuß solcher Zauberwirkung fand, da man Kreuze vor ihm schlug und, ein Paternoster auf den Lippen, den Schritt beschleunigte, um seinem Bannkreis zu entinnen, sind vorbei. Heute sind auch hierzulande die Menschen zu aufgeklärt, und bald wird man ihn nur noch als Rinderschreck gelten lassen. Geblieben ist dem seltsamen Fremdling als Erinnerung dessen, was er einst vermochte, nur eine schlimme Geschichte, die man ihm als Rache anhängte — und als schwache Genugthuung für ihn sein Name: er heißt der „Teufelsstein“.

Ulrich liebte den Teufelsstein mitsamt seinen Donquixoterien, denn im Grunde war es doch ein Kerl, ehrlich gewachsen nach seinen Gesetzen wie nur irgend ein westfälischer Heidebusch oder eine der Wachholderstauden nach den ihren. Er liebte ihn, den Heimatlosen, den immer wieder in Harnisch gejagten wie man ein im Grunde prächtiges Wesen lieben kann, dessen Schrullenhaftigkeit aus unverschuldetem Geschick herrührt. Und nun der granitne Geselle gar in der Heide stand als verschwiegener Zeuge jenes kurzen Erlebens von wenigen Sommertagen, in die sich für Ulrich die Überfülle alles dessen zusammendrängte, was eine Jugend an Schönheit und Wonne zu fassen vermag — was Wunder, daß des Heimatfüchtigen, Weltumgetriebenen erster Gang, der auch ein letzter Abschied sein konnte, dem Stein in der Heide galt!

Der Abstieg von den Bergen, das Wandern durch die Ebene belebte Ulrichs aufnahmedurstige Seele mit tausend altvertrauten und doch Schritt für Schritt wie sie ihm zufielen, beglückend neu erstehenden Eindrücken. Gegen Mittag stand er am Teufelsstein. Dichter und kühler als das dünnmaschige Netz, das hier und da in der Ebene ein Föhrenschlag unter sich legte, gemieden auch von lästigem Mückenschwarm, den solch harzdurchdufteter Umkreis anzulocken pflegte, versprach ein gut Stück Schatten, das der granitne Hyperboräer mit einer seiner eigenwilligen Übertragungen der lotrecht stehenden Sonne ablistete, dem wandernden Manne Raft.

Ehe er sich niederließ, stand Ulrich noch eine Weile bewundernd still: Der Findling hatte sein Gleißeln und Bligern, sein Blimmern und Flimmern zu vollstem Gepränge entfaltet und warf in die ungebrochene, warme Harmonie von Himmelsblau, Sonnengold und Heideblütenrot spize, grelle Lichter und Flämmchen — ein wechselvolles, unbestimmbares, verwirrendes Gaukelspiel, nicht einzuhaschen und jeder Deutung entgleitend.

„Fürwahr, alle Zeichen eines schwierigen Charakters, guter Bursche! Immerhin — ich vertraue mich Deinem Schatten!“ — Damit warf Ulrich sich ins Erika-krout.

Das Gesumm einer Hummel, die immer wieder um seinen Kopf kreiste, stimmte in der Mittagsstille Ulrichs Sinne, von der Wanderung her durchsättigt von Bildern, Farben und Klängen, auf den Ton einer wohligen Traumseligkeit,



und bald gaukelten sie hinüber in jene Bezirke, wo die Grenzen der Wirklichkeit verschwimmen.

. . . Es weht herüber wie der Duft befreiter, lauer Frühjahrsnächte. Ulrich bricht, ein heißer, wilder Bursche, aus der schlafenden Hut des Vaterhauses zu Thal ins Heidedorf. Am Hilgenberge der Rosengarten wiegt, unübersehbar, im Mondlicht die ersten schweren Blütenknospen, die der nächste Sonntag sprengen kann. Am Tor steht Gertrud, wartet auf ihn. Ihr Haupt hebt sich hintüber, als gäbe es der Flut des dunklen Haares nach, und aus dem offen dargebotenen Angesicht leuchten ihre Augen zu ihm auf, still und warm, und der Mund lächelt in süßer, ernster Torheit . . . Eine Mädchentnospe — der erste Kuß, der nächste, kann sie öffnen . . . Da er nun ihre zarten Fingerspitzen an seine Lippen führt, spürt er die metallene Röhle eines Fingerhütchens, das die Emsige vergessen, abzustreifen. Scherzend entwendet er es ihr. Am Arme des von erstem Liebessehnen umzauberten Mädchens, benommen von der Nähe ihres schreitenden Körpers, wandelt Ulrich mit ihr durch jene Nächte, da in Gärten und Feldern, hinter weißblühenden Dornhecken und in den Schlupfwinkeln zarttreibenden Buchengrüns das Singen, Lachen, Flüstern und Rosen nicht aufhören will . . .

Ein wehmütig glückliches Lächeln verklärt den Träumer. Seine schweren Lider öffnen sich halb und blinzen dem Teufelsstein zu, der wie ein Wächter über ihm steht. Sie wissen beide, der Stein und der Mensch, wie's weiter geschah . . .

Vielleicht ist der Platz, wo jetzt der wachträumende Mann Vergangenheit heraufbeschwört, der nämliche, wo er damals — wie lange ist das her? — den Kopf des Mädchens bettete . . . Ein jauchzender Schrei der Erfüllung brach aus seiner jungen Kraft, als er Gertruds zitternde Liebe fand, und der offene, ewige Sternenhimmel nahm die beiden Menschenkinder auf in seinen leuchtenden Liebesreigen.

Im verengten Sehfelde halbgeschlossener Augen erschien jetzt, nach einer Sekunde oder nach einer Ewigkeit, aus seidig glänzenden Mittagsschleiern und Luftgezitter sich lösend, ein Wanderer. Alle Welt schien ihm so verfunken, daß er, obwohl ihn sein Weg stracks zu Ulrichs Lagerstatt führte, des Rastenden nicht eher gewahr wurde, bis Ulrich, aufgestört halb, halb um sich bemerkbar zu machen, aufsprang, und nun die beiden sich gegenüber standen.

Des Burschen Blick machte auf. Vor diesen Augen, die ihn voll umfingen, stieg es siedendheiß in Ulrichs Herzen auf. Doch faßte er sich schnell und bot dem fremden Jüngling, da er doch offenbar, wie er selbst zuvor, den Schatten des Teufelssteins gesucht, Platz an seiner Seite. Gerd nahm das Unerbieten ein wenig befangen, doch dankbar an: das Wesen des Mannes, aus dem es ihn wie Herzenswärme und Zuneigung ansprach, nahm ihn seltsam ein und weckte seine ganze ihm eingeborene zutunliche Unbefangenheit.

Sie ließen sich nebeneinander nieder.

Ulrich schien zu Worten wenig geneigt.

In seinen Tiefen bewegte er noch, nachhaltig wie eine Vision, das Klingende, leuchtende Gedicht seiner jungen Jahre, und aus dem lichten Born stieg ihm ein Glänzen in die Augen. Die aber strahlten unverwandt mitten in das Antlitz des blonden Burschen und nahmen die Kraft und Frische, die er ausströmte, hinein in die Harmonie, die in der Seele des Mannes weiterdichtete. Als nun vor diesem Blick und der Stille, von keiner Rede noch unterbrochen, eine befangene Röte

in Gerds Wangen stieg, fand auch Ulrich sich mit leiser Verwirrung wegen seines untunlichen Gebarens zur Gegenwart zurück.

Ob er hier im Landstädtchen zuhause sei, fragte er wie beiläufig, und auf Gerds bejahende Antwort schlug Ulrich mit seinem Stecken an das Granitgestein.

„Was ist es mit dem Teufelsstein hier?“

Gerd verstand ihm nicht und sah ihn ein wenig ratlos an. Ulrich lächelte über sich selbst. — „Halten Sie es mir zugute — ich bin mit meinen Gedanken etwas abwegig in einer —“ er stockte — „in einer Geschichte, die mich seit gestern arg mitnimmt. . . Ich wollte Sie fragen: Es geht eine Sage von diesem Stein im Munde des Volkes um. Kennen Sie die?“

„Ei — ob ich die kenne!“ rief Gerd. „Es ist eine von den vielen schönen Mären, die hier im Lande gewachsen sind. Ich bin in ihnen zuhause, als wären sie mein Eigen! — Die lustigste ist diese nun freilich nicht.“

„Möchte doch nichts in der großen Welt mit ihrem Getriebe um Geld, Ruhm und Glück Ihnen je diese kleinere verdunkeln! Ich kann sie kaum noch sehen,“ gab Ulrich umdüstert zurück. Dann fuhr er eindringlich fort: „Aber ich bitte Sie, wenn Sie irgend Lust verspüren — erzählen Sie mir noch einmal diese Geschichte vom Teufelsstein! Sie war mir einst in allen Zügen lebendig. Ich möchte — ich muß sie wiederhaben in aller Deutlichkeit!“

„Ich will erzählen, so gut ich kann“, sagte Gerd in freudig glühender Beiseidenheit.

In kauender Stellung, mit angezogenen Knien, worauf er die Ellbogen gestützt, lauschte nun Ulrich und ließ keinen Blick von dem Erzähler. Der zerpflückte in der ersten Unruhe vor seiner ungewohnten Aufgabe ein Heidebüschel zwischen den Fingern, als sei er nebenher auf botanische Studien verfallen. Zwischendurch setzte er, bedacht und langsam, die ersten Worte.

„Ich weiß nicht, wie lange das her ist. Manche hundert Jahre, oder bald tausend — ich weiß es nicht. — — Doch“, unterbrach er sich, „das verspricht nicht viel, wenn ich gleich mit einem Schweißnicht anfangen. Aber ich habe es einmal unternommen und muß es zu Ende führen. Auch ist es nur eine Sage. Oder ein Märchen. Die kommen wohl alle aus dem Schweißnicht. . . Also: ich weiß auch nicht, wo die Siedlung lag. Ob es das Landstädtchen ist, aus dem wir hierhergekommen? Aber hier in der nahen Gegend ist es gewesen. Das ist sicher.“

In dieser Gegend, führte er weiter aus, habe ein Mädchen gewohnt, das wegen seines stolzen, hochfahrenden Wesens bei jedermann in Verruf und abfälligem Leumund war. Besonders bei den jungen Männern. Denn weil Isabein ein Ausbund von Schönheit war, rot wie die Rosen am Hilgenberg, weiß wie Leinwand aus Bielefeld, schwarz wie Angewitterwolke und rank wie eine Föhre, war kaum einer, dem sie nicht die Sinne verwirrt und der nicht hatte erfahren müssen, wie wenig er bei ihr galt. Selbst die Berwegensten gaben es allgemach auf, sie nach ihrem Willen fügen zu wollen. Bis der letzte Sohn vom reichsten Anwesen, der weit draußen ein Krieger geworden war und nach dem frühen Tode des Erben, seines Bruders, wieder in der Heimat einsprach, die seltsam reizvolle Menschenblüte, welche während seiner Abwesenheit hier aufgesprossen, so heftig begehrte und durch ihren Widerstand derart aufgespornt wurde, daß er sich hoch und heilig verschwor, sie zu seiner Frau zu machen. Das Mädchen ging ihm aus dem Wege. Jeden frühen Morgen entwich sie aus dem Dorf und kam erst, wenn das Vieh

schon in den Ställen brüllte, zurück. Der junge Harro lag bald auf der Lauer, und es dauerte nicht lange, so hatte er heraus, daß Ifabein weit über die Heide zu gehen pflegte. Er unterfing sich, ihr ungesehen zu folgen, was in der Ebene sehr schwierig war, aber er war vom Krieg her ein geschickter Pfadläufer. Und da sah er sie in den Wäldern der Teutoburger Berge verschwinden. Das waren damals Urwälder, und kein Bürger noch Bauer getraute sich in sie hinein, weil dort die Wölfe hausten, welche nachts über die Hürden kamen und oftmals sogar bis in die Ställe vorbrachen. Auch ging die Rede, es lebten dort Waldmenschen, zottig mit Fell bewachsene, abscheuliche Halbtiere. Mit der Zeit wurde es ruchbar, wohin Ifabeins Umtriebe führten, und feindseliges Raunen und Staunen ging von Mund zu Mund, wurde lauter und schließlich drohend. Dem allem vermaß sich Harro, überzeugt, nur so sein Verlangen nach Ifabein zum Ziele führen und der rühmlichen Nachrede, die er als ehemaliger Kriegsmann genoß, einen friedlichen Kranz aufsetzen zu können, mit Gewalt ein Ende zu machen. Eines Tages stellte er die Schöne am Saum des geheimnisvollen Waldes. — „Du wirfst meine Frau“, sagte er, indem er mit festem Griff ihren Arm umspannte. „Wo nicht, so bekommst er Dir schlecht — Dein Teufelsput!“ — „Es scheint, der Sommer dieses Jahres, heiß wie keiner zuvor, hat Dir den Kopf eingebört“, gab die Überrumpelte unhold zurück. — „Dein Leben steht auf dem Spiel!“ drohte Harro und blühte sie aus Leidenschaft, Zorn und böser Entschlossenheit durch und durch an, daß sie jäh erblasste und wohl inne ward, leichten Kaufes sei hier nicht davonzukommen. Ein gleichnerisches Lächeln, das um den Mund der Schnellgefaßten aufzuckte, nahm der verliebte Harro für ein erstes Siegeszeichen. — „Komm heute Abend, wenn meine Alten mit dem spinnenden Gesinde am Feuer sitzen, unter die Eichen vor unserem Hof!“ lachte er sie zuversichtlich an und riß sich, trunken im Wahne, noch diesen Tag ans Ziel seiner Wünsche zu gelangen, gewaltsam von Ifabein los und machte sich davon, als ob es einer ausdrücklichen Zusage nicht mehr bedürfe. — In der Tat stellte sich Ifabein am Abend ein. Harro ergriff ihre Hand und ging mit ihr, ganz berauscht von so viel Schönheit, die da blutwarm neben ihm schritt, hinein und vor den Herd der Eltern. — „Hier bring' ich die junge, künftige Hoffrau!“ rief er, und seine Stimme klang wie Hörner nach glücklicher Schlacht. Während einer wohlgemessenen Weile weidete sich Harro an dem huldigenden Schweigen ringsum, doch nicht länger als bis Ifabein, nachdem sie, eisig gelassen, in Stille zehn gezählt, des triumphierenden Augenblickes Dauer vollendet erachtete. — „Dein Wort gilt“, sagte sie fest und hell — „es gilt, wenn Du Dich entschließen kannst, ein Weib zu nehmen, das eines Fremden Kind mit seinem Blut schon nährt und —“ sie wandte sich den Eltern Harros zu — „wenn es Euch nichts verschlägt, ein Entlein zu schaukeln, das vielleicht mit zottigen Haaren geziert ist wie ein Waldschreck!“ — Ein Blick, kalt und glitzernd grün wie Eis, in die Runde — und hinaus war sie! Harro hat niemals erzählt, wie die versteinerte Gruppe, die Ifabein hinter der laut zugeschlagenen Thür zurückließ, sich wieder zum Leben gefunden.

Bisher war es nur muntelndes Gerücht gewesen, jetzt aber stand es dank dem schwachhaften Gesinde von Harros Elternhufe fest: Ifabein war eine Heze! Eine Heze, die mit Waldscheusalen Buhlschaft pflegte. Vielleicht — betruzt euch, ich will es nicht behaupten — vielleicht mit dem Leibhaftigen selbst! — Harro versuchte während der folgenden glühheißen Sommerwochen vergeblich, für das

Mädchen, zu dem nun erst, da er sie verloren geben mußte, eine wahre Herzensneigung in ihm rege ward, einzustehen, und mannhaft ging er gegen jede Lästerung an, die es wagte, in seiner Nähe laut zu werden. Obschon er alle Hoffnung, Isabein jemals zu gewinnen, aufgegeben hatte, hielt er dennoch ihre Selbstbeziehung für eitel List und Weibertrug, durch den sie sich einer verhaßten Ehe zu entziehen gewußt. Umso gräßlicher stiegen, als ein paar Monde übers Land gegangen, Verzweiflung, Wut und Eifersucht in ihm auf: es wurde sichtbar, daß Isabein nicht gelogen. Harro hatte es nicht zu unterlassen vermocht, das flüchtige Weiberwild hin und wieder von einem Versteck aus zu belauern, nur um von ferne mit schmachtendem Blick die geliebte Gestalt zu umfassen. Bei solcher Gelegenheit ging es ihm auf, daß Isabeins ehedem schlanker und behender Leib die Zeichen der Mutterschaft nicht mehr verbergen konnte. Ein Jammerlaut war ihm aus zugeschnürter Kehle gebrochen. Dann knirschte er auf und verbrachte den Rest des Tages in ohnmächtiger Raserei.

In der Nacht fügte es Isabeins Anstern, daß ein starkes Rudel Wölfe in die Ställe des Dorfes brach und grausam unter den Viehbeständen aufräumte. Unter den Verfolgern, die mit Sensen, Flegeln und Feuerbränden die blutige Meute waldwärts jagten, wurden Stimmen laut, man habe in der Mondklarheit deutlich gesehen, daß ein Haufe jener gefürchteten und geheimnisvollen Waldmänner mit den Bestien geflüchtet sei — ihr Johlen und Lamentieren habe sich graufig in das Belfern und Geheule der Wölfe gemischt. Und wehte nicht auch ein Frauengewand? Und lange, schwarze Haarflechten im Windzuge der davonlaufenden wilden Jagd?

Isabein blieb tagelang in den Wäldern verborgen. Eine würgende Krankheit, um sich fressend wie Brand in dörrender Sommerhitze, brachte ein plötzliches Sterben von Haus zu Haus. Der Toten waren so viele, daß sie gegen Abend, wenn die Sonne abgesunken war und der nächtliche Schatten einige Kühlung nur trügerisch versprach, in langen Zügen zu Grabe getragen wurden. Ein solcher Leichenzug begegnete der zum ersten Male wieder um die Häuser streifenden Isabein. Der Priester, als sei er auf ein Gespenst gestoßen, hielt ihr das Kreuz vor. Die Menge stand. Die Träger setzten die Särge ab, und wohl hundert Stimmen um ihr Liebstes trauernder Menschen schrien wie aus einem Munde über die zu ihren Füßen reglos Schlummernden hinweg: „Herge! Haltet sie! Haltet die Herge!“

Niemand zweifelte: kein anderer war es gewesen, als Isabein, die im Bunde mit reißenden Tieren und höllischen Dämonen in jener Nacht Krankheit und Tod gesät —, niemand wagte zu zweifeln, obwohl die martervollste Tortur, der man sie — kaum, daß man die Toten in unwürdiger Hast unter die Erde gebracht — noch in nämlicher Stunde unterwarf, ihr nicht das kargste Wort erpreßte. — „Sie hat es längst gestanden! Sie ist mit dem Leibhaftigen im Bunde! Hat sie sich dessen nicht gerühmt? Wie war das Harro? — Wo ist Harro? Harro soll sprechen! — Wer ist Vater zu ihrem Kinde, Harro? Hat sie nicht schamlos geprahlt mit ihrer Teufelsbuhlschaft? Des Bösen Samen hecht sie aus! Soll sie uns Teufel gebären? — Harro, hat sie selbst es nicht gesagt?!“

Harro schweigt in der drohend anschwellenden Brandung, die ihr Opfer will, die junge Mutter am Martergerüste. Er beißt sich die Lippen wund und sein Blick umflammt Isabein. Doch auch die am Schandpfahl königlich über ihre

eifernden Ankläger erhöhte Sünderin gibt keinen Laut von sich, verharrt in stummem Stolze.

„Teufelshege! Wer war dein Mann?“ springt es sie noch einmal in letzter Entschlossenheit an. Und nun lächelt Ifabein, lächelt über die geifernde Menge hinweg mitten hinein in Harros Augen, daß er zusammenzuckt.

Und wieder jöhlt und gellt es!

„Freimann! Die glühenden Eisen ihr um die Brust! — Von wem trägtst Du das Kind? Hege!“

Sie blutet. Sie windet sich. Sie stöhnt in die wartende Stille. Doch sie spricht kein Wort.

„Freimann! Brate ihr die Äpfel in den Augenhöhlen! — Wer war Dein Mann? Es war der Teufel!“

„Nein! Nein! Nein!“

So schrie noch niemand. Vor diesem Schrei prallt das Volk zurück wie vor einem Geißelstich.

„Ich sag's Euch nicht! Nie! Nie! Nie!“

Harro ist mit einem Satz am Schandpfahl. Er zerrt die Laue von der Liebsten Gliedern, und wie er, da noch alles wie gelähmt steht, besinnungslos zusammenbricht, ist Ifabein, hoch in steilem Sprunge über die Köpfe hinweg, auf und davon.

In diesem Augenblick brechen Wolken auf, die sich am Nachthimmel geballt haben, ohne daß einer im blinden Tumulte dessen Licht gehabt. Sie löschen die Fackeln. Ifabein stürmt über die Heide. Man steht, nachdem eine ausichtslose Verfolgung, zu der man sich verwirrt und planlos aufgerafft, schnell wieder aufgegeben worden, in engen Haufen an den letzten Häusern. Blitz schüttet einen Sturz von Licht in die Finsternis. Man sieht Ifabein: die Arme vorgestreckt, die Hände gespreizt, flatternd das Armesünderhemd, so heßt sie vornübergeneigten Leibes wie ein Sturmwind vorwärts. Nacht schluckt alles ein. Man hört sie kreischen, und es klingt wie infernalischer Jubel. Mit eins ein Donnern und Tosen in der Luft wie Weltuntergang, ein Säusen und Heulen wie vom Fluge nahender Urweltriesenvögel. Rotglühend spannt sich eine Feuerbahn in kühnem Wurf zwischen Himmel und Erde. Eisessodern frißt jeglichem ins Mark, und der Regen poltert mit Hagelstücken. Der Boden hebt, von Sternengangwucht getroffen. Die Häuser wanken. Aus abgrollendem Getöse wieder Nacht dann, strömender Regen, Stille der Vollendung . . .

Am nächsten Morgen lag der Granitblock in der Heide.

Der Priester hat es am Sonntag in der Kirche bestätigt, was die Klügsten gleich gewußt: Satan selbst hatte den Stein geschleudert, die verflucht Unselige zermalmt und unter ihm begraben. Denn sie hatte ihn verleugnet wie längstens ihren Herrgott.

Ifabein strafte den Priester nicht Lügen. Sie ward niemals wiedergesehen. Die Gemeinde aber dankte für das Verschwinden der Seuche, die der Hege nachgezogen war.

„Dies sei gesungen Dir zu Dank.

Die Kränke ist von uns gerannt

wie unter Wassergüssen

verlöschet grimmer Feuersbrand.“

— „So kann man sie noch heute singen hören“, schloß der Erzähler. —

Gerd hatte gesprochen wie ein junger Dichter, mit heißen Wangen und leuchtenden Augen, ganz hingeeben an seinen Gegenstand, der ihn bald so gefangen nahm, daß er, eine anfängliche Scham schnell vergessend, seine Worte fand wie Rinderhände Blumen auf einer Frühlingswiese.

Ulrich hatte sich um so williger an Gerds Bericht durch der unseligen Ilsebein Schicksal führen lassen, je öfter der dunkle Pfad sich erhellte, der aus dem Blute jenes verfehlten Daseins bis an das seine heranzuführte und je bewußter er den Stachel seines Gewissens fühlte. Denn dieses wies ihm im Spiegel der Schwächen und Sünden ferner Vorfahren eigene Anzulänglichkeiten auf, die ihn fast über einen Frevel hätten hinwegleben oder einschlafen lassen. In solche Empfindungen und Gedanken spielte auf eine geheimnisvolle Weise der Zauber, den das Wesen des Jünglings, bei fortschreitendem Sichselbstvergessen in Ton, Gebärde und Miene immer hüllenloser offenbar werdend, auf hin ausübte, so daß er es begierig aufnahm und dennoch seiner Hingabe an die Erzählung nichts abspaltete: vielmehr waren solche mannigfachen Wirkungen — der Fabel sowohl wie des Fabulierers — für ihn eine wunderbar geschlossene Einheit.

Ulrich und Gerd verharrten in einem langen Versunkensein. So aus dem Schweigen heraus sumimte der Junge, der, den Kopf im Heidekraut bergend, sich an die Bläue des Himmels verloren, ein paar schwermütig versonnene Töne, die sich unmerklich zu einer schlichten, einfältigen Melodie reihten. Halb gesprochen, doch getragen in abgemessenem Tonmaß, halb gesungen sprossen Worte aus der Weise, und die Worte fingen einen Sinn.

„Wo ist mein silberner Fingerhut?

Er trägt einen Stein so rot wie Blut,  
wie roten Blutes Tropfen . . .“

Ulrich horchte auf. Und wie jener weitersang, kam es ihn hart an, einer namenlosen Erregung, die ihn zu schütteln drohte, Meister zu bleiben.

„Nun steche ich mir die Finger wund  
und leide Schmerz zu jeder Stund,  
mein Herz, das höre ich klopfen.

„Das weiße Linnen in meiner Hand  
ward von dem Blute schier zuchand,  
von roten Blutes Tropfen . . .

„Am Teufelsstein, am Teufelsstein  
wird wohl der Hut zu finden sein!“

— — — — —

„Was fingen Sie da?“

Gerd erschrak. Raub und beinahe hart fuhr ihn diese Stimme an. Er unterdrückte sein Erstaunen und schloß im Stillen auf eine ungewöhnliche Anteilnahme an Ilsebeins Geschichten.

„Was ich finge? Nichts . . . Oder ich weiß nicht, was . . .“

„Woher haben Sie das?“

„Ich weiß nicht.“ — Gerd lächelte. „Es kommt aus dem Schweißnicht . . .“

Vielleicht aber, vielleicht auch daher: Meine Mutter meinte damals, als sie mir diese Geschichte erzählte — von ihr hörte ich sie zuerst —, der Teufelsstein sei so teuflisch nicht wie sein Ruf und Name. Er habe seine Eigenheiten, gewiß, aber man müsse es nur verstehen, ihn zu nehmen. Sie wisse von einem Mädchen, das einst sein Fingerhütlein verloren. Ein silbernes mit rotem Stein. Und es habe viel darum geweint. Sie sei gewiß, dem Teufelsstein sei kund, wo er verblieben — ja, das Mädchen würde, wenn es nur rechtes Vertrauen habe, am Teufelsstein das vermißte Hütlein wiederfinden . . . Das sang mir durch den Sinn.“

Ulrich riß sich vom Boden auf.

Er sprach jetzt ganz leise, als sei er seiner Stimme nicht sicher:

„Wollen Sie mir sagen, wo Sie wohnen?“

„Im Rosenhaus“, antwortete Gerb. „Bei meiner Mutter. — — Einen Vater kenne ich nicht“, fügte er nach einer Weile still hinzu.

Ulrich reichte ihm die Hand. Seine Worte haften und er hatte Mühe, sie hervorzubringen:

„Ich danke. Wir sehen uns wieder!“

Damit eilte er hinweg.

Gerb sah ihm noch lange nach, wie er schnellen Fußes über die Heide schritt, den Bergen entgegen.

Er streckte sich wieder lang im Heidekraut aus.

„Wie seltsam die Menschen sind“ — begann es in ihm zu rätseln.

Die Mutter hatte er seit dem gestrigen Abend kaum wieder erkannt.

Gerb wußte es nicht anders von den Ferientagen her, als daß ein frohes Singen seiner Mutter ihn alle Morgen ins helle Wachsein hinüberführte, denn Frau Gertrud pflegte mit lieben alten Weisen, die sie schon verklärend um ihres Jungen Wiege gewoben, dem Alltag mit seinen notwendigen Verrichtungen in Stuben, auf Treppen, in Küche und Keller das graue Gesicht aufzuhellen, so daß sie dem Ferienschläfer auf freundlichere Art den nämlichen Dienst erwies, wie ihr beim Morgengrauen die Hähne in der Nachbarschaft, und wenn seine Ohren allzu lange undurchdringlich blieben, zielte sie auf einer der höchsten Treppenstufen ihr unfehlbarstes Truslied so sicher gegen Gerbs Schlafzimmertüre, daß die sich unverweilt unter Lachen und gegenseitigem Gutenmorgen öffnete.

Heute hatte es sang- und klanglos ein verspätetes Augenauflagen gegeben, kein Singen und Klingen hatte mit fernher aufstönendem Silberhämmern an den verebbenden Schlaf gepocht. Und doch hatte Gerb gehört, wie seine Mutter — und gewiß, wie immer, seit frühester Sonne schon — im Hause hin- und hergeschaffte.

Dann fand er sie blaß, wortarm und still unter einer erkämpften Fassung und litt um so mehr unter diesen toten Morgenstunden, als aus den sparsamen Anreden, welche die Mutter für ihn hatte, mehr aber noch aus Blicken und einem lieblosenden Streichen über seinen Kopf, das wie gelegentlich abfiel, eine vertiefte Zärtlichkeit und Güte sprach.

Gerb gedachte des vergangenen Abends und fühlte, es sei das Beste, die Mutter sich selbst zu überlassen . . . Bekümmert hatte er den Gang in die Heide angetreten.

Als er zurückkam, fand er die Mutter in nichts verändert. Seines nahen Scheidens — wer weiß wie lange! wer weiß, ob nicht auf immer! — ward kaum gedacht. Nur einmal, als von der Bahnstation her, von abrückenden Mannschaften gesungen, ein mutiges Kampflied durchs offene Fenster bis ins Zimmer herein-

schallte, nahm Frau Gertrud den Kopf ihres großen Kindes aus einer heißen Aufwallung heraus zwischen beide Hände und küßte ihm inbrünstig die Stirn. — Wie es gegen Abend ging, ward eine wachsende Unruhe an ihr offenbar, und da es dunkel geworden, saß Frau Gertrud wieder am Fenster und hing, von aller Umgebung abgelöst, mit erglühendem Blick am Licht auf dem Berge.

Gerd saß am Tische. Die Zimmerbreite, schien ihm, die zwischen ihm und seiner Mutter lag, war über ihr räumliches Maß hinaus eine trennende, unendliche Weite . . .

Der nächste Tag war ein Sonntag. Es war am 9. August. Sie saßen in der Kirche, Frau Gertrud und Gerd still nebeneinander auf ihren Plätzen.

Die Orgel wachte auf mit süßen, sanften Folgen und fühlte ihr Träumen tastend an die Melodie des Eingangschorales heran.

Die Kirchentür stand offen, und die grüne Dämmerung der Ranstaniensäume auf dem Kirchplatz war eins mit der Stille und dem andachtvollen Zauber der von der Gemeinde dichtgefüllten Kirchenweite.

Ein Schwalbenpaar, wie von den Wogen der Orgeltöne getragen, segelte aus und ein, durch die Länge des Kirchenschiffes hoch über die in Sammlung geneigten Köpfe hinweg.

Rechts vom Altar stand ein Muttergottesbild, dessen rührende, einfältige Schönheit es über die Zeiten des Bildersurmes hinweggerettet hatte und das, liebliche Duldung wirkend, heute noch seinen Platz behauptete.

Am Gewand der Madonna hing das Schwalbennest, dicht unter der flachen Mulde der bittend vereinigten Hände — still behütet dort wie unter einem Segen.

Die unschuldigen Tierchen hatten unterhalb ihrer Behausung das Kleid der Gottesmutter beschmutzt: die milde Frau lächelte ihr gütiges Lächeln darüber hinweg. Der Pfarrer litt es wie sie und hatte dem Küster, um die Vöglein nicht zu stören, eine Reinigungsprozedur, zu der er ihn einst Anstalt treffen sah, unter sagt. Die Gemeinde, mit Tier und Natur verwachsen, nahm keinen Anstoß.

Der Schwalben wegen hielt man die Kirchentüre offen vom ersten lauen Tage an bis zu ihrer Abreise im Herbst. Und das Aufpiepen der Jungen, wenn sie Futter bekamen, der jubelnde Schrei der Alten, wenn sie auf neue Nahrung zurückflogen, klang erbaulich ins Wort der Schrift, ins Gebet des Herrn, in Orgelbraus und Choralgesang und gab dem Pfarrer manchen Anlaß und Anknüpfungspunkt für Dinge, die gut und notwendig zu sagen waren . . .

Die Orgel hatte sich an die Weise des Liedes herangedichtet. Fest und ernst setzte sie die ersten Takte der Melodie. Die Stimmen der Frauen und Mädchen nahmen sie auf und schleppten dann das Brummen der Männer hinein.

Gerd sah seine Mutter in fürchtender Erwartung von der Seite an.

Nein, Frau Gertrud sang nicht. Ihre Stimme, die sicherste und unbekümmertste, die an gefährdeten Stellen dem Ohr der Nachbarn und weiterhin der ganzen Gemeinde Halt zu geben pflegte, schwieg heute. Das war nie geschehen. — Gerd ließ den Kopf tiefer sinken. Die Frauen rechts und links und in der Bank vor ihnen wagten einen scheu erstaunten Blick zu Frau Gertrud hin.

Als die letzte Strophe begann — der Pfarrer stand schon am Altar — fiel ein langer Schatten von der Kirchentür her in den mittleren Gang. Ein behutsamer, doch sicherer Schritt war zu vernehmen. Von rechts und links drehten



sich die Köpfe zur Mitte, wo der Nachzügler aller Gewohnheit zuwider so spät daherkam.

Der Gesang flaute ab, gehorchte der Führung der Orgel nicht mehr. Man sah einen Fremden bis dicht vor den Altar schreiten. Er öffnete die Pforte zu dem umgitterten, herrschaftlichen Kirchenstuhl, der seit Jahr und Tag leer gestanden, und setzte sich hinein.

Das Lied war in Gefahr, gänzlich auszulöschen.

Da hub eine Stimme an, leicht tönend wie seliges Schweben, voll und rein; dunkel und warm füllte sie den ganzen Kirchenraum.

Die Gemeinde fiel ein und hatte niemals so gesungen je zuvor.

Gerd sah seine Mutter an, sah den Fremden an, den er erkannte . . .

Und seine Mutter sang, sang wie ein Engel. Über den Fremden aber kam die Gewalt ihres Gesanges, daß er da saß, die Hand über die Augen gedeckt.

„Herr, — mach uns frei!“ klang das Lied der Heimat aus, während draußen an den Grenzen die ersten Geschütze donnerten.

Still und glühend trugen Mutter und Sohn ihr Glück den Tag über durch das von Rosenduft durchtränkte Haus. Noch war es nicht die Stunde, zu sprechen.

Am Abend wartete Frau Gertrud vergebens auf das Aufflammen des Lichtleins. Aber eine Stunde später standen zwei im Rosengarten: Ulrich war gekommen.

Gerd, der sich mit seinem übergelassenen Herzen auf sein Stübchen unterm Dach zu einem Buch gerettet, wurde durch die gedämpften Stimmen der beiden auf- und in einen heißen Freudentaumel hineingerissen, zu dem sein Herz stürmischen Takt trommelte. Er wußte, was es galt! Wie eine blendende Helle stand die Gewißheit vor ihm.

Die Worte, die da unten gewechselt wurden, waren nicht für ihn und er brauchte sie auch nicht zu verstehen.“

„— — Warum hast Du das allein getragen?“ fragte einmal der Mann. „Nicht ein Wort für mich!“

„Du warst längst fort. Auf der Universität. Sollten wir uns an Deine Zukunft hängen?“

„Sie wäre lichter geworden!“

„Vielleicht . . .“

„Der Kampf! Daß Du nicht in Angst vergingst . . .“

„In jeder Nacht, da ein Kind geboren wird, singen Engel!“

Und dann:

„Ja, gib mir unseren Jungen mit! Ich bekomme ein Freiwilligenbataillon! — Wir wollen tapfer sein wie Du! — Und wenn wir wiederkommen —“

Sie schloß ihm den Mund. — „Nichts davon. Erst laß Gott reden. Es ist so Glückes die Fülle.“

Nun aber rief sie laut nach ihrem Gerd! Der flog die Treppe hinab, ward seinem Vater gegeben und seinem Kameraden. Mit Rosen geschmückt zogen sie nachmals in Flandern, Seite an Seite mit des Vaterlandes jüngstem Heldenblut, singend in die Schlacht.

# Ethik der Technik

Von

Hans Christoph

Die Technik ist anscheinend mit einem Fluch behaftet. Die Menschheit steht ihr feindlich gegenüber, sie fühlt sich von ihr geknechtet. Die Technik zerrt an den Menschen, zwingt sie in ihren Bann, läßt sie für sich Fronarbeit leisten, zermürbt und zermahlt ihre Seelen in dem mechanischen Rhythmus ihrer Maschinen. Sie enteignet die Massen auf der einen Seite, und schafft den Kapitalismus der Wenigen auf der anderen Seite. Der Mensch muß diesen kommenden Fluch geahnt haben, denn schon gegen die ersten Anfänge der Technik hat er sich zur Wehr gesetzt. Das erste Dampfschiff, das Papin in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts auf der Fulda fahren ließ, wurde von den Fischern zerstört, weil sie fürchteten, es würde die Fische vertreiben und dadurch sie ihrer Existenz berauben. Noch im Anfang des 19. Jahrhunderts zertrümmerten die englischen Weber die ersten mechanisch getriebenen Webstuhlanlagen, ebenfalls weil sie fürchteten brotlos zu werden, wenn die Maschine mehr leisten könne als der Mensch. Diese anfänglichen Befürchtungen haben sich nicht bewahrheitet, im Gegenteil, je weiter die Technik fortschritt, desto mehr Menschen fanden ihren Lebensunterhalt durch sie, desto mehr wuchs der Wohlstand der Völker, welche die Technik pflegten. Obwohl diese anfänglichen Befürchtungen nicht eintraten, konnten die Menschen sich dennoch nicht mit der Technik befreunden, sie gab ihnen wohl Brot, eine höhere Lebenshaltung und einen zahlreicheren Zuwachs, aber die seelischen Hemmungen gegen sie blieben. Der unerbittliche Zwang, mit dem die Technik die Menschen zu den Stätten ihrer Wirksamkeit hinzieht, die Gleichmäßigkeit des täglichen Einerlei ohne die Aussicht, je von ihm befreit zu werden, und ohne die Hoffnung auf einen sorgenlosen Lebensabend, erhielt der Technik den Haß der Menschen, und gerade die moderne Literatur, soweit sie nicht aus der Feder von Technikern stammt, schildert in herzerreißenden Tönen das Unglück, das die Technik über die Menschen bringt.

Für den einzelnen Menschen, soweit er Techniker ist, kann die Technik allerdings auch zum Quell von Lebenslust und Schaffensfreude werden. Die großen Ingenieurwerte und auch der kleinste sauber vollendete technische Gebrauchsgegenstand geben ihren Schöpfern eine stolze Befriedigung, und wer von uns Technikern kennt nicht den Genuß, vor einer technischen Anlage zu stehen und ihr durch seine körperliche oder geistige Überlegenheit den eigenen Willen aufzuzwingen? Diesen Genuß kennt der Heizer vor dem Kessel, der Maschinist am Manövriertisch der Maschine und der Ingenieur, der zum ersten Male eine neu errichtete Anlage in Betrieb setzt. Aber das sind nur einzelne Lichtblicke in den sonst so grauen und düsteren Tagen der Technik. Nur zuweilen ist der Mensch Herr über die Maschine und wird durchflutet von einem befreienden Herrschergefühl, in den meisten Fällen ist er der treue Diener der Maschine, für die er willig seine Zeit, sein Leben opfert. Der Umgang mit der toten, durch ihn zum Leben erweckten Materie

zehrt an seiner Seele, er verliert die gefühlsmäßige Bindung zu anderen Menschen und wird selbst innerlich kalt und tot. Es entsteht eine Leere in ihm, über die er sich selbst nicht mehr Rechnung geben kann, die er selbst nicht mehr fühlt und empfindet. Wie Maschinen laufen die technischen Menschen nebeneinander her, immer nur getrieben von dem Zwang und der Pflicht, welche die technische Anlage auf sie ausübt. Die Technik ist doch ein Fluch für die Menschheit, und um sie von diesem Fluch zu erlösen, bleibt nur das gleiche zu tun übrig, was bereits vor 250 Jahren die Fischer an der Fulda taten, nämlich sie zu zertrümmern, es muß geschehen, und wenn auch der Preis, den die Menschheit dafür zu zahlen hat, sich nach Millionen von einzelnen Menschenleben beziffert. Lieber diese verhältnismäßig kleine Zahl opfern, als daß die ganze Menschheit an der Technik und ihrer Folgeerscheinung, dem Kapitalismus, zugrunde geht. Das ist etwa der Weisheit Schluß, zu dem die Menschheit heute in ihrer seelischen Stellungnahme zur Technik gekommen ist, soweit sie nicht an ihrer Folgeerscheinung, dem Kapitalismus, beteiligt ist oder nur ein ganz äußerliches Dasein führt.

Diese Gedankengänge, die ich hier kurz skizziert habe, sind wohl schon einmal durch die Seele eines jeden Menschen gezogen, der sich irgendwie mit der Technik befaßt oder über ihren Sinn nachgegrübelt hat. Das bisher bekannt gewordene Ergebnis aller dieser Fragestellungen nach dem Sinn der Technik ist aber entweder ein rein äußerliches Loblied, eine dumpfe Resignation oder ein abgrundtiefer Haß.

Auch mir ist es nicht besser ergangen. Lange Jahre bin ich zwischen Liebe und Haß zur Technik hin- und hergependelt, bis ich endlich versuchte, ihren Sinn zu finden, denn das war mir klar geworden, zertrümmern konnte man die Technik nicht mehr, dazu war sie zu mächtig und zu umfassend geworden, dazu beherrschte sie das tägliche Leben eines jeden schon viel zu stark, als daß man sie, selbst um den Preis einiger Millionen Menschen, vernichten könnte. Die Überlebenden würden doch genau an derselben Stelle wieder anfangen Technik zu treiben, an der wir aufgehört hätten.

Bei meinen Überlegungen ließ ich mich von dem Gedanken leiten, daß ein Weltgeschehen von einem solchen Umfang, wie ihn die heutige Technik besitzt, irgendeinen tiefen Sinn haben müßte. Die auffällige Vermehrung der Menschenzahl in den Technik treibenden Ländern konnte nicht dieser gesuchte Inhalt sein. Obwohl es sich heute noch nicht annähernd schätzen läßt, so muß die Bewohnerzahl der ganzen Erde, selbst bei den ungeahntesten Entwicklungsmöglichkeiten der Technik, eine zahlenmäßig beschränkte bleiben, weil nicht nur die Oberfläche der Erde, auf der die Menschen leben, eine begrenzte Fläche ist, sondern weil auch die Materie der Erde, von der die Menschen leben, an sich begrenzt ist.

Durch diesen Gedanken kam ich dem Wesen der Technik mit einem Sprunge näher. Der Mensch lebt von der Materie der Erde, und die Technik formt diese nur mit den Kräften, die der Materie innewohnen, für seine Zwecke um. Daß der Mensch in seiner Technik nur Kräfte benutzt, die in der Materie schlummern, daß er mit seinem Geist diese Kräfte der Materie als Naturgesetze erkennt, sie in der Technik anwendet und dadurch sich zum Herrn über die Natur und über die Materie erhebt, das einem Techniker zu erläutern, hieße Eulen nach Athen tragen. Auf dieser Erkenntnis beruht ja doch nur jenes vorher erwähnte schöne Herrschergefühl, das dem Techniker die Freude an seinem Beruf gibt. Ein Herrschergefühl setzt aber stets einen beherrschten und einen beherrschenden, bzw. einen unfreien und einen freien Teil voraus.

Wenn nun aber die Materie die Grundlage des Lebens der Menschen ist, und das Leben der Menschen zahlenmäßig durch die Beherrschung der Materie in der Technik durch den Menschen wächst, so könnte vielleicht die Technik das Mittel sein, den Menschen von der Materie zu befreien.

Verfolgt man an Hand dieses Gedankenganges einmal die wesentlichsten Leistungen der Technik, so findet man, daß sie tatsächlich nichts anderes vollbracht hat, als die

körperlichen Eigenschaften des Menschen zu erweitern. Die ganzen Verkehrsmittel sind nichts anderes als eine Verlängerung der Gliedmaßen bzw. Vermehrung der Körperkraft des Menschen zum Zwecke seiner besseren und leichteren Unterhaltung und Ernährung. Alle postalischen Einrichtungen, wie Briefpost, Telegraph, Telephon und auch wie Radio und Grammophon sind eine Erweiterung der Sprache und des Ohres. In neuester Zeit reiht sich hieran folgerichtig die Erweiterung des Auges durch das Fernsehen, soweit es noch nicht durch die optischen Instrumente und mit rückblickender Wirkung durch das Kino erweitert worden war. Alle technischen Erfindungen, sei es Eisenbahn, Auto, Elektrische, Schifffahrt, sei es chemische, landwirtschaftliche, medizinische oder Schwerindustrie, sei es Holz-, keramische, Textilindustrie oder Bauhandwerk, alle ohne Ausnahme dienen durch Erweiterung der natürlichen Fähigkeiten des Menschen direkt oder indirekt seinem Lebensunterhalt; sie machen ihn unabhängiger von dem Teil der Erde, auf dem er seinen Wohnsitz genommen hat, und da die Erde Materie ist, auf der und durch die er lebt, so befreit die Technik den Menschen von dieser Materie durch ihre Beherrschung.

Der bisherige Gedankengang führt jedoch zunächst zu keinem weiteren Ziel; es ist zwar festgestellt, daß das menschliche Leben auf dem Vorhandensein der irdischen Materie beruht, daß der Mensch mit Hilfe seiner Kenntnisse von dieser Materie, die er Naturgesetz nennt, sich auf dem Wege über die Technik neue körperliche Möglichkeiten schafft, und daß diese Möglichkeiten sich auswirken einerseits in einer zahlenmäßigen Vermehrung der Bevölkerungszahl unserer schönen Erde, und daß man andererseits diese Möglichkeiten als eine Befreiung des Menschen von den natürlichen Hemmungen des Menschen durch die Materie ansprechen kann. Hiermit ist aber so gut wie gar nichts erreicht, denn das Ergebnis bleibt das gleiche, die Menschen müssen für ihren Lebensunterhalt mit Hilfe der Technik die Materie umwandeln. Sie beherrschen diese, aber alle weiteren technischen Erfindungen können hierin keinen Wandel schaffen, auch wenn es gelänge, mit einem minimalen Quantum von Chemikalien den Menschen zu ernähren, und wenn es ferner gelänge, Gefühlswerte und Seelenstimmungen durch technische Apparate zu übertragen. Ersteres würde nur die Bevölkerungszahl der Erde abermals vermehren und diese größere Bevölkerungszahl zu ihrer Unterhaltung weiter zur Umwandlung der Materie zwingen; letzteres würde die bisher noch außerhalb der Technik liegenden Lebensäußerungen materialisieren und sie damit ihrer heutigen Wertung berauben.

Hier liegt also eine Sackgasse vor, versuchen wir es daher, auf anderem Wege eine Lösung zu finden.

Die Hauptelemente der Technik sind das Naturgesetz und die Materie. Das Naturgesetz ist nicht etwa eine ewige Wahrheit, sondern es beschreibt in kürzester Form die Eigenschaften, die der Mensch je nach dem Stand seiner Forschung und Kenntnis der Materie beilegt. Die Naturgesetze haben im Laufe der Zeit mannigfaltige Änderungen erfahren. Besonders die letzten Jahrzehnte waren reich an solchen Änderungen. Das kommt uns heute in erheblichem Maße zum Bewußtsein, wenn wir einmal unsere Schulweisheit daraufhin nachprüfen, was von ihr an naturwissenschaftlichen Lehrsätzen noch Geltung hat. Die Chemie mit ihren damaligen 75 Elementen kennt heute nur noch einen Grundstoff, aus dem sich alle anderen entwickeln. Die Quantentheorie hat das Gesetz von der Konstanz des Geschehens umgeworfen. Die Relativitätstheorie hat eine weitere Revolution in der physikalischen Betrachtung des Weltalls hervorgerufen. Alles, alles hat sich geändert. Daraus geht nur eins hervor, daß ein Naturgesetz nicht eine ewige Wahrheit ist, sondern der Ausdruck der jeweiligen Kenntnis und Auffassung des Menschen von der Materie und der in ihr waltenden Kräfte.

Diese Erkenntnis veranlaßte mich nun zum Nachsinnen über das Wesen der Materie. Ich habe mir für sie und für das Wirken der Kräfte in ihr meine eigene Theorie zurecht

gemacht. Ich muß es mir hier versagen, im einzelnen näher auf ihre Begründung einzugehen, denn ich weiß, sie würde nicht ohne Widerspruch hingenommen werden, und daher will ich an dieser Stelle, auch aus Platzmangel, nur das Ergebnis meiner Überlegungen vortragen.

Die Unterscheidung zwischen organischer und anorganischer Materie ist sehr willkürlich und in ihrer Grenze fließend. Bereits vor etwa 100 Jahren ist es gelungen, anorganische Chemikalien in organische zu überführen. Ich denke hier an den berühmten Wöhlerschen Versuch mit der Harnsäure. Daher nehme ich an:

Die Materie ist seit Ewigkeit vorhanden. Sie hat keine weiteren Eigenschaften als die des Raumes und des ewigen Vorhandenseins. An ihr bildet sich der Raum, durch sie wird der Raum für den Menschen überhaupt erst vorstellbar. Ein Weltall ohne jeden Himmelskörper wäre für den Menschen räumlich nicht denkbar. Die Sterne als Anhäufungen von Materie sind die Fixpunkte des Raumes, an denen er gewissermaßen hängt. Raum ohne Materie ist nicht denkbar.

Ein solches Weltall wäre seit aller Ewigkeit her mit toter Materie erfüllt, ohne jegliche Entwicklungsmöglichkeit, also auch ohne Menschen. Die Menschen sind aber vorhanden, sie sind, soweit sie körperlich sind, aus Materie aufgebaut und werden von ihr unterhalten. Die oben definierte Materie kann also nicht die Ursache für das Vorhandensein des Menschen sein. Daher muß bei dieser Auffassung von der Materie noch ein zweites Element außerhalb von ihr vorhanden sein.

Dieses zweite Element will ich mit dem Begriff „Kraft“, der jedem Techniker geläufig ist, bezeichnen. Die Kraft, die ebenfalls seit Ewigkeit vorhanden ist, verband sich mit der Materie und rief in ihr eine Bewegung hervor. Diese erste Bewegung bedeutet die Geburtsstunde des Kosmos, mit ihr beginnt seine Zeitrechnung. In dem Begriff der Bewegung ist der Begriff der Zeit mitenthalten. Die Äußerung der Wirkung der Kraft an der Materie schuf den Begriff der Bewegung, der Zeit und des Lebens. Jede Bewegung der an sich toten Materie bedeutet Leben. Der fallende Stein, die wogende Welle: sie sind Leben. Das Wirken dieser Kraft an und in der Materie erfährt der menschliche Verstand als kausalen Zusammenhang. Die Ursache der ersten Einwirkung der Kraft kann nicht erkannt werden, sie ist für den Menschen also unkausal und soll als Tatsache hier zunächst einmal angenommen werden. Übrigens deckt sich diese Anschauung mit der Auffassung der alten Griechen von der Entstehung der materiellen Welt und des Lebens.

Die erste Wirkung der Kraft rief immer neue Bewegungen hervor, die ganze tote Masse der Materie kam in Aufruhr und gewann Leben. Die moderne Atomtheorie, nach der alle Elemente auf ein Urelement zurückgeführt werden, gibt mir bei dieser Überlegung eine Stütze. Aus der Urmaterie entwickeln sich unter dem Einfluß der Kraft die heutigen Elemente der Chemie. Die Kraft hat den Willen, oder ist der Wille, an der Materie Form zu gewinnen. Es dauerte nach unserer Lebenszeit gemessen Ewigkeiten, bis diese Elemente vorhanden waren. Mit ihrer Hilfe schloß die Kraft, die nunmehr gewissermaßen Bestandteil und Eigenschaft der Materie geworden war, sich zu neuen Gebilden zusammen, es entstanden die ersten organischen Lebewesen, die einzelligen Pflanzen und Tiere. Abermals verstrichen Ewigkeiten, bis die ersten Blumen und Bäume in Blüte standen. In ihnen und durch sie hielt die Kraft den einmal erreichten Grad der Entwicklung fest. Ihnen folgten die ersten Tiere und als letztes Glied dieser Entwicklungsreihe steht der Mensch auf dem geformten Erdball. Und nun beginnt das Merkwürdigste. Die Kraft wird sich in dem Menschen ihrer selbst bewußt. Aus uns noch unbekanntem Gründen war sie vor Ewigkeiten in die Materie eingedrungen, hatte sich an ihr geformt, langsam, ganz langsam, von Stufe zu Stufe war sie geschritten und hatte Stein, Pflanzen, Tiere und zuletzt den Menschen geformt. In ihm wird die Kraft sich ihrer selbst bewußt. Dumpf und dunkel ahnt der Mensch die gleiche Kraft, die in ihm

verborgen liegt, in der ihn umgebenden Natur. Er fühlt sie als Naturgewalt, nennt sie Zeit, Schicksal, Gott, Geist, Wille und Leben. Er begnügt sich jedoch nicht mit diesen Vorstufen, er geht weiter, er erkennt die ihn umgebende Welt und sucht sie zu erklären. Stets meint er, daß er es ist, der die Welt deuten will, und ahnt nicht, daß es jene Kraft ist, welche die erste Bewegung in der ewig seienden, raumfüllenden toten Materie hervorrief, die in ihm nach Bewußtsein ringt. Alle Wirkungen jener Kraft an der Materie sind für ihn kausal. Die Bewußtwerdung der Kraft geschieht in ihm nach dem Kausalitätsgesetz. Vorgänge, die dem Menschen untausal erscheinen, weil vielleicht die Kraft noch nicht bis zu den Gebieten ihrer Bewußtwerdung in ihm vorgebracht ist, bezeichnet er als Wunder. Bei aller Kenntnis von der Materie und den in ihr waltenden Naturgesetzen, wie man allgemein heute zu sagen pflegt, ist der Mensch aber noch nicht bis zu der Ursache des Eingehens der ersten Verbindung jener lebendigen Kraft mit der toten Materie vorgebracht. Vielleicht, daß spätere Forschungen ihn auch bis zu diesem Punkt vordringen lassen.

Die Geschichte der Menschheit ist die Geschichte der Bewußtwerdung jener Kraft in ihm. Er schlägt hierbei mannigfaltige Wege ein, er versucht sich selbst rein aus der Materie heraus zu erklären, ohne jedoch die Eigenschaften der Materie bzw. das Wirken jener Kraft in der Materie zu kennen. Das ist die Geschichte des Materialismus des Altertums. Ferner sucht jene Kraft in dem Menschen noch einmal sich gänzlich von der Materie zurückzuziehen, sich von ihr zu befreien. Das ist die Geschichte der Menschheitsentwicklung der alten Inder und des Christentums, der Versuch der Verneinung des Lebens. Der Versuch mißlingt, ein Herausgehen der Kraft aus der Materie, aus dem Menschen, wie ihn die alten indischen und christlichen Lehren erstrebten, mußte fehlschlagen, weil damit die Kraft ihr bisher erreichtes Ziel der Bewußtwerdung im Menschen durch Vernichtung, durch Aussterben der Menschen zerstört hätte. Eine reine Vergeistigung ihrer selbst, ein Herausgehen des Geistes aus der Materie war der Kraft nicht möglich, weil sie damit sich selbst wieder in ihr Anfangsstadium zurückversetzt hätte. Zwar nicht ganz, denn die Tiere und Pflanzen der Erde würden auch ohne den Menschen auf ihr und mit ihr ruhig weiter vegetieren, aber der letzte große Trumpf, der Mensch, würde verschwinden, würde aussterben. Daher war der Kraft dieser Weg nicht möglich, und nun versuchte sie es auf andere Weise. Sie begann durch den Menschen das Wesen der Materie zu erforschen. Diese Entwicklung setzt bei den großen Entdeckungen und Erfindungen ein, deren Zeitalter man allgemein mit dem der Renaissance bezeichnet.

Von diesem Zeitpunkt ab gelangt die Kraft durch den Menschen zu immer größerem Bewußtsein. Sie erforscht durch ihn die Vorstufen ihres Wirkens in der Materie, in den toten Chemikalien, in der Pflanze, im Eier und in dem Menschen selbst. Der Mensch deutet das Wirken der Kraft zwar anfangs als reine Eigenschaften der Materie, ja er treibt es so weit, daß er sich selbst mit der Materie identifiziert. Der Materialismus feiert seinen höchsten Triumph im Weltkrieg. Unbewußt schleudert der Mensch die Kraft, die an der Materie sich auch heute noch bildet und nach Bewußtwerdung ringt, gegen sich selbst, die höchste Darstellung dieser Kraft in der Materie. Er ist die höchste Darstellungsmöglichkeit jener Kraft in und an der Materie. In ihm ringt jene Kraft nach Bewußtwerdung ihres Wirkens in ihren Vorstufen, die der Mensch Naturgesetze nennt, und ihm hat jene Kraft durch ihre Bewußtwerdung in ihm die Vollendung der Welterschöpfung durch die Technik übertragen. Mit und durch die Technik hat der Mensch vom Baume der Erkenntnis gegessen und ist geworden wie Gott. Er soll das große Werk der Welterschöpfung durch die Technik vollenden. Ihm stehen hierzu alle unbewußten Wirkungen jener Kraft in der Materie zur Verfügung, mit ihnen soll er das große Werk vollenden, zum Wohle der Menschheit, der höchsten Darstellung jener Kraft an und in der Materie.

Wahrlich ein hohes Lied auf den Menschen und auf die Technik, so will es mit

scheinen, aber wie sieht die Masse der europäischen und amerikanischen Menschen heute ihresgleichen und die Technik an? Der Mensch ist Materie, und die Technik ein Fluch. Läßt man jedoch die vorstehenden Überlegungen gelten, so will es mir scheinen, bekommt der Mensch und die Technik ein durchaus anderes Gesicht.

Der Mensch ist darnach die höchste Darstellungsmöglichkeit jener Kraft in und an der Materie, in ihm ringt jene Kraft nach Bewußtwerdung, wird in ihm sich ihrer bewußt, um mit Hilfe der Technik die Welterschöpfung zu vollenden und den Menschen von der Materie zu befreien.

Die Befreiung des Menschen von der Materie, die Vollendung der Welterschöpfung durch die Technik, das ist die Aufgabe des Menschen und seiner Technik.

Dieser Prozeß hat bereits eingesezt, obwohl die Technik noch in ihren Rinderschublen steckt und noch ungeahnte Entwicklungsmöglichkeiten in ihr schlummern, wie z. B. die ganze Entwicklung des Radiowesens und des Fernsehens es uns in letzter Zeit gezeigt hat. Jedoch zeigt die Auswirkung aller dieser Dinge noch ein rein materielles Angeficht, und es handelt sich jetzt darum, können aus dieser hier erkannten Aufgabe der Technik und aus diesen Ableitungen auch weitere ethische Axiome hergeleitet werden, so daß die Technik einen tieferen ethischen, nicht materiellen Sinn bekommt. Hierzu ist es nötig, die Gesetze, nach denen die Technik arbeitet, näher zu beleuchten.

Alle technischen Werke beruhen auf der richtigen Erkenntnis und damit Anwendung von Naturgesetzen. Diese wechseln zwar, wie wir gesehen haben, ihre Deutungen, jedoch nur, weil sie auf Hypothesen d. h. Annahmen gegründet sind. Ändern sich die Annahmen, dann ändert sich das Naturgesetz, das nichts weiter ist, als die begriffliche Gestaltung des Wirkens jener Kraft auf ihren Vorstufen zur Bewußtwerdung in der Materie. Die begriffliche Gestaltung ändert sich, aber die Wirkung der Kraft bleibt stets die gleiche. Daher kann man für den Menschen daraus die Forderung ableiten, daß er die Wirkung seines Handelns, daß er sich selbst erkennen soll. Diese Forderung ist nach menschlicher Zeitrechnung uralte. Sie stand bereits am Tempel des Apollon zu Delphi, sie ist daher hier ein Beweis dafür, daß jene Kraft auch in früheren Zeiten bereits im Menschen zu richtigen Erkenntnissen gekommen ist, die noch heute gelten. Nach dem Vorbergehenden muß diese Forderung nach Selbsterkenntnis aufs neue an den Menschen gestellt werden.

Betrachtet man die Technik weiter auf ihre allgemein angewandten Grundsätze, so findet man, daß jede einzelne technische Konstruktion durchweg ein einziges Gesetz befolgt. Alle technischen Bauten und Konstruktionen müssen, um wirken zu können, stark genug sein! Auf's Menschliche übertragen heißt dies, daß der Mensch sich vor allen seinen Handlungen daraufhin prüfen soll, ob er auch zu ihrer Durchführung stark genug sei. Diese Forderung gewinnt an Bedeutung, sobald man sich die beiden ersten Grundsätze vergegenwärtigt. Der Mensch soll zwar stark genug sein, aber in dem anderen Menschen stets die höchste Darstellung jener Kraft sehen und sich selbst vor der Einleitung seiner Handlungen prüfen, ob er auch die Eigenschaften besitzt, um für die beabsichtigte Handlungsweise stark genug sein zu können.

Alle anderen Grundsätze der Technik, wie die des größten Wirkungsgrades, d. h. mit den kleinsten Mitteln die größtmögliche Leistung zu erzielen, derjenige der Sparsamkeit usw., sie sind alle in diesem einen Grundsatz „stark genug sein“ enthalten. Keine Kraft, keine Materialverschwendung, sondern stark genug sein, aufgebaut auf der richtigen Erkenntnis von seiner eigenen Stärke und der des anderen.

Bezogen sich diese Rückschlüsse rein auf die Technik selbst, so kann man noch einen weiteren aus dem Arbeiten des Menschen in der Technik oder mit der Technik ableiten. Der in der Technik stehende Mensch befolgt, vor eine Aufgabe gestellt, noch einen Grundsatz, nämlich den, daß er vor keiner Aufgabe zurückschreckt. In Verbindung mit den erstgenannten drei Grundsätzen kann auch dieser einen ethischen Inhalt erlangen.

Zum Schluß möchte ich das Ergebnis der ganzen Abhandlung dahin zusammen

fassen, daß in der Technik unter Zubilligung der hier erläuterten Form des Weltbildes eine tiefe Ethik enthalten ist, die wohl geeignet sein kann, nicht nur materiell, sondern auch geistig den Menschen zur Befreiung von der Materie zu führen. Das Ergebnis lautet:

Das Höchste der Mensch!  
Erkenne Dich selbst!  
Sei stark genug!  
Erfülle Deine Aufgabe!

Die Technik ist also kein Fluch für die Menschheit, sondern in ihr schlummern die Gesetze, durch die der Mensch nicht nur äußerlich, sondern auch innerlich von der Materie befreit wird, und durch die der Mensch auch selbst über den Tod hinaus die Gewißheit seines geistigen Fortbestehens erlangen kann. Denn wie der Konstruktionsgedanke, der einer einzelnen Maschine zugrunde liegt, auch nach ihrem materiellen Aufbrauch als ihr geistiger Bestandteil bestehen bleibt, der wieder neue gleichartige Maschinen aus anderer Materie schafft, um so mehr bleibt auch der geistige Anteil des Menschen, der ein unmittellbarer Bestandteil jener Kraft ist, nach seinem Tode bestehen, um gelegentlich wieder an der Materie die Form eines neuen Menschen zu gewinnen. Selbst in der Technik ist also die Vorstellungsmöglichkeit eines ewigen Lebens und auch die einer Seelenwanderung vorhanden.

## Der Materialismus als Verfallerscheinung

### Eine Untersuchung

von

Georg Steinhausen

Darüber, daß der Materialismus einer der verderblichen Grundzüge unserer ganzen Epoche ist, besteht seit langem Einigkeit unter allen ernsthaften Beobachtern, und ebenso sind die Worte Materialismus, materialistischer Geist zu Schlagworten der oberflächlichen literarischen Zeitkritik wie der kleinen sozialen, politischen, religiösen Welt- und Menschenverbesserer geworden. Der Materialismus wird auch ziemlich übereinstimmend als eine der Ursachen des schließlichen Zusammenbruchs Deutschlands im Weltkriege hingestellt.

Was nun aber unter Materialismus zu verstehen sei, welche der unter diesem Wort zu begreifenden Seiten man gerade verantwortlich machen müsse, das bedarf doch sehr der Klärung. Den philosophischen, den theoretischen Materialismus, jene Weltanschauung, der nach der etwas weiten Fassung ihres Geschichtsschreibers Fr. A. Lange „strenge Übereinstimmung ihres Weltbildes mit den Resultaten des Verstandes und der Sinnlichkeit höchstes Gesetz“ ist, die jedenfalls die Grundlage alles Wirklichen in dem Realen der Materie sieht, diese materialistische Philosophie meint man nicht oder doch nur in einem ganz beschränkten Grade. Denn diese Weltanschauung hat eine lange Geschichte und ist nicht erst im 19. Jahrhundert, etwa durch dessen naturwissenschaftliche Strömung, entstanden. Immerhin ist sie durch diese Strömung gestärkt worden, hat aus ihr neue Waffen zu den älteren des philosophischen Materialismus der englisch-französischen



Aufklärung gewonnen und diese letzteren geschärft, gerade in Deutschland, das nunmehr radikalere Folgerungen zog als die Geister des Westens. Die Abwendung von dem kirchlichen Geist der Vergangenheit hatte bereits der deutsche Idealismus vollzogen; aber sie wurde ungleich stärker bei dem theoretischen Materialismus, der nach dem ersten Drittel des 19. Jahrhunderts jenen verdrängte. Zunächst zu extremen Anschauungen führend (Büchner, Moleschott, Vogt), die heute noch in halbgebildeten radikalen Kreisen nachwirken, später ausgeprägter wissenschaftlich gewandt, philosophisch wie naturwissenschaftlich, ist er seit längerem, trotzdem er durch die Richtung des „Monismus“ neuerdings weitere Kreise zu erfassen suchte, durch neu-idealistische Richtungen in der Philosophie wie im ganzen Geistesleben doch erheblich zurückgedrängt worden.

Mit dem praktischen Materialismus — und um diesen wird es sich bei jenen Kritikern der Gegenwart handeln; Fr. A. Lange bezeichnete ihn als „ethischen Materialismus“ — braucht der theoretische nichts zu tun haben. Ein Anhänger des letzteren kann im ethischen Sinne ein Idealist und Altruist reinsten Wassers sein. Lange, der anerkennt, daß an sich aus dem theoretischen Materialismus kein materialistisches ethisches Prinzip abgeleitet zu werden braucht, meint doch, daß sich der ethische Materialismus nicht selten mit dem theoretischen verbunden finde, daß die Ausbreitung der materialistischen Weltanschauung auf die Dauer dem ethischen Materialismus Vorschub leiste, wie umgekehrt die Anhänger des letzteren sich allmählich zu jenem hingezogen sehen, obwohl sie ursprünglich ganz andere theoretische Ansichten hegen können. Das bleibe dahingestellt. Vollberechtigt ist aber auch nach Lange „der Protest der (theoretischen) Materialisten gegen diejenige Auffassung, welche unter Materialismus nur das ‚Haschen nach sinnlichen Genüssen‘ versteht.“ Das sei Sache des Temperaments und der Bildung, nicht des philosophischen Standpunktes. Immerhin hat man gerade diese Seite, also den Hedonismus, als für unsere Zeit bezeichnend angesehen und materialistisch genannt. Sie kann auch für ganze Zeitalter bezeichnend sein.

Für die deutsche Geschichte, wie für die anderer Völker, bestätigt die Erfahrung wiederholt den verderblichen Einfluß materiellen Genußlebens auf Haltung, Charakter und daher auch Geschick unseres Volkes. Die Verfallszeit seit dem späteren 16. Jahrhundert leitet eine schon im 15. Jahrhundert beginnende, freilich von volkstümlichen Schlemmerliedern verklärte, dann immer mehr verwildernde Strömung grober Genußsucht und Sinnenlust, verbunden mit abstoßender Geld- und Erwerbssgier, ein. Sinnliche Genußsucht, nun freilich in gefällige Formen gekleidet, war später das Kennzeichen des leichtfertigen Rokoko, und das Geschlecht, das um 1800 den Höhepunkt unserer klassischen deutschen Dichtung erlebte, war in seiner Mehrheit doch durchaus noch von diesem leichtfertigen Geist angesteckt. Welche bedenklichen Schilderungen sittenlosen Treibens haben wir aus dem damaligen Berlin (z. B. von dem Kriegsrat v. Coelln), aus Wien usw.! In der „Zeitung für die elegante Welt“ von 1805 heißt es: „Zur Tagesordnung gehören jetzt unter anderm Ehescheidungen, Selbstmorde und Tölkwerden. Die neuen Grundsätze, welche alle Bande des häuslichen und bürgerlichen Lebens für Albernheiten erklären, die nur gemeine Seelen binden . . . , übertriebener Luxus und die beständige Exaltation der Phantasie . . . bewirken diese traurigen Ereignisse.“ Bitter klagte Fichte 1807 in den „Reden an die deutsche Nation“: „Die gegenwärtige Epoche ist die der vollendeten Sündhaftigkeit . . . , der Ungebundenheit ohne alle Leitfäden, ohne Herrschaft der Vernunft . . . . Nur das individuelle Leben in Selbsterhaltung und Wohlsein ist Swed.“

Gingen nach dem Zusammenbruch Preußens in der „schweren Zeit der Not“ die Grundlagen für ein solches materielles Wohlleben bald verloren und standen die Jahrzehnte nach den Freiheitskriegen gerade unter dem Zeichen der Verarmung oder wenigstens der Entbehrung oder Einschränkung, wobei eine harmlose bescheidene Lebensfreude durchaus gedeihen konnte, so brachte der wirtschaftliche Aufschwung des industriellen Zeitalters eine neue, ungleich stärkere Welle des Materialismus. Man meint wohl,

ſie habe ſich erſt nach der Mitte des 19. Jahrhunderts bemerkbar gemacht, um dann gegen beſſen Ende immer ſtärker zu wachſen. In Wahrheit klagte man bereits vor dieſem Zeitpunkt über den Materialismus als Zeiterſcheinung. „Materialismus und überwiegendes Streben nach äußeren Gütern wird als Krankheit der Gegenwart geſchildert und der Dampf als herrſchender Zeitgeiſt bezeichnet. Wie dieſer Schiffe, Wagen, Maſchinen und allerhand Hammerwerke treibt, ſo löſt ſich in ihn zum großen Teil das flüſſige Weſen der Zeiſchriften, Almanache, Journale und ſonſtigen fliegenden Blätter auf.“ So beginnt 1838 eine Marburger Feſtrede „Über falſche Idealität“ von Profeſſor Eduard Platner. Und 1846 ſpricht der Philologe Lachmann von „der gegenwärtigen Zeit der materiellen Interellen.“ Man ſieht immer wieder, wie Strömungen, die man für die jeweilige Gegenwart als eigentümlich anſieht, ſchon in früheren, ganz anders beurteilten Zeiten als Zeitſtrömungen empfunden und beklagt werden. Immerhin durfte die Klage über den verderblichen Materialismus mit der Steigerung des Induſtrialismus und Kapitalismus mit immer größerem Recht ertönen, ſo daß ſchon in den ſechziger Jahren jene dreißiger Jahre als idealgerichtete erſcheinen mochten. Es gilt das für die ganze europäiſche ſogenannte Kulturwelt. Immer ſtärker wurde zugleich die Richtung auf reinen Sinnengenuß, die Sittenloſigkeit und Frivolität. 1869 ſchrieb Wolfgang Menzel in ſeiner „Kritik des modernen Zeitbewußtſeins“: „Der Sinnenkultus und die Selbſtvergötterung beherrſchen die gegenwärtige Welt ſchon wieder wie in der vorchriſtlichen Zeit.“ Frankreich unter dem zweiten Kaiſerreich ſtand in dieſer Beziehung voran, und das üppiige Seine-Babel wurde für die europäiſche Geſellſchaft tonangebend. „Frankreich“, urteilt Theodor v. Bernhardi 1869 (N. d. Leben Th. v. B.'s 9, 5), „iſt allen idealen Interellen vollſtändig abgeſtorben; nur für trivialen, materiellen Lebensgenuß und für die Mittel, um das Verlangen danach zu befriedigen, für Gewinn und Geld, hat die gegenwärtige Generation irgend Sinn.“ „Alles“, ſchreibt Björnſterne Björnſon 1863 ſeiner Frau aus Paris, „was ich ſehe, höre, einatme, iſt unrein.“

Dieſe frivole Geſellſchaft brach 1870 zuſammen: aber jener Zug der Zeit änderte ſich wenig. Er trat jezt aber auch ſtärker in dem mächtig gewordenen und reichwerdenden Deutschland hervor. 1871 ſchreibt Treitschke (Brieſe III, 2, 342): „Neulich gab mir ein Kollege den Reſtoratsreden des Erlanger Theologen Hofmann: ſehr bittere Worte über die fürchtbar ſteigende Genußſucht, über den gänzlichen Mangel an Idealismus in der heutigen Jugend. Das iſt mir alles aus der Seele geſchrieben. Ich erſchrecke oft über dieſes ſinnliche junge Geſchlecht.“ Wie hier die Rede Hofmanns, ſo wiefen auch weiterhin vor allem Schriften von Theologen auf die dauernd hervortretende materialistiſche Zeitſtrömung warnend und ſtrafend hin. Aber auch die ſonſtige Literatur, ernſte Stimmen in Zeitungen und Zeiſchriften, viele bedeutende Männer rügen immer wieder dieſe verderbliche Haltung, die im „neuen Deutschland“, d. h. demjenigen vor dem Weltkriege, durch das immer größere Übergewicht der wirtſchaftlichen Interellen wie durch die zunehmende Außerlichkeit noch verſtärkt wurde. Eine Flut von literariſchen und ſonſtigen Zeugniſſen ließe ſich in dieſer Beziehung anführen. Darauf ſei verzichtet. Auch die führenden offiziellen Kreiſe liebten es jezt, gegen den Materialismus zu predigen. Der junge Kaiſer flocht wohl auch ſolche Mahnungen in ſeine Reden und Anſprachen ein: er ſelbſt, in ſeiner Prunſtucht, ſeiner Vorliebe für Genüſſe, ſeiner ausgeprägten Außerlichkeit war gewiß kein echter Erzieher zu innerlicherem Weſen. Ernſte Militärs fürchteten einen Verderb geſunder Volkſkraft (ſo Fr. v. Bernhardi: Deutschland und der nächſte Krieg S. 1) u. ſ. f. Auf die Sorge eines hochgeſtellten Mannes ſei als Beiſpiel wenigſtens hingewieſen. Nach Sidney Whitmans „Deuſchen Erinnerungen (S. 248) war für den Botſchafter Prinzen Reuß ein Gegenſtand der Sorge „der zunehmende Materialismus der Zeit, die Entwicklung des Hangs zu einem Leben äußeren Glanzes unter den wohlhabenden Klaffen in Deutschland und die übertriebene Bedeutung, die die gegenwärtige Generation dem Oberflächlichen, der äußerlichen Seite des Lebens beilegt.“ Nach dem

unglücklichen Kriege ist dann der „Materialismus“, wie gesagt, als eine der inneren Hauptursachen, die den Krieg haben verloren gehen lassen, und auch als eine Haupttriebkraft bei der „Revolution“ hingestellt worden, vorzugsweise freilich von rechtsgerichteten Männern und gewiß nicht mit Unrecht. Indessen befinden sich unter den Anklägern doch viele, die selbst stets nur sehr äußerlichen „Idealen“ gehuldigt haben. Im ganzen gingen doch sehr viele Angehörige der besitzenden und „gebildeten“ Kreise in den äußerlichen Interessen auf — daß es auch innerliche Gegen- und Unterströmungen gab, wird noch gebührend hervorgehoben werden —, sahen das Ziel des Lebens in einer möglichst reichen und bequemen Lebenshaltung, zu deren Genuß das Arbeits- und Diensttempo der Zeit viele freilich immer nur flüchtig kommen ließ, verstanden unter „Kultur“, die zu betonen Mode geworden war, eine oberflächliche luxuriöse gesellschaftliche Kultur, bei der im Gegensatz zu früheren Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts geistige Interessen überhaupt keine Rolle spielten und die stärker gepflegten künstlerischen oft nur als Aufmachung, als Dekoration dienten. Meist handelte es sich um ein snobistisches Mitmachen von allerlei Modeströmungen: Gutangezogensein, kunstgewerbliche Wohnungsausstattung, technische Neuheiten, sensationelle Literatur, auch wissenschaftlicher Art, Kunstgeschwäg usw. Wahre Bildung war in dieser Gesellschaft immer weniger zu Hause, deren Devise Erwerb oder Karriere und Genuß war. Sie verdiente die Raritätur, welche die ihrem Muster eifrig nachstrebenden neureichen Schieber- und Drüdebergerkreise nach dem Kriege darstellten, wie denn immer an den Sünden heraufkommender niederer Schichten die bisherigen oberen Schichten Schuld sind.

Es ist aber trotz alledem ein Fehler, den Materialismus beinahe als eine Erscheinung ausschließlich unserer Zeit anzusehen. Die bisherigen Ausführungen zeigen ja, wie unzutreffend das ist. Treitschke fügt auch ganz richtig der eben angeführten Klage über das „sinnliche junge Geschlecht“ (von 1871) die Milderung hinzu: „Mich tröstet nur der eine Gedanke, daß immer jedes ältere Geschlecht mit ähnlichen Besorgnissen auf die Jugend geblickt hat. Und doch ging die Welt vorwärts.“ Auf keinen Fall ist die Wertschätzung materieller Güter und Genüsse ganz allgemein und schlechtthin zu verwerfen. Ein gutes Leben, wesentlich nach der materiellen Seite verstanden, ist das Ideal nicht nur der bewußten Genießer, sondern auch der großen naiven Masse aller Zeiten. „Kein größer Freud auf Erden ist denn gutes Leben han“, heißt es schon im Volkslied. Das asketische Ideal, so sehr es zu Zeiten große Schichten ergriffen hat, ist kein menschlich-natürliches Ideal, und ebensowenig stellt der einseitige Spiritualist den normalen Menschen dar. Auch große Geister sind, gerade unter uns Deutschen, sehr häufig leiblichen und sinnlichen Genüssen wohl geneigt gewesen, ein Luther, so sehr er mit Recht gegen die wüste Schlemmerei seiner Zeit, gegen das „eitel Säuleben“ eiferte, ein Goethe, der Tafelfreuden und ein behäbiges Dasein wohl zu schätzen wußte, ein Bismarck, der starke Esser und Trinker. Verwerflich ist nur das Aufgehen in solchen Dingen, die gemeine Genußsucht, die den Genuß, den materiellen, nicht den feinen, geistigen, als Lebensziel setzt, Arbeit, Erwerb und Vermögen nur als Mittel zum Genuß ansieht. In dieser Hinsicht ist nur ein Gradunterschied, kein Wesensunterschied zwischen der roh und verb genießenden breiten Masse, dem auch im Genuß prozigen Geldsackbourgeois und den nur in gesellschaftlichen Dingen, Luxus und ungeistigen Außerlichkeiten aufgehenden Teilen der Aristokratie. Daß in allen diesen Beziehungen unsere Zeit schlimmer wäre als die meisten früheren Zeiten, wird man nicht sagen können: im ganzen richtet sich die Genußfreude nach dem Grade des Wohlstandes jeder Zeit, die Neigung dazu bleibt in der Menschheit ziemlich dieselbe. Auch hat bei einigermaßen fortgeschrittener Kultur immer eine Gegenwirkung geistiger Mächte stattgefunden, im Mittelalter und auch späterhin seitens der Kirche, in neuerer Zeit seit dem 18. Jahrhundert seitens der „Bildung“ und der Moral. Von diesen geistigen Mächten wird auch die „öffentliche Meinung“ beherrscht, die im Grunde indes nur so tut, als ob sie jene Dinge verwerfe. Immer aber und so auch in der

Gegenwart ist eine gesunde Abneigung der arbeitssamen Mehrheit eines Volkes gegen das Übermaß im Genuß einerseits, gegen das nur genießende Leben der Drohnen andererseits vorhanden gewesen.

Indessen ist der praktische Materialismus mit der eben besprochenen Seite in keiner Weise erschöpft. Fr. A. Lange läßt diese in seiner „Geschichte des Materialismus“ überhaupt fast ganz beiseite und sieht den Kern des praktischen, des „ethischen“ Materialismus in dem „Vorwalten der materiellen Interessen“, also der wirtschaftlichen Interessen, wie er denn „geschichtlich den ethischen Materialismus sich in den Kreisen der Gewerbetreibenden entwickeln“ läßt, „den theoretischen unter den Naturforschern“. Er erkennt „das Wesen des ethischen Materialismus“ in „dem Prinzip der ausschließlichen Sorge für die eigenen Interessen“, also im Egoismus, worüber noch einiges zu sagen sein wird, und meint, „daß die Genußsucht gar nicht einmal als ein hervorstechender Zug unserer Zeit (er hatte seine Gegenwart, die siebziger Jahre, im Auge) betrachtet werden kann“, „um so mehr die rücksichtslose Sorge für die eigenen Interessen, zumal auf dem Gebiete des Gelderwerbes“. Und Jakob Burckhardt, der ja für diese ganze Zeit einen „als Erwerbssinn und Machtsinn ausgeprägten Optimismus“ bezeichnend fand, stellte als „das erste große Phänomen nach dem Kriege von 1870 71 die nochmalige außerordentliche Steigerung des Erwerbssinns“ fest. (Weltgesch. Betracht. S. 207.) Unzweifelhaft kann man die einseitige Betonung der wirtschaftlichen Interessen, die einseitige Schätzung wirtschaftlicher Güter, kurz gesagt des Geldes, einen verhängnisvollen, verderblichen Zug unserer Zeit nennen. Aber ist das gerade ein Zug der Deutschen der Neuzeit allein? Auch jene Völker, die im Weltkriege durch ihre Übermacht unritterlich genug uns zu Fall gebracht haben, hatten und haben die gleichen Erscheinungen materialistischer Gesinnung und Haltung in jener Richtung der Genußsucht wie des einseitigen wirtschaftlichen Egoismus vielfach in noch weit höherem Grade aufzuweisen. Warum soll diese Erscheinung gerade bei den Deutschen den Fall bewirkt haben und bei jenen nicht?

Und gibt es wohl etwas Stereotyperes, mehr Hergebrachtes als die Klage über die Jagd nach dem Geld, über den Tanz um das goldene Kalb, über die auri sacra fames? Am wenigsten möchte man dem 18. Jahrhundert einen materialistischen Charakter beimessen, diesem Jahrhundert, das sich selbst gern das „philosophische“ Jahrhundert nennen hörte. Aber man pflegt in der Regel die starken wirtschaftlichen Bestrebungen dieses „ökonomischen Jahrhunderts“, das in dieser Beziehung das 19. vorbereitete, zu übersehen. Und man mag erstaunen über die Charakteristik, die der einstige Mönch F. X. Bronner in seiner Lebensgeschichte gegen Ausgang des Jahrhunderts von diesem gibt. Er spricht von „unserm kaufmännischen Jahrhundert, wo jeder nur erwerben will, Gewinnsucht den moralischen Sinn, der so enge mit dem ästhetischen verschwifert ist, daß keiner ohne den andern existieren kann, abgestumpft hat“. Und aus der Zeit unmittelbar nach 1800, der Zeit vermeintlicher deutscher Geistigkeit und Unwirklichkeitsneigung, seien wie oben für die damalige Genußsucht, so auch für die Jagd nach äußeren Gütern bittere Zeugnisse gegeben. In seinem „Katechismus der Deutschen“ sagt Heinrich von Kleist: „Woran hingen sie mit unmäßiger und unedler Liebe? An Geld und Gut, trieben Handel und Wandel damit, daß ihnen der Schweiß ordentlich des Mitleids würdig von der Stirn triefte, und meinten, ein ruhiges, gemächliches und sorgenfreies Leben sei alles, was sich in der Welt erringen ließe.“ Und der Philolog Niethammer urteilte 1807: „Der Trieb nach Geld und Gewinn beherrscht die Zeit, die Wissenschaft ist Plusmacherei geworden, Rückschreiten der wahren Kultur, Haß alles rein Geistigen, Idealen in Kunst und Wissenschaft“. Diese Urteile weisen bereits einen Zug auf, der später bezeichnend geblieben ist. Steht nämlich bei den älteren Klagen der Prediger und Dichter mehr das allgemein menschliche, das moralische Moment im Vordergrund, so legt der moderne höhere Mensch den Ton seines Tadelns auf das Ungeistige, Unideale solchen Wesens. Für den allem wirtschaftlichen Leben fernem und fremden Nietzsche ist dieses ganze „Heute“, die materielle

Genußsucht wie die Jagd nach dem Gelde, „des Böbels“, also etwas durchaus Gemeines, was es ja in der Tat auch zum guten Teil ist. Und wie in unserer Zeit die Verkünder und Vertreter wahrer Kultur in solchem Sichhängen an materielle Güter die Gefährdung alles idealen Strebens sehen, so war es früher wieder die Kirche, die das Streben nach Geld und Gut verwarf, weil es den Sinn von den höheren, den religiösen Gütern ablenkte. Immer kann es sich natürlich nur um das Einseitige, das Übertriebene wirtschaftlicher Betätigung und wirtschaftlicher Interessen handeln, deren Segen, wenn alles in Grenzen bleibt, auf der Hand liegt, und wenigstens das Einseitige prägt sich schon in den modernen Bezeichnungen: „Industrialismus“ und „Kapitalismus“ aus. Aber wenn wir als Höchstbegriff dieser sehr unidealen, praktisch-utilitarischen Strömung das Wort „Amerikanismus“ verwenden, so ergibt sich schon daraus, daß die Deutschen jedenfalls nicht an der Spitze der Völker auf diesem Wege marschieren. Früher warf man ihnen ja bekanntlich das Gegenteil von praktischer, staatlicher, wirtschaftlicher Betätigung vor, nannte sie übergeistige, unpraktische Träumer und Ideologen. Im 19. Jahrhundert ist ein großer Teil der Deutschen praktisch geworden, was Goethe dringend gewünscht hatte, aber nun wieder allzu praktisch, einseitig wirtschaftlich, unideal, ungeistig. Ihr Vorbild waren dabei zunächst die Engländer, und eben die Engländer, von den Amerikanern ganz zu schweigen, diese „Händler“ kategorisch, diese typischen Vertreter nüchterner und praktischer Lebensauffassung, berechnenden Raffküls, kann man noch viel mehr als die Deutschen als vom Materialismus in dem oben genannten Sinn befallen bezeichnen. Sie sind dabei auch, ohne sich um die Warner, die auch ihnen nicht gefehlt haben, Carlyle, Ruskin u. a. zu kümmern, äußerlich wenigstens gut vorwärts gekommen. Aber die Engländer besaßen etwas, was ihr Händlertum, ihren einseitigen Wirtschaftsgeist über den Charakter des Gewöhnlichen doch einigermaßen heraus hob, das war die Verbindung dieses Geistes mit der Idee des meer- und länderbeherrschenden Engländerturns, mit der nationalen Idee. Diese geschichtliche Verbindung gibt jenem Geist eine gewisse Größe, eine gewisse ideale Seite. Zugleich erhält der wirtschaftliche Egoismus, der ja auch beim Engländer die kräftigsten Formen annimmt, eine Milderung durch ein gewisses nationales Verantwortlichkeitsgefühl, ein Gefühl für das Wohl oder die Größe des Ganzen, wenn dies Gefühl häufig auch nur unbewußt mitspielen mag.

Vergleichen hätte sich vielleicht auch bei uns allmählich entwickelt: zunächst fehlte es daran bei dem überraschen Aufschwung des Wirtschaftslebens und der von altersher geringen Entwicklung des Gemeinns im modernen Deutschland trotz aller gewaltigen Leistungen nur allzu häufig, von zahlreichen einzelnen immerhin abgesehen. Das Gros des Bürgertums, der „Bourgeoisie“ huldigte einem materialistisch gerichteten Erwerbsegoismus ohne allgemeineres Verantwortungsgefühl, stellte sich, der einzelne wie die Gruppe, in plumper, alle höheren Gesichtspunkte ausschaltender Weise auf das Nurverdienenwollen ein. Das Ziel war das Geld, die Entschädigung für die oft übertriebene Anspannung und Arbeit, für den hastigen, rastlosen, oft übelgearteten Wettbewerb war jener materielle Lebensgenuß.<sup>1)</sup>

1) Immerhin ist festzustellen, daß in der eigentlich kapitalistischen und wirtschaftlich aktiven Schicht der Genuß nicht vornehmlich das Ziel ist. Schon Fr. A. Lange sagt in seiner Geschichte des Materialismus (II<sup>1</sup>, 456 ff., 1875), daß „das große Interesse dieser Periode nicht mehr wie im Altertum der unmittelbare Genuß, sondern die Kapitalbildung ist.“ „Die Mittel zum Genuß zusammenzuraufen und dann diese Mittel nicht auf den Genuß, sondern größtenteils wieder auf den Erwerb verwenden: das ist der vorherrschende Charakter unserer Zeit.“ „Man lebt in der Tat nicht dem Genuß, sondern der Arbeit und den Bedürfnissen“ (unter welcher letzteren auch das Bedürfnis eine Rolle spielt, andere zu übertreffen, z. B. in Kleidern, ohne daß der Genuß selbst sich erhöht). Lange meinte damals, und das gilt zum Teil noch heute, daß die vielgescholtene Genußsucht unserer Zeiten bei weitem nicht so hervorragend sei wie die Arbeitsucht unserer industriellen Unternehmer und die Arbeitsnot der Sklaven

Das höhere Geistesleben liegt diesem Geschäftsbourgeoisium, und nicht nur in Deutschland, sondern erst recht in den romanischen und angelsächsischen Ländern, ebenso aber auch den beamteten und studierten Angehörigen der technischen und industriellen Berufe, auch dem durchschnittlichen Beamtentum in den meisten Fällen welkenfern, trotz gelegentlicher oberflächlicher Lektüre halbwissenschaftlicher oder ästhetischer Modebücher, trotz hergebrachter Vorliebe für Musik und Theater, trotz äußerer Unterstützung der Kunst, wie es wenigstens für reichere Leute guter Ton geworden war. Der Staat war nur der willkommene Beschützer und Förderer des Geschäfts. Manch kluger und großer Geschäftsmann und mancher Führer einer Wirtschaftsgruppe suchte auch unmittelbar nach Kräften und nicht immer mit den besten Mitteln am Staate zu verdienen, wie es ebenso die mittlere Geschäftswelt, die sich vielfach auch um Einfluß in den Kommunen bemühte, tat, oder den Staat — das taten mit Unverfrorenheit ebenso die Agrarier — ihren Interessen dienstbar zu machen.<sup>2)</sup> Die Beeinflussung der hohen Politik durch Kapital und Industrie vor dem Kriege und im Kriege ist ein besonderes Kapitel; sie war in den feindlichen Ländern, auch in Amerika, viel ärger und auch wirksamer als bei uns. Parteipolitisch vermied man sonst in der Regel hervorzutreten oder überhaupt Farbe zu bekennen. „Ich bin Geschäftsmann“, war eine häufige ausweichende Antwort des tapferen Bürgers in politischen Gesprächen. Aber hier tritt wieder der unideale Zug vieler Angehöriger der Erwerbsschichten hervor.

An sich braucht sich aus dem normalen wirtschaftlichen Egoismus noch keine materialistische Gesinnung und Haltung zu ergeben. Das bedarf einer näheren Erörterung um so mehr, als man mit dem Materialismus den wirtschaftlichen Egoismus eng verbunden hat. Dies ist schon von Fr. U. Lange in seiner „Geschichte des Materialismus“ geschehen, der die englische Volkswirtschaftslehre mit ihrer materialistischen Theorie des Egoismus dafür verantwortlich macht, aber ihren Einfluß damals schon im Schwinden sah. Praktisch ist der wirtschaftliche Egoismus aber auch in der Folgezeit überaus stark hervorgetreten; und man hat auch vielfach über das wirtschaftliche Gebiet hinaus den Egoismus als bedenklichen Zug der Zeit hingestellt. Zu letzterer Erscheinung trug schon der gesteigerte Individualismus der neueren Zeit bei, der aber, in durchaus ungeistiger Form, nun in die Masse, zumal in der Großstadt, drang; weiter aber die Ausbreitung des Geschäftsgeistes, der geschäftlichen Auffassung aller Dinge auch in nicht wirtschaftlichen Kreisen. Kirchliche und sittliche Bindungen fielen in der Neuzeit auch stärker fort. Solche hatten im Mittelalter ebenso den auch damals bedenklichen wirtschaftlichen Egoismus zumal des Kaufmanns ziemlich in Schranken gehalten. Die Verhältnisse und Bedingungen der modernen Wirtschaftswelt ließen solche Bindungen nicht mehr zu, begünstigten aber auch an sich die ungehemmte Entfaltung des wirtschaftlichen Egoismus. Gewerbe- und Wirtschaftsfreiheit lösten alle Fesseln, die Vervollkommnung der Verkehrsmittel, die gewaltige Zunahme der industriellen Produktion durch die Fortschritte der Technik und exakten Wissenschaft und die vermehrten Bedürfnisse der stark wachsenden Bevölkerung, der Ausbau der Geldbeschaffung, die Erweiterung der Wirtschaft zur Weltwirtschaft — alles steigerte die Unternehmungslust, die Erwerbslust, die Gewinnsucht. Der

unserer Industrie. Vielfach sei die lärmende oder sinnlose Freude an üblen Vergnügungen nur eine Folge der abstumpfenden übermäßigen Arbeit. Zu edlerem Genuß sei man nicht mehr fähig. Die Erholung werde „abgemacht“, mit der Hast des Gewerbes betrieben. Vor allem ist diese Weise für den amerikanischen Geschäftsmann bezeichnend. Dieser sagt der „Reichskanzler“ Michaelis in seinen Erinnerungen, „ist so praktisch, daß er sogar für materiellen Genuß des Lebens, für fröhliches Genießen in den Mußestunden den Sinn verliert.“

2) W. Rathenau, Zeitliches S. 27: „Jene Gattung von Interessenten, die es nicht über sich vermag, die Sache der Gemeinschaft über die Sache des eigenen Nutzens zu stellen, hat zur Bildung der europäischen Gewitteratmosphäre ein gutes Teil beigetragen.“

starke Wettbewerb entwickelte Rücksichtslosigkeit und listige Methoden und ließ alle zur Verfügung stehenden Kräfte egoistisch ausnützen.

Nicht in allen Schichten der Geschäftswelt wurde freilich nunmehr ein verantwortungsloser wirtschaftlicher Egoismus entfestelt. Alte gute Traditionen solider Geschäftspraxis schützten große Teile der höheren wie der kleineren Geschäftswelt vor der wilden Erwerbshier der Emporkömmlinge, die, wenn sie reich genug wurden, auch in ihrer Lebenshaltung ein eitles Prozedentum entfalteten. Auch in der Finanzwelt war die alte gute Bankaristokratie von den Börsenjobbern wohl zu unterscheiden.

Andererseits förderte der seit längerem, zunächst in Amerika eingetretene Zusammenschluß von Geschäftsleuten zu Gruppen, Ringen, Trusts vielfach in bedenklichem Maß die Spekulation, die wilde Erwerbshier ebenso wie den Egoismus als solchen, nur in kollektiver Form,<sup>3)</sup> und ermöglichte die Durchsetzung dieser egoistischen Gruppeninteressen auf Kosten der Allgemeinheit um so mehr, als die Gruppe die Mittel der Beeinflussung der öffentlichen Meinung oder der maßgebenden öffentlichen Instanzen viel besser und wirksamer zu handhaben verstand als der einzelne Interessent.

Dem wirtschaftlichen Egoismus als solchem sein Recht abzusprechen, wäre natürlich vollkommen verkehrt. Er ist natürlich und notwendig. Der wirtschaftliche Egoismus ist auch ungleich produktiver als etwa die vielfach erstrebte Gemeinwirtschaft, die den persönlichen Erfolg ausschaltet und damit das eifrige Streben und Arbeiten, wie die Menschen nun einmal sind, mindert. Endlich ist der wirtschaftliche Egoismus nicht schlechtthin als Ausfluß materialistischen Geistes anzusehen und zu verdammen. Man kann sich durchaus der Ansicht G. Palm's anschließen, daß dies nur dann zutrifft, wenn die „materielle Bedürfnisbefriedigung“, auf die der wirtschaftliche Egoismus ja notwendigerweise ausgeht, „das alleinige und letzte Ziel des Handelns ist“, „Selbstzweck“ wird. Wenn man freilich neuerdings zuweilen den gewaltigen industriellen Aufschwung und die Höhe der industriellen Betätigung in Deutschland gerade als ein Zeichen schöpferischer Geisteskraft angesehen hat, wenn schon Raumann gesagt hat: „Die Deutschen würden nicht ihre Maschinen bauen können, wenn sie nicht ihre Philosophen im Hintergrund hätten — warum bringen denn die andern diese Art Maschinentechnik nicht fertig?“, wenn man in dem feinen Ausbau der industriellen Organisation wieder einmal das „Volk der (Dichter und) Denker“ (s. über diese fragwürdige Bezeichnung weiter unten) mit seinen „systematischen Anlagen“ sich auswirken läßt, so geht das zu weit. Freilich liegen dem ganzen Aufschwung geistige Leistungen, d. h. Leistungen des Intellekts und der Willenskraft zugrunde, ebenso wie bei der Entwicklung des Großhandels, der Schifffahrt, des Bankwesens. Aber es kommt auf die Ziele, nicht auf die Mittel an. Und diese Ziele waren rein wirtschaftlich, von einzelnen geistig und sittlich ausgezeichneten Männern abgesehen, die immer allgemeinere Ziele im Auge hatten. Für den Durchschnitt muß jedenfalls zugegeben werden, daß die fast ausschließliche Richtung der Tätigkeit auf wirtschaftliche Güter, auf Geld und die Zurückdrängung anderer Interessen ebenso wie der vermehrte Besitz von materiellen Gütern die Gefahr einer einseitigen Wertschätzung dieser Güter und einer Förderung materialistischer Gesinnung in sich bergen. Und dieser Gefahr sind gerade in unserer Zeit der Entfaltung wirtschaftlicher Interessen viele ihrer Träger erlegen.

Aber man soll nicht die Bourgeoisie allein anklagen. Ist bei anderen Klassen wirtschaftlicher Egoismus ungesunder, gieriger Art und materialistischer Färbung nicht gerade

3) Sehr richtig heißt es in dem lesenswerten Aufsatz von G. Palm über „den wirtschaftlichen Egoismus“ (Schmollers Jahrbuch 46, S. 3/4): „Das Gefühl persönlicher Verantwortung fehlt; jeder deckt sein eigenes Gewinnstreben mit dem Hinweis darauf, daß es die anderen so wollen; die Mitverantwortlichkeit des andern betäubt bei dem einzelnen etwaige moralische Bedenken gegen das rigorose egoistische Vorgehen des Kollektivums, das Gemeinschaftsgefühl heiligt die Struppellosigkeit in der Vergewaltigung der Gegner.“

in unserer Zeit auch vorhanden? Gewiß liegt zum Teil eine Ansteckung durch die Bourgeoisie vor. Wenn die Söhne reicher Industrieller und Kauf- oder Bankleute Offiziere, Verwaltungsbeamte, Universitätsprofessoren werden oder wenn namentlich Offiziere oft in unedelmester Weise nach reichen Bräuten, etwa Berliner Hausbesitzertöchtern, angelten, so kamen auf diese Weise mancherlei materialistische Einflüsse in Kreise, die ihnen bisher weniger zugänglich waren, natürlich soweit jene Söhne oder Töchter, was durchaus nicht immer der Fall war, selbst materialistisch gerichtet waren. Andererseits wirkte die glänzende Lebenshaltung reicher Bourgeois neiderregend, aber doch wieder als Sehnsuchtsziel auf die unteren Klassen. Der Sklave ahmt, wenn er kann, immer den verhassten Herrn nach. Dem Sozialismus mag weder sein Ideengehalt noch vielen seiner Vertreter idealistisches Wollen besprochen werden: bei der großen Masse seiner Anhänger wirken aber ohne Zweifel in erster Linie egoistische wirtschaftliche Motive, und zwar meist triebhaft rohe, brutal-egoistische Motive, die auch zur gewaltsamen, jedes individuelle Recht mißachtenden Durchsetzung drängen, und rein hedonistisch-materialistische Ziele, wie sie eben in der Lebenshaltung der reichen Bourgeois vorbildlich verkörpert erscheinen, oft auch nur niedrigster, größter Art. Der oft maßlose, also verurteilenswerte wirtschaftliche Egoismus vieler Agrarier ferner, von Bauern wie von Großbesitzern, wurde schon erwähnt. Ist nicht überdies die Lebenshaltung auf dem Lande von jeher eine stark materielle, der Gesichtskreis nicht oft ein sehr ungeistiger? Und wenn man nun endlich die Stände der Offiziere und der Beamten gern als Träger alter Traditionen der Selbstlosigkeit einerseits, idealer Gesinnung und einfacher Lebenshaltung andererseits, hinstellte, so entsprach dieses Bild doch seit längerem immer weniger der Wirklichkeit, ganz abgesehen davon, daß es auch früher doch nur in idealisierender Verallgemeinerung zutraf. Zwar war noch eine gewisse, aus älteren Zeiten stammende standesgemäße Abneigung oft verächtlicher Art gegen die Sphäre des Handels und Gewerbes, gegen jeden unmittelbar auf das Geldverdienen ausgehenden Berufsweig lebendig; manche feudale Naturen ließen sich selbst nicht von der Großindustrie und dem Großhandel imponieren, aber das änderte sich im wilhelminischen, im industriellen Zeitalter sehr rasch, und auch abgesehen von den Geldheiraten, näherten sich Geschäfts- und Industriewelt und Offizier- und Beamtenwelt immer mehr. Aber es griff überhaupt jenes geschäftlichere Denken, ein wirtschaftlicher Egoismus, ein Interessengeist in diesen Kreisen stärker um sich. Streberei und Vorteilsjägerei waren zwar auch im altpreussischen Militär- und Beamtenstaat nicht ganz selten: dergleichen nahm aber jetzt sehr zu. Die Neigung, das gute Leben materiell gerichteter Kreise einigermaßen mitzumachen, ließ die Einkommensfragen immer wichtiger erscheinen. Rang- und Gehaltsfragen bewegten die ganze Beamtenwelt. Die Oberlehrer taten sich besonders darin hervor. Ein sehr unidealer Geist ging doch durch die ganze neudeutsche Zeit. Interessen, nicht Ideale beherrschten alle Welt. Dies ist es, was man recht eigentlich und weit mehr als den Epikureismus und Hedonismus als verderblichen Materialismus der Zeit empfunden hat. Es gab andere, innerlichere Strömungen in Deutschland — es wird von ihnen später zu reden sein — und sie nahmen gerade in den Jahren vor dem Kriege zu. Auch in der immer breiteren „nationalen“, vielfach schon nationalistischen Strömung, wie sie sich in der Alldeutschen Richtung, in dem Kultus alles Germanischen, auch in der machtpolitischen Richtung von Historikern, Politikern, Militärs äußerte, steckte Idealismus (teilweise sogar ein schwärmerischer, romantischer) und auch zum Teil ein offener Gegensatz zu der herrschenden materialistischen Gesinnung. Aber man darf bei ihr auch den egoistischen Zug, das Bestimmende der Interessen nicht verkennen.

Keineswegs ist ja freilich die stärkere Wendung zum Wirtschaftlichen, zur Verfolgung realer Interessen an sich zu tadeln. Man vergißt ja auch immer, daß diese wirtschaftliche Seite für den Deutschen früher, zumal im Mittelalter, besonders bezeichnend gewesen und nur im 18. Jahrhundert stark zurückgetreten war. Nicht nur Krieger und



Bauern, sondern auch wagende Kaufleute, oft rücksichtsloser Art, und betriebfame und kunstfertige Handwerker machten die Kraft des deutschen Volkes aus. Der „Geist“, von dem heute so viel gefaselt wird, hat den Deutschen lange trotz aller hervorragender Gelehrten des Mittelalters und erst recht des 16. und 17. Jahrhunderts nie so ganz gelegen. Daran ändert auch die wirklich geistige Zeit der Deutschen in der zweiten Hälfte des 18. und 19. Jahrhunderts nichts: erst aus dieser Zeit, und auf die klassische Zeit unserer Philosophie und der erblühenden deutschen Geisteswissenschaft überhaupt bezogen, stammt das Wort Vulwers (1837), das die Deutschen, und wären es die ungeistigsten Leute, so gern auf sich anwenden, überdies in einer falschen Form, das Wort vom „Volk der Dichter und Denker“ (in Wahrheit widmete Vulwer seinen Roman „Ernest Maltravers“ „dem großen deutschen Volk, einer Nation von Denkern und Kritikern“). In dieser Zeit hatten sich die Deutschen sogar, wie betont, allzu einseitig den Ideen und dem Geistigen zugewandt, so daß die um die Mitte des 19. Jahrhunderts weit über Goethes Wünsche eintretende Wendung zum Wirtschaftlichen und Praktischen zunächst ein sehr gesunder Rückschlag war, wobei überdies die immer kräftiger erblühende deutsche Wissenschaft durch ihre Wendung zur Naturwissenschaft und deren Anwendung in Technik und Industrie mit die Grundlage gab. In dieser Beziehung feierte auch der deutsche Geist weiterhin bis zum Weltkriege immer größere Triumphe. Immerhin traten bei dieser Entwicklung der Wissenschaft die eigentlichen Geisteswissenschaften in der allgemeinen Wertschätzung und Pflege mehr und mehr zurück, insbesondere verlor die Philosophie die bisherige Achtung und Geltung; hohe und große Ideen wurden immer seltener ausgesprochen, wie sie auch immer geringeren Widerhall fanden. Überhaupt wurden die geistigen Werte als solche immer weniger geschätzt und die Vertreter der geistigen Welt fanden im Gegensatz zu der früheren, freilich zum Teil modischen Bewunderung als solche höchstens noch eine gewisse dekorative Wertung, und diese auch meist nur dann, wenn sie einen großen akademischen Namen errungen hatten. Hier zeigte sich deutlich die Wendung zum Materialismus. Auch in der Kunst ist sie wohl zu erkennen. Sie wurde ungeistiger — eine Abwendung von unwirklichen Richtungen wie dem Nazarenertum war ja kein Schade —, und wenn auch die Wendung zum Realismus zunächst eine gesunde Entwicklung bedeutete, so war die gesteigerte realistische Richtung doch ohne Zweifel ein Ausfluß der materialistischen Gesamthaltung, und ebenso war dies der Impressionismus, der in Deutschland diesen Charakter noch viel gröber zeigte als in Frankreich. Immer stand der Intellekt im Vordergrund. Was immer mehr fehlte, war die Innerlichkeit, von der ja auch schon die theatralische, pseudoidealistische Historienmalerei weit entfernt gewesen war. Überhaupt trug die deutsche Gesellschaft immer weniger das Gepräge echter Kultur.

Und dies ist das Wesentliche. Mit dem Intellektualismus verträgt sich der Materialismus sehr wohl, jener gehört sogar zu diesem, aber in schroffstem Gegensatz zum Materialismus steht die Innerlichkeit. Und sie ist gerade der charakteristische Zug des deutschen Geistes, das ihn Auszeichnende. Und wenn sich eine geistige Blüte der Deutschen im eigentlichen Sinne erst, wie gesagt, im 18. Jahrhundert entfaltete, so war auch deren Grundzug und Vorzug die Innerlichkeit: in ihr wurzelten die Tiefe wie der ideale Zug der deutschen Dichtung wie der deutschen Wissenschaft. Und hier wirkte nun eben jene Wendung zum Materialismus verderblich. Von einem Verfall der deutschen Wissenschaft an sich in den Jahrzehnten vor und nach 1900 reden zu wollen, wäre höchst töricht. Wir neueren Deutschen sollen zwar nicht immer so tun, als wenn wir die Wissenschaft gepachtet hätten und die anderen Nationen hinter uns drein marschierten. Aber tatsächlich sind die Leistungen der deutschen Wissenschaft in der in Rede stehenden Zeit hervorragend genug. Die ganz großen Erscheinungen, die aller Welt bekannnten Schöpfer großer, geschlossener, grundlegender Werke sind freilich gegenüber der Mitte des 19. Jahrhunderts spärlich geworden. Das herrschende Spezialistentum wurde immerhin hier und da durch einen

stärkeren synthetischen Zug und eine neue philosophische Belebung aller Wissenszweige zurückgebrängt, wie denn auch eine Wiedererweckung der Philosophie selbst, sogar einer idealistisch gerichteten Philosophie eintrat. Andererseits bedeutete Spezialisierung doch auch vielfach Verfeinerung und Vertiefung sowie Befriedigung gesteigerter Ansprüche. Und doch zeigte der wissenschaftliche Betrieb in vieler Beziehung materialistische, d. h. äußerliche und unideale Züge. Noch nach 1870 hatte eine Art idealen Kulturwollens geherrscht: von einem solchen war zum Beispiel der damalige deutsche Kronprinz beseelt, der so viele Unternehmungen der Kunst, der Geisteswissenschaften wie der Naturwissenschaften in großem Stil gefördert hat, aber auch die beteiligten Minister zeigten dabei eine gewisse ideale Freude an der Förderung großer Aufgaben. Später wuchs die Fülle der Ansprüche und Aufgaben, freilich auch der Mittel, und gewiß geschah noch viel mehr als früher. Aber es verlief alles geschäftsmäßiger, vieles war auch nur das Werk betriebfamer „Macher“, und anderes geschah in majorem gloriam imperatoris. Es war mehr inszenierte Kulturpolitik ohne idealen Schwung. Idealer Geist, Seele fehlt ja überhaupt der vorherrschenden kühlen Wissenschaftlichkeit an sich nur zu oft; sie lief auch häufig auf zu einseitige Betonung des Formalen sowie auf spezialistische Routine hinaus.

Bewusste Hervorkehrung materialistischer Faktoren gegenüber den idealen lag endlich auch rein theoretisch schon längere Zeit in einer sich auf den theoretischen Materialismus gründenden naturwissenschaftlichen Richtung und in der materialistischen Gesellschaftsauffassung, für die nur ein „ideologischer Überbau“ eines rein wirtschaftlichen Strebens existiert. Auch aus der im tiefsten Grunde auf Innerlichkeit beruhenden Dichtung entschwand mehr und mehr die Seele. Sie schwand aber auch mehr und mehr aus der geistigen Haltung und Betätigung der Menschen überhaupt, zumal aus der (bisher keineswegs seelenlosen) Arbeit. Ebenso verlor die Politik das Ideenhafte, Geistige, und an Stelle begeisternder Ideale traten wirtschaftliche materielle Interessen.<sup>4)</sup>

All dies soll hier nicht näher ausgeführt, muß vielmehr einer besonderen Schilderung des geistigen Verfalls vorbehalten bleiben. Alles dies darf aber auch nicht allzusehr verallgemeinert werden: es gab Gegenströmungen und stille innerliche Unterströmungen. Aber dies im Auge behalten, kann man in der Tat, wie es so oft geschehen ist, von einer Entseelung, einer inneren Verödung, einer Verflachung und Veräußerlichung, einer Mißachtung der inneren und idealen Werte sprechen. Man spricht auch gern von einer Mechanisierung des Geistes und des Lebens und pflegt diese aus der materialistischen Grundrichtung der Zeit abzuleiten. Ein gewisser Zusammenhang besteht auch zwischen beiden Erscheinungen, aber im ganzen ist die Mechanisierung, die hier nicht weiter besprochen werden soll, das Ergebnis der allgemeinen wirtschaftlichen Umstellung der Gegenwart, die, wie Rathenau richtig erkannt hat, vorzüglich auf die Übervölkerung, die dadurch erforderte Erhöhung der Produktion mittels Arbeitsteilung und die Bedeutung der Maschine, der Technik zurückgeht und diesem Zeitcharakter angepasste unschöpferische, unindividuelle, aber spezialistisch geschulte Betriebsmensen hervorbringt. Man kann statt Mechanisierung auch Maschinisierung sagen. Dem Materialismus verwandt ist nur das Äußerliche, das auf den äußeren Nutzen oder Wert, nicht den seelischen Gehalt

4) Es seien einige Worte angeführt, die ich eben in einem Aufsatz von Karl Alex. von Müller in den „Süddeutschen Monatsheften“ (1923 Febr.-März, S. 378) lese: „Einst hatten wir die Politik lediglich aus dem Reich des Gedankens heraus leiten wollen . . . Jetzt ließen wir das Bleigewicht der materiellen Interessen jeden Gedanken ersticken. Wenn wir aufrichtig sind: gab es ein großes Volk, bei dem der Durchschnitt des politischen Denkens in den letzten Jahrzehnten tiefer stand als bei uns gründlichen Deutschen, deren Zeitungen übertroffen von Weltpolitik, Weltgeltung, Weltarbeit? Gab es eines, das gedankenloser seiner Zukunft entgegen ging als dieses, dessen Wirtschaft sich siegreich über die Welt ausbreitete? Gab es eines, das politisch stumpfsinniger dahinlebte in einer Zeit, die den gewaltigsten Entscheidungen zudrängte?“

Ausgehende, das Ausschalten des höheren Geistigen und Innerlichen. Wie sehr die Außerlichkeit als Hauptzug der materialistischen Grundrichtung unserer Zeit hingestellt werden kann, geht auch daraus hervor, daß die Bekämpfung des Materialismus häufig selbst äußerlich, also gewissermaßen materialistisch vorgeht, angeblich antimaterialistische Ziele und Ideale aufstellt und verfißt, die selbst im Grunde materialistisch sind, mit hohen Worten und idealistischen Phrasen arbeitet, die nur allzuoft den Mangel an innerlicher Gesinnung verraten. Auch für den Idealismus sind häufig die idealen Werte nur Begriffe, an denen man sich berauscht, nicht lebendige Kräfte, die den ganzen Menschen bestimmen. Der Idealismus war oft leer.

Übertreibung ist immer verdächtig, und an idealistischer Übertreibung ist in Deutschland immer etwas geleistet worden. Auch während der ganzen materialistischen modernen Epoche ist theoretisch der Idealismus von Schule und Universität, von Staat und Kirche und allen Festrednern immer aufs höchste gepriesen worden. Auch das war zum Teil „Betrieb“, es berührt jene „idealistische Verlogenheit“, die Nietzsche gegeißelt hat, und der praktische Erfolg war jedenfalls ein geringer.

Immer wieder erkennt man, wie schwer, wie unmöglich fast den Deutschen ein harmonischer Ausgleich ihres Wesens wie ihrer Lebensgestaltung ist, daher sie denn auch nie zu einem einheitlichen Lebensstil gekommen sind. Der Engländer, und ebenso der Franzose, ist von jeher ein viel stärkerer Materialist gewesen als der Deutsche, aber, von den auch in der englischen Literatur stark angegriffenen Auswüchsen der Genußsucht usw. in der früheren höfischen und der neueren kapitalistischen Gesellschaft abgesehen, im ganzen hat der Engländer auch in der modernen Zeit einer allgemein in der Welt gesteigerten materiellen Geisteshaltung eine gewisse gesunde Mitte innezuhalten verstanden und seiner behaglichen äußeren Lebensgestaltung und seinem ganz auf das „Geschäft“ (business) konzentrierten Trachten durch die starke puritanisch-biblische Tradition, also durch eine gewisse, oft freilich äußerliche Verwirklichung praktischer moralischer Grundsätze und eine freilich oft nur pharisäerhafte Pflege von Religiosität oder auch nur Kirchlichkeit eine Art ethisches Gegengewicht geschaffen, auf alles Verstiegene und Unklarideale bewußt verzichtend. Es ist kein sehr edles Lebensideal, dieses englische, aber doch auch kein unedles und jedenfalls ein der wirklichen Welt angepaßtes. Der Kern des Sehns und Strebens der Deutschen ist zweifellos edler, aber wir dürfen ja nicht dieses Beste der Deutschen für den häufig so unedlen Durchschnitt verallgemeinern. Immerhin liegt in der deutschen Innerlichkeit überhaupt ein Moment, das gerade den besseren Deutschen den Materialismus, wenn er, wie in der Gegenwart, weite Kreise in seinem Vaterlande zieht, verdammenswerter erscheinen läßt als anderen Nationen. Andererseits tritt der Materialismus bei den Deutschen, wenn sie sich ihm ergeben, viel ausgiebiger, greller und roher auf als bei den Westeuropäern, bei denen er, stark vorhanden, durch allerlei Momente feinerer Kultur besser ausgeglichen erscheint.

Liegt das Wesen des Materialismus in der Wertschätzung äußerer Güter, so erscheinen dem echten deutschen Idealismus solche Güter überhaupt nicht schätzenswert: das Leben machen nicht diese, sondern geistige Güter, Güter der Kultur lebenswert. Und in der Tat weiß ja der stumpfsinnig oder oberflächlich den materiellen Gütern der Welt Lebende oft gar nicht, daß es höhere Güter gibt, und nur der oft bei materialistisch gesinnten Menschen eintretende Lebensüberdruß, das blasierte Empfinden der Schalheit der materiellen Genuße deutet auf das Angenügende dieser äußeren Güter hin. Und wenn man gerade die außerordentliche Wertschätzung des menschlichen Lebens für den modernen Materialismus charakteristisch gefunden hat, so ist doch zu sagen, daß gerade der materialistisch Gesinnte, wenn er hinter das Unbefriedigende der äußeren Güter gekommen ist, wie er dieser überdrüssig wird, so auch das von ihm eben nur als höchstes äußeres Gut geschätzte Leben leicht wegwirft. Der Idealist opfert es um höherer Zwecke willen, die es für den materialistischen Durchschnittsmenschen nicht gibt.

Bei der Voranstellung der idealen Güter vor den materiellen liegt das Entscheidende nun nicht nur in der höheren Geistigkeit, die freilich für manche wesentlich ästhetisch und intellektuell gerichtete höhere Menschen allein ausschlaggebend ist, sondern vor allem in der ethischen Bestimmung, in der höheren Moralität. Und auf diesem Gebiet des Innern liegt wohl die größte Schädigung durch den Materialismus, der größte Mangel der Menschen der Gegenwart. Idealismus ist nicht nur eine geistige, sondern vorwiegend eine sittliche Haltung. Unideale, das heißt materialistische Denkungsweise bedeutet in erster Linie eine sittliche Inferiorität. So sehr die Zunahme solcher unidealen Denkungsweise, die sich namentlich in dem Vorwalten jener geschäftlichen Auffassung aller Dinge (s. oben), jener flachrationalistischen, berechnenden, kühl-egoistischen Lebensklugheit kundgibt, für die Durchschnittsmenschen aller sogenannten Kulturländer der Gegenwart charakteristisch, also eine internationale Erscheinung ist, so ist sie doch für das deutsche Volk besonders schädigend gewesen, weil für dieses im ganzen immer nicht eine besondere feine Geistigkeit, sondern eine schlichte, gerade sittliche Haltung das Beste seiner Innerlichkeit gewesen ist. Die Mißachtung alles dessen, was nicht Geld und damit die Mittel zum Genuß bringt, die Erstörung alles idealen Strebens, die Veräußerlichung aller Ideale bedeuteten nicht nur eine geistige Barbarei, sondern auch einen ungeheuren moralischen Tiefstand.

Auch dieser moralische Verfall, die gefährlichste Erscheinung, soll hier nicht näher dargelegt, nur sein Zusammenhang mit den materialistischen Einflüssen, mit der Schätzung aller Dinge nach dem Geld- und Genußwert, nach der äußerlichsten Nützlichkeit hervorgehoben werden. Für den materialistisch denkenden Menschen sind eigentlich alle höheren sittlichen Begriffe in Frage gestellt, gibt es nur Zweckmäßigkeitsfragen. Hemmungen für die Auswirkungen der Hab- und Genußgier ergibt nur der Zwang der Gesellschaft, also der Sitte, nicht der Sittlichkeit, oft nur das Strafgesetzbuch. Es fehlt die wahre innere Ehre, mag die formale Ehre auch gewahrt bleiben; es fehlt jede ideale Hingabe, jede Opferwilligkeit, mag der Name des Betreffenden auch in Wohltätigkeitslisten obenanstehen. Von einer sittlichen Schätzung der Arbeit — hier liegt ja gerade der sittliche Zug auch der aufs Materielle, Praktische gerichteten Wirtschaft — war immer weniger die Rede; und wenn das bei dem furchtbar mechanischen, maschinellen Charakter der Arbeit in Fabriken usw. bei vielen Arbeitern nur allzu verständlich war, so griff doch schon vor dem Kriege die Auffassung der Arbeit nur als bezahlter Vertragsleistung ohne inneres Interesse auf andere Kreise, etwa die Hausbediensteten, und zum kleinen Teil schon auf die Beamten über, was dann nach dem Kriege in unheilvoller Weise sich ausbreitete. Oder Arbeit und Beruf galten nur als Mittel zum Leben, und das eigentliche Ideal war das Nichtarbeiten; theoretisch, denn praktisch mußte in Deutschland ordentlich gearbeitet werden. Bindungen höherer Art werden von den Materialisten nicht ernst genommen und nur zwangsmäßig geachtet, sonst ignoriert, umgangen, gelöst, sobald sie unbequem werden, also zum Beispiel die Ehe, wie denn in der Gegenwart die Ehen mit dem größten Leichtsinne geschlossen, oft gebrochen und leicht gelöst werden. Eine Vaterlandsliebe echter Art ist für den materialistischen Menschen nicht denkbar, und zum Staat besteht für ihn kein sittliches Verhältnis, er ist ihm nur ein formales Gebilde. An das Vaterland binden ihn Sprache, Herkunft, Verwandtschaft, Geschäft. Fordert es aber Leiden und Opfer, oder bietet das Ausland geschäftliche Vorteile, dann gilt der Satz: ubi bene, ibi patria. Der reine Geschäftsmann, ebenso wie der genußsüchtige Egoist, ist Kosmopolit von Natur. Der persönliche Vorteil kann ihn aber ebenso gut bestimmen, sich patriotisch zu geben, ja sich auch übertrieben national, nationalistisch zu gebärden: Macht-Erweiterung des Vaterlandes wurde von manchen nicht um der Größe des Vaterlandes willen, sondern deshalb erstrebt, weil eine solche dem einen oder dem andern oder vielleicht einer Gruppe, einer Schicht, mit der er verbunden ist, in dieser oder jener Richtung Vorteile versprach. Ebenso wurde

ja die Zugehörigkeit zu einer Partei oft materialistisch bestimmt: nur allzuvieler folgten, wie schon betont, dabei keinen Idealen mehr, sondern Interessen. Es gab ferner in den Jahrzehnten vor dem Kriege einen Geschäftspatriotismus mannigfacher Art, den des beamteten Strebers, der wegen seiner Beförderung hoffte, wie den des Geldmannes, der mit seinen Spenden auf Titel und Orden spekulierte, wie den des kleinen Kaufmannes, der sich wegen der Kundschaft seines Viertels gern „patriotischer“ Schaufensterdekorationen befleißigte, während ein anderer in dem Proletarierviertel seine Waren unter sozialdemokratischen Schimpfereien verabsolgte. Auf die zunehmende Charakter- und Gesinnungslosigkeit, den Byzantinismus nach oben und nach unten hatte die materialistische Haltung den größten Einfluß. Freilich ging neben dieser zunehmenden Veräußerlichung des Vaterlandsgefühls — auch der „Surratriotismus“ und der steife, öde Charakter mancher patriotischen Festlichkeiten von Vereinen ohne Feuer und Geist zeigten diese Veräußerlichung — doch auch eine Vertiefung desselben einher, von der schwärmerischen und oft ideologischen Haltung mancher Kreise ganz abgesehen. Namentlich in der Jugend lebten vielfach eine tiefgemütliche Vaterlandsliebe und ein lebendiger vaterländischer Stolz. Das zeigte sich in ganz überraschendem Maße bei Ausbruch des Weltkrieges, bei dem sich aber auch sonst eine weit allgemeinere und tiefere Vaterlandsliebe, von den Ruspatrioten abgesehen, offenbarte, als man jemals erwartet hätte. Der Materialismus hatte doch den Kern vieler, anscheinend ihm ergebenen Menschen noch nicht angefressen. Ein kurzer Krieg, und eine wahrhafte deutsche Wiedergeburt wäre die segensreiche Folge gewesen. Der lange und schließlich unglückliche Krieg zermürbte die Seelen und ließ den Materialismus sich stärker ihrer bemächtigen als jemals früher.

## Kabinettsjustiz in Preußen 1805

Von

Friedrich zur Bonsen

In den Lebenserinnerungen des späteren Wirklichen Geheimen Rates und Chefspräsidenten des rheinischen Revisionshofes, Christoph Wilhelm Heinrich Sethe (gest. 1855), die Gustav Freytag in seinen „Bildern aus der deutschen Vergangenheit“ auszüglich mitteilt, ist die Rede von einem „wahren Erbitterung erregenden“ Falle von Kabinettsjustiz unter dem Könige Friedrich Wilhelm III. von Preußen. Die Rechtsbeugung erging im Jahre 1805 über den Kopf der preussischen „Regierung“ zu Münster in Westfalen hinweg — die preussischen Obergerichte hießen damals bekanntlich noch so, während die heutigen Regierungen die Bezeichnung „Kriegs- und Domänenkammern“ führten — in einer westfälischen adligen Erbsache. Es ist der letzte Fall von Kabinettsjustiz, den die preussische Rechtspflege zu erleben hatte: dank der großen Entrüstung, die er hervorrief.

„Diese unglückliche Geschichte“, bemerkt Sethe, „mußte in einem Lande, wo man noch gar nicht preussisch gesinnt war, die Gemüter empören. In öffentlichen Schriften wurde dieses gewaltsame Eingreifen in den Lauf des Rechtes heftig angegriffen, und unsere preussische Justiz, wovon wir den Mund so voll genommen hatten, bekam einen häßlichen Flecken.“ Sethe war nicht nur als Präsident, sondern auch als hervorragend scharfsinniger Jurist die Seele des Regierungskollegiums, welches eben erst, nach der

endgültigen Abtretung von Kleve an die französische Republik, von dort (1803) nach dem durch den Reichsdeputationshauptschluß neu erworbenen Münster verlegt worden war; seine herben Worte haben auch darum ein besonderes Gewicht.

Präsident des Instruktions-Senates der Regierung war der Geh.-Rat v. Sobbe, ebenfalls ein bedeutender Kopf, wie auch die übrigen Mitglieder v. Bernuth, v. Hymmen, v. Muns, Jacobi, Bolling, Sybel ohne Ausnahme tüchtige Männer waren.

Referent in dem Justizfall war der eben genannte Assessor Heinrich Philipp Ferdinand Sybel. Geboren am 5. Januar 1781 in Soest, der „ehrenreichen“ Stadt, als Sohn eines Pastors, dem Immermann in dem Diakonus seines „Oberhofes“ ein literarisches Denkmal gesetzt, war er 1801 am Berliner Kammergericht in den Justizdienst getreten und erst 1804 als Assessor nach Münster versetzt worden. So war er mit vierundzwanzig Jahren das jüngste Mitglied des Obergerichts, als er das heikle Referat übernahm. In seinen Lebensaufzeichnungen hat Sybel den Justizfall, der das Kollegium aufs höchste erregte, ausführlich berichtet; diesen handschriftlichen „Erinnerungen“, die nachmals in die Hände seines Enkels, Landrats a. D., übergingen und von diesem uns seinerzeit zur Verfügung gestellt worden, sind wir in Nachstehendem gefolgt. Der junge Assessor war ein warmherziger preussischer Patriot, von hohem Gerechtigkeitsfönn; seine Darstellung ist streng objektiv und auch im einzelnen durchaus richtig.

Sybel berichtet zunächst von dem Bemühen der neuen Behörde, in Münster Stimmung für das eben erst eingeföhrte preussische Regime zu machen und die junge Neuordnung der Dinge zu befestigen; mit dem Erfolg, meinte er, konnte man den Verhältnissen entsprechend schon zufrieden sein.

„So standen“, fährt er fort, „die Sachen zu Anfang des Jahres 1805 auf guten Wegen, als plötzlich, wie ein Blitz aus heiterer Höhe, durch einen kaum glaublichen und denkbaren Mißgriff der Regierung alles gewonnene Terrain in der öffentlichen Meinung wieder verloren ging. Die Sache war kurz die:

Seit den 1780er Jahren schwebte bei dem Reichshofrat in Wien ein wichtiger Prozeß zwischen der damals freiherrlich, jetzt gräflichen Familie von der Recke-Vollmarstein und den beiden münsterschen Familien von Landsberg und von Boeselager. Das Objekt dieses Prozesses war gegen v. Landsberg die Herrschaft Drensteinfurt und gegen Boeselager die Herrschaft Heessen; die Familie von der Recke nahm beide als apert gewordene Lehen der Vollmarsteinschen Lehnkurie in Anspruch. Es waren drei Interlokute in der Sache ergangen, und es hätten nun, nach den ergangenen neuen transitorischen Bestimmungen, auf Anrufen einer der Parteien die Akten von dem Reichshofrat eingefordert und dann das weiter gesetzlich Erforderliche in dieser geordneten Rechtsache wie in vielen anderen, in ähnlicher Lage befindlichen — von uns (dem obersten Justizkollegium) verfügt und dann in der Hauptsache erkannt werden müssen. Allein dies geschah nicht. Dagegen erging eine Rabinettsordre des Königs (vom 5. September 1805), wodurch, den Vorschriften und Grundsätzen des gemeinen deutschen Rechtes — worauf es hier allein ankam — geradezu entgegen, der Prozeß für rechtskräftig entschieden erklärt und zugleich befohlen wurde, daß die verklagten beiden Familien sofort des Besitzes dieser Herrschaften entsetzt und die Familie von der Recke dagegen in denselben eingefetzt werden solle. Der damalige Justizminister (Großkanzler) v. Goldbeck gab der Regierung den Befehl, diese Ordre sofort zu vollstrecken.

Mit großem Schrecken und wahrer Betrübnis vernahm das Kollegium die Weisung und erkannte darin eine grobe Verlesung bestehender Befehle und eine wahre, zu verabscheuende und in Preußen unerhörte Rabinettstjustiz. Es beschloß einstimmig, beim Könige dagegen kräftigst zu remonstrieren, die der Rabinettsordre offenbar zugrunde liegenden Irrtümer aufzuklären, auf Zurücknahme derselben anzutragen und zu bitten, der Justiz ihren Lauf zu lassen. Unser Bitten half uns nicht: wir wurden, ohne daß auf unsere Gründe eingegangen wurde, abschlägig beschieden, und es ward uns die Aller-

höchste Ungnade angedroht bei fernerm Widerstreben, die Allerhöchste Ordre zu vollstrecken. Wir unterzogen uns nun der Vollstreckung so milde als möglich und nahmen alle die Gegenstände von der Ermiffion aus, von denen die Pertinenzqualität von den Klägern nicht nachgewiesen werden konnte — deren viele waren. Die Regierung wagte sodann noch eine Remonstrations, die aber ebenso fruchtlos blieb und sehr ungnädig aufgenommen wurde.

Wenngleich jüngstes Mitglied in diesem trefflichen Kollegium, war ich doch in dieser wichtigen Angelegenheit zum Referenten bestellt worden, und ich denke noch mit Wohlgefallen an die kühne und freie Sprache, die ich mir in beiden Berichten an den König zur Ehre der Gerechtigkeit erlaubt hatte.

Die Sache hatte, wie zu denken, großes Aufsehen nicht nur in der Provinz, sondern auch in weiteren Kreisen erregt, und zwar um so mehr, als jedermann wußte, daß zwei der beteiligten Gebrüder von der Recke dem Throne sehr nahe standen und großen Einfluß übten: der eine als Lehns- und Hoheitsminister, der andere als königlicher Kammerherr und Maître des spectacles [Intendant der königlichen Schauspiele], und daß auf deren Einwirkung von dem Justizminister dem Könige vorgestellt worden, daß bereits drei Urteile in der Sache ergangen und deswegen(?), nach Maßgabe der preußischen Gesetze (1), res iudicata vorhanden und es nur auf deren Vollstreckung ankommen könne.

Als im folgenden Jahre, nach der unglücklichen Schlacht bei Jena (14. Okt. 1806), die französischen Truppen unter dem Kommando des Königs von Holland, Louis Napoleon, in Münster einrückten, war es eine der ersten Handlungen des letzteren, daß er alles weitere Fortschreiten in der Recke-Boeselager-Landsbergischen Prozeßsache bis zur Entscheidung des Kaisers Napoleon sistierte. Schon hierüber entstand großer Jubel unter den Münsteranern, und am Abend des Tages, wo dies bekannt geworden, sah man im Theater, bei einem den Franzosen bereiteten Feste, in großen transparenten Buchstaben über dem Proszenium die Worte: „Vivat Napoleon und Tod der preußischen Rabinettsjustiz!“ — wogegen, d. h. gegen die letzteren Worte, man wieder nichts einwenden konnte.

Beide Parteien waren dem im Jahre 1807 bis Eilsit und weiter vorgebrungenen Kaiser persönlich nachgereist, und nach langen Bemühungen und erlangter Audienz war es der unterdrückten Partei gelungen, eine Entscheidung des Kaisers zu erwirken. Diese lautete in einem Dekrete dahin, es solle noch einmal in der Sache und zwar durch den damaligen Appellationshof in Düsseldorf erkannt werden, es bei dieser Entscheidung aber sein Bewenden behalten und bis dahin, daß diese erfolge, die strittigen Objekte unter gerichtlichen Sequester genommen werden. — Dieser Sequester wurde von uns angelegt. Zur letzten gerichtlichen Entscheidung kam es aber nicht, vielmehr wurde die Sache durch Vermittlung des katholischen Pastors in Ahlen dahin verglichen, daß die v. Boeselager und v. Landsberg ihren Gegnern eine Summe Geldes von etwas über 100 000 Talern auszahlten und im Besitze der Güter blieben.

Damit hatte diese interessante Angelegenheit ein Ende gefunden.“ —

Soweit Sybels Bericht. Die öffentliche Erregung zitterte übrigens selbst nach der Wiederkehr und dauernden Einrichtung des preußischen Regimes noch nach; grobe Ungerechtigkeiten der Staatsgewalt vergißt das Volk nicht so leicht.

Ja, wie war die ganze Sache denn doch nur möglich gewesen? Justitia fundamentum regnorum: hatte denn der König diesen alten Satz nicht gekannt? Aber der Einfluß der Hoflique war zu stark, der König zu schwach und energielos, sich ihm zu entziehen und sich ein selbständiges Urteil in der Angelegenheit zu bilden. Im Punkte des Respektes vor der Unabhängigkeit der Rechtsprechung war er auch kein Friedrich der Große. Immerhin hätte die Sache vielleicht nicht soviel böses Blut erregt, wenn nicht die Abneigung gegen Preußen in der Bevölkerung steckte; es hat lange gedauert, bis der preussische

Staatsgedanke in Münster tiefere Wurzeln schlug und eine vielhundertjährige Tradition überwand.

Es steht übrigens zu vermuten, daß der Freiherr vom Stein, der als früherer (erster) Oberpräsident in Münster (1802—04) von der üblen Rechtsaffäre zweifellos unterrichtet war, durch diese in seinem Kampfe gegen die unverantwortlichen Ratgeber des Königs, nach dem Zusammenbruche, wesentlich bekräftigt worden ist; die Ungnade Friedrich Wilhelms war bekanntlich dessen Folge.

Sybel selber, der Berichterstatter, hatte sich wacker in dem Justizfalle verhalten; „ich hatte mir“, schreibt er befriedigt in seinen Aufzeichnungen, „durch mein mutvolles Vertreten einer großen, gerechten Sache dem Throne gegenüber nach vielen Seiten hin und namentlich in Münster ein gutes Akkreditiv erworben, und das ist nicht ohne Einwirkung auf mein nachheriges Schicksal gewesen.“ Er behauptete sich unter der Fremdherrschaft in seiner münsterschen Stellung und wurde 1811 Procureur (Staatsanwalt) beim großherzoglich bergischen Tribunal in Düsseldorf. In den Freiheitsjahren 1813/14 leistete Sybel dem Generalgouverneur der Alliierten, Justus Bruner, wesentliche Dienste; 1816 folgte seine Bestallung zum Justitiar bei der Düsseldorfer Regierung. 1831 geabelt, schied er im folgenden Jahr aus dem Staatsdienste und widmete sich, seit 1845 Geh. Rat, vielseitiger privater und öffentlicher Tätigkeit; er starb hochbetagt am 19. Februar 1870 in Bonn.

Sein Sohn Heinrich v. Sybel aber hat als Geschichtschreiber den Namen seiner Familie weithin in deutschen Landen bekannt gemacht.

## Tolstoj's Lebensstragödie

Von

Karl Tander

I.

In einer rauhen Novembernacht 1910 verließ der greise Dichter und Denker Tolstoj plötzlich sein Haus und Heim und trennte sich von seiner Gattin, mit der er 48 Jahre zusammen gelebt hatte. Bei dieser Abreise in Nacht und Nebel zog sich Tolstoj eine tödliche Erkältung zu und starb auf einer kleinen Eisenbahnhaltestelle im Innern Rußlands, nachdem er die Reise hatte abbrechen müssen.

Was bewog nun Tolstoj seine Familie und sein Gut Jasnaja Poljana zu verlassen, wo er seine großen Romane „Krieg und Frieden“ und „Anna Karenina“ verfaßt und in idyllischer Weltfremdheit eine eigenartige Lebensphilosophie ausgebildet hatte? Diese Frage stellt ein psychologisches Rätsel dar, das man durch die Unruhe zu erklären suchte, die den Menschen angesichts des herannahenden Todes ergreift, sei's daß der Sterbende eine Ortsveränderung herbeisehnt, sei's daß er nach einer besonderen Speise verlangt. In Rußland gab es sogar eine Sekte, deren Anhänger in den Wald gingen, wenn sie den Tod herannahen fühlten, um dort im Schoße der Natur zu sterben. Auch das angeschossene Wild zieht sich in das Dickicht zurück, um den Todeskampf durchzukämpfen.

Wenn auch bei Tolstoj die Sehnsucht nach der Welteinsamkeit mitgespielt haben mag, so liegt in seinem Falle die Sache wesentlich anders und jedenfalls viel kompli-



ziertes. Sein ergreifendes Drama „Der lebende Tote“ ist etwa ein Jahrzehnt vor der Zeit verfaßt worden, als Tolstoj selbst den verzweifeltsten Versuch machte, sich in einen lebenden Toten zu verwandeln. Überhaupt haben die zahlreichen Tolstojforscher viel zu wenig beachtet, welche große Rolle in seinen Werken die Motive spielen, welche gewöhnlich unter dem Namen einer „unglücklichen Ehe“ zusammengefaßt werden. Nur wer selbst den bitteren Kelch der Enttäuschung auf die Reige getrunken, konnte so tiefgehende Schilderungen des ehelichen Unglücks entwerfen, wie Tolstoj es in seinem großen Ehebruchroman „Anna Karenina“ und in „Der Kreuzersonate“ getan hat. Natürlich hat Tolstoj auch das Glück der Ehe geschildert. Im Laufe eines langen Lebens geben die Götter ihren Lieblingen — „alle die Freuden, die unendlichen, und alle die Leiden, die unendlichen“. Es fragt sich aber, welche Erlebnisse die vorherrschenden werden, und bei Tolstoj waren es „die Leiden, die unendlichen“.

Spuren dieser ehelichen Leiden finden wir zahlreich in Tolstojs brieflichem Nachlaß und in seinen Tagebüchern. 1897 schreibt Tolstoj in einem Briefe, der aber nicht abgefaßt wurde, an seine Gemahlin: „Du hast mir und der Welt das gegeben, was du geben konntest — viel Mutterliebe und Selbstaufopferung und deshalb mußt du geschätzt werden. Aber in der letzten Periode unseres Zusammenlebens — die letzten 15 Jahre — sind wir auseinandergegangen. Ich kann nicht glauben, daß ich schuldig bin, da ich mich weder für mich noch für die Menschen verändert habe, sondern nur deshalb, weil ich es anders nicht konnte. Ich kann auch dir keinen Vorwurf daraus machen, daß du mir nicht gefolgt bist, sondern danke dir und gedanke deiner in Liebe und werde deiner gedanken für alles, was du mir gegeben hast . . . Wie sich der Inder mit 60 Jahren in den Wald zurückzieht, so wünscht jeder religiös gesinnte alte Mensch seine letzten Lebensjahre Gott zu widmen. Da ich jetzt in mein 70stes Lebensjahr trete, sehne ich mich mit allen Fiebern meiner Seele nach Frieden, Einsamkeit und wenn auch nicht nach vollständiger Übereinstimmung, so wenigstens doch nicht nach jenem schreienden Widerspruch meines Lebens mit meinen Glaubensansichten und meinem Gewissen.“

Im obigen Briefentwurf haben wir also sowohl die unverhüllte Aufdeckung des ehelichen Zerwürfnisses wie auch den Beschluß sich aus der Welt in die Einsamkeit zurückzuziehen. Aber noch weiter müssen wir in die Zeit zurückgreifen, wenn wir der Lebensstragödie Tolstojs bis an die Quelle nachgehen wollen. Als Tolstoj sein Heim verlassen hatte, schrieb ihm sein ältester Sohn Sergej einen Brief, worin er volles Verständnis für den entscheidenden Schritt seines Vaters zeigte, aber zugleich sein Bedauern darüber ausdrückte, daß der Vater diesen Schritt nicht bereits vor 30 Jahren getan hatte. Man sollte glauben, daß der älteste Sohn eher, denn je einer, ein richtiges Urteil über das Eheverhältnis seiner Eltern abgeben konnte. Nach Tolstojs eigenem Bekenntnis und nach der Angabe seines Sohnes geht das eheliche Zerwürfnis auf den Anfang der 80er Jahre des vorigen Jahrhunderts zurück.

Das ist aber von ganz besonderer Bedeutung, denn in jener Zeit begann die große Umwandlung Tolstojs — die Abkehr von den weltlichen Freuden, die doch Tolstoj als ehemaliger flotter Gardeoffizier in vollen Zügen genossen hatte, das Sich-Verfenten in religiös-mystische Stimmungen und die Übernahme einer Prophetenrolle, um mit moralischer Entrüstung die gesellschaftlichen Mißstände seiner Zeit zu geißeln. Diese Umwandlung Tolstojs scheint somit letzten Endes auf eine persönliche Lebensenttäuschung zurückzugehen, die aber in ihrem Wachstum zum Aufbau einer eigenartigen Weltanschauung führte.

Die Erforschung der Lebensstragödie Tolstojs ist keine Jagd nach sensationellen Enthüllungen und auch keine Sucht, kleinlich in dem Privatleben eines großen Mannes herumzustöbern, sondern eine Aufgabe von sowohl psychologischer als auch literarhistorischer und philosophischer Bedeutung. Psychologisch ist die verschiedenartige Entwicklung von Mann und Frau beachtenswert, die selbst dann zum Zerwürfnis führt,

wenn die Ehe auf innerer Liebe und Suneigung gegründet ist, und sich auch auf Lebenshöhen geltend macht, wo des Alters kühle Winde wehen. Literarhistorisch wird erst die Darstellung der Lebenstragödie Tolstojs zeigen, wie seine Schriften mit dem Blute seines wunden Herzens durchtränkt sind. Philosophisch gilt es hier die Frage zu lösen, wie der Ideentkomplex, der unter dem Namen „Tolstojismus“ zusammengefaßt wird, zu bewerten ist: als eine ideale, auf den Grundprinzipien der Humanität aufgebaute Weltanschauung oder als ein individueller Protest gegen das Unrecht, als welches die „menschlichen, allzu menschlichen“ Geschicke immer vom Schiffbrüchigen aufgefaßt werden?

Gegenwärtig wird von dem „Verein für das Studium und die Verbreitung der Schriften Tolstojs“ in Moskau eine vollständige Ausgabe seiner Werke, Briefe und Tagebücher, kurz des gesamten literarischen Nachlasses vorbereitet. Erst wenn diese zustande gekommen ist, wird man auch die Möglichkeit haben, tiefer in die Entwicklung Tolstojs einzubringen und seinen ganzen Leidensweg bis zum Golgatha seiner letzten Lebensstage zu überschauen. Die Ereignisse aber, die sich kurz vor seinem Tode abspielten, als die Lebenstragödie Tolstojs seinen Gipfel erreicht hatte, sind neulich durch einige Publikationen allseitig beleuchtet worden. In erster Linie kommt hier das Tagebuch Bulgakows in Frage, der Tolstojs Privatsekretär während der verhängnisvollen Zeit war. Dieses Tagebuch ist zum erstenmal in der russischen Zeitschrift „Na tschuschoj storone“ IV (Berlin 1924) veröffentlicht worden.

Außer diesen Niederschriften eines neutralen Augenzeugen haben wir noch Schilderungen der handelnden Personen selbst, die aber wegen ihrer gefärbten Tendenz nur mit Vorsicht zu gebrauchen sind. Namentlich hat Eschertkows unlängst erschienenen Buch „Uhod Tolstova“ (Tolstojs Fortgang) viel Staub aufgewirbelt und die Entrüstung einiger russischen Literaten — Prof. Melgunovs, Albanovs u. a. — erregt. Eschertkov war der Gutsnachbar, Freund und Verehrer Tolstojs. Er betrachtete als sein Lebensziel, die Werke des vergötterten Meisters in ihrer unveränderten Gestalt der Nachwelt zu erhalten. Dadurch aber, daß die Gemahlin die Anschauungen Tolstojs nicht teilte und billigte, Eschertkov aber ihnen die aufrichtigste Bewunderung entgegenbrachte, entstand ein gespanntes Verhältnis zwischen der Gräfin und Eschertkov, das schließlich zum gegenseitigen Haß ausartete. Deshalb ist Eschertkows Buch als eine gegen Tolstojs Gattin gerichtete Schmähschrift zu betrachten.

Zuletzt hat Maxim Gorzki die Feder ergriffen, um ein sympathisches Bild von Tolstojs Gattin zu zeichnen. Seine Schrift ist in der russischen Zeitschrift „Beseda“ (V, Berlin 1924) erschienen. Bevor man über Tolstojs Gattin den Stab bricht, muß man bedenken, daß ihr geistiger Zustand zerrüttet war. 1906 lag sie auf den Tod und konnte nur durch einen operativen Eingriff gerettet werden. Einige Jahre später konstatierten die Ärzte bei ihr Hysterie und Paranoja. Somit darf die Gräfin, wenigstens in Tolstojs letzten Lebensjahren, nicht als ein gesunder Mensch beurteilt werden. Wenn sie auch ihrem Gatten Unrecht tat, so geschah es, weil sie selbst unendlich leidend war. Sie verdient nicht Vorwürfe, daß sie den großen Tolstoj nicht verstanden hat, denn es ist nicht immer leicht, die Gattin eines genialen Mannes zu sein. Sie verdient unser tiefstes Mitleid.

## II.

Da die Gräfin kein pietätvolles Verständnis für Tolstojs Schriften und Ansichten besaß, so lag die Gefahr nahe, daß sie, falls die Herausgabe seines literarischen Nachlasses in ihre Hand gefallen wäre, gewisse Stellen wenn auch nicht geändert, so doch unterdrückt hätte. Deshalb mußte die Herausgabe anderen, vollkommen zuverlässigen Personen anvertraut werden, und als solche hatte Tolstoj seine Tochter Alexandra und Eschertkov erlannt. Das Mißtrauen Tolstojs gegen seine Gattin ging aber so weit, daß er seine Tagebücher in heimlichen Verstecken hielt.

Noch in einer anderen wichtigen Frage prallten die Ansichten Tolstoj's und seiner Gattin aneinander. Tolstoj wollte seine gesamten Schriften freigeben und sich aller Rechte in betreff derselben entäußern, die Gräfin aber war auf die materielle Zukunft ihrer zahlreichen Nachkommenschaft bedacht und schätzte Tolstoj's Werke als die Quelle reicher Einnahmen. Deshalb entschloß sich Tolstoj ein Testament aufzustellen, das seinen literarischen Nachlaß freigab und seine Tochter Alexandra zur Vollstreckerin seines letzten Willens ernannte. Dieses Testament unterschrieb Tolstoj heimlich im Walde am 22. Juli (4. Aug.) 1910. Zugegen waren nur drei Zeugen, die sich bei Schertkow versammelt hatten und reitend die Stelle im Walde erreichten, wo Tolstoj mit ihnen zusammentreffen sollte.

Obwohl die Unterschrift des Testaments mit aller Vorsicht umstellt worden war, muß die Gräfin instinktiv gefühlt haben, daß im Hause etwas vorgegangen war, was ihre Interessen aufs empfindlichste beschädigte. Das Verhalten der Ehegatten wurde unerträglich. So erzählt Bulgakow am 3. (15.) August:

„Heute abends spielten sich wieder schwere und krankhaft aufgeregte Szenen ab. Die Gräfin überschritt alle Grenzen in dem Ausdruck ihrer Mißachtung gegen Tolstoj und sagte ihm wahnsinnige Sachen, um ihren Haß gegen Schertkow zu rechtfertigen.

„Ich sah, wie Tolstoj nach dem Gespräch mit der Gräfin im Saale mit schnellen Schritten zu sich aufs Zimmer ging, aufrecht, die Hände unter den Gürtel gesteckt und mit einem bleichen Gesicht, das vor Entrüstung und Entsetzen über das Gehörte gleichsam erstarrt war.

„Darauf schnappte das Schloß: Tolstoj verschloß hinter sich die Tür aus dem Schlafzimmer mit dem Schlüssel. Dann ging er aus dem Schlafzimmer in sein Arbeitszimmer und verschloß ebenfalls mit dem Schlüssel die Tür, die aus dem Arbeitszimmer ins Gesellschaftszimmer führte. Auf diese Weise verschloß er sich in seinen beiden Zimmern wie in einer Festung.

„Seine unglückliche Gattin lief von der einen Tür zur andern und flehte ihn an ihr zu verzeihen („Ljovotscha<sup>1)</sup>, ich werde es nie mehr tun“) und die Tür zu öffnen, aber Tolstoj gab ihr keine Antwort.

„Gott allein weiß es, was der in seiner innersten Menschlichkeit Getränkte hinter den verschlossenen Türen durchlebte!“

Ein besonders unruhiger und ereignisreicher Tag in Jasnaja Poljana ist der 26. September (9. Okt.). Die Gräfin zerreißt Schertkows Lichtbild, das sie dem Arbeitszimmer Tolstoj's entnommen hatte, in kleine Stücke. Darauf geht sie auf ihr Zimmer und feuert aus einem Revolver einen Schuß ab. Den Herbeieilenden erklärt sie, daß „sie versucht habe zu schießen“, doch habe sie nicht getroffen. Wem der Schuß galt, blieb unklar.

Später am Abend, als Tolstoj's Beine bandagiert wurden, ertönte ein zweiter Schuß aus dem Zimmer der Gräfin.

Nach diesen Schießübungen ging die Gräfin ohne Mantel und baren Hauptes in den Park spazieren, obwohl das Dunkel hereinbrach und das Herbstwetter schon recht kühl war. Der Reihe nach versuchen erst der Hausarzt Makoviski, dann der Sekretär Bulgakow die Gräfin zu überreden ins Haus zu kommen. Erst als die kränkliche, nur mühsam sich vorwärtsbewegende Greisin Schmidt zu ihr hinauskam, ließ sich die Gräfin zur Heimkehr bewegen.

Hierauf schien die Gräfin beruhigt und zog sich auf ihr Schlafzimmer zurück. Das ganze Haus schlief in guter Ruh, als die Tochter Alexandra, die sich in der Nachbarschaft aufgehalten hatte und von dem aufgeregten Zustand der Mutter unterrichtet worden war, anlangte. Auch Alexandra, die ja Tolstoj zur Vollstreckerin seines Testaments ernannt hatte, wurde von der Gräfin als ihre Feindin angesehen. Deshalb stürzt die

1) Die diminutive Roseform für Lev, Tolstoj's Vorname.

Gräfin bei der Ankunft der Tochter aus ihrem Zimmer, es entsteht ein heftiger Wortwechsel und die Mutter weist ihre Tochter aus dem Hause.

Im Zimmer nebenan schläft Tolstoj. Die leisenden Weiberstimmen haben ihn aus dem Schlafe geweckt, er hört alles, aber er schweigt. Erst am andern Morgen sagt er zu Alexandra: „Das geschieht zum Bessern: die Lösung nähert sich.“

Die Tochter ist abgereist und der tieferschütterte Tolstoj spricht wie im Gebet: „Es geschehe nicht mein Wille, sondern der Deine, und nicht das, was ich will, sondern das, was Du willst, und nicht so, wie ich es will, sondern wie Du es willst.“

Den 3. (16.) Oktober hatte Tolstoj am Abend einen schweren Krampfanfall: er verfiel in Bewußtlosigkeit und schüttelte sich in so heftigen Zuckungen, daß man ihn nur mit Mühe im Bette festhalten konnte. Die Gräfin betrauerte sich und flüsterte fortwährend: „Herr! Nur nicht dieses Mal, nur nicht dieses Mal!“ Und zu Alexandra gewendet, die man herbeigeholt hatte, sagte sie: „Ich leide mehr als du: du verlierst deinen Vater, aber ich verliere meinen Gatten, dessen Tod ich selbst verschuldet habe!“ Der Krampfanfall ließ aber nach und Tolstoj verfiel in einen erquickenden Schlaf.

Der folgende Tag verlief im Zeichen der Versöhnung. Die Gräfin erklärte, Tolstoj's Anfall sei für sie eine Warnung gewesen, und gab zu, daß ihr eigenes Betragen eine der Ursachen seiner Krankheit gewesen sei. Als Alexandra wegreisen wollte, kam die Gräfin hinaus auf den Flur „ohne Mantel, gebeugten Ganges, elend und einsam.“ Sie rief die Tochter zu sich, umarmte und küßte sie und bat weinend und gleichsam vom Fieber geschüttelt um Verzeihung. Auch Alexandra weinte, bat ihre Mutter um Verzeihung und versprach noch am selben Tage ins Elternhaus zurückzukehren.

Diese versöhnliche Stimmung hielt aber nicht lange an. „Wiederum — schreibt Bulgakow — Eifersucht gegen Tschertkov, Szenen mit Tolstoj, Streitigkeiten mit Alexandra. Ja, es wird sogar schlimmer: sie tritt an Tolstoj mit der hartnäckigen Frage heran, ob es wahr sei, daß er ein Testament aufgesetzt habe, und fordert, daß er durch ein besonderes Schriftstück ihr das Besitzrecht seiner künstlerischen Werke übertrage. Sie ist voller Verdacht, belauert und belauscht ihn. Die Stimmung im Hause ist schwer und unsicher.“

Unter diesen Umständen trifft Tolstoj Vorkehrungen zu seiner Abreise aus dem Hause, den endgültigen Beschluß aber faßte er erst unter dem unmittelbaren Eindruck folgenden Vorfalls:

„Schon abends am 27. Oktober (9. Nov.) war die Stimmung in Jasnaja Poljana drückend und gespannt.“

Gegen Mitternacht bemerkte Tolstoj, der in seinem Schlafzimmer im Bette lag, durch die Türspalte Licht in seinem Arbeitszimmer und hört das Rascheln von Papieren. Es war die Gräfin, die irgendwelche Beweise für den sie quälenden Verdacht in betreff des Testaments usw. suchte. Dieser nächtliche Besuch war der letzte Tropfen, der die Schale der Geduld Tolstoj's zum Überlaufen brachte. Plötzlich und unabänderlich stand bei ihm der Entschluß fest fortzugehen.

In tiefer Nacht klopft es an der Tür des Zimmers, wo Alexandra und ihre Freundin schlief.

— Wer da?

— Ich bin's, Lev Nikolajewitsch.

Alexandra öffnete die Tür.

An der Schwelle stand Tolstoj mit einem brennenden Licht in der Hand.

— Ich verreise sogleich . . . ganz. Kommt und helft mir einpacken!

„In diesem Augenblick — erzählte Alexandra — hatte Tolstoj's Antlitz einen ungewöhnlichen und schönen Ausdruck von Entschlossenheit und innerer Erleuchtung.“

Indem man dieses Antlitz nur ansah, konnte man mit dem Vater nicht streiten, nicht reden, nicht ihm widersprechen, nicht ihn zurückhalten, sondern nur gehorchen und seinen Worten Folge leisten.“

An seine Gattin hatte Tolsjoj folgenden Brief ohne irgendwelche Anrede geschrieben:

„Meine Abreise wird dich kränken und das tut mir leid, doch versteh' und glaube mir, daß ich nicht anders handeln konnte. Meine Stellung im Hause wird — ist schon unertragbar. Außerdem kann ich nicht länger in den luxuriösen Verhältnissen leben, in denen ich bisher gelebt habe, und tue daher das, was Greise meines Alters gewöhnlich tun, indem sie dem weltlichen Treiben den Rücken kehren, um in Einsamkeit und Ruhe die letzten Tage ihres Lebens zu verbringen. Bitte, versteh das und fahre mir nicht nach, selbst wenn du erfährst, wo ich mich aufhalte. Deine Herkunft würde nur deine und meine Stellung verschlechtern, ohne meinen Beschluß zu verändern.

Ich danke dir für dein ehrliches 48 jähriges Zusammenleben mit mir und bitte dich mir alles zu verzeihen, womit ich mich dir gegenüber verschuldet habe, ebenso wie ich dir alles verzeihe, womit du dich mir gegenüber hast verschulden können. Ich rate dir, dich mit deiner neuen Lage abzufinden, in die meine Abreise dich versetzt, und keine bösen Gefühle gegen mich zu hegen. Wenn du mir etwas übersenden willst, so gib es Sascha<sup>2)</sup>, sie wird wissen, wo ich mich befinde, und was nötig ist, mir übersenden. Aber sie kann nicht sagen, wo ich mich aufhalte, denn ich habe ihr das Versprechen abgenommen, es niemand mitzuteilen. Lev Tolsjoj.“

In aller Eile wurden die notwendigsten Sachen eingepackt und die Pferde vorgespannt. In der Morgenfrühe halb sechs Uhr am 28. Oktober (10. Nov.) fuhr Tolsjoj, begleitet von seinem Hausarzt zur nächsten Eisenbahnstation und schon um 8 Uhr vormittags bestieg er den Zug, der ihn nach Süden führte. Sein nächstes Reiseziel war Schamardin, wo seine Schwester im Nonnenkloster lebte.

Am selben Tag stand die Gräfin um 11 Uhr auf und traf mit Alexandra im Saal zusammen.

- Wo ist Papa?
- Er ist verreist.
- Wie, verreist? Wann?
- Heute nacht.
- Es kann nicht sein! Sascha, meine Liebe . . .
- Nun, was kann ich dafür? Ich übergebe das, was geschehen ist.
- Ist er ganz verreist?
- Wahrscheinlich ganz.
- Allein?
- Nein, mit dem Hausarzt.
- Herzchen, Sascha, liebe! Sag — wohin?

Die Gräfin faltete stehend die Hände, ihre Kniee versagten, sie lehnte sich gegen die Tür.

— Ich weiß nicht wohin — sagte Alexandra. — Er hat mir nichts gesagt, nur diesen Brief für dich hinterlassen.

— Mein Gott! — flüsterte die Gräfin.

Sie riß den Umschlag auf und las die erste Zeile: „Meine Abreise wird dich kränken . . .“ Sie konnte nicht fortsetzen, warf den Brief auf den Tisch in der Bibliothek und lief auf ihr Zimmer, flüsternd:

— Mein Gott! Was macht er mit mir!  
 — Aber lies doch den Brief, vielleicht enthält er irgend etwas! — riefen ihr Alexandra und ihre Freundin nach, doch sie hörte nicht auf sie.

2) Eine Roseform für Alexandra.

Gleich darauf kommt eine Dienstmagd gelaufen und ruft, die Gräfin sei durch den Park zum Damm gegangen.

— Folgen Sie ihr, Sie sind in Schaffstiefeln! — wendet sich Alexandra zu mir (d. i. Bulgakov) und eilt selbst die Gummischuhe anzuziehen.

Ich lief hinaus in den Park. Das graue Kleid der Gräfin schimmerte zwischen den Bäumen: sie ging eilig die Lindenallee hinab zum Damm. Hinter den Bäumen mich verbergend, folgte ich ihr. Bald begann ich zu laufen.

— Lauft nicht so schnell! — rief hinter mir Alexandra.

Ich schaute mich um. Hinter mir liefen schon einige Mann: der Koch, der Diener Vanja und andere.

Die Gräfin biegt zur Seite zum Damm. Dann verschwand sie hinter den Büschen. Schnell wie eine Lokomotive rennt Alexandra an mir vorüber, mit den Röcken rauschend. Ich stürze ihr laufend nach. Es war keine Zeit zu verlieren: die Gräfin war schon am Damm.

Wir gelangten zum Abhang. Die Gräfin schaut sich um und bemerkt uns. Sie hat den Abhang schon zurückgelegt. Sie schreitet auf dem Brettersteg zur Brücke (am Badehause), von der aus die Weiber die Wäsche zu spülen pflegen. Sie beeilt sich sichtbar. Plötzlich gleitet sie aus und stürzt mit einem Krach gerade auf den Rücken auf die Brücke. Kriechend und indem sie mit den Händen sich an die Bretter klammert, erreicht sie den nächstliegenden, linken Rand der Brücke und wälzt sich hinab ins Wasser.

Alexandra ist schon auf der Brücke. Auch sie fällt, gleich beim Aufstiege auf der glatten Stelle. Ich bin auch auf der Brücke.

Im Laufen hatte Alexandra die warme Jacke ausgezogen und sprang sogleich ins Wasser. Ich folge ihr nach.

Von der Brücke aus sehe ich die Gestalt der Gräfin: mit dem Gesicht nach oben, mit offenem Munde, der augenscheinlich schon voll Wasser war, mit bleichem, ausdruckslosem Gesicht, hilflos die Arme ausbreitend, sank ihr Körper in die Tiefe. Und nun bedeckte das Wasser sie ganz . . . .“

Mit gemeinsamen Kräften wird die Gräfin aus dem Wasser gezogen. Weitere Selbstmordversuche werden dadurch verhindert, daß man sie nicht aus den Augen läßt und alles fortnimmt, womit sie sich einen Schaden zufügen kann. Alexandra läßt zwei Ärzte kommen und stellt eine Krankenschwester an. Die Gräfin verweigert Speise zu sich zu nehmen und erklärt sterben zu wollen. Sie schickt nach einem Priester und nimmt das Abendmahl. Darauf will sie sich mit Eschertkov versöhnen, derselbe aber verbleibt unbeweglich und weigert sich sie zu besuchen. Schon hat die Gräfin ein Telegramm aufgestellt: „Abendmahlgenommen. Eschertkov versöhnt. Kräfte abnehmen. Verzeih. Lebwohl.“ Da Eschertkov sich nicht aussöhnen wollte, konnte das Telegramm nicht abgeschickt werden.

Während sich diese bewegten Ereignisse in Jasnaja Poljana abspielten, senkte sich der Schatten des Todes über Tolstoj. Nach dem Besuch bei seiner Schwester in Schamardin wollte Tolstoj seine Verwandten in Rostov am Don aufsuchen. Auf dem Wege fühlte er sich krank, die Temperatur stieg auf 39,8 Grad und Tolstoj mußte auf der Eisenbahnhaltestelle Ustapovo aussteigen. Am 1. (14.) November — also drei Tage nach Tolstoj's Abreise — erhielt Eschertkov ein Telegramm über Tolstoj's Erkrankung und reiste sofort nach Ustapovo ab.

Am nächsten Tag wurde die Gräfin von der großen Moskauer Zeitung „Ruŝtoje Slovo“ über Tolstoj's Aufenthaltsort und Krankheitszustand benachrichtigt. Sofort reiste die Gräfin, ihr Arzt und ihre Krankenschwester, sowie ihre Kinder, die sich in Jasnaja Poljana versammelt hatten, mit einem Sonderzuge nach Ustapovo.

Tolstoj war an einer Lungenentzündung erkrankt und lag im hohen Fieber. Am 7. (20.) November 1910 — zehn Tage nach seiner Abreise aus Jasnaja Poljana — befreite ihn der Tod von sowohl körperlichen als auch seelischen Leiden.

# Deutsche Luftfahrt

Von

Otto Lehmann

Am 24. Juni wurde der Deutschen Reichsregierung eine Luftfahrt-Note überreicht. Der übliche heuchlerische Sinn dieses Schriftstückes wird in dem Anschreiben dahin gekennzeichnet, eine „notwendige“ Unterscheidung ziviler und militärischer Luftfahrzeuge schärfer als bisher durchzuführen. Es handelt sich also um eine Ergänzung der sogenannten „Begriffsbestimmungen“. Die Note schließt mit den Worten: „Die alliierten Regierungen bleiben überzeugt, daß diese Regeln von der Deutschen Regierung gewissenhaft befolgt werden.“

Es handelt sich also wieder einmal um ein Diktat, das uns ohne einen Schein des Rechtes auferlegt wird. Ein kurzer geschichtlicher Rückblick auf die Knebelung unserer Luftfahrt seit Kriegsende ergibt folgendes Bild: Im Versailler Vertrage ist uns lediglich die militärische Luftfahrt verboten worden. Später folgten die rigorosen Bestimmungen eines generellen Bauverbotes. Diese glatte Vergewaltigung währte bis zum Mai 1922. In der letzten Zeit der Bauverbotsperiode tauchten bereits zur „Notwendigen Unterscheidung militärischer und ziviler Luftfahrt“ die Begriffsbestimmungen auf. Man sah wohl ein, daß man auf die Dauer einen gesamten, ganz friedlichen Industriezweig nicht würde unterbinden können, daher setzte man an die Stelle des Gewaltaktes der widerrechtlichen Schließung der deutschen Betriebe die Marterung des Opfers mit der Nadelstichpolitik raffiniert ausgeklügelter Beschränkungen und erreichte damit dasselbe: den langsam-qualvollen Hungertod der deutschen Luftfahrtindustrie. Die ersten Begriffsbestimmungen kamen dem bisherigen Bauverbot gleich, sie sahen äußerlich lediglich humaner aus.

Alle zwei Jahre sollten die Begriffsbestimmungen nachgeprüft und erweitert werden. Da selbst die schlauesten Ententesachverständigen das Tempo der technischen Entwicklung niemals voraussagen können, der Feindbund sich auch nach Ablauf der Zeit nicht rührte, richtete die Reichsregierung im Frühjahr 1924 das Ersuchen an die Entente, die Begriffsbestimmungen aufzuheben oder sachgemäß abzuändern. Aber ein Jahr hat man uns einfach ohne Antwort gelassen und uns dann nach drei statt zwei Jahren Bestimmungen vorgefetzt, die, technisch betrachtet, nur als vollkommen irrsinnig zu bezeichnen sind. Die Tagespresse hat das in allen Einzelheiten schon hinreichend gewürdigt, es genügt hier die Feststellung, daß dem deutschen Luftfahrzeugbau die Flügel derartig kurz gehalten werden sollen, daß es für die Industrie keinen Reiz mehr haben kann, an der Hand der Feindbund-Rezepte irgendetwas zu bauen, denn die Erzeugnisse, die diesen Rezepten entwichen, wären im Rahmen eines Länder und Meere umspannenden internationalen Luftverkehrs konkurrenzunfähige Maschinen.

Diese Note ist de facto nichts anderes als die erneute Quittung der Feindstaaten für unsere miserable Luftpolitik in all den Nachkriegsjahren. Entscheidend bleibt hier immer wieder die Tatsache, was wir übrigens schon vor vier Jahren an dieser Stelle ausführlich darlegten, daß die deutsche Luftpolitik auch heute noch von gewissen Kreisen beeinflusst wird, die sich gar nicht genug tun können, ihren Bedrückern zu schmeicheln und ihren guten Erfüllungswillen immer wieder freiwillig und unaufgefordert darzutun, und bei jeder sich irgend bietenden Gelegenheit inoffiziell um gut

Wetter betteln. Daher glaubt der Feindbund uns auch auf diesem Gebiete alles bieten zu können, weil bei uns keinerlei Abwehrwillen erkennbar ist. Die Luftpolitik wird leider von den Leitern der deutschen Außenpolitik noch immer als ein höchst unbequemes Anhängsel der Außenpolitik betrachtet, als der überflüssige Knopf am Mantel angesehen, den man lieber heute denn morgen abschneiden und wegwerfen möchte. Das ist eine ganz gewaltige Täuschung und Verkenntnis der Tatsachen.

Man hat regierungsseits gegen die unerhörten Zumutungen protestiert, aber natürlich in Paris und London keinen Erfolg gehabt. Nun quälen sich die Sachverständigen des Luftbetrats ab, Gutachten zu verfassen. Man wird in Paris und in London das gebuldige beschriebene Papier ebenso zu den Akten legen wie alle bisherigen deutschen Noten. Ein Jahr ließ man uns einfach warten, bis man die vorliegende Antwort erteilte, also muß man schon ein ganz rettungsloser Optimist sein, wenn man eine Abänderung des Diktats in absehbarer Zeit erhofft. Aber man hofft einmal wieder, der schönste Papierkrieg ist im Gange, es wird verhandelt und gefeilscht, inzwischen steht die Technik natürlich nicht still. Und wenn dann unsere famosen Außen- und Luftpolitiker wirklich eines Tages ein paar unwesentliche Abänderungen erreicht haben sollten, so ist der Papiererfolg natürlich längst vom Tempo der fortschreitenden technischen Entwicklung überholt, bedeutet vielleicht schon wieder eine weitere Verschlechterung. Ich schlage vor, man erhebt die Luftfahrtnote zum Reichsgesetz, verbietet jedem Ententeflugzeug, das von den Bestimmungen abweicht, das Überfliegen deutschen Hoheitsgebietes. Im Falle der Übertretung wird das Material beschlagnahmt und die Besatzung und die Passagiere so lange eingesperrt, bis die Begriffsbestimmungen überhaupt fallen gelassen werden.

Der Deutsche Rundflug hat die an der Luftfahrt interessierten Kreise der ganzen Welt doch erheblich aufhorchen lassen. Man mußte rückhaltlos anerkennen, daß wir bei diesem gewaltigen Wettbewerb trotz miserabler Bodenorganisation etwas geleistet haben, was uns kein Mensch zutraute. Man wählte uns an Haupt und Gliedern gefesselt und mußte mit ansehen, daß diese verdammten Deutschen mit dem an sich kümmerlichen Material Hervorragendes vollbrachten. Nicht um Einzelleistungen handelt

es sich bei der Betrachtung des Ganzen, sondern um die hervorragende Gesamtleistung. Der Geist läßt sich eben nicht fesseln. Durch die jahrelange Bedrückung und Fesselung der Deutschen Luftfahrt hat man wohl erreicht, daß dieser hochentwickelte Industriezweig mehr und mehr ins Ausland abwanderte, man hat aber auch zur gleichen Zeit erlebt, daß überall da, wo im Auslande Luftfahrt betrieben wurde, der deutsche Mann, der Wissenschaftler wie der Mann der Praxis, überall Eingang gefunden haben. Natürlich sind wir da Kulturbünger für die anderen . . . In keinem Zweige wird eine so raffinierte und ausgedehnte sowie erbitterte Handelsespionage betrieben wie gerade auf dem weitverzweigten Luftfahrtgebiete, vielleicht konkurriert hier nur noch das chemische Gebiet.

Uns gegenüber betont man immer wieder den Unterschied zwischen militärischer und ziviler Luftfahrt. Man schneidet damit immer wieder ein Problem an, ohne es zu lösen, weil es eben so einfach nicht zu lösen ist. Bis vor wenigen Jahren war in allen Ländern die Luftfahrt ausschließlich auf die militärischen Bedürfnisse zugeschnitten, in allen Ländern ist das heute noch der Fall, lebt die zivile Luftfahrt von den Profamen, die vom Eisbe der militärischen fallen. Deutschland allein ist und wäre in der Lage, sich auf Grund der Versailler Bestimmungen, die uns militärische Luftfahrt generell verbieten, mit ganzer Kraft auf die Erforschung und Durchbringung einer friedlichen Handels- und Verkehrsluftfahrt zu werfen. Ebenso wenig wie man einen großen Überseedampfer zum vollwertigen Kriegsschiff umfrisieren kann, ebenso wenig ist das mit einem ausgesprochenen Handelsflugzeug der Fall. Und selbst wenn es geschähe — man denkt vielleicht an den Begriff des Hilfskreuzers — so bleibt es im militärischen Sinne stets ein kümmerlicher Notbehelf und führt zu dem logischen Schluß, daß ein minderwertiges, kampfunfähiges, fliegendes Etwas einem mit allem militärischen Raffinement ausgestatteten Kampfflugzeug gegenüber steht. Wo aber die Angst allein regiert, treten der nüchterne Verstand und die klare Überlegung weit in den Hintergrund.

Am 2. Juli waren es 25 Jahre her, daß das erste Zeppelinluftschiff erstmalig aufstieg und den Beweis lieferte, daß der Graf Zeppelin auf dem richtigen Wege war. Die Note der Entente setzt dem Deutschen Luftschiffbau folgende Höchstgrenzen: Start-



schiffe 30 000, Halbstarfschiffe 25 000, Unstarre Schiffe 20 000 Kubikmeter. Das ist angesichts der Amerikafahrt Dr. Eckners paradox. Da die deutsche Spielwarenindustrie nicht beabsichtigt, den Luftschiffbau für sich auszuwerten, muß sich Deutschland den Bau von Luftschiffen vorerst ganz versagen. Dr. Eckner führte Ende Juli in München etwa folgendes über den Weltluftschiffverkehr aus: „Der Luftverkehr hat nur einen ganz geringen Prozentsatz des Verkehrs an sich gerissen. Das liegt unzweifelhaft daran, daß in weiten Kreisen noch nicht das Gefühl der unbedingten Sicherheit des Luftverkehrs vorhanden ist. Zudem kann sich der Luftfahrzeugverkehr ohne Subvention von selten der Staaten nicht aufrecht erhalten. Die Staaten haben auch kein Interesse daran, den Luftschiff-Verkehr zu subventionieren, seitdem es zum Dogma geworden ist, daß das Luftschiff nicht mehr Kriegsverwendungsfähig sei. Das Privatkapital hält sich aber zurück. Je mehr man hat, um so weniger setzt man aufs Spiel, das habe ich in Amerika gesehen. Dazu kommt, daß Deutschland, das einzige Land, das über Erfahrung im Luftschiffverkehr verfügt, ausgeschaltet ist. Es ist die tollste Ironie der an Unbegreiflichkeiten nicht armen Politik, daß die uns feindlichen Länder, die nicht an den Luftschiffverkehr glauben und ihn nicht machen wollen, weil sie nichts davon verstehen, uns, die wir daran glauben, daran verhindern, den Beweis zu führen, zu führen für die ganze Kulturwelt.“

Die Strecken bis zu 1500—2000 Kilometern gehören dem Flugzeug, darüberliegende Strecken, Strecken über dem Meere und über Gegenden, die man nicht etappenweise zurücklegen kann, gehören dem Luftschiff. Die wirklich entscheidenden Fragen sind: ist es möglich, ein Luftschiff stets zu landen? Kann ein Luftschiffverkehr rentabel sein? Das Landen eines Luftschiffes bei ruhiger Luft ist eine Kleinigkeit. Bei horizontalem Bodenwind von 12—14 Meter, was der Landbewohner kleinen Sturm nennt, lande ich am liebsten. Dagegen ist das Landen bei vertikalen Winden ein Kunststück.

Ein Verkehr Hamburg—New York wird sich zum Beispiel nicht empfehlen, da man sieben Monate westlichen Gegenwind hat. Man muß eine Linie südlicher wählen: Basel über die Azoren nach New York. Zu dem Luftschiffhafen kann man ja mit Eisenbahn,

Kraftwagen oder Flugzeug gelangen. Folgende Linien sind als geeignete Anfangslinien zu betrachten:

Sevilla—Buenos Aires, 10 000 km, 72 Stunden Hinfahrt bei einer Schiffs geschwindigkeit von 110 km, Rückfahrt 96 Stunden. Das ist die beste Strecke auf dem ganzen Globus! Ein Dampfer braucht 10—12 Tage!

Die andere Strecke ist San Franzisko—Hawaii—Tokio, 10 600 km, Hinfahrt 76 Stunden, zurück direkt Tokio—San Franzisko, 8400 km in 57 Stunden. Der Dampfer braucht 11—13 Tage. So phantastisch es ist, heute davon zu sprechen, so könnten wir das heute verwirklichen, wenn wir das Kapital dazu hätten.

Für die Strecke Sevilla—Buenos Aires haben wir berechnet, daß ein Betriebskapital von 43 Millionen nötig wäre. Es müßten drei Luftschiffe mit dem doppelten Kubikinhalt des S. R. III, also 135 000 Kubikmeter, gebaut werden und eine Hafenanlage in Spanien und eine drehbare Halle in Argentinien. Die Fahrt würde für eine Person 4000 Mark, ein Brief eine Mark kosten. Jährlich würden dann bei 104 Fahrten 27 Millionen an Einnahmen erzielt, denen 17 Millionen Ausgaben gegenüber stehen, so daß das Kapital sich mit 22,1 Prozent rentieren würde. Weshalb kommt es zu dieser Entwicklung nicht? Weil das Kapital nicht glaubt, daß wir mit Sicherheit die Fahrten durchführen können. Ich wollte den Amerikanern den Beweis liefern und noch dreimal mit dem S. R. III über den Ozean fahren, aber die Amerikaner hatten nicht die Kurage, mich dreimal fahren zu lassen, weil sie fürchteten, das Schiff zu verlieren. Ich hatte nun den Gedanken, nach dem Nordpol zu fahren. Die Franzosen behaupteten natürlich sofort, wir wollten bloß eine Serie „Polar schiffe“ bauen. Es wird häufig geschrieben, es sei ein Wahnsinn, daß ich mit Gewalt eine Polarfahrt machen wolle. Die Begeisterung für das Polarunternehmen ist mittlerweile bei uns ganz gesunken. Sollte es doch noch zu einem Polarflug kommen, so brauchen wir in erster Linie Geld, das Geld zum Bau eines vollwertigen Polar schiffes, wir haben dann das Mittel in der Hand, das fortsetzen zu können, was wir mit dem S. R. III beginnen konnten.“

Man sieht also, wie trübe es auf allen Luftfahrtgebieten ausschaut, zur baldigen Aussicht auf Besserung, auf Aufstieg, fehlt uns der Optimismus . . . .

# Zehn Jahre

## Zum Gedenken des Großen Krieges

### XIII.

Im Herbst des Jahres 1915 erneuerte die Entente ihre Versuche, die eiserne Mauer der Deutschen zwischen dem Meere und der schweizerischen Grenze zu durchstoßen. Im Vergleich zu dem, was sich im September und Oktober abspielte, waren die Durchbruchsanstrengungen vom Frühjahr nur kleine Unternehmungen gewesen. Im Herbst sollten gleichzeitig zwei große Durchbrüche, in der Champagne und im Artois eingeleitet werden, um die Deutschen mit mächtigen Schlägen aus Frankreich und Belgien zu vertreiben.

Der Angriff in der Champagne verfolgte neben den rein örtlichen Zielen gleichzeitig den Zweck, den Deutschen eine wichtige Eisenbahnlinie aus der Heimat längs der Front zu nehmen, vorausgesetzt, daß er so weit durchdrang, wie es der französische Generalissimus erhoffte. Er hatte dazu von zwei Armeen, Detain und Langle de Carry, 22 Divisionen in erster Linie, noch 8 in zweiter Linie angesetzt, und dem General Castelnau das ganze Angriffsunternehmen unterstellt.

Da die angegriffene Front nur etwa 35 km Breite hatte, war tatsächlich eine überwältigende Mehrheit in den Kampf geführt, um so mehr als fast 2000 Geschütze, zum Teil schweren Kalibers, alle mit reichlicher Munition die Schlacht einleiten konnten. Auf deutscher Seite standen anfangs nur 6 Divisionen gegenüber, die allerdings im Laufe der Kämpfe Unterstützungen erhielten, was aber zahlenmäßig immer noch keinen auch nur annähernden Ausgleich brachte. Joffre hatte die günstige Lage, in der sich die Franzosen zu befinden schienen, vor allem die gewaltige Überlegenheit an Artillerie, seinen Truppen in einem ausführlichen Tagesbefehl dargelegt und dadurch in

ihnen die Überzeugung zu wecken versucht, daß der verheerenden Feuerwirkung nichts zu widerstehen vermöge. Vom 22. September ließ er drei Tage seine Geschütze einen Eisenhagel auf die Stellungen der Deutschen niederregnen, ein Trommelfeuer, wie es bis dahin auch an der Westfront noch unbekannt war. — Die Franzosen hofften, daß unter dieser Vorbereitung der Sturm, d. h. die Inbesitznahme der gegnerischen Stellung, eine höchst einfache Sache wäre, deshalb war auch Kavallerie bereitgestellt, Übergänge über die einzelnen Grabenlinien für sie vorbereitet, um dem Gegner das Entkommen unmöglich zu machen. — Aber allen Annahmen zum Trost nahmen die Deutschen das Gefecht, als die französischen Massen vorbrachen, mit vollem Nachdruck auf. Wenn es auch gelang, einzelne Punkte zu nehmen, so steigerten sich doch unter dem deutschen Feuer die französischen Verluste namentlich infolge der dichten Sturmkolonnen ins Unerwartete. Schließlich wurde zwar die erste deutsche Stellung in einer Tiefe von etwa 4 km zurückgedrückt, an den rückwärtigen Linien scheiterten indessen alle französischen Angriffsversuche. Es hatte auf des Messers Schneide gestanden, daß deutscherseits ein freiwilliger Rückzug angetreten wurde, mit all seinen verheerenden Folgen, er konnte noch eben rechtzeitig durch Aushalten vermieden werden. Die am 22. September begonnenen Kämpfe sind zwar bis in den Oktober hinein blutig fortgesetzt worden, aber die Hauptkraft des Angreifers erlahmte, als er sah, daß seine ersten Hoffnungen auf einen glänzenden Sieg eitel waren.

Der von Engländern und Franzosen im Artois und der Gegend von Arras nordwärts bis westlich Lille fast gleichzeitig ge-

fürte Angriff war zwar nicht so überlegen wie in der Champagne, aber doch noch mit mehr als doppelt so starken Kräften unternommen, wie sie der Verteidiger aufbringen konnte. Im südlichen Teile griff der General Foch mit der 10. Armee an, im nördlichen die erste englische Armee unter General Haig. Auch auf diesem Schlachtfeld ging mehrtägliches Trommelfeuer namentlich auf zwei zum Haupteinbruch bestimmte Stellen bei und südlich Souchez sowie bei Loos dem Sturm voraus. Außerdem bliesen die Engländer unmittelbar vor dem Angriff Gas gegen den Verteidiger ab und wandten Geschosse zum Vernebeln an. Das letztere nahm den Deutschen vielfach jede Beobachtung der feindlichen Bewegungen, während die giftigen Gase keine erhebliche Wirkung auszuüben vermochten. Im Gegenteil, die Windrichtung wechselte, und eine englische Division hatte darunter nicht unerheblich zu leiden. Aber es gelang an den beiden bezeichneten Stellen dem Angreifer, in die deutschen Stellungen einzudringen, auf einige Kilometer Tiefe Gelände zu gewinnen, was schmerzlich von uns empfunden wurde. Von einem operativen Erfolg war indessen keine Rede, weil der Einbruch ein örtlicher blieb, da rechtzeitig Verstärkungen bei dem Verteidiger eintrafen. Die Krise war weniger akut als in der Champagne, und nach dem ersten Erfolg zersplitterte sich die Schlacht in ein Hin und Her von Gegenstößen mit wechselndem Ausgange, der die Lage im Großen nicht beeinflusste. Deutsche Zähigkeit, eine gewisse Überlegenheit, namentlich der unteren englischen Führung gegenüber, die nach Erreichung des ersten Zieles sich neuen Aufgaben nicht gewachsen zeigte, eine natürliche Eigenschaft bei den Neuformationen, hatte von dem Verteidiger eine Niederlage abgewendet. Das kann aber die Bewunderung für die heldenhafte Ausdauer unserer Soldaten nicht beeinträchtigen. Der General v. Falkenhayn sagt in seinen „Entschliessungen der obersten Heeresleitung 1914—1916“: „Sicherlich ist kein Ausdruck zu erhaben, um gebührend die Leistungen der deutschen Truppen auf dem Kriegsschauplatz

in der Champagne in jenen Tagen zu schildern. Alles Große, was im Kriege bis dahin getan war, verblaßt hiergegen zu matter Farbe“ (S. 146). Dieses Urteil gilt auch für die gleichzeitigen Kämpfe im Artois.

Von oberflächlicher, die wahre Lage der Dinge an der Westfront nicht übersehender Kritik ist der Obersten Heeresleitung daraus ein Vorwurf gemacht, daß der Abwehrsieg im Artois und in der Champagne nicht durch einen starken Gegenstoß gekrönt worden ist. Wer die zusammengeschossenen Divisionen im Herbst 1915 gesehen hat und die allgemeinen Kräfteverhältnisse in Rechnung stellt, die geringen vorhandenen Munitionsmengen beachtet, wird diesen Vorwurf als ganz unberechtigt zurückweisen müssen.

Zusammenfassend läßt sich sagen, daß erst die glückliche Abwehr der Ententeangriffe im Westen während des Herbstes 1915 den Operationen im Osten ihren wirklichen Wert verlieh. Was hätte der Sieg bei Gorlice-Tarnow, die den Russen stark schädigende Verfolgung, der glückliche ihn krönende Durchbruch der Narewfront bedeutet, wenn unsere Westfront nicht feststand? Mitte September 1915 standen im Westen 1 970 000 Deutsche gegen 3 250 000 Kämpfer der Entente. Es war für die oberste Heeresleitung also ein ungeheures Wagnis, bei dieser Ungleichheit der Kräfte und da kein Zweifel über die großen Angriffspläne der Engländer und Franzosen an der Westfront bestand, die Offenstöße im Osten kräftig durchzuführen. Weiter aber ist es nicht nur verständlich, sondern vollberechtigt, daß Falkenhayn im Osten keine weitergehenden, aber unsicheren Pläne verfolgte, namentlich nicht solche, die unsere Truppen in weit ausgedehnte Gebiete des russischen Reiches führen mußten. Die rechtzeitige Heranführung von Verstärkungen an die Westfront wäre dadurch unmöglich geworden. Außerdem entstanden für die Mittelmächte auf dem Balkan gerade jetzt neue Aufgaben, deren Lösung ohne die deutsche Mitwirkung, und zwar in entscheidendem Maße, ganz ausgeschlossen war.

General von Zwehl.

## Aus dem Berliner Kunstleben

Es vergeht kaum ein Jahr, daß sich nicht aus der Kritik Stimmen erheben, die, zuweilen ironisch, zuweilen heftig angreifend, die Existenzberechtigung der großen Jahresausstellungen bestreiten. Und so viel ist schon wahr, daß sie nicht mehr dieselbe Bedeutung haben wie einst, als sie die Schauplätze entscheidender Kunstschlachten bildeten. Solche Salons gibt es nicht mehr, wie den von 1781, wo die „Römer“, Menageot, David, Vincent, Suvée, den Kampf gegen die Koloristmalerei eröffneten, oder den von 1830, in dem die Front der Romantiker einrückte, oder man mag auch an die Münchener Jahresausstellung von 1879 mit dem siegreichen Einbruche der modernen Franzosen denken. Das Ausstellungswesen hat sich horizontal und vertikal ungemein ausgebildet, dehnt sich übers ganze Jahr aus und Sonder- und Gruppenausstellungen haben einen Teil der Aufgaben übernommen, die vordem den großen Sommerparaden vorbehalten gewesen waren. Ihnen bleibt jetzt am Ende nur die Aufgabe, ein Durchschnittsbild des künstlerischen Schaffens zu geben, das oben drein infolge der Massenhaftigkeit des Ausstellungsgutes immer eine gewisse Neigung nach unten zeigen wird. Das stärkste Interesse an diesem Bilde nehmen wohl jene breiteren Publikumsschichten, die sich herkömmlicherweise auf den großen Jahresausstellungen über Entwicklung und Leistungen der Kunst zu unterrichten pflegen, und da sie hier auch mit Vorliebe ihren Kunstbedarf — er sei so groß oder so bescheiden, wie er wolle — befriedigen, so erfüllen diese Ausstellungen auch eine Funktion als Kunstmarkt, die ihnen allein schon die Existenzberechtigung sichert. Über dem darf man aber doch nicht übersehen, daß auch die Kritik gehalten ist, das alljährliche Durchschnittsbild des künstle-

rischen Schaffens aufmerksam zu studieren. Gewiß ist es vor allem ihre Aufgabe, die treibenden und bestimmenden Kräfte des Kunstlebens und die führenden, die wahrhaft schöpferischen Persönlichkeiten zu ermitteln und zu werten, aber erst an der Durchschnittserzeugung vermag sie zu erkennen, ob und inwieweit deren Anregungen und Leistungen aufgenommen, in welcher Art sie verarbeitet werden, in welchem Maße sie die Fähigkeit haben, Tradition und — wenn man in unserer geistig zerfahrenen Zeit dies Wort noch brauchen kann — Schule zu bilden. Hier stößt sie auf die beharrenden Kräfte; zuweilen sind es die hemmenden, allein in einer Entwicklung, die nervös und unbefriedigt von Neuem zu Neuestem eilt, gewinnen diese beharrenden Kräfte eine nicht zu unterschätzende Bedeutung.

In diesem Jahre hatte sich die Große Berliner Ausstellung in drei gesplittert, indem eine „Arbeitsgemeinschaft im Verein Berliner Künstler“ und die „Novembergruppe“ mit eigenen Ausstellungen hervortraten. Da diese Sezessionen, soweit erkennbar, nicht sowohl durch grundsätzliche Erwägungen, als vielmehr durch persönliche und Interessentkonflikte veranlaßt waren, so kann ihre Entstehung und Berechtigung hier füglich unerörtert bleiben; das Ergebnis ist jedenfalls, daß das Ziel eines einheitlichen, plan- und zweckmäßigen Aufbaus des Berliner Ausstellungswesens jetzt ferner als je gerückt ist. Zu diesen drei Ausstellungen trat aber noch die der Akademie der Künste, die bis weit in den Sommer geöffnet blieb, und endlich hat Potsdam, das seit einigen Jahren regelmäßig eigene Kunstausstellungen veranstaltet, eine Ausstellung holländischer Kunst, die wieder in der Orangerie zu Sanssouci einen sehr glücklichen Platz gefunden

hatte. Was also die Menge angeht, so war der Berliner Kunstsommer 1925 reichlich, und mehr als das, versorgt.

Den geschlossensten und nachhaltigsten Eindruck unter diesen fünf Ausstellungen hinterließ die der holländischen Kunst, deren Organisation ein gemeinsames Verdienst der Deutsch-niederländischen Gesellschaft und der Nederlandsch-niederländischen Vereinigung war. Ihre Aufgabe war, ein Bild von der Entwicklung und der Leistung der holländischen Malerei in den jüngsten fünfzig Jahren zu vermitteln. Wir haben hierin zuerst vor nun zwei Jahrzehnten durch die deutsche Ausgabe des Buches von G. H. Marius über die holländische Malerei im 19. Jahrhundert Einblick erhalten. Ausgangspunkt der Entwicklung bildet die Überwindung der Romantik, jener Romantik, die kaum mehr als gefühlvolles Theater und daher dem holländischen Sinne für Wirklichkeit und Sachlichkeit innerlich fremd war. Das Gesichtsbild, das novellistische Genrebild treten zurück, und wenn August Meibé eine Mutter mit ihrem kranken Kinde malt, so wird das anekdotische und sentimentale Element möglichst ausgeschieden. Motive des menschlichen Lebens werden nun im Sinne einfach ruhiger Existenz behandelt und von der malerischen Seite her angegriffen, so wie es die klassische holländische Malerei liebte. Überhaupt bestrebt man sich über Düsseldorf und Paris hinweg wieder die Fühlung mit der alten bodenständigen Überlieferung zu gewinnen. Die Malerei bleibt im eigenen Lande, schildert Fischer und Bauern, pflegt das Bildnis; vor allem aber wirft sie sich auf die heimliche Natur, und die Landschaft wird wieder, wie einstmals, führende Gattung. Josef Israëls freilich, der — von dem älteren Vosboom abgesehen — an der Spitze der klassischen Haager Schule steht, ist vor allem als Menschenmaler hervorragend. Er liebt die Mäden, die Mühseligen, die Alten, die er mit einem stillen, zarten Mitgefühl darstellt; seine Welt ist von Nebelschleiern verhängt, sein Licht gedämpft; die Formen verlieren ihre scharfen Begrenzungen, lösen sich, gehen unmerklich ineinander über. Es ist etwas wie ein pantheistisches Weltbild, das Israëls gibt: Mensch und Tier, Erde und Himmel, Licht und Dunkelheit sind in einem milden Einklang verschmolzen, nichts lebt und besteht für sich, alles bindet sich in einer sanften Trauer, die sich nicht sentimental ausdrängt, sondern wie etwas Schicksalhaftes alles Leben durch-

bringt. Die zeichnerisch-plastische Form, der z. B. noch der um ein Menschenalter ältere Ary Scheffer (aus Dordrecht) durchaus gehuldigt hatte, ist von der malerischen Form verdrängt, und diese bleibt für die ganze Haager Schule, ja für die holländische Malerei überhaupt weiterhin bestimmend, aber übrigens geben die Künstler der Haager Schule andere Wege als Israëls: sie sehen die Natur unbefangener, sachlicher, herzhafter als er, und an Stelle seiner trüben Harmonien suchen sie jenes „farbige Grau“, das sich zum charakteristischen Tone ihrer Werke entwickelt und dem die holländischen Maler einen bewundernswert durchgearbeiteten Reichtum farbiger Wirkung an abgewonnen haben. Aber dieser Reichtum, durch ein System fein auseinander entwickelter, aufeinander abgestimmter Töne hervorgebracht, bleibt immer zurückhaltend, im besten Sinne intim; die holländischen Bilder blenden nicht, fordern den Blick nicht heraus; erst wenn das Auge sich mit ihnen vertraut macht, geben sie ihre verschwiegene Reize her; man versteht, daß manche von den holländischen Meistern sich von der paysage intime der Fontainebleauer fruchtbare Anregungen holen konnten. Mauve malt gern geschlossene, stille, intime Winkel, Mesdag kraftvolle Seestücke, Weissenbruch baut aus einem Streifen Strand und hohen Himmeln mächtige Raumbildungen. Von den drei Brüdern Maris holt Jakob aus der Tonalität die frischeste Farbigkeit heraus, Willem malt Landschaften mit Tieren, am liebsten im hellglühenden Sonnenlichte; Mathijs, der dritte der Brüder — der auf der Ausstellung nicht recht zur Geltung kam —, ist anders als alle; er ist Träumer und Dichter, zart und empfindsam; es führen Linien von ihm zu den englischen Präraffaeliten. Über dem hat die holländische Malerei sich völlig nationalisiert und erzeugt eine Fülle tüchtiger Talente, die alle fest in der Natur verwurzelt sind. Da sind Bildnisse, wie die von Cholen oder Heint Meyer, in denen sicher in sich ruhende Existenzen mit psychologischer Feinheit geschildert werden, da ist ein ganzer Schwarm gebiegener Landschaftsmaler, wie Gabriel, de Boer, Voerman, die aus der Heimatur immer neue glückliche Motive schöpfen. Die Entwicklung geht mehr in die Breite, und manche Künstler wandeln ihre eigenen Wege. So Jan Toorop, der als Symbolist unter orientalischen Einflüssen beginnt, dann in einer Art hieratischer Stilisierung sich mit dem Belgier Fernand Khnopff berührt, aber

später auch starke impressionistische Lichtstudien malt und in seinen Bildniszeichnungen die Form wie in Metall durchgestellert. Oder der unlängst dahingegangene Jan Beth, dessen gern frontal gestellte Bildnisse vor allem die Linie bestimmt und der in der feelischen Erfassung durchgeestigter Köpfe feiesgleichens sucht.

Eine neue Kraft und bis zu gewissem Grade eine neue Form bringt G. S. Breitner. Manets Einfluß wird erkennbar. Die Komposition wird photographisch, aber seine Malerei hat eine Saftigkeit, ein sinnliches Gefühl und einen sinnlichen Reiz, wie sie zuvor in der holländischen Kunst unbekannt gewesen waren. Der Akt einer Frau auf roter Decke ist ein Meisterstück von mächtiger malerischer Haltung; man spürt darin das Pochen eines schweren, aber starken Blutumlaufs.

Im ganzen hält sich die holländische Malerei in einem übersichtlichen und wohlgeordneten Kreise der Naturdarstellung und in einer Mittellage leidenschaftsloser, aufmerksam beobachtender Sachlichkeit, in der für Problematik kein Raum bleibt. Da plagt in diese Kunst, die das Ausgeglichene, das intim Abgedämpfte, das gesund Harmonische liebt, in van Gogh ein Fanatiker, ein Revolutionär, ein inbrünstiger Sucher, ein Leidender und Liebender hinein — kurz ein Mensch, dem die Kunst nicht als Kunst, die Malerei nicht als schöne Malerei genügt, sondern der dem Sturm und Drang seines ruhelos gärenden, krankhaft erregten Seelenlebens in der künstlerischen Form Luft machen und sich durch sie befreien möchte. Seine Entwicklung ist dann auf französischen Boden übergesprungen, aber er ist und bleibt völlig unfranzösisch in seiner rasenden Leidenschaft, die Form zum äußersten Ausdruck aufzupreissen. Auch unter den modernen Holländern steht er vereinzelt, ganz eine Erscheinung für sich, aber indem die geschichtliche Perspektive sich klärt, glaubt man doch zu erkennen, daß van Gogh einer Menschenart zugehört, die aus tiefsten, lange verborgenen ruhenden Seelenschichten dieses bedachtsamen, nüchternen, tätigen und behäbig genießenden Volkes einmal in langen Zwischenräumen wie durch einen vulkanischen Ausbruch zutage geschleudert wird — daß er als Typus zu Rembrandt zu stellen ist (ich vergleiche hierbei die geistig-feelische Gesamtverfassung, nicht die Leistung). Rücksichtslos zertrümmert er aus feelischer Energetik heraus die Form, doch nur, um mit Heftigkeit und

Rühtheit um eine neue zu ringen, aber nie genügt sie, nie genügt der Künstler sich selbst, nie steht er still; er versucht und wagt immer Neues, entfemt sich immer weiter vom Anerkannten und Herkömmlichen, und je mehr sein verstehender Blick von der Oberfläche der Formen in die Tiefe ihres Seins und Lebens dringt, je mehr seine Malerei Symbol, Symbol des Unausprechlichen wird, um so größer wird die Einsamkeit um ihn. Wer möchte hierin die Verwandtschaft mit Rembrandts Wesensart verkennen? Nur daß freilich der Müllerssohn aus Leyden sich mit robuster Kraft durch schwerste Seelen- und Lebenskrisen hindurch zu behaupten, ja an ihnen sich zur höchsten Verinnerlichung und lautersten Reife zu steigern vermocht hat, während der wurzelschwächere Mensch des 19. Jahrhunderts an seiner Aufgabe zerbrach. Bruchstück bleibt sein Lebenswerk, und dennoch besaß es Lebens- und Reimkraft genug, um die europäische, oder richtiger gesagt: die germanische und vielleicht auch die russische Malerei neu zu befruchten: van Gogh und der Norweger Munch haben die Bahn geschlagen, die aus dem Impressionismus herausführte.

Ich konnte aus der Ausstellung nicht erkennen, in welchem Umfange und in welcher Art van Gogh in Holland selbst gewirkt hat; überhaupt aber bekenne ich, daß mir mit dem 20. Jahrhundert die Linie der Entwicklung wie die nationale Linie entschlüpft. Isaac Israels geht die Wege des Impressionismus und malt daheim und im Oriente temperamentvolle, sonnenerfüllte Freiluftbilder. Jan Sluyters gibt dem Frauenkörper den Reiz einer blühenden Blume; die matte Haut irisiert in zitternden Lichtreflexen. Daneben aber auch hier Künstler, die sich schroff vom Naturalismus abwenden und nach autonomer Form suchen. Konijnenburg bemüht sich um frestenhafte Stillierung; Mathieu Wiegman, dessen Stillleben vielleicht als eine Übersetzung Cezannes in die holländische Tonart anzusehen ist, zeigt sich bestrebt seine religiösen Bilder mit der ungebrochenen Intensität primitiven Gefühls zu erfüllen. Kurz, es drängen sich auch in Holland neue Bildungen an, deren innere Lebenskraft und Entwicklungsfähigkeit sich noch kaum beurteilen läßt; so viel aber scheint doch gewiß, daß die Bodenständigkeit der Kunst sich im 20. Jahrhundert gelockert hat und daß auch hier eine Denationalisierung der Kunst im Werke zu sein scheint, wie wir sie ähnlich in Deutschland beobachten. Sene

klassische holländische Schule jedenfalls, in der sich mit einer gewissen Selbstgenügsamkeit, aber auch mit gesunder Selbstgenügsamkeit holländisches Volkstum zu künstlerischem Ausdruck gebracht hat, ihre still genießende Beschauung der Natur, ihr geruhames Tempo, ihre vorsichtig besonnene Form — das gehört nun der Geschichte an.

Von den Ausstellungen, aus denen man sich diesmal die Große Kunstausstellung sozusagen zusammensetzen muß, war die der „Arbeitsgemeinschaft im Verein Berliner Künstler“ die ausgeglichene. Die Aussteller bildeten insofern wirklich eine gewisse Gemeinschaft, als ihr Schaffen sich in einem ersten Studium der Natur zusammenfindet, die sie in persönlicher Form zu schildern und zu deuten bestrebt sind, und als es ein achtungswertes und gesichertes Niveau der Leistung behauptet. Die Künstler haben genug Talent und genug Einsicht, um sich nicht für mehr auszugeben als sie sind und sein können; sie bilden eine gesunde Mittelschicht zuverlässiger Köpfe, die den Boden der Überlieferung nicht preisgeben, aber doch auch — je nach ihrem Temperamente bereitwilliger oder behutsamer — neue Formelemente aufgenommen und verarbeitet haben. Man besah sich in dieser Ausstellung gewissermaßen in der guten Stube des Berliner Kunstformers. Hier traf man auf Arbeiten von Baluschel, Dettmann, Eichhorst, Engel, Plonke. Besonders reich und vorteilhaft war die Landschaft vertreten. Willy ter Hell's Landschaften bewahren ihre träumerische Poesie, scheinen aber an Körperhaftigkeit allmählich zu gewinnen. Ludwig Bartning hat in seiner „Blühenden Wiese“ das Problem der Einordnung eines reich ausgestatteten Vordergrundes in den landschaftlichen Gesamttraum rein und fein gelöst. Ulrich Bühner brachte eines seiner tiefen Kanalbilder aus Potsdam. Ernst Wichert nimmt sich mit bemerkenswerter Frische der Alpenlandschaft an. Erich Feierabends Bilder sind hart und steif, aber sie haben, man möchte sagen, eine Redlichkeit und Wiederkeit, die Vertrauen und Achtung einflößen, einen Ernst der Auffassung und der Form, die überzeugen: wie sprechend kommt in seinen „Rühen“ das „fromme“ Wesen der Tiere, ihr naturhaftes Fürsichsein zum Ausdruck! Leonhard Sandrock holt sich seine Motive aus der Welt der modernen Arbeit, die er mit besonderem Erfolge in seinen graphischen Werken schildert. M. E. Voigt sucht in

seinen Holzschnitten im Anschlusse an Grünewald die Form für religiöse Darstellungen von leidenschaftlicher Haltung zu gewinnen. Von den plastischen Arbeiten soll Paul Grusons große „Stehende Frau“ hervorgehoben werden: ein Weib mit über dem Kopfe getreuzten Armen, in deren vollen Gliedern ein gelassener Lebensstrom kreist; die Form ist geschlossen zusammengenommen, auf die Vorderansicht berechnet; das in sich Ruhende, Beharrende dieses Frauenseins ist gut herausgebracht.

Als den Gegenpol dieser Ausstellung darf man die der „Novembergruppe“ insofern bezeichnen, als hier Anspruch und Leistung peinlich auseinanderklaffen. Wenn die Gruppe im Vorwort zum Kataloge es als eine ihrer wichtigsten Aufgaben bezeichnete, „gegen zahlenmäßige Übermacht und konservative Befangenheit allen Jungen und Werden die Wege zu bahnen“ — ja, wer möchte da wohl nicht haben helfen? Aber freilich, wenn man dann die „Jungen und Werden“ durchmustert, die sich hier zusammengefunden hatten, dann mußte man wohl bedenklich werden. Denn es waren doch nur recht wenige Werke, etwa Heinz Fuchs' Landschaften oder auch P. Grunwalds „Krankenschwester“, in denen ein Ausgleich zwischen Können und Wollen so weit erzielt war, daß eine Form von persönlicher Haltung erkennbar wurde; das Meiste aber waren Spiegelungen von Spiegelungen, ohne eigenes Gepräge, und es herrschte eine allgemeine innere Unsicherheit, die sich, hier dreifach, dort verschämter, irgendwie zu drapieren suchte. Da waren Erzeugnisse jenes Konstruktivismus, der nie recht jung gewesen und heut nun schon ganz verkalbt ist; da stieß man auf eine hölzerne, leblose Kubikform ohne Gehalt; manche forcierten sich aufs Bestreichte hin, andere suchten sich mit dünnen Farben, dünnen Bäumchen, dünnen Linien aus der bürgerlichen Romantik ein hiedermeierliches Rezeptchen drehen. Dies ist es, daß man in alledem jene von innen heraus treibende und wirkende Kraft vermißt, die sich mit Notwendigkeit gültige Form schafft und in ihr sich lebendig bezeugt. Daß das Gefühl bleibt — und wie oft hat man bereits deraufliegendes erlebt! —, daß die Maler, die heut so malen, morgen auch anders malen können, wenn der Wind anders weht. „Werden“ — das ist nicht dasselbe, wie neuen Lösungen geschmeidig folgen; Werden ist Wachsen von der Wurzel aus und von innen heraus, und dieser Vorgang pflegt sich weniger ge-

räuschvoll zu vollziehen, als es auf den Ausstellungen der Novembergruppe zugeht.

Darin aber hatte diese Ausstellung Bedeutung, daß sie hener die einzige war, die die Architektur zu Worte kommen ließ. Freilich nur eine gewisse Richtung der Architektur, die sich hier in Entwürfen und Modellen von Silberseimer, W. u. S. Luchardt, Muche, Arthur Korn, Breuer, Gropius u. a. mit einer gewissen Einheitlichkeit des Wollens darstellte. Diese Richtung sieht grundsätzlich davon ab, daß der Vorgang des Bauens sich aufgehend, wachsend, in einem Ausgleiche funktioneller Kräfte vollzieht, und sie vermeidet es diese Züge des Vorgangs in der Bauform zum Ausdruck zu bringen. Statt dessen schichtet sie, stülpt sie Stockwerke übereinander; ihre Form ist additiver, rein additiver Natur, daher, so viel sich bisher zeigt, sowohl einer Steigerung wie eines organischen Abflusses nicht fähig. Mit einer gewissen Wollust bemächtigt sich diese additive Form des Hochhauses, wo sie in — man möchte sagen — endloser Wiederholung schwelgen kann. Das Schema einer Hochhausstadt von Ludwig Silberseimer mit seinen militärisch aufmarschierten gleichförmigen Riesentürmen eröffnete wahrhaft vernichtende Ausichten auf den architektonischen Zukunftsstaat. Bei Wohnhausbauten gelangt neben der horizontalen Schichtung noch das Verfahren zur Anwendung, daß kubische Massen von verschiedener Höhe zum Baukörper zusammengestellt werden, eben auch hier bleibt additive Schichtung das leitende Prinzip. Außer Anfaß bleibt architektonische Phantasie, Spiel der künstlerischen Laune und all das, was Goethe einmal in geistvoller Andeutung als die architektonischen Fiktionen bezeichnet hat. Mich dünkt, daß diese Arbeiten Erzeugnisse des Intellektualismus in Reinkultur darstellen. Denn ein Bau dieser Art wird glücklichfalls eine logisch stimmende Rechnung ein, aber ein Werk der Kunst, das nichts als Logik ist, bleibt eine kümmerliche Ererbhauspflanze, und die Lebensform, die in und hinter dieser Bauform erkennbar wird, mag sauber und ehrlich sein, aber sie ist ihrem ganzen Wesen nach unkünstlerisch. Es ist ganz folgerichtig und natürlich, daß die Aufgaben, deren Lösung den Vertretern dieser Richtung am einwandfreiesten gelingt, Fabriken, Magazine und Ähnliches bilden — es sind die Aufgaben, die mit logischer Zweckerfüllung etwa erschöpft werden können; aber erst wo das Notwendige zur Freiheit

erhoben, das Nützliche in die reine Geistigkeit der Form gelöst wird, beginnt das freie Reich der Kunst.

Die Große Jahresausstellung und die der Akademie der Künste hatten in ihrem Aufbau mancherlei gemein. Beide hatten nämlich in ihren Mittelpunkt eine Gedächtnisausstellung gestellt, beide hatten Künstlergruppen aus anderen Städten Gastrecht geboten. Die Gedächtnisausstellung war dort Eduard v. Gebhardt, hier Hans Thoma gewidmet. Worin die beiden sich begegnen, das ist die Eindringlichkeit und Wärme, mit der ihr Menschliches berührt: sie bleiben uns auch dann noch wert und anziehend, wenn wir gegen ihre Schöpfungen Bedenken haben, und man überzeugt sich an ihnen erneut von der Wahrheit des klugen Wortes von Novallis: „Der Künstler steht auf dem Menschen, wie die Statue auf dem Piedestal“. Gar verschieden voneinander waren der „ehnjige, helle, fest zugreifende Balte und der verträumte, weiche, leicht sich einfühlende Schwarzwälder Bauernsohn, aber beide waren fromme Menschen: Gebhardt hatte die strenge Gläubigkeit des überzeugten Protestanten, Thoma di: demütige Ehrfucht vor dem geheimnisvoll Waltenden und die innig hingebende Liebe zu seiner Schöpfung. Gebhardt war ein Prediger, Thoma ein Beter. In Gebhardts Werk bilden die Arbeiten das Schwergewicht, die die großen Momente der heiligen Geschichte zum Vorturf haben; diese Motive behandelte er im Sinne ihrer leibhaften Wirklichkeit, Gegenwärtigkeit und Gegenständlichkeit; er ist nicht symbolisch, auch in seinen Kunstmitteln (Licht und Farbe) nicht; die Auffassung hat etwas Entgeistigendes und in seinen ausführlichen Erzählungen lebt ein nicht geringer Teil Düsseldorfser Genrelieferung. Seine glücklichsten Wirkungen liegen daher of, wie z. B. in der figurenreichen „Heilung des Sichtbrüchigen“, in Nebengestalten und Nebengruppen, in denen sich eine gemüthvolle Herzlichkeit und ein gesunder, oft humoristisch spielender Wirklichkeitsinn ausleben. Er gleicht einem Volksprediger, der die heiligen Vorgänge seinen Zuhörern vertraulich und verständlich nahezubringen weiß, indem er sie herzlich mit ihrem eigenen bescheidenen Lebenskreise verwebt, der sie aber auf diese Weise auch notwendig rationalisiert, und seine Wirkung ist daher extensiver Art. Die Thoma aber ist in seinen glücklichsten Schöpfungen intensiv,



von einer still, unausdrücklich, aber doch unwiderstehlich sich mittelnden Intensität — und dies brachte die Ausstellung der Akademie stark zum Bewußtsein, weil sie sich auf ein Viertelhundert gut gewählter Werke aus des Meisters bester Schaffenszeit (zwischen 1866 und 1890 etwa) beschränkte. Es strahlte von ihnen jene stille, milde Harmonie aus, in der das Edelste dieses Künstlers ruht; ob er Landschaft oder Bildnis, Blumen oder Tiere malt, immer befindet er sich mit seinem Gegenstande in einer ruhenden, glücklichen Einheit, und wie er alle Erscheinung zum Abbild und Gleichnisse eines göttigen Schöpferwillens gestaltet, Gott in der Natur sucht und sieht, auch das bescheidenste Motiv durch sein warm es umfassendes Gefühl über das Ausschneidhafte emporhebt und es als Teil der ganzen großen schönen Gotteswelt verehrt; darin darf man im edelsten Sinne ein echt romantisches Naturgefühl erblicken, das — bei völliger Umstellung der Tonart — in seiner Wurzel dem Kaspar David Friedrichs verwandt ist.

Es soll beiden Ausstellungen zum Lobe angerechnet werden, daß sie, indem sie dem Schaffen anderer deutscher Kunststädte Platz gewährten, ihren Horizont über Berlin hinaus erweitert haben. Es gehört ja zum Schicksale der neueren deutschen Kunst, daß sie sich nicht, wie die französische, an einem Mittelpunkt hat entwickeln können, wo alle Begabungen, alle Bestrebungen zusammenströmen, sich berühren, bekämpfen und zuletzt doch befruchten. Denkt man daran, wie mangelhaft in der Regel die Entwicklung und die Leistungen der deutschen Kunststädte ineinander gegriffen, wie wenig z. B. Blechen oder Menzel im Süden, Leibl im Norden tieferen Einfluß haben ausüben können, so versteht man, daß Friedrich Schlegels bitter wahres Wort „Deutsche Kraft ist schon oft unsichtbar verschwendet worden“ auch für die neuere deutsche Kunstgeschichte Gültigkeit hat. Brachte nun diese zentrifugale Entfaltung der deutschen Kunst den Vorteil mit sich, daß in den örtlichen Kunstschulen sich die Stammesart mannigfaltig zur Ausprägung brachte, so ließen die Ausstellungen der auswärtigen Kunstgruppen erkennen, daß diese Ausprägung des Stammeshaften sich zu verwischen und zu schwächen droht; es ist, als ob die Erbkraft des deutschen Volkstumes selbst gegenwärtig in einer Art Brache läge. In München und Dresden, in Karlsruhe und

Stuttgart wird so oder so, besser oder schlechter gemalt, aber im ganzen möchte man mit einer Abwandlung des bekannten Heineschen Epigramms sagen: Talente, aber wenig Charakter. In der Akademie zeigte sich die Münchener „Neue Sezession“. Da traf man in Feldbauer und Püttner noch einige von der alten Garde der „Scholle“, die, denke man im übrigen von ihr, wie man wolle, doch etwas Bodenständiges hatte, aber — der Spiritus ist dahin und das Phlegma geblieben, und eher fühlt man noch in den lichtdurchströmten Farben und der dekorativen Abstimmung der Landschaften und Figuren von Julius Hef etwas von lebendiger Schollenüberlieferung. Als Vormann der Gruppe ist wohl Karl Caspar anzusehen, dessen starke Farbvisionen unter Anruhe und Zerissenheit der Form leiden; am gesammeltesten erschien er in der sommerlicheren Gruppe „Mutter und Kind“. Rudolf Großmann, dem sich in seinen Bildniszeichnungen das Charakteristische leicht zur Grimasse verzerrt, erfreute durch eine Landschaft aus Partenkirchen von einer eigenen Lieblichkeit der Farbe. Von Ernst Schrimpf ist hier bereits früher gesprochen worden; überwindet er die Gefahr der Formerstarrung, so könnte vielleicht etwas in ihm frei werden, was Philipp Otto Runge verwandt ist. Willi Nowak scheint von Renoir, Hugo Ebnle von Marées beeinflusst. In diesem Kreise erschien auch Thomas Theodor Heine, in dessen Entwürfen für Gobelins eine geistreich spielende Phantasie sich klug und überlegen ihre Form zu schaffen weiß. Vielleicht darf man sagen, daß in diesen Arbeiten etwas von jener Festlichkeit lebt, die die Münchener Kunst vor dem strengeren und nüchterneren Wirklichkeitsinn der Berliner Schule voraus zu haben pflegte, und etwas von dieser Festlichkeit fand man auch in den Münchener Sälen der Großen Ausstellung, etwa in Werken wie den badenden Frauen im Raht von Edward Cucuel, der „Fahnenweihe“ von Hermann Gröber, der Madonna und dem „Jdyll“ von Josef Pleit: diese Künstler sehen eine sonnige Welt und es macht ihnen Freude, deren heiteren Widerschein im Bilde festzuhalten. Dann begegnete man hier den Vertretern des älteren Geschlechtes, wie Habermann, Samberger und Richard Raifer, dessen großangelegte Landschaften mit den Jahren an Kraft nichts eingebüßt haben; in ihren weiten Räumen, ihren bewegten Himmeln lebt ein dramatischer, ja selbst heroischer Zug, dessen Ge-

sichte in München sich bis auf Rottmann zurückverfolgen läßt. Es ist ja nur natürlich, daß die Arbeiten der Künstler, die die Wege der Überlieferung fortwandeln oder sich doch wenigstens mit ihr in grundsätzlicher Übereinstimmung befinden, eine sicherere Haltung haben, als die der Neuerer, die suchend und tastend einem durchaus veränderten Verhältnisse zur Kunst die Form suchen, und so spricht sich denn auch in diesen Werken der örtliche Kunstcharakter, wie er sich im Laufe des 19. Jahrhunderts definiert hat, noch am ehesten aus. In Düsseldorf erinnern z. B. Selmuß Liefegangs Landschaften an die Nachbarschaft der Niederländer, in Karlsruhe die tüchtigen Tierbilder Julius Bergmanns an die Schule Baischs. In Stuttgart war Schönlebers naturnahe Kunst, auf ein moderneres Farbgefühl umgestellt, in Christian Landenbergers feiner Ammerseelandschaft zu erkennen, während Amandus Faure in der „Mondnacht am Neckar“ ein liebes, leises Lied schwäbischer Naturromantik singt. An begabten jüngeren Kräften, die diese Bestrebungen fortführen, fehlt es nicht; es seien etwa von den Münchenern Eward Bechteler, aus Düsseldorf Max Scheue und Wilhelm Schmeß, aus Karlsruhe Max Segewitz genannt, dessen Landschaften Thomas Einwirkung bezeugen. Soweit das von diesen Ausstellungen vermittelte Material ein Urteil zuläßt, möchte man annehmen, daß die radikalen Richtungen unter den Neueren ihr Hauptquartier gegenwärtig in Berlin haben; daneben kommt in erster Linie Dresden in Betracht, von wo ja die Bewegung der „Brücke“ ausgegangen ist. Von dort hatte Wolfgang Müller einen „Schneeschuhläufer“ eingefandt, der ein wenig an den Stil des Dänen Willumsen erinnert. Die Alpenlandschaft ist etwas gewagt stilisiert, aber von einer harten Frische der Farbe, und wie die bewegte Gestalt in die unantastbar ruhende, strahlend kalte Winternatur hineingestellt ist, wird das Bild zu einem Symbole des Kampfes menschlicher Kraft und Geschmeidigkeit gegen die immer lauernden Gefahren der Elemente. —

Von der Großen Ausstellung bleibt hiernach nicht mehr viel zu sagen. Durch das Fernbleiben nicht allein der radikalen Gruppe, sondern auch der in der „Arbeitsgemeinschaft“ verbundenen beweglicheren Elemente hatte sie ein betont konservatives Gepräge erhalten. Schob man das Gleichgültige und das Mißlungene beiseite, so blieb als Kern eine Ausstellung, die der der „Arbeits-

gemeinschaft“ artverwandt, wenngleich kaum ebenbürtig war. Ohne Absicht der Vollständigkeit mögen einige Künstler und Werke aufgeführt werden, die diesem Kreise einzuordnen wären. Gustav Hilbert fällt auf; er hat in seinen Arbeiten etwas wohlthuend Entschiedenens. Von ihm hingen in der Großen Ausstellung die „Rototten“ und ein Hafensbild, in der Akademie das Gruppenbildnis seiner Familie. Vom Kubismus hat er Festigkeit der Raumbildung, Körperhaftigkeit des Gestaltenaufbaus gelernt, dabei hat er besonders in Einzelheiten eine feine malerische Haltung. Die „Rototten“ geben ein am Ende nicht unfreundliches Bild einer Mansarbenegistenz, im „Hafen“ ist eine stille Feierabendstimmung malerisch mit Glück ausgeschöpft; am Familienbilde entschädigt die Ernsthaftigkeit der Auffassung des Menschen wie der Form für das Ungehindert des Bildaufbaus und die allzu absichtsvolle Deutlichkeit der Gebärde. Georg Ehmig verlegt seine treuherzige „Anbetung“ in ein Alpental, dessen Heiterkeit die farbige Gruppe freundlich umhegt. Carl Gusehd, dessen Handschrift etwas grob, aber kräftig ist, hat das Motiv des verlorenen Sohnes geschickt mit einem schönen landschaftlichen Motive verknüpft. An Plontkes Art erinnert Rudolf Werners tüchtiges Frauenbildnis in grauen und schwarzen Tönen, an Ludwig Bartning die Sorgsamkeit und gewählte Feinheit der Ausführung in Frieda Knieps Blumenstücken und Landschaften. Sonst seien unter den Landschaften genannt das helle Sommerbild von Hugo Röde, der frische Morgen am See von Alfred Otto, die geschmackvollen Arbeiten von Hans Licht, das farbig reich belebte winterliche Hafensbild von Hans Hartig, die besonders in der Wiedergabe feuchter und nebliger Luft tüchtigen Bilder von W. Obronski, die redlichen und feinen, aber etwas trockenen Landschaften von Hans Jülich, endlich die still und fein durchgeführten Stimmungen von Erich Müller. Die Sonderausstellungen, die die Große Ausstellung sich angegliedert hatte, bildeten eine wunderbarlich bunte Schüssel. Als der sicherste Mann erschien da der als Zeichner und Graphiker anerkannte Erich Wolfsfeld, der in Studien aus dem Oriente die Festigkeit seiner durchgearbeiteten Form und den Blick fürs Charakteristische bewährte. Gern begrüßte man Fritz August Pfuhe, der den Posten der deutschen Kunst im verwaisten Danzig mit Ehren hält und dessen sanft und rein abgestimmte Farben-

länge Figuren und Landschaft mit einem zarten Lyrismus beleben. Die Wege Lenbachs und F. A. Kaulbachs geht Raffael Schuster-Woldan; er ist vor allem Frauenmaler, er ist Schönmalers und macht seine Bildnisse gern im Stile Lizians oder van Dycks oder Gainsboroughs auf; will man dies Verfahren gelten lassen, so sei anerkannt, daß es mit Geschmac geübt ist, aber es wirkt doch recht vorgeschichtlich, und dessen wollen wir zufrieden sein. Vergleichen Stilrequisiten vermeidet Rudolf Schulte im Hofe; seine Bildnis Kunst ist die der „guten Gesellschaft“; aufmerksam und zurückhaltend versteht er die Persönlichkeiten vorteilhaft zu schildern und ihnen vornehme Haltung zu geben, ohne doch in leere Schönmalerei zu verfallen. Mit Verwunderung stand man schließlich in dem Rabinette von Richard Guhr aus Dresden, der große Arbeit an eine sehr peinliche mystische Vergottung Richard Wagners verschwendet.

Einen anderen Charakter trug die Ausstellung der Akademie, indem sie, wie gewöhnlich, eine Art Querschnitt durch das gegenwärtige deutsche, insbesondere das Berliner Kunstschaffen bot. Wie die Akademie selbst sich auf ganz verschiedenen Altersschichten zusammen setzt, so begegneten sich hier die Generationen: von Vorimpressionisten wie Pfannschmidt und dem sehr achtbar vertretenen Hoffmann von Fallersleben über die Künstler der einstigen Sezessionen bis zu den Typressionisten von allerlei Art. An Abwechslung fehlte es also nicht und ebensowenig an Arbeiten von Interesse, aber es bleibt das Schicksal der Akademieausstellungen, daß sie keiner Seite recht Genüge tun können, weil die Auffassungen von dem, was gute Kunst, ja man möchte fast sagen: was überhaupt Kunst ist, hüben und drüben so weit auseinanderklaffen, daß, „was Brot der einen Zunge, Gift ist in des andern Sprache“. Von den Künstlern der Sezessionsgruppe bezeugte der greise Liebermann in der sonnendurchglüherten „Sacromer Allee“ seine alte reife Sicherheit in der Darstellung lichtestfüllten Raumes; Stenwig brachte gestreiche und blendende Bildnisse, die aber doch recht an der Oberfläche bleiben, E. R. Weiß seine geschmackvoll dekorativ abgestimmten Figurenbilder, Moll einen sonnig heiteren Winkel am Wasser, Wegner seine ostpreussischen Landschaften, deren herben Ernst das bewegt sie durchspielende Licht gleichsam mit heimlicher Poesie verklärt. Walter Röhners „Sommer in Pichelsberge“

zeichnete sich durch einen in Form und Bewegung glücklichen Rückenakt aus, dessen volle Wirkung indes durch ein Schwanken zwischen flächiger und plastischer Behandlung beeinträchtigt wird. Auf der andern Seite ist Pechstein im „Abendglanz“ ein starker Farbenaktord, Sädel ein robuster Frauenakt gelungen; Magnus Zellers beträchtliche Begabung will in der wunderlich aus Verbrecher- und Biedermeierstimmung gemischten Atmosphäre, in der er sich gefällt, nicht recht fortgedeihen; Wilhelm Schmidt gab überlegt und fein in die Fläche gesetzte, in der Form wohl durchdachte Blumenstücke, die aber in Abstraktion zu erstarren drohen. Den Preis verdiente wohl Karl Hofers „Daar im Fenster“, das, im Bildaufbau makellos gelungen, den Typus eines neuen Akademismus vertritt, der dem Motive geistlich geordnete Form zu geben versteht, aber über die Form hinaus kaum viel herzugeben hat. Hofer gegenüber erschien Dig als grimmiger Naturalist mit starkem literarischen Einschlag. Sein „Liebespaar“ zeigt zwei abschreckend entartete menschliche Geschöpfe in erotischem Gemusse; Venus vulgivaga auf der widerlichsten Stufe. Die Malerei werden diesmal wohl auch Dig' Bemunderer nicht rühmen wollen: sie erinnert in der ausführlichen und erbitterten Beschreibung von unappetitlichen Einzelheiten an Tafeln anatomischer Atlanten. Ist das Bild „unmoralisch“? Reineswegs, denn es fehlt ihm all und jeder erotische Reiz und Anreiz; viel eher könnte man es der moralisierenden Gattung zuweisen, insofern es wie eine Warnungs- und Abschreckungstafel wirkt. Trostlos und herabwürdigend ist es in seiner Auffassung von „Liebe“. Du gleichst dem Geist, den du begreifst, und wenn Dig in der Liebe nur den Tiermenschen zu sehen vermag, so darf man an Höderlins schönes Wort denken: „An das Göttliche glauben Die allein, die es selber sind.“

Die Stärke der Akademieausstellung lag in der Bildneret, die hier allein, hier aber auch mit einer stattlichen Reihe wohl gelungenen, zum Teil vorzüglicher Werke zur Geltung kam. Von den plastischen Arbeiten der anderen Ausstellungen wäre nur etwa Rudolf Bellings aufs Primitiv stilisierter, aber plastisch stark durchgeföhelter Frauentopf hervorzuheben, in dessen strengen Aufbau durch das schräg über die Stirn fließende Tuch ein Bewegungsmotiv fein eingeschaltet ist. In der Akademie hatte Scharff eine Büste Liebermanns, die feiner

meisterhaften Wölflin-Büste als ebenbürtig bezeichnet werden darf: klassisch im vollendeten Gleichgewicht aller Formen, aber zugleich erfüllt von einer Spannung des Lebensgefühls, wie sie der gelassen in sich geschlossenen Existenz der Bildnisse Sildebrands fremd geblieben ist. Die Geistigkeit in Scharffs Büsten ist, man möchte sagen, beweglicher, spielender, aktiver, und der gleichen Auffassung begegnete man in Arnold Heuslers raffiger Bildnismaske des Kapellmeisters Klempner. Fritz Klimsch hatte einen großen „Ruhenden Jüngling“, der (wie einst schon Leone Battista Alberti gefordert hat) in allen Gliedern ruhende Kraft ist und sich in schöner Klarheit der Form entfaltet. Ernesto de Fioris Frauengestalten, obgleich etwas flach in der Form, fesseln doch durch eine eigene spröde Grazie, und wie fein ist ihr lässig-leichtes, anstrengungsloses Schreiten gegeben! Daneben wirkte Karl Albilers „Nyx Anadyomene“ wohl etwas schwer in den Verhältnissen, aber die große Gebärde der emporgehobenen Hände, die die schlafende Welt zu segnen scheinen, leiht der Gestalt einen feierlichen Ernst. Und so ließe sich noch eine Anzahl anderer Arbeiten anführen, die Zeugnis davon ablegten, daß Deutschland gegenwärtig sich einer nicht geringen Anzahl beträchtlicher, ja selbst bedeutender bildhauerischer Talente erfreut.

Überschläglic waren es etwa 2000 Kunstwerke, die in den vier Berliner Sommerausstellungen gezeigt wurden.<sup>1)</sup> Es liegt auf der Hand, daß eine kritische Würdigung einer solchen Masse von Arbeiten zuletzt eine in sich unmbgliche Aufgabe ist. Man müßte es denn so machen wollen, wie der alte L. P., der in einer bandwurmartigen Folge von Berichten alle Säle des Ausstellungspalastes gemächlich zu durchschreiten und in jedem seine Zensuren auszuteilen pflegte. Aber damit wäre ja auch nichts erreicht.

Unablässig sieht der Kritiker sich genötigt auszuscheiden, zu vereinfachen und immer wieder zu vereinfachen. Denn zuletzt bleibt das, was er sucht, allein das Wesentliche.

Man kann nicht behaupten, daß auf den Berliner Ausstellungen des Sommers 25 Wesentliches neu in die Erscheinung getreten

wäre. Ordnet man jedoch die dort gesammelten Beobachtungen in das Gesamtbild der Erfahrungen etwa des jüngsten Jahrzehntes ein, so ergeben sich doch Ausblicke und Zusammenhänge, die Aufmerksamkeit verdienen. Eine dieser Perspektiven sei hier angedeutet.

Die Kunst hat sich darauf besonnen, daß Raumbeutung und Raumgestaltung eine ihrer unveräußerlichen Grund- und Hauptaufgaben bilden.

Die Architektur hat hier den Vortritt genommen. Selbst an den oben besprochenen gewagten Versuchen ist zu erkennen, daß die Baukünstler ihre Aufgabe als Raumaufgabe erfassen. Das Haus ist organisches Glied des Raumkörpers, es ist Raumfunktion. Es besteht nicht für sich allein, es steht und lebt in und mit der Gruppe, der Straße, der Stadt, der Landschaft. Der Architekt baut im Raume und am Raume.

Die mater artium hat die Schwesterkünste mit sich gezogen. Die Bildneret hat sich mehr und mehr von dem unfruchtbaren Naturalismus abgelöst, dem sie verfallen war; sie denkt und schafft ihre Gestalten als Bildwerke im Raume, ob sie nun am Bau räumlichen Anschluß suchen oder sich — im Geiste des Barocks — frei in den Raum werfen. In der Malerei ist die Alleinherrschaft des Staffeleibildes, das sich und den Betrachter vom Raume absonderte, gebrochen — und was noch vor wenigen Jahrzehnten an „Monumentalmalereien“ geschaffen wurde, das waren ja auch zumieist nur Staffeleibilder in Riesenformat. Es bleibt ein Verdienst des Expressionismus, daß er die Aufgabe der Raumgestaltung aus der Begrenzung des Staffeleibildes abgelöst und sie wieder in Beziehung zum Gesamttraum gesetzt hat, in dem das Bild wirken, an dessen Gestaltung es mitbauen will. Die Gerechtigkeit gebietet anzuerkennen, daß manche seiner Versuche und Leistungen in Ausstellungen kaum zu würdigen sind; sie bedürfen zu ihrem Leben der räumlichen Atmosphäre. Sofern Arbeiten bieten ein Beispiel hierfür.

Die Bedeutung dieser Bestrebungen aber läßt sich mit einem kurzen Worte andeuten: Ordnung und Gestaltung des Raumes schließt eine Ordnung und Gestaltung des Lebens in sich. Albert Dresdner.

1) An der Besichtigung der nachträglich eröffneten ungarischen Abteilung der Großen Ausstellung war ich durch Erkrankung verhindert.

## Politische Rundschau

Das Abströmen von abermals 25000 Deutschen aus dem derzeitigen polnischen Staatsgebiet hat die Aufmerksamkeit unseres Volkes lebhafter, als es bisher zu erreichen war, auf das deutsche Schicksal in Ostmitteleuropa gelenkt. Aber es fehlte auch diesmal noch viel daran, daß unsere Politiker und unsere Zeitungen dem Volke zum vollen Bewußtsein brachten, was im Osten geschieht. Die große Masse der 25000 Optanten, die Polen verlassen mußten, besaßen dort kein Land. Dennoch ist es notwendig, auch die Abwanderung ehemaliger Beamter oder Angehöriger freier Berufe oder von Handwerklern immer im Zusammenhang mit der Veränderung in der Grundeigentumsverschiebung zu sehen, die nicht nur in Polen, sondern in allen ostmitteleuropäischen Staaten seit dem Ausgang des Krieges vor sich geht. Der Vorfall mit den Optanten, so bedrückend er gleich für sich betrachtet schon ist, bedeutet doch nur einen Ausschnitt aus dem Kampfe der Polen gegen das Deutschtum in ihrer Mitte; bedeutsamer noch ist ihr Andrängen gegen das deutsche Grundeigentum, sei es auf dem Wege der Liquidation oder durch die angeblich sozialen Zwecken dienende Aufteilung des Großgrundbesitzes, bei der sie mit der Gesetzgebung der anderen Randstaaten ebenso wie mit der der Tschechoslowakei wetteifern. Einigen Männern der Politik und Wirtschaft schwebte im Winter etwa vor, daß wir gegen den Verzicht auf Elsaß-Lothringen einige Kohlenruben in Oberschlesien wieder eintauschen könnten. Geseht den Fall, wir erhielten auf unser Angebot hin sogar den ganzen Teil Oberschlesiens zurück, den man uns weggenommen hat, was bedeuteten diese paar Quadratmeilen ober-schlesischen Industriebodens noch gegen all das Land, das uns durch die Ugrargesetzgebung der Randstaaten und der österrei-

chischen Nachfolgestaaten in den letzten Jahren fortgenommen worden ist? Ein Werk, das der deutsche Bauernpflug im Laufe von sieben Jahrhunderten im östlichen Mitteleuropa geleistet hat und auf dem sich erst die Einwanderung und Kulturarbeit aller übrigen deutschen Volksschichten aufbaute, wird hier zerflört. Unsere Volksgrenze wird mit aller Gewalt auf die in Versailles festgelegte staatliche Grenze zurückgedrückt, während gleichzeitig Franzosen, Belgier und Italiener mit der äußersten Anstrengung unsere in ihrem Staatswesen wohnenden Volksgenossen ihrer Sprache berauben und um alles Bewußtsein ihrer Zugehörigkeit zu unserem Volkstum zu bringen suchen. Kommen unsere Feinde im Westen und Osten an ihr Ziel, so wird Kleindeutschland fertig dastehen und Großdeutschland den künftigen Geschlechtern nur noch ein Traum vergangener Geschlechter dünken. Dann wird sich bald erweisen, daß Kleindeutschland nicht lebensfähig ist. Das deutsche Volk braucht den mitteleuropäischen Raum, um wurzeln und atmen zu können.

Aber die Völker nichtdeutschen Blutes, die im mitteleuropäischen Raum wohnen, brauchen unsere Arbeit über den ganzen Raum hin ebenso lebensnotwendig wie wir selber. Wieder muß uns dabei Polen zum Beispiel dienen. Sein Zwist mit uns vertieft und vertieft sich immer mehr. Die rücksichtslose Anwendung der Befugnisse, die ihm das Optionsrecht in die Hand gibt, die beständig zunehmende Drangsalierung Danzigs, die Wühlereien in Ostpreußen, das Scheiternlassen der Handelsvertragsverhandlungen zeigen, daß die Reibungsflächen zwischen uns und Polen entzündeter sind als die zwischen uns und irgendeinem anderen Staate. Dabei können die Warnungssignale, daß es höchste Zeit zur Verständigung ist, gar nicht mehr an Eindringlichkeit überboten

werden: Das starke Sinken des Bloth, die Feuerung bei uns, der Mißerfolg der polnischen Anleihe in Amerika, die abnehmende Bereitschaft Amerikas zur Hergabe von Geld auch uns gegenüber, der wachsende Einfuhrbedarf beider Länder an Lebensmitteln, die das eine früher im Überfluß erzeugte, das andere immerhin nahezu in Höhe seines Bedarfs anbaut. Die mitteleuropäischen Völker müssen miteinander leben oder werden miteinander sterben. An dieser Grundtatsache ihrer Geschichte ist nichts zu verrücken, und wenn Frankreich es tausendmal anders haben möchte. Dabei müssen die anderen dem Rechnung tragen, daß wir als Vorarbeiter der mitteleuropäischen Wirtschaft heute noch ebenso unentbehrlich sind, wie wir es alle die Jahrhunderte hindurch waren. Mitteleuropa ist in seinem gegenwärtigen Zustande nur ein Homunculus. Soll es wieder ein lebendiger Organismus werden, muß das Werk der Pariser Vorstadtfrieden preisgegeben und das Werk Bismarcks erneuert werden. Alle schönen Redensarten deutscher Politiker über das Friedensbedürfnis der Völker helfen über diese Tatsache ebensowenig hinweg wie alle Zusammenkünfte der anderen Staatsmänner.

Das Stöhnen der mitteleuropäischen Bevölkerung über die Unsicherheit und Not ihres wirtschaftlichen Daseins seit dem Ausgange des Krieges bildet die Begleitmusik zu den Verhandlungen, die Frankreich über den Sicherheitspakt führt. Es behauptet, die ostmitteleuropäischen Staaten, die der Krieg ins Leben rief, in seine Bemühungen um die Sicherheit mit einbeziehen zu müssen. Von Frankreich läßt sich schließlich verstehen, daß es die wahren Möglichkeiten der Sicherheit Mitteleuropas nicht sehen will. Daß sich aber auch England hartnäckig dagegen verbündet, ist schon nur noch daraus zu erklären, daß die englische Macht an einem inneren Uebel krank und ihr Schwund nicht mehr aufzuhalten ist. England ruiniert sich durch seine Nachkriegspolitik ebenso planmäßig wirtschaftlich, wie es sich durch seine Vorkriegs- und seine Kriegspolitik planmäßig politisch ruinierte. Seit vor zwei Jahren Curzon durch Mac Donald verdrängt wurde, schreitet der Verfall rascher noch als vorher voran, ungeachtet aller Anstrengungen, zu denen sich die englische Regierung von Fall zu Fall bei der Behandlung einzelner Symptome des Verfalls mit einem die Achtung erzwingenden Nachdruck aufrafft. Der Engländer gibt nicht zu, daß der Deutsche wieder, wo immer

er in Mitteleuropa sitzt, für seine Arbeit frei werden muß und daß andernfalls Mitteleuropa zugrunde geht. Er gesteht sich auch nicht ein, daß sein eigenes Gedeihen und Verderben an ein feines natürlichen Lebensbedingungen gemäß aufgebautes und geordnetes Mitteleuropa gebunden ist. Darum ist alles, was die englische Außenpolitik in Europa während der letzten Monate getan hat und noch gegenwärtig tut, Penelope-Arbeit. Was England mit der einen Hand webt, zerstört es mit der anderen Hand sofort wieder.

Die eine Hand Englands ist seit Monaten unermüdblich tätig, um auf dem europäischen Festlande ein Stellungssystem aufzubauen, das die Engländer zur Abwehr des Bolschewismus benutzen wollen und von dem aus sie vielleicht auch Moskau angreifen zu können hoffen. Ostasien erscheint als Kampfplatz zwischen ihnen und den Russen unvorteilhaft für sie. Die Chinesen fügen dort der englischen Wirtschaft durch ihre Streik- und Boykottbewegung allmählich zermürbenden Schaden zu. Freilich wird auch Japan mit davon betroffen, und wie bei uns die kapitalistisch organisierte Wirtschaft nicht dazu zu bringen war, im Widerstande gegen die Westmächte auszuharren, sondern in der Furcht um ihr Leben ausbrach und auf das Sachverständigengutachten drängte, so ist sie in Japan daran, die Regierung auf die Seite der Angelfachsen hinüberzudrücken und von der Sache der gelben Rasse und damit von China zu trennen. Wie bei uns zeigt sich auch am Gelben Meer der Zwiespalt der politischen Interessen, die noch in der Hauptsache nationale Interessen sind, und der wirtschaftlichen Interessen, die schon weltwirtschaftliche Interessen geworden sind. Aber wenn auch der Einspruch der Tokioter Regierung gegen die Fortsetzung des Streiks in China vermutlich die Engländer etwas entlastet, so bleibt ihre Lage in Ostasien und am Stillen Ozean doch wenig beneidenswert. Sie wird noch schwieriger durch die abnehmende Leistungsfähigkeit der heimischen Wirtschaft, die sich in dem wachsenden Widerstande gegen die Rüstungspolitik der konservativen Partei Ausdruck verschafft. Nur nach langen und schweren Kämpfen im Schoße der Regierung hat die Admiralität die Erweiterung des englischen Flottenbaues durchsetzen können, die sie mit Rücksicht auf den Stillen Ozean für geboten ansieht. All das mahnt, den Kampf mit den Russen, wenn er unvermeidlich werden sollte, nicht im „Fernen

Osten“, sondern auf dem europäischen Festlande herbeizuführen. Aber der Bau des Stellungssystems dort will ebensowenig Fortschritte machen, wie in den vergangenen Jahren die französische Politik mit ihren Bündnisbildungen an dem gleichen Gebiete Erfolg hatte. Die Engländer zeigen Genugtuung darüber, daß sich die Stimmung in Finnland immer mehr England zuwendet. Die Finnländer meinen bei aller Freundschaft für uns keine unbedingte Sicherung bei uns gegen die Russen zu finden und fühlen sich nun auch durch die Schweden enttäuscht. In Schweden hat die Linke Abrüstungsvorschläge von erheblichem Belange zum Beschluß gebracht. Aber den Engländern muß dieser Beschluß so unwillkommen sein wie den Finnländern. Die Neigung der Finnländer trägt ihnen unter diesen Umständen nur wenig ein. Die estnische Regierung streitet die Nachrichten ab, die über die Abtretung der Inseln Dagoe und Desel an England im Umlauf waren. Die Ostseepolitik und die Politik des Sicherheitspactes gehören für die englische Auffassungsweise von dem, was gegenwärtig Rußland gegenüber not tut, durchaus zusammen. Jedoch auch die Verhandlungen über den Sicherheitspact können den Engländern bis jetzt unmöglich Genugtuung bereiten. England will, daß die Franzosen auf Rußland blicken, aber die Franzosen sehen in Übereinstimmung mit ihren polnischen Freunden immer nur uns. England betreibt am Rhein russische Politik und Frankreich an der Weichsel Rheinpolitik. Englands Aufgabe ist Frankreich gegenüber augenblicklich eine doppelte. Es möchte erstens Frankreich, indem es Frankreich seine Unterstützung in allen weltpolitischen Schwierigkeiten anbietet, zum Verzicht auf alle Liebelien mit Rußland verpflichten und also auch Frankreich in sein festländisches Stellungssystem gegen Rußland einbauen. Aber ebenso wichtig ist ihm, daß wir darin eingebaut werden, und dafür meint es Frankreichs Hilfe zu bedürfen. Der Sicherheitspact soll uns in den Völkerbund drängen, und der Völkerbund soll uns auf dem Wege über den Artikel 16 in das Stellungssystem gegen Rußland einordnen. Die Franzosen sträuben sich nicht, im Falle reichlicher Bezahlung ihre Hoffnungen auf die Erneuerung des Bündnisses mit Rußland vorläufig zu verraten. Alles was darüber inzwischen laut geworden ist, hat gerechtfertigt, daß an dieser Stelle gleich der ersten Andeutung der „Times“ Glauben und Bedeutung bei-

gemessen wurde. Aber die rheinische Frage mit englischen Augen zu sehen, geht einstweilen noch über die französischen Kräfte. Dafür denken die Franzosen geschichtlich zu sehr in hundertjährigen Überlieferungen. In diesem Punkte ist kein Ausweg aus dem Gegensatz der englischen und französischen Politik zu erkennen. Ist es den Engländern Ernst damit, den Sicherheitspact zu einem Glied in der Kette ihrer strategischen Maßnahmen gegen den Bolschewismus und Moskau zu machen, so müssen sie endlich zu der Einsicht kommen, daß Mitteleuropa nicht das Mitteleuropa der unsinnigen und wider-natürlichen Pariser Vorstadtfrieden bleiben kann. Bis dahin baut England sein Stellungssystem gegen Rußland auf Sand. Frankreich aber klammert sich begreiflicherweise an das Werk der Vorstadtfrieden, und vorläufig hat Frankreich bei allen Besprechungen mit England immer noch den Vorsprung behalten und England nicht die Kraft gefunden, sich von dem Geist von Versailles loszusagen. Dieser Geist bedroht in Wahrheit kein Volk der Erde so fürchtbar wie das englische Volk.

Eönen die Warnungssignale aus dem Bereich der Wirtschaft vernehmlich genug über Mitteleuropa hin, so lärmten sie noch lauter in England. Die Hauptschlagader der englischen wie der mitteleuropäischen Wirtschaft ist die Kohlenindustrie. Sie liegt hüben und drüben in einem Maße darnieder, wie es auch die ärgsten Pessimisten vor einigen Jahren noch für unmöglich hielten. Sechs Monate haben genügt, um die Kurse der besten unserer Montanpapiere auf die Hälfte herunterzudrücken. Was hat auf der anderen Seite die englische Regierung und das englische Unternehmertum nicht schon alles ausgeprobt, um der englischen Kohlenförderung wieder aufzuhelfen. England ist nun dabei angelangt, seiner Kernindustrie staatliche Unterstützung zu gewähren. Auch das mit der englischen und deutschen Wirtschaft untrennbar verknüpfte holländische Wirtschaftsleben steht schon ebenso stark wie das Wirtschaftsleben der beiden großen Nachbarländer unter dem Druck der Krisis, wie der Zusammenbruch des Kröller-Konzerns beweist. Es handelt sich in England wie in Deutschland um eine Krisis des Kohlenabfases. Damit tritt greifbar deutlich in die Erscheinung, daß die gesamte Gütererzeugung zu Boden liegt. Die Erschütterung, die die europäische Wirtschaft durch den Krieg und mehr noch durch die widersinnige Umgestaltung Mitteleuropas in

Versailles, zu St. Germain und Trianon erfahren hat, erfährt immer tiefere Schichten der Wirtschaft, nähert sich immer mehr ihren Grundfesten.

Dafür dehnen die Vereinigten Staaten ihre Kredit Herrschaft weiter und weiter über Europa aus. Sie haben als Exponenten ihrer Wirtschaft in Frankreich Caillaux und in Deutschland Gilbert. Deutsche Werte, die mit der tapfersten Entschlossenheit aus vaterländischen Gründen in der Inflationszeit keinen Pfennig fremden Geldes annahmen, haben lesthin ganze Pakete ihrer Aktien an das amerikanische Kapital abgeben müssen. Der gewaltige Aufbau der Konzernpolitik, die Hugo Stinnes betrieb, liegt in Trümmern. Kein Stein von ihm ist auf dem anderen geblieben. Frankreich dankt umgekehrt seiner schon älteren Abhängigkeit von der amerikanischen Hochfinanz in Augenblick anscheinend eine gewisse Festigung seiner wirtschaftlichen Lage. Der Druck, der auf der englischen und mitteleuropäischen Wirtschaft lastet, wird von ihm nicht im gleichen Maße verspürt, weil die Krisis vornehmlich die industrielle Gütererzeugung betrifft, die französische Wirtschaft aber einerseits mehr agrarisch geblieben und andererseits reiner kapitalistisch durchgebildet ist. Caillaux hat daraus nicht nur den Vorteil gezogen, daß er die Bewegung des Franken eindämmte, er will offenbar das derzeitige Verhältnis des Franken zum Pfund Sterling stabilisieren, sondern er hält auch den Zeitpunkt für günstig, über die französischen Kriegsschulden mit den Vereinigten Staaten sich zu verständigen. Die Belgier haben über ihre Schulden schon in den vergangenen Wochen in Washington verhandelt. Die Franzosen müssen noch erst mit England über ihre Schulden an England ins reine kommen, ehe sie die Reise übers Meer antreten können. Caillaux gedenkt im September durch einen persönlichen Besuch in London die Schwierigkeiten auszuräumen, die für sein Land noch auf dem Wege nach Amerika überwunden werden müssen.

Die Vereinigten Staaten haben England gegenüber ein großes Interesse daran, daß sich ihre Kredit Herrschaft über Frankreich und Mitteleuropa mehr und mehr festigt. Um so eher werden sie in Ostasien England ihren Willen aufzwingen und ihm in der China-Konferenz, die sie nunmehr endgültig haben beschließen lassen, ihren Einfluß fühlbar machen. Es ergibt sich daraus, daß in absehbarer Zeit mit einer Regelung der inter-

alliierten Schuldenfrage in einem für Frankreich und Belgien erträglichen Sinne von uns gerechnet werden muß. Sie wird ebenso kommen, wie das Sachverständigengutachten gekommen ist. Die Franzosen werden sich deshalb auch mindestens einer stillen Unterstützung durch die Vereinigten Staaten bei ihrem Kampf gegen die Marokkaner zu erfreuen haben, zu dem neuerdings der weitere Kampf gegen die Drusen in Syrien gekommen ist. Weniger sicher ist, ob sie den Ansturm des Islam gegen ihre Kolonialpolitik werden bestehen können, auch wenn ihnen die Vereinigten Staaten wohl wollen. Die Kämpfe mit Syrien sind unbestritten für sie verlustreich gewesen. In Marokko kommen sie nicht von der Stelle. Die Spanier sind aus den Löchern, in die sie 1924 zurückgegangen sind, trotz alles Zuredens nicht herauszubringen. England beteiligt sich von Tanger aus an der Durchführung der Blockade noch immer nicht. Abd el Krim hat sich allen Zumutungen zu Verhandlungen, auf welchem Umwege sie gleich an ihn herangebracht wurden, entzogen. Der große Angriff auf ihn, der längst im Gange sein sollte, wird von den Franzosen jetzt für den Oktober angekündigt. Aber auch da soll er nur in einem ersten Abschnitt durchgeführt werden. Die Entscheidung gegen Abd el Krim wird, wie die Franzosen selbst erklären, nicht vor dem nächsten Frühjahr fallen. Primo de Rivera hat Zeitungsvertretern gegenüber gesagt, daß der Marokkaner an die hunderttausend Mann den Franzosen entgegenzuwerfen vermöge. Eschischerin scheint unter diesen Umständen den richtigen Ort, wo er sich für die Arbeiten des nächsten Jahres erholen kann, Malta anzusehen. Die Dinge spitzen sich dahin zu, ob die französische Regierung so lange und bei so starkem außenpolitischen Drucke die Stimmung ihres Landes in der Gewalt behält. Der sozialistische Kongreß, der lesthin tagte, hat wider Erwarten nicht mit einer Entschließung geendigt, die eine Hintertüre offen ließ, durch die die sozialistischen Führer wieder in die Regierung Painlevé hineingehen können, sondern nach langem Hin und Her eine Absage an Painlevé gebracht. Die Sozialisten rechtfertigen ihre widerstrebende Haltung mit der Berufung auf die Wünsche der Truppen. Das Heer wolle dem Streit mit Abd el Krim ein Ende gemacht haben. Das Heer wolle nicht einen langjährigen und mühseligen Krieg in Marokko durchkämpfen.

Man sollte meinen, daß unsere Stellung gegenüber England und Frankreich nicht ganz



ungünstig ist. Der Refrain, daß wir nun einmal besiegt seien und die Folgerungen daraus ziehen müßten, ertlingt auch nicht mehr mit der ursprünglichen Sicherheit in den Zeitungen unserer Demokratie. Aber es zeigt sich immer mehr, daß wir mit der Zuspitzung unserer Gegenforderungen auf den Osten in dem Aide Mémoire ähnliche Politik getrieben haben, wie wir sie mit der Bagdadbahn vor dem Kriege trieben. Wir drängten an der Stelle vor, wo wir unsere beiden Gegner gleichmäßig reizten. Mit dem Verlangen, vom Artikel 16 der Völkervereinbarung ausgenommen zu werden, machten wir den Engländern bemerklich, daß wir uns nicht in ihr Stellungssystem gegen Rußland einbauen zu lassen gedächten, und mit der Äußerung unseres Wunsches auf Grenzberichtigungen im Osten führten wir die Franzosen auf und forderten wir sie geradezu heraus, darauf zu bestehen, daß die Polen und Tschechen in die Verhandlungen über den Sicherheitspakt mit einbezogen wurden.

Wäre es nicht angemessener und ausichtsreicher gewesen, das Problem „Völkervereinbarung und wir“ in den Vordergrund der Besprechungen mit England zu schieben, die dem Aide Mémoire vorausgingen? Unser politisches Denken bewegt sich immer und immer noch wie das alte nationalliberale Denken rein in staatlichen Grenzen. Wir müssen aber heute auf dem Wege über das Denken in unserem Volkstum wieder zu einem mitteleuropäischen Denken, einem Denken im Reiche gelangen. Der Völkervereinbarung ist zwar in seiner gegenwärtigen Geistesverfassung eine Travestie des Reiches, wie wir es für Mitteleuropa mit der Mannigfaltigkeit seiner Völkerschaften und doch seinem Bedürfnis nach Einheit brauchen. Als Krücke jedoch, um uns aus einer wurzelhaft romanischen Vorstellungswelt wieder in die Welt zurückzufinden, in der wir auf die Dauer allein leben können, als Ausgangspunkt von Erörterungen, die die Möglichkeiten wie die Hindernisse unseres Eintritts

in den Völkervereinbarung zum Gegenstand haben, ist er nicht vollkommen unbrauchbar. Vielleicht ist er selbst heute noch als Ausgangspunkt zur Aufstellung von Forderungen, die zunächst sein inneres Gefüge und seine mitteleuropäische Wirksamkeit angehen, zu gebrauchen. Den Kammern in Amsterdam und Brüssel liegt zurzeit ein belgisch-holländischer Vertrag zur Genehmigung vor. Er spricht von der Möglichkeit, daß das niederländische Gebiet vorsätzlich verletzt werde, und stellt fest, daß sich die niederländische Regierung zu keiner Zeit gegen eine Grenzverletzung gleichgültig zeigen, sondern sie, soweit die Bestimmungen der Völkervereinbarung dies zuließen, als Kriegsfall betrachten werde. Wie verhält sich dieser Satz des belgisch-holländischen Vertrages zu den schwebenden Verhandlungen über den Sicherheitspakt? Soll der Pakt nicht auch die Niederlande mit sichern? Oder hat sich unsere Regierung dadurch, daß sie die Verhandlungen auf der Gegenseite schwer begreiflicherweise ohne Widerspruch allein in die Hände Frankreichs gelangen ließ, schon jeder Möglichkeit begeben, die Sicherheitsfrage in ihrer grundsätzlichen und allgemeinen Bedeutung zum Austrag zu bringen? Auf der Tagesordnung der üblichen Septembersitzung des Völkervereinbarungsrates steht eine ganze Reihe von Fragen, die durch die unhaltbaren Zustände Mitteleuropas veranlaßt sind. Von 22 Punkten gehen acht sicher Mitteleuropa an. Wir werden die Verantwortung mit dafür tragen, wenn das Interesse in Genf statt durch den Zustand Mitteleuropas wieder durch die Besprechungen Chamberlains, Briands, Vanderveldes und (was noch immer nicht ausgeschlossen ist) diesmal auch Strefemanns über die Sorgen und Anliegen der Westmächte beherrscht werden wird.

Noch ist die neue Antwort Frankreichs auf unsere Erklärungen nicht veröffentlicht. Unser Bericht muß mit Fragen und Andeutungen darüber geschlossen werden.

Pertinacior.

## Wirtschaftliche Rundschau

Die Würfel für das Wirtschaftsprogramm der Reichsregierung sind gefallen. Die große Steuerreform, das Luftwertungs-gesetz und die kleine Zollvorlage sind vom Reichstag in einer Gesetzesfassung verabschiedet, der sich die Regierung anschließen konnte. Der Reichskanzler Dr. Luther hat den Beginn der 2. Lesung der Zollvorlage benutzt, um einen eindringlichen Appell an das Parlament wie an die Öffentlichkeit zu richten, die Bedeutung des ganzen Wertes richtig zu erkennen und sich der Verantwortung bewußt zu sein, die sich vor allem auch für alle Kreise der Wirtschaft aus der Annahme und Durchführung dieser Gesetze und des Regierungsprogramms ergäbe. Den schon vor Inkraftsetzen der Zollvorlage eingetretenen und leider durch unkluge Propaganda der Zollgegner bis zur Steuerungspsychose geförderten Preistreiberien setzte sich Dr. Luther mit besonderem Nachdruck entgegen und rief in dem wesentlichsten Teil seiner Rede Volk und Wirtschaft, Unternehmerverbände und Gewerkschaften, Produzenten und Verbraucher dazu auf, eine gemeinsame Aktion der Regierung auf Senkung der Preise zu unterstützen und damit an entscheidender Stelle den Hebel für die Gesundung unserer Wirtschaft anzusetzen im Rahmen eines Wirtschaftsprogramms, das sich der Notwendigkeit der Hebung des Inlandsmarktes ebenso bewußt ist, wie es in richtiger Erkenntnis der Weltwirtschaftszusammenhänge und der Durchführbarkeit des Dawesplanes betont, den deutschen Export aus seinem Absterbungsprozeß endlich herauszubringen und auf das Maß zu heben, das nach der ganzen Verfassung der Weltwirtschaft im besten Fall erreicht werden kann.

Als Ausgangspunkt des Appells zum Preisabbau an die Wirtschaft wurde die Ermäßigung der Umsatzsteuer gewählt. Wie oft in der Vergangenheit hatten die für die Preispolitik maßgebenden Verbände darauf hingewiesen, in welchem Maß gerade durch

die Umsatzsteuer die Übersetzung der Preise herbeigeführt würde. An diese Rundgebungen dachte wohl der Reichskanzler, wenn er von denselben Kreisen jetzt verlangt, sie sollen bei der Ermäßigung der Umsatzsteuer auch die Konsequenz ziehen und im Verhältnis dieser Steuerermäßigung auch die Preise herabsetzen. Daneben steht der Grundgedanke, daß die jetzt verabschiedeten einschneidenden Finanz- und Wirtschaftsgesetze zum ersten Male seit Krieg, Zusammenbruch und Inflation der deutschen Wirtschaft wieder feste Grundlagen für Produktion und Kalkulation auf dem Boden fester Währung gegeben haben. Mit diesen festen Kalkulationsgrundlagen verträgt sich keine Gleitpreiswirtschaft mehr, verträgt sich nicht mehr die Einkalkulierung der aus den wirren Inflationszeiten stammenden Risikoprämien mit denen sowohl der Entwertung des Geldes von der Devisenseite wie der Verteuerung der nominellen Produktionskosten von der Lohnseite während der Laufzeit der Lieferungen vorgebeugt werden soll. Verringerung der Steuerlasten auf der einen Seite, Steigerung der Produktion durch Festhalten an der für notwendig befundenen Arbeitszeitverlängerung, möglichstes Festhalten des Lohnniveaus, das sind die Hauptpunkte, von denen ausgehend der Anschluß an eine weitere günstigere Entwicklung der deutschen Wirtschaft gewonnen werden soll.

Es wird kaum jemand geben, der nicht die Notwendigkeit anerkennt, die festen Wirtschaftsgrundlagen aus der Gesetzgebung wie aus der praktischen Produktions- und Arbeitspolitik zu gewinnen und nach Möglichkeit zu festigen. Die Abkehr von der Politik der Gleitpreise muß die erste Folge aus dieser Erkenntnis sein. Die Gleitpreise sind aber nicht nur beim Produzenten, sondern auch beim Arbeitnehmer im Lohnntarif, und da stoßen bereits die gegenteiligen Ansichten und Interessen aufeinander. Die Durchführung der Festpreispolitik ist für jeden verantwortungsbewußten Wirtschaftler

eine Selbstverständlichkeit nicht nur auf dem viel erörterten Gebiet der öffentlichen und privaten Bauwirtschaft, sondern bei der ganzen industriellen und gewerblichen Preisstellung überhaupt. Ohne Festigkeit und Stetigkeit im Lohnanteil wird diese Politik der Festpreise aber kaum durchzuführen sein. Die Gewerkschaften werden damit vor die ernste Aufgabe gestellt, von den beliebten, dem Massenterror Rechnung tragenden Praktiken ewiger Lohnforderungen nach Ablauf jedes Tarifes abzulassen und in der Hoffnung auf tatsächliche, einschneidende Besserung der Wirtschaftslage auch von der Kapitalseite her zunächst einmal sich mit dem erreichten Stand in der Arbeitszeit- und Lohnfrage auf geraume Zeit abzufinden. Wir stehen vor der ernstesten Frage, ob die Gewerkschaften den Mut zu Entschlüssen in dieser Richtung finden oder ob sie, wie es nach ihren Kundgebungen bis in die letzte Zeit fast zu befürchten scheint, immer noch an ihrem Irrtum festhalten, es könnte die Kaufkraft gehoben, der Inlandsmarkt belebt und die Produktion gesteigert werden, lediglich durch nominelle Lohnerhöhungen bei gleichzeitiger Verkürzung der Arbeitszeit. Immer noch klappt bei dieser Betrachtung des deutschen Wirtschaftsprogramms die große Lücke, die durch den Verlust unseres Volksvermögens und Betriebskapitals entstanden ist, die man nicht einfach mit dem Neudruck von Papiergeld und nominellen Lohnerhöhungen ausfüllen kann. Über diese grundsätzlichen Fragen im gegenwärtigen Stand der innerdeutschen Wirtschafts- und Sozialpolitik eine Einigung herbeizuführen, sollte die erste Aufgabe der Arbeitgeber- und Arbeitnehmerführer sein. Wenn es richtig ist, daß sich aus der öffentlichen Diskussion zwischen den Arbeitgeberverbänden und Gewerkschaften, die durch die beiderseitigen Eingaben an die Reichsregierung ausgelöst wird, ein schriftlicher Austausch von Ansichten der beiden Parteien unmittelbar untereinander angebahnt hat, so muß jeder, der nicht ganz an der wirtschaftlichen Verständigung auf dem Boden der Volksgemeinschaft verzweifelt, vielleicht erste Ansätze zu besseren Hoffnungen finden. In einem entscheidenden Punkt der deutschen Wirtschaft, in der Bauwirtschaft, werden solche Hoffnungen zurzeit allerdings bitter enttäuscht. Die deutsche Bauwirtschaft ernährt unmittelbar 2 Millionen Arbeiter. Die Lohnentwicklung im Baugewerbe, das gleichzeitig die kürzeste Arbeitszeit hat, hat bei fortschreitender Ra-

pital- und Kreditknappheit schon seit längerer Zeit zu fortschreitender Einschränkung der Bauwirtschaft überhaupt geführt. In Rheinland und Westfalen ist die Bautätigkeit so gut wie völlig stillgelegt. Auch die öffentlichen Verwaltungen sehen sich teils aus allmählicher Vertnappung ihrer Mittel, teils aus volkswirtschaftlicher Einsicht gebrängt, die von der Privatwirtschaft ausgehenden Bestrebungen nach schnellstem Übergang zu Festpreisen gerade in der Bauwirtschaft auch ihrerseits zu unterstützen und, wo diese Bestrebungen durch Lohnforderungen durchkreuzt werden, zur Einschränkung der Bautätigkeit und zur Preisgabe ihrer Bauprogramme zu schreiten. Unkluge Lohnherauffesungen durch manche Schlichter im Hochsommer haben eine akute Krise der Bauwirtschaft durch den Beginn schwerster Arbeitskämpfe heraufbeschworen. Die Bauunternehmer sehen sich der Möglichkeit beraubt, weitere Lohnzulagen einfach auf die Bauherren abzuwälzen und haben ihrerseits das größte Interesse daran, die ohnehin schon so geringe Bautätigkeit durch weiteres Verteuern der Bauwirtschaft noch mehr einzuschränken. Die Annahme eines im Arbeitsministerium gefällten Schiedsspruches mit weiteren, wenn auch mäßigen Lohnerhöhungen für die Bauarbeiter durch die Bauarbeitgeberverbände scheint schon über die Grenze des Tragbaren hinausgegangen zu sein. Der Kampf ist in wichtigen Bezirken bereits seit Wochen im Gang und hat zu Streiks und Aussperrung von bereits 100 000 Arbeitern geführt. Die Gesamtaussperrung im deutschen Baugewerbe steht unmittelbar bevor, und es ist keine Möglichkeit zu erkennen, sie zu vermeiden, wenn nicht die Gewerkschaften dazu bestimmt werden können, auf weitere Herauffesung der Bauhilfsarbeiterlöhne zu verzichten, gerade dieser Löhne, die für das Herauftreiben des allgemeinen deutschen Lohnniveaus immer am entscheidendsten gewesen sind. Mit dieser schweren Lohnbewegung treffen die nicht minder wichtigen Bewegungen der Bahnarbeiter und schwere Kämpfe vor allem in der sächsischen Textilindustrie zusammen.

So ist also die neue Wirtschaftskrise unmittelbar nach Verabschiedung der programmatischen Wirtschaftsgelese zunächst mit Wirtschaftskämpfen von nie dagewesener Ausdehnung begonnen, und es wird alles davon abhängen, daß das Ergebnis dieser Kämpfe nicht von vornherein zu einem vollkommenen Fehlschlag des Regierungsprogramms führt. Die Verantwortlichkeit liegt

auf der Hand und ist klar verteilt: Sie trifft die Regierung des Reiches und der Länder, die Kommunen, die Arbeitgeber und die Gewerkschaften zu gleichen Teilen. Niemand wird aus dieser Not seine Verantwortung auf den anderen abwälzen können, ohne daß die feste Grundlage für die Wirtschaftsfestlegung von vornherein erschüttert würde.

Es wird deshalb begrüßt werden müssen, daß die führenden Wirtschaftsverbände der Industrie, der Reichsverband der Deutschen Industrie und die Vereinigung der Deutschen Arbeitgeberverbände als industrielle Spitzenorganisationen sich zu dem Regierungsprogramm in klarer Form mit folgender Rundgebung an die Öffentlichkeit geäußert haben:

„Der Reichsverband der Deutschen Industrie und die Vereinigung der Deutschen Arbeitgeber-Verbände sind bereit, mit allen Kräften die Wünsche der Reichsregierung hinsichtlich der Preisgestaltung zu unterstützen. Sie halten es für erforderlich, daß die Ermäßigung der Umsatzsteuer ab 1. Oktober auf 1 Prozent in vollem Umfange in der Preisstellung auf allen Stufen der Gütererzeugung und der Güterverteilung zum Ausdruck kommt. Sie erwarten deshalb, daß die ihnen angeschlossenen Unternehmungen bei der Preiskalkulation dementsprechend verfahren.“

Auf dem Gebiete des Kartellwesens vertreten die Spitzenverbände der Industrie die Ansicht, daß unter der Voraussetzung einer gesunden und verantwortlichen Kartellpolitik Kartelle notwendig sind. Die gegenwärtige Lage verlangt von den Kartellen im besonderen Maße eine Anpassung ihrer Maßnahmen an die Erfordernisse der Gesamtwirtschaft. Überspannungen und Mißbräuche im Kartellwesen können unter keinen Umständen eine Stützung durch die Spitzenorganisationen der Industrie finden. Diese sind deshalb bereit, eine gründliche Durchprüfung der Grundlagen der Kartelle vorzunehmen und in Verbindung mit der Regierung ungesunde Erscheinungen auf dem Gebiete des Kartellwesens zu beseitigen. Die Spitzenverbände weisen in diesem Zusammenhang darauf hin, daß die von der Öffentlichkeit vielfach beklagten Erscheinungen weit weniger durch die Industrielkartelle, als durch die nichtkontrollierbaren freien Abreden und kartellähnlichen Abmachungen auf allen Gebieten des gewerblichen Lebens hervorgerufen werden.

Die genannten Spitzenverbände sehen die Möglichkeit des von der Regierung er-

strebten Erfolges nur dann, wenn auch die übrigen Berufsstände und die öffentlichen Betriebe sich dem Schritte der Industrie anschließen. Die Verringerung der Preisspanne vom Erzeuger bis zum Verbraucher muß erreicht werden.

Eine allgemeine Lohnsteigerung würde jeden Versuch eines Preisabbaues von vornherein zum Scheitern verurteilen. Die Erkenntnis muß Allgemeingut werden, daß eine Steigerung des Reallohnes durch Produktionsverbilligung und Preisfenkung wertvoller ist, als weitere nominelle Lohn-erhöhungen.

In Reich, Ländern und Gemeinden sowie bei allen Privaten muß endlich die Sparsamkeit einkehren, die die heutige Lage Deutschlands erfordert.“

Der Allgemeine Deutsche Gewerkschaftsbund hat Ende des Monats August seine diesjährige Hauptversammlung in Breslau, und es bleibt abzuwarten, welche praktische Politik er neben seinen allgemeinen sozialpolitischen Dogmen im gegenwärtigen Zeitpunkt im Rahmen der neuen Befehle und der gegenwärtigen Reichsregierung gegenüber zu verfolgen gedenkt.

Das Bestreben, die Befundung unseres Wirtschaftslebens durch Hebung des Inlandmarktes auf dem Weg über die Handelsverträge herbeizuführen, hat in den letzten Wochen weitere Fortschritte nicht gebracht, ja, es scheint fast, als wären wir hier wesentlich nachteiliger gestellt worden. Die deutsch-französischen Handelsvertragsverhandlungen sind nach wie vor, vorsichtig ausgedrückt, in der Schwebe. Die Ratifikation des Saarabkommens durch den Reichstag, auf das in der letzten Wirtschafts-rundschau schon hingewiesen ist, wird bereits als ein taktischer Fehler empfunden, weil das Abkommen den Franzosen Vorteile gegenüber der deutschen eisenerzeugenden Industrie bringen kann, die die Neigung zum Abschluß eines für uns unentbehrlichen Handelsvertrages mit Frankreich erheblich vermindert. Die spanische Regierung ist durch die Kündigung des spanischen Handelsvertrages unmittelbar nach der Ratifikation durch den Reichstag offenbar erheblich verschmupft, die deutsche Delegation ist aus Madrid abgereist, und man befürchtet für den Oktober den Beginn eines Zollkrieges mit Spanien, zum mindesten aber die Wiederin Kraftsetzung der auf einen dreifachen Zollsatz für die deutschen Waren hinauskommenden Valutazuschläge des spanischen Zolltarifes. Die italienischen Ver-

tragsverhandlungen kommen angeichts der Unklarheit über die deutsch-spanischen Handelsbeziehungen nicht recht vom Platz, weil Italien gerade auf die von uns den Spaniern namentlich beim Wein eingeräumten Vergünstigungen auf seine eigenen Weisbegünstigungsansprüche entscheidenden Wert legt. Im deutsch-polnischen Wirtschaftskrieg ist eine Einigung noch nicht abzusehen, und der deutsche Michel wird sich mit Recht fragen, ob ausgerechnet Korfanty, dieser von uns als Hochverräter gebrandmarkt, für die obererschleisschen Gütermengenverluste verantwortliche ehemalige deutsche Reichstagsabgeordnete, der ungehindert in unserem Auswärtigen Amt aus- und eingehen kann, der geeignete Vertreter ist, um die deutsch-polnischen Wirtschaftsbeziehungen zu fördern. Aber all diesen Unsicherheiten, die unseren ohnehin auf die Hälfte des Vorkriegsstandes gedrückten Export immer mehr lähmen, liegt die Erkenntnis, daß eine Förderung des deutschen Exports, eine Beseitigung der Passivität unserer Handelsbilanz, eine endgültige Festigung unserer Währung

von der Export- und Wirtschaftsseite her und damit eine Hebung deutscher Kapital- und Konsumkraft und damit deutscher Lebenshaltung unter dem Dawesplan mit seinen ungeheuren Lasten und Verpflichtungen überhaupt gar nicht möglich sein wird. Man scheint sich allmählich dem Zeitpunkt zu nähern, wo die Erkenntnis Allgemeingut wird, daß es ein außerordentlich schwerer Fehler der deutschen Wirtschaftsverbände, der Unternehmer wie der Arbeiter gewesen ist, diesem Wirtschaftsknebelungsinstrument zuzustimmen und damit den Kurpolitikern, welche die Annahme nach dem gefamten Stand unserer Außenpolitik für unumgänglich notwendig erklärten, ein wesentliches Stück der Verantwortung für das Schicksal der deutschen Wirtschaft abzunehmen.

So treten wir in den Herbst zwar mit einer zieleicheren Regierung und mit grundlegenden Wirtschaftsgesetzen, aber nicht mit fester Grundlage unter den Füßen. Die Aussicht für optimistischere Wirtschaftsberichte in der Zukunft ist leider außerordentlich gering.  
Solon.

## Literarische Neuigkeiten

Von Neuigkeiten, welche der Schriftleitung bis zum 15. des Monats zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

**Paul.** — Nordische Geschichte von Johannes Paul. Breslau 1925, Ferdinand Sirt. (3,— M.)

**Paulsen.** — Die hohe heilige Verwandlung. Gedichte von Rudolf Paulsen. 86 S. Leipzig 1925, S. Haessel. (Geb. 4,50 M., geb. 5,80 M.)

**Pelar.** — Irrtümer und Gefahren der Bodenreform von Dr. Josef Pelar. Übersetzt von Eugen Czernin. 103 S. Prag 1923, Calve'sche Universitäts-Buchhandl.

**Die Pfalz unter französischer Besatzung 1918—1924.** — Herausgegeben vom bayerischen Staatskommissar für die Pfalz. 180 S. München 1925, Süddeutsche Monatshefte.

**Pfeiffer.** — Wer lacht da? Ein Bilderbuch zur Politik Poinscarés von Richard Pfeiffer. 64 S. Darmstadt 1924, Richter.

**Pfordten.** — 1812. Historisches Drama in fünf Aufzügen von Otto von der Pfordten. 152 S. Heidelberg, Carl Winters Universitätsbuchhandlung.

**Plutarch.** — Von der Kinderzucht von Plutarch. Nach der Übersetzung von W. P. S. Seliger bearbeitet von Fritz Zahn. 25 S. München 1924, Ernst Heimeran.

**Quaas.** — Deutschland unter Militär-, Finanz- und Wirtschafts-Kontrolle von Dr. R. G. Quaas und Dr. Martin Spahn. 146 S. Berlin 1925, Stille.

## Verzeichnis der Mitarbeiter dieses Heftes:

Dr Carl E. von Loesch, Berlin. — El-Sadj Abdallah, Marokko. — Dr Werner Bergengruen, Berlin. — Professor Dr. Fritz Gräns, Frankfurt a. M. — Professor Dr. Wilhelm Rapp, Freiburg i. Br. — Hans Jüngst, Bielefeld. — Hans Christoph, Berlin. — Professor Dr. Georg Steinhäusen, Cassel. — Professor Dr. Friedrich zur Bonsen, Münster i. W. — Professor Dr. Karl E. Iander, Berlin. — Major a. D. Otto Lehmann, Berlin. — Professor Dr. Dresdner, Berlin.

Für die Schriftleitung: Werner Fiedler, Berlin-Lichterfelde.  
Verlag: Deutsche Rundschau G. m. b. H., Berlin. — Druck: Buchdruckerei des Wolfenhausen, Halle (S.)  
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist untersagt. Übersetzungsrechte vorbehalten.









UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY,  
BERKELEY

THIS BOOK IS DUE ON THE LAST DATE  
STAMPED BELOW

Books not returned on time are subject to a fine of  
50c per volume after the third day overdue, increasing  
to \$1.00 per volume after the sixth day. Books not in  
demand may be renewed if application is made before  
expiration of loan period.

SEP 25 1967

SEP 14 '67 - 3 PM

LOAN DEPT.

50m-7,'27

U. C. BERKELEY LIBRARIES



C046120320

608734

AP

30

D45

V. 204

UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY

